

„Wunsch(t)räume

Sozialpädagogisches Ortshandeln in der Arbeit mit jungen erwachsenen Wohnungslosen – auf der Suche nach Räumen der Repräsentationen“

Dissertation

zur Erlangung des akademischen Grades
eines Doktors der Philosophie (Dr. phil.)

eingereicht am gemeinsamen Promotionszentrum Soziale Arbeit der Hochschule RheinMain,
der Hochschule Fulda, der Frankfurt University of Applied Sciences und der Hochschule
Darmstadt

vorgelegt von

Klaus-Christian Engelberty (Soziale Arbeit M.A.), geb. 24.09.1973 in Mainz

Erstbetreuer: Prof. Dr. habil. Michael May
Hochschule RheinMain

Zweitbetreuer: Prof. Dr. phil. Arne Schäfer
Evangelische Hochschule Bochum

Erstgutachterin: Prof. Dr. habil. Monika Alisch
Hochschule Fulda

Zweitgutachterin: Prof. Dr. phil. Tanja Grendel
Hochschule RheinMain

Eingereicht am: 16.05.2023

Tag der Disputation: 12.10.2023

Erscheinungsort: Wiesbaden

Erscheinungsjahr: 2023

Diese Publikation ist unter folgender Creative-Commons-Lizenz veröffentlicht:



<http://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Vorwort

Die vorliegende Arbeit entstand während meiner Tätigkeit als Sozialarbeiter bei einem diakonischen Träger. Sie wurde im September 2023 am hochschulübergreifenden Promotionszentrum Soziale Arbeit angenommen. Seit meinem grundständigen Studium der Sozialen Arbeit Mitte der 1990er Jahre begleitet mich das Thema Wohnungs- bzw. Obdachlosigkeit in fachlichen Zusammenhängen auf vielfältige Art und Weise. Die Lebenswelten der jungen erwachsenen Wohnungslosen haben mich als Sozialarbeiter besonders beschäftigt, da die jungen Menschen häufig zwischen den unterschiedlichen Hilfesystemen hin- und hergeschoben werden, aus den bestehenden Unterstützungsangeboten herausfallen und es zuweilen scheint, dass sie von der Gesellschaft aufgegeben worden sind.

Die Möglichkeit, dieses Thema wissenschaftlich im Rahmen einer Promotion zu bearbeiten, war für mich eine Herausforderung und persönliche Bereicherung zugleich. Den Menschen, die mich in vielfältiger Art und Weise unterstützt haben, möchte ich an dieser Stelle ganz herzlich danken.

Ich danke zunächst Prof. Dr. habil. Monika Alisch und Prof. Dr. habil. Michael May für ihre lebendige Lehre und praxisnahe Bildung im berufs begleitenden Masterstudiengang Soziale Arbeit mit dem Schwerpunkt Sozialraumentwicklung und –organisation, der für mich eine Bereicherung neben der praktischen Arbeit war und mich dazu ermutigt hat, dieses Promotionsvorhaben anzugehen.

Mein besonderer Dank gilt meinem Betreuer Prof. Dr. habil. Michael May, für seine hervorragende Unterstützung und sein persönliches Engagement bei der Betreuung dieser Arbeit. Durch seine konstruktiven Anmerkungen und Hinweise sowie seine jederzeitige Diskussionsbereitschaft hat er maßgeblich zum Gelingen dieser Arbeit beigetragen. Darüber hinaus hat er mich auch über viele Jahre hinweg begleitet und unterstützt. Letztlich habe ich es ihm zu verdanken, dass ich überhaupt promoviert habe.

Ganz herzlich bedanken möchte ich mich bei Prof. Dr. habil. Monika Alisch und bei Frau Prof. Dr. phil. Tanja Grendel für die Übernahme der beiden Gutachten und die Bereitschaft sich durch die vorliegende Dissertation zu arbeiten.

Ebenfalls bedanken möchte ich mich bei Herrn Prof. Dr. Arne Schäfer für die freundliche Übernahme der Zweitbetreuung.

Herzlichen Dank auch an Frau Prof. Dr. Lotte Rose für die Übernahme des Vorsitzes der Prüfungskommission, sowie Herrn Prof. Dr. Henning Daßler für das Mitwirken in der Prüfungskommission.

Die Realisierung meines Promotionsvorhabens wäre ohne die beiden Träger des Projektes Dock#30 nicht möglich gewesen. Hier gilt mein Dank dem Leiter der Regionalen Diakonie Groß-Gerau/Rüsselsheim, Lucian Lazar, und dem Geschäftsführer der SPV Gemeindepsychiatrische Angebote gGmbH, Siegfried Schwaab. Ihnen möchte ich, ebenso wie den beiden Bereichsleitungen Ulrike Schilpp und Willi Opp, für den fachlichen Austausch und die kritischen Diskussionen danken. Besonders Lucian Lazar hat mich in meiner Zeit bei der Diakonie stets unterstützt und ist mir ein guter Freund geworden.

Weiterhin möchte ich mich bei den Fachkräften des Projektes Dock#30 bedanken, insbesondere bei Leonie Benkelberg, Michèle Klodt, Sigrid Marksteiner und Lorenz Mühlbauer, für die Unterstützung bei der Durchführung meiner Forschung, die Herstellung der Kontakte und die Möglichkeit, in das Projekt einzutauchen.

Nicht zuletzt möchte ich mich ganz herzlich bei den Bewohnerinnen und Bewohnern bedanken, die das Projekt Dock#30 genutzt haben und nutzen und mir als Interviewpartner:innen zur Verfügung standen. Ich habe viel über die Lebenswelten derjenigen erfahren, mit denen ich sprechen durfte. Durch ihre Offenheit und ihr Vertrauen ermöglichten sie überhaupt erst diese Untersuchung.

Vielen Dank auch an Genya Bieberbach für das Lektorat und die interessanten fachlichen Gespräche, die wir während dieser Zeit geführt haben.

Schließlich möchte ich mich auch bei meiner Frau Julia und meinem Sohn Niklas bedanken für ihre Unterstützung, aber vor allem auch dafür, dass sie mir stets vor Augen führen, was wirklich wichtig ist im Leben.

Abstract

Wohnungslosigkeit bei jungen erwachsenen Wohnungslosen ist kein Randphänomen, sondern eine Lebensrealität vieler Menschen, die zwischen 18 und 27 Jahren alt sind, teilweise aber auch noch minderjährig. Häufig haben diese jungen Menschen bereits Erfahrungen mit dem Hilfesystem gemacht, vorrangig mit der Jugendhilfe, aber auch der Eingliederungshilfe, Wohnungslosenhilfe, Psychiatrie und Straffälligenhilfe. Unterstützungsangebote der Jugendhilfe stehen häufig nicht oder nicht mehr zur Verfügung oder werden nicht angenommen. Die Lebenswelten der jungen erwachsenen Wohnungslosen ist bisher nur wenig erforscht. Untersuchungen zu diesem Phänomen basieren meist auf Befragungen von Expert:innen und Vertreter:innen des Hilfesystems. Die vorliegende Arbeit nimmt daher die Perspektive der betroffenen jungen erwachsenen Wohnungslosen in den Fokus. Ausgehend von Interviews soll aus Adressatensicht herausgearbeitet werden, ob die bestehenden Angebote aus Nutzer:innensicht adäquate Unterstützung bieten bzw. welche Angebote stattdessen geschaffen werden müssten, damit sich die jungen Menschen sozialen Raum in angemessener Weise aneignen können, abhängig von ihren Kompetenzen, Ressourcen und Fähigkeiten. Ein wichtiger Aspekt bei der Fragestellung sind die Homogenitätsvorstellungen in der Sozialen Arbeit. Während diese darauf abzielen, dass eine gewisse Normalität weitestgehend wiederhergestellt wird, so geht es bei der vorliegenden Untersuchung aber auch gerade darum, *die* Räume herauszuarbeiten, die gegebenenfalls die Ordnung der gesellschaftlichen Werte und Normen unterlaufen oder diesen entgegenstehen. Soziale Arbeit hat die Aufgabe, Räume zu eröffnen und Aneignung zu ermöglichen, kann diese aber auch verhindern. Eingebettet ist die Untersuchung in ein Projekt für junge wohnungslose Menschen, die an der Grenze zwischen Jugendhilfe und der Eingliederungshilfe stehen. Ziel der vorliegenden Untersuchung soll sein, die Lebenswelten der jungen erwachsenen Wohnungslosen zu betrachten, Konstruktionsprozesse der Raumaneignung zu beschreiben sowie ihre jeweiligen Inszenierungen und Darstellungen zu erkennen. Es geht vor allem darum, Erfahrungen und Orientierungen der Teilnehmenden zu rekonstruieren, die im Rahmen des Projektes teilnehmen.

Abstract

Homelessness among young adult homeless people is not a marginal phenomenon, but a reality of life for many people, who are between 18 and 27 years old, some of whom are also minors. Often these young people have already had experience with the help system, primarily with youth welfare, but also with integration assistance, assistance for the homeless, psychiatry and delinquent assistance. Youth welfare support services are often not or no longer available or are not accepted by the young people. There has been little research into the lives of young homeless adults. Studies into this phenomenon are mostly based on surveys of experts and representatives of the help system. This work therefore focuses on the perspective of the affected young adult homeless people. Based on interviews, the aim is to work out from the recipient's perspective whether the existing offers supply adequate support from the user's perspective or which offers should be created instead so young people can appropriately appropriate social space, depending on their skills, resources and abilities. An important aspect of the question is the idea of homogeneity in social work. While these aim to restore a certain normality as much as possible, the present study is also about identifying *those* spaces that may undermine or contradict the order of social values and norms. Social work has the task of opening up spaces and enabling appropriation, but it can also prevent this. The study is embedded in a project for young homeless people who are on the border between youth welfare and integration assistance. The aim of the present study is to look at the liveworld of young homeless adults, to describe the construction of appropriating space and to recognize their respective stagings and representations. It's all about to reconstruct the experiences and orientations of the participants who take part in the project.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	13
2. Fragestellung und Zielsetzung der Untersuchung	17
3. Methodischer Ansatz	22
4. Aufbau der Arbeit	25
I. Um wen geht es überhaupt? Jung, ohne Wohnung und ausgeschlossen	28
1. Aktueller Forschungsstand zum Thema	28
1.1. Ursachenforschung.....	28
1.2. Ethnographische Untersuchungen in Deutschland.....	31
1.3. Gesundheit und Gesundheitsversorgung wohnungsloser Menschen.....	36
1.4. Sozialpädagogisches Erkenntnisinteresse.....	38
1.5. Aneignung von Räumen durch wohnungslose Jugendliche und junge Erwachsene..	43
2. Was will ich mit meinem Beitrag?	45
2.1. Sozialwissenschaftliche Relevanz und zu erwartende wissenschaftliche Kenntnis.....	45
3. Theorien und Begriffe, auf die Bezug genommen werden soll	47
3.1. Zielgruppe der vorliegenden Untersuchung.....	48
3.1.1. Das Problem des Begriffs „Junge Wohnungslose“.....	48
3.1.2. Historische Heranführung an das Thema jugendliche Obdachlosigkeit und den Begriff der Straße.....	50
3.1.3. Straßenkinder, Straßenjugendliche und Straßenkarrieren.....	52
3.1.4. Kinder und Jugendliche in besonderen Lebenslagen.....	55
3.1.5. Entkoppelte, Care-Leaver, Grenzgänger, NEETs und weitere <i>Kunstfiguren</i>	59
3.2. Armutforschung in Deutschland.....	71
3.2.1. Individualisierung unserer Gesellschaft.....	79
3.2.2. Neue Armut.....	85
3.2.3. Zwei-Drittel-Gesellschaft.....	87
3.2.4. Neue Unterschicht.....	88
3.2.5. Armut und Entfremdung.....	93
3.2.6. Armut als soziales Problem.....	93
3.3. Wohnungslos oder Obdachlos.....	94
3.4. Exkurs: Exklusion und der Ausschluss aus dem Hilfesystem.....	96

3.4.1. Bedeutung für die Soziale Arbeit.....	106
3.4.2. Ausgrenzung und die Bedeutung für die (Mehrheits-)Gesellschaft.....	109
3.5. Conclusio.....	110
II. Theorien, auf die Bezug genommen wird.....	113
1. Hinführung zu den zugrundeliegenden Theorien.....	113
2. Gesellschaftlicher Raum.....	123
2.1. Veränderung von Raumkonzepten.....	124
2.2. LÖW und WEICHHART als Brücke zu LEFEBVRE.....	129
3. LEFEBVREs Raumsoziologie.....	135
3.1. Die Stadt als Ausgangspunkt der urbanen Revolution.....	144
3.2. Praxis und Produktion	150
3.3. Der Alltag als Kristallisationspunkt	153
3.4. Die Urbanisierung und die urbane Gesellschaft	158
3.5. Die Entwicklung der Stadt	162
3.6. Die Ordnung der gesellschaftlichen Wirklichkeit.....	168
3.7. Die Zentralität der Stadt und die Totalität	173
3.8. Die Produktion des Raumes.....	180
3.9. Dialektik	183
3.10. Die drei räumlichen Begriffe nach LEFEBVRE	188
3.10.1. Die räumliche Praxis	189
3.10.2. Die Repräsentationen des Raumes.....	192
3.10.3. Räume der Repräsentationen.....	194
3.11. Grundlegende Schwierigkeiten zwischen den beiden Begriffstriaden	199
3.12. Die Produktion des Raumes als Prozess.....	201
3.13. Raum als historisches Produkt.....	202
3.13.1. Vom absoluten zum abstrakten Raum.....	202
3.13.2. Der abstrakte Raum.....	205
3.13.3. Der differentielle Raum.....	211
3.14. Die Geschichte des Raums als Übergang.....	215
3.15. Die Urbanisierung und das Ende der Geschichte.....	216
3.16. Zeit und Gesellschaft.....	217

3.17. Die Widersprüche der Produktion des Raumes und die damit einhergehenden Beeinflussungen der drei Dimensionen.....	218
3.18. Zusammenfassend.....	222
4. Das zweistufige Gesellschaftsmodell nach HABERMAS.....	226
4.1. Lebensweltbegriff nach HUSSERL.....	228
4.2. Lebensweltbegriff nach SCHÜTZ.....	230
4.3. Lebensweltbegriff bei HABERMAS.....	232
4.3.1. MEADs Symbolischer Interaktionismus.....	232
4.3.2. DURKHEIMs Kollektivbewusstsein.....	237
4.3.3. Synthese der beiden Ansätze.....	239
4.3.4. HABERMAS' Lebensweltbegriff	243
4.3.5. Kolonialisierung der Lebenswelt und dramaturgisches Handeln.....	253
4.3.6. HABERMAS' Gesellschaftsmodell als Hintergrund.....	260
5. Raumaneignung	261
5.1. Aneignung von (Sozial-)Raum.....	263
5.2. Öffentlicher, halböffentlicher und privater Raum.....	265
5.3. Gegenkulturelle Räume	271
5.4. Verhinderung von Aneignung.....	272
6. WINKLERs sozialpädagogisches Ortshandeln.....	273
6.1. Subjektentwicklung bei WINKLER	276
6.2. Die Modi der Differenz	278
6.3. Kategorien nach MENNO BAUMANN.....	289
6.4. Ort und Subjekt als Gegenstand der Sozialpädagogik?	292
6.5. Einwirkungen und Impulse	296
6.6. „Vom Handeln in der sozialpädagogischen Situation“	302
6.7. WINKLERs Ortshandeln und der Capabilities Approach	306
6.8. Subjekt und Ort im Dialogischen Passungsverhältnis	309
7. Synthese der Ansätze.....	312
8. Entfremdung als Klammer.....	319
8.1. Von ROUSSEAU über HEGEL zu MARX.....	323
8.2. Von SIMMEL zu WEBER.....	331

8.3. Entfremdung bei LEFEBVRE	335
8.4. Entfremdung und Verdinglichung bei HABERMAS.....	340
8.5. Aneignung und Entfremdung.....	345
8.6. Entfremdung bei WINKLER	346
8.7. Entfremdung als Gegenstand Sozialer Arbeit.....	348
8.8. Entfremdung bei jungen erwachsenen Wohnungslosen.....	350
III. Evaluationsteil.....	354
1. Einführung in die Empirie.....	354
1.1. Zweck der Evaluation.....	354
1.2. Inhalt und Aufbau der Studie	355
2. Evaluationsgegenstand und Konkretisierung der Fragestellung.....	358
2.1. Evaluationsgegenstand.....	358
2.2. Ziele des Projektes Dock#30.....	359
2.3. Beschreibung der Projektaktivitäten	360
2.4. Kontext	361
2.5. Zielgruppe des Projektes Dock#30.....	363
2.6. Struktur des Projektes Dock#30.....	364
2.7. Konkretisierung der Fragestellung	367
2.8. Klärung der zur Beantwortung der Fragen benötigten Information	368
3. Darstellung des Evaluationsdesigns, der Erhebungs-, Auswertungs- und Bewertungsverfahren.....	369
3.1. Vorgehen und Design	369
3.2. Erhebungsverfahren, sowie Methoden, Instrumente und Rahmenbedingungen.....	369
3.3. Feldzugang	373
3.4. Datenschutz, Anonymisierung und Pseudonymisierung.....	375
3.5. Durchführung (Covid beschränkende Einflüsse)	375
3.6. Methoden der Auswertung	378
3.7. Verfahren der Bewertung	381
4. Ergebnisse.....	382
4.1. Zusammenfassung der Untersuchungsergebnisse	382
4.2. Darstellung der Ergebnisse	385

4.2.1. Fallsteuerungskonferenzen im Spannungsfeld zwischen Maßnahmenzentrierung und Personenzentrierung.....	385
4.2.2. Unterschiedliche Nutzung der Einrichtung – Möglichkeitsraum vs. Durchgangsstation.....	400
4.2.2.1. Dock#30 als Durchgangsstation.....	402
4.2.2.2. Dock#30 als unterstützendes Angebot.....	406
4.2.3. Rauman eignung durch die jungen erwachsenen Wohnungslosen (Aktorsinn)...	408
4.2.3.1. Verhinderung von Aneignung durch „Raumwärter*innen“.....	410
4.2.3.2. Kolonialisierung der Lebenswelten durch das System und die Subsysteme.....	415
4.2.3.3. Repräsentationen der Räume und Selbstinszenierungen.....	419
4.2.3.4. Gelingende Aneignung – im Gegensatz zu konventionellen Ansichten.....	426
4.2.3.5. Aktionssinn als erweitertes „Fallverstehen“.....	430
4.3. Reichweite und Interpretation der Ergebnisse.....	431
5. Kategorien der Nutzenden in Anlehnung an vorhandene Muster.....	432
5.1. Interaktionsmuster nach RÄTZ-HEINISCH.....	432
„Und hier sind die wirklich auf, aktiv auf mich zugegangen und, äh, dann haben wir irgendwas am Tag unternommen, dass das, ja, dass ich aus dieser Krise rauskomm.“ – Alex.....	434
„Und wenn Du aber davor einfach nur Bescheid gibst, zum Beispiel, ich bin einfach nur mal diese Zeit weg und dann sagen die, ja, okay, das ist nicht schlimm und dann kannst Du auch gehen, egal wie lange...“ – Damian.....	436
„Ich muss wieder lernen, mit Menschen zu leben...“ – Mischa.....	440
5.2. Kategorien nach MENNO BAUMANN.....	441
„...ich konnte seine Mimik absolut nicht lesen und ich hatte immer das Gefühl, dass er mich nicht mag.“ – Leon.....	442
„...die erfindet... und das Beste ist, die erfindet etwas, was man nicht beweisen kann [...] manche Betreuer sind hier übelst blind.“ – Nils.....	445
„Als ich bei meiner Mutter gewohnt habe, war das eine Zeit so, dass ich relativ oft derjenige war, der den Krankenwagen angerufen hat oder musste“ – Axel.....	447
6. Schlussfolgerungen und Empfehlungen: Was es stattdessen bräuchte... ..	449
6.1. Bewertungen des Projektes Dock#30	451
6.2. Empfehlungen.....	452
6.2.1. Anregung zu veränderten Rahmenbedingungen der Fallsteuerungskonferenz..	453
6.2.2. Partizipative Gestaltung der Maßnahmen und Angebote.....	461
6.2.3. Akzeptierende Haltung.....	462

6.2.4. Subjektorientierung statt Maßnahmenzentrierung (Bedürfnisse statt Bedarfe)..	464
6.2.5. Fallverstehen.....	466
6.2.6. Kreative Angebote und alternative Konzepte.....	467
6.2.7. MANNONI, MAKARENKO und die Anerkennung alternativer Lebensentwürfe..	472
6.2.8. Zeit... -.....	473
Was bleibt?.....	476
Literaturverzeichnis.....	479
Anhang.....	509
1. Dock#30 als Melde- bzw. Postadresse.....	509
1.1. <i>„Dass ich doch noch mal was geschafft habe“</i> – Karol.....	509
1.2. <i>„...mir ein bisschen mehr in den Arsch treten können!“</i> – Jürgen.....	512
1.3. <i>„Normalerweise verlasse ich mich nicht auf andere...“</i> – Frank.....	516
1.4. <i>„...man kann zwar weinen als Mann und so – aber das macht man nicht...“</i> – Ralph.....	519
2. Dock#30 als Möglichkeitsraum.....	522
2.1. <i>„Okay, jetzt weiß ich, dass ich ein Versager gerade bin und Du keine Hoffnung in mir siehst. Ja, schön für Dich“</i> – Ben.....	522
2.2. <i>„Dass ich erstmal mein eigenes Leben aufbau, bevor ich versuche, das Leben von ner anderen Person noch mitzuführen“</i> – Jonathan.....	526
2.3. <i>„Da war ich komplett perspektivlos und da war ich wirklich sehr nahe davor, die Entscheidung zu treffen, gar nicht mehr gar nicht mehr weiterzumachen.“</i> – Axel.....	528
2.4. <i>„... ich schmeiß meine Ausbildung hin, zieh aus meiner Wohnung aus und fahr zu meinem Vater“</i> – Salvatore.....	533
3. Verhinderung von Aneignung durch „Paternalismus“.....	536
3.1. <i>„...ich hab unglaublich viel zu machen so, und deswegen brauch ich wirklich Seriosität, wenn ich mit den Mitarbeitern spreche“</i> – Julius.....	536
3.2. <i>„...ich würde sagen, die Betreuer dort, haben, ähm, an Stellen Probleme gesucht, wo es eigentlich keine gibt...“</i> – Arthur.....	541
3.3. <i>„...wo ich dann noch unter achtzehn war, da hieß es halt, ich muss auf die hören immer, ne, weil und dann hieß es immer [...] dann sagen die’s dem Jugendamt“</i> – Madeleine.....	545
4. Kolonialisierung der Lebenswelten durch das System und dessen Subsysteme..	549
4.1. <i>„...die haben gemeint, dass ich mich nicht um mich selbst kümmern kann...“</i> – Marion.....	549
4.2. <i>„... ich wurde rausgeschmissen, weil die Aussage war, dass, ähm, sie nicht autor... autorisiert sind, ähm, mir die Hilfe zu geben, die ich brauche...“</i> – Robert.....	554

5. Repräsentationen und Selbstinszenierungen.....	557
5.1. „Ja, ich hab wirklich, also ich hab viel mit den Bewohnern geredet. Ich hab sie, den Bewohnern gesagt, nutzt die Chance nicht aus, sondern nutzt sie...“ – Katja.....	557
5.2. „Man muss sich erst einen Namen machen, bevor man von anderen akzeptiert wird [...] weil [...] auf der Straße gibt es ein Netzwerk, von dem der Rest der Welt keine Ahnung hat.“ – Kevin.....	561
5.3. „Ich will ja auch irgendwann mal was bieten können. Meinem Bruder, meinen Eltern...“ – Achim.....	564
5.4. „...ich bin so ein Mensch, wenn ich ausrast, hab ich den Tunnelblick und ich weiß nicht mehr, was ich mach...“ – Mark.....	5700
6. Gelingende Aneignung – im Gegensatz zu konventionellen Ansichten	575
6.1. „... heute zieh ich aus. Ich gehe in so ein Garten... quasi ne Gartenhütte“ – Maria..	575
6.2. „...und, äh, sie akzeptiert es halt so. Sie ist auch nicht begeistert, ihr wär's lieber, wenn ich auch arbeiten gehen würde und sowas...“ – Tobi.....	578
6.3. „Wer weiß bei mir? Bei mir ist wie bei ner offenen Tür. Tag der offenen Tür“ – Jamie.....	581

1. Einleitung

Immer mehr Jugendliche und junge Erwachsene leben in Deutschland auf der Straße und gelten als obdachlos oder wohnungslos. Es gibt unterschiedliche Begriffe, mit denen das Phänomen der jungen Menschen zu erfassen versucht wird, die keinen festen Wohnsitz haben: Mal werden sie als „Straßenkinder“, mal als „Jugendliche in besonderen Lebenslagen“ oder als „Ausreißer*innen“ bezeichnet, als wohnungslos, obdachlos oder nichtsesshaft, als „Treibegänger“ oder als „Verwahrloste“. Laut Aussage einer Untersuchung des *Deutschen Jugendinstituts* (DJI) verändere sich der Lebensmittelpunkt „einer steigenden Anzahl junger Menschen weg von ‚Normalitätslebensverhältnissen‘ hin zu einem Leben auf der Straße“ (Mücher 2010: 11). Nach einem Bericht der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe (BAGW) waren im Jahr 2018 rund 678.000 Menschen in Deutschland ohne Wohnung (BAGW 2019).¹ Darunter 41.000 Menschen, die ohne jegliche Unterkunft auf der Straße lebten. Acht Prozent der Wohnungslosen seien nach Angaben der BAGW minderjährig; in absoluten Zahlen bedeutet dies knapp 19.000 Jugendliche und junge Erwachsene, die wohnungslos sind. Die Hauptgründe für Wohnungs- bzw. Obdachlosigkeit sind nach Aussage von Werena Rosenke, Geschäftsführerin der BAGW, ein unzureichendes Angebot an bezahlbarem Wohnraum, der Rückgang des Sozialwohnungsbestandes und die Verfestigung von Armut (vgl. ebd.).

Die Gründe, warum Jugendliche und junge Erwachsene die Obdach- bzw. Wohnungslosigkeit als eine für sie sinnvolle Handlungsalternative wählen, sind sehr unterschiedlich: Fehlende Bildungschancen, mangelnde Integration in den Ausbildungs- und Arbeitsmarkt, Armut in der Herkunftsfamilie, fehlende stabile Netzwerke sozialer Beziehungen, Gewalt- und Missbrauchserfahrungen innerhalb der Familie oder Suchtmittelgebrauch (vgl. Buchholz 1998; Wallner 2010; von Paulgerg-Muschiol 2009), um nur einige zu nennen. Aber unabhängig davon, ob die Ursachen im familialen, im ökonomischen Bereich oder in der schulischen und beruflichen Sozialisation zu suchen bzw. zu finden sind, ist wohl allen Jugendlichen und jungen Erwachsenen gemein, dass sie äußerst belastende Situationen zu Hause ertragen mussten (vgl. Straßenkinderreport).

Armut von Kindern und Jugendlichen ist ein Thema, das in Deutschland seit Jahrzehnten ein ernst zu nehmendes Problem darstellt, für das es aber nach wie vor keine Lösung zu geben scheint. Aktuelle sozialpolitische Diskussionen zu einer Kindergrundsicherung, einer Erhöhung des Kindergeldes oder ähnliche Ansätze haben noch nicht dazu geführt, dass Kinderarmut spürbar reduziert werden konnte. Vielmehr steigt die Armutsgefährdung von Kindern

¹ Hierbei handelt es sich um die Jahresgesamtzahl an Menschen ohne Wohnung in Deutschland im Laufe des Jahres 2018. Darunter befanden sich 441.000 als wohnungslos anerkannte Geflüchtete.

und Jugendlichen sowie jungen Erwachsenen seit Jahren an. Nach Angaben des WSI-Kinderarmutsberichtes² stieg die Zahl armer Kinder in Deutschland im Jahr 2016 um 77.000 Kinder auf 2,55 Millionen Kinder an. Der Paritätische Wohlfahrtsverband kommt nach Auswertung des Mikrozensus des Statistischen Bundesamtes zu einem ähnlichen Ergebnis: Demnach seien 2,5 Millionen Kinder von Armut betroffen, wobei vor allem Alleinerziehende und Familien mit drei und mehr Kindern besondere Risikogruppen darstellten. Somit ist jedes fünfte Kind in Deutschland von Armut bedroht oder betroffen³. Der 15. Kinder- und Jugendbericht der Bundesregierung⁴ widmet sich dem Thema „Armutrisiken“ und weist darauf hin, dass gerade junge Erwachsene an den Übergängen zwischen Schule und Berufsausbildung oder Studium sowie in Phasen der Erwerbslosigkeit besonders häufig von der Gefahr betroffen seien, die Armutsgrenze zu unterschreiten.⁵ So gilt auch hier jeder fünfte junge Mensch zwischen 18 und 25 Jahren als von Armut bedroht.

Jedoch nicht nur sozial benachteiligte Jugendliche laufen Gefahr in die Obdach- oder Wohnungslosigkeit abzurutschen: Manchmal reichen auch schon die *normalen* Anforderungen, die an das Heranwachsen gestellt werden. Viele Jugendliche scheitern im Übergang zum Erwachsensein. In den vergangenen Jahrzehnten hat sich ein gesellschaftlicher Wandel vollzogen, der mit Prozessen der *Ent-Standardisierung* und *Ent-Grenzung* einhergeht. Für junge Menschen, die an diesen Übergängen stehen, ergeben sich einerseits zwar Chancen und Freiräume, aber auch Risiken und Anforderungen: Sie müssen ihr Leben aktiv gestalten, indem sie auf Grundlage ihrer Ressourcen und Kompetenzen Entscheidungen treffen und Risiken eingehen, um den Maximen der Arbeits- und Berufswelt entsprechen zu können. Hierfür benötigen sie einerseits primäre Ressourcen, die über Institutionen wie Familie, Freunde, Nachbarschaftsmilieu oder Peergroups bereitgestellt werden, aber auch sekundäre Ressourcen, wie sie über Bildungseinrichtungen, Träger der Jugendhilfe, Arbeitsagenturen, Jobcenter oder Betriebe angeboten werden. Sind die jungen Menschen von institutionellen Entkopplungsprozessen betroffen, spricht man auch von der „Disconnected Youth“, von den sog. *Entkoppelten Jugendlichen* oder den *NEETs.*, von Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die „not in Education, Employment oder Training“ sind. Diese Personengruppe befindet

² III. WSI-Kinderarmutsbericht, hg. von Eric Seils und Jutta Höhne im Auftrag des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Instituts (WSI) der Hans-Böckler-Stiftung, April 2017, abrufbar unter: https://www.boeckler.de/pdf/wsi_vm_kinderarmut_2015.pdf.

³ Menschenwürde ist Menschenrecht. Bericht zur Armutsentwicklung in Deutschland 2017, hg. vom Paritätischen Gesamtverband, abrufbar unter: https://www.armutskongress.de/fileadmin/files/Dokumente/AK_Dokumente/armutsbericht-2017.pdf

⁴ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder –und Jugendhilfe in Deutschland - 15. Kinder- und Jugendbericht der Bundesregierung, Deutscher Bundestag Drucksache 18/11050 vom 1.2.2017, abrufbar unter <https://www.bmfsfj.de/blob/115438/d7ed644e1b7fac4f9266191459903c62/15-kinder-und-jugendbericht-bundestagsdrucksache-data.pdf>.

⁵ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 15. Kinder- und Jugendbericht, S. 160.

sich weder in Schule, Ausbildung oder Erwerbsarbeit, noch bezieht sie kontinuierlich Transferleistungen.

Sind junge Menschen von Obdach- oder Wohnungslosigkeit betroffen, so stellt diese Lebensform möglicherweise eine Bewältigungsstrategie von Problemen dar, die ihnen ausweglos erscheinen (vgl. Wallner 2010). Die Straße als Lebensmittelpunkt kann aus subjektiver Sicht als sinnhafte Alternative zu dem Leben in der Herkunftsfamilie oder Einrichtungen der Jugendhilfe angesehen werden, auch wenn uns das vor dem Hintergrund unserer Normalitätsvorstellungen nur schwer nachvollziehbar erscheinen mag. Allerdings weist CLAUDIA WALLNER (2010) darauf hin, dass man dies nicht als selbst gewählten Zustand begreifen sollte, sondern als Möglichkeit, mit dem eigenen Leben fertig zu werden.

Viele dieser Jugendlichen haben bereits Erfahrungen mit der Jugendhilfe gemacht, von Hilfen zur Erziehung über ambulante Maßnahmen bis hin zu Unterbringungen in Wohngruppen, psychiatrischen oder geschlossenen Einrichtungen. Wenn Jugendliche eine oder mehrere Maßnahmen abgebrochen haben, gibt es von Seiten der Jugendhilfe oft wenig Bereitschaft, eine weitere Maßnahme durchzuführen. Die Anforderungen der Hilfepläne überfordern die Jugendlichen und jungen Erwachsenen auch teilweise: Hohe Erwartungen seitens der Jugendämter und Einrichtungen bzw. Maßnahmen in relativ kurzer Zeit sind für die betroffenen Personen nicht oder kaum zu erfüllen, entsprechen sie doch auch häufig nicht dem Willen des betroffenen Menschen. Die Jugendlichen und jungen Erwachsenen werden aufgegeben: von den Eltern, dem sozialen Umfeld und schließlich von der Jugendhilfe. Gleichzeitig gibt es aber auch junge Erwachsene, die nach einer solchen „Jugendhilkarriere“ für Leistungen der Jugendhilfe nicht mehr zugänglich sind, diese sogar rundweg ablehnen (vgl. Berger 2011). Das Leben in Wohngruppen und geschlossenen Einrichtungen wird als Einsperren empfunden. Es kommt zur Missachtung von Regeln, Konflikten mit anderen Jugendlichen und Betreuungspersonen, was schließlich zu Maßnahmenabbrüchen seitens der Jugendhilfeträger oder zum Weglaufen der jungen Menschen führt. Als Alternative bleibt das „Couchsurfen“ bei Freunden und Bekannten, es kommt zu Berührungspunkten mit der Straßenszene.

Der anschließende Weg in die Wohnungslosigkeit vollzieht sich meist schleichend (vgl. Buchholz 1998: 25). Nach dem Auszug bzw. dem Rauswurf aus dem Elternhaus oder einer Jugendhilfemaßnahme schlüpfen die Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen häufig bei Bekannten und Freunden unter, bis dieser Umstand nicht mehr tragfähig ist. Schließlich landen sie auf der Straße. Dies sollte aber nicht mit der Unfähigkeit junger Menschen, ihr eigenes Leben nicht bewältigen zu können, begründet werden; es ist auch die fehlende Kooperation und Vernetzung der Systeme untereinander. Das Deutsche Jugendinstitut spricht von

hierarchischen Strukturen, die zusehends härter würden, von absoluter Gleichgültigkeit und Konkurrenz der Jugendlichen untereinander sowie einer gegenseitigen Ausbeutung und wachsender Brutalität (DJI 1995: 141). Häufig nutzen diese Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen Angebote der bestehenden Wohnungslosenhilfe. Die Mitarbeiter*innen in diesen Institutionen sind jedoch oft mit der Situation und den jungen Erwachsenen überfordert. Es gibt Probleme, die vielfach auf generationale Konflikte zurückgeführt werden können. Streit zwischen älteren und jüngeren Besuchern, illegale Drogen, minderjährige Freundinnen, Konflikte mit Polizei und Ordnungsamt. Diese Phänomene stellen die Mitarbeiter*innen in den Einrichtungen vor Herausforderungen, die es zu bewältigen gilt. Häufig ist eine gewisse Ohnmacht spürbar, da die Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit bisherigen Konzepten nicht erreicht werden können. So werden Hausverbote ausgesprochen, die Adressaten werden in der Folge häufig zwischen Jugendhilfe, Eingliederungshilfe, Psychiatrie und Straffälligenhilfe „verschoben“, da die Zuständigkeit nicht klar gegeben ist. HANNA PERMIEN spricht von jungen Menschen, die so „riskant agieren, dass keiner sie mehr haben will“ (Permien in Schwabe/Stallmann/Vust 2013: 13).

Problematisch ist hierbei vor allem die besondere Behandlung von jungen Menschen unter 25 Jahren im Rahmen des SGB II: Grundsätzlich haben diese bei den Eltern zu leben. Ein Auszug aus dem elterlichen Haushalt ist gemäß § 22 Abs. 5 SGB II nur mit Zustimmung des Jobcenters möglich. Gründe für einen Auszug sind „schwerwiegende soziale Gründe“, „die Eingliederung in den Arbeitsmarkt“ oder „sonstige, ähnliche schwerwiegende Gründe“ (vgl. SGB II § 22 SGB II, Abs. 5, Nummern 1ff.). Gleichzeitig erhielten unter 25-jährige Hilfebedürftige auch nur einen verminderten Regelbedarf in Höhe von zurzeit 402 bzw. 420 Euro (gemäß SGB II § 20 Abs. 2 Satz 2, Nummern 1 bzw. 2). Mit Einführung des Bürgergeldes zum 01.01.2023 hat sich der Regelbedarf auf 502 Euro (stand Januar 2023) erhöht; weiterhin gilt allerdings, dass ein Auszug aus dem Elternhaus nur möglich ist, wenn besondere soziale Gründe vorliegen oder eine Ausbildung begonnen wird. Was unter schwerwiegenden sozialen Gründen zu verstehen ist, wird in einer Einzelfallentscheidung getroffen; es sind hier vor allem schwerwiegende Störungen der Eltern-Kind-Beziehung, Gefährdung des körperlichen, geistigen oder seelischen Wohls des Hilfebedürftigen, unzumutbare Platzverhältnisse in der elterlichen Wohnung oder die Gründung einer eigenen Familie, die zu einem Auszug führen können. Dies stellt aber eine hohe bürokratische Hürde für die jungen Menschen dar, die sich in krisenhaften Situationen befinden. Stellungnahmen von Ärzten, Psychologen oder Ämtern vorzuweisen, erscheint kaum bewältigbar. Stattdessen werden sie aus der elterlichen Wohnung rausgeworfen oder verlassen diese dann freiwillig, wenn die Lebensumstände für sie nicht mehr tragbar sind.

Es gibt viele Untersuchungen auf dem Gebiet der sozialwissenschaftlichen Forschung zur Situation junger erwachsener Menschen, die von Wohnungs- bzw. Obdachlosigkeit betroffen sind. Die Fragestellungen, die diesen Untersuchungen zugrunde liegen, sind sehr unterschiedlich, allerdings ist ihnen meist eine Sache gemein: Sie untersuchen die Situation der Menschen aus Sicht der Organisationen bzw. Professionen, die sich mit der Zielgruppe beschäftigen. Die Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen selbst werden nur in sehr wenige Untersuchungen eingebunden; dann aber auch häufig nur mit Fragestellungen nach der Entstehung und den Verläufen von Obdach- bzw. Wohnungslosigkeit. Im Gegensatz zu diesen Ansätzen möchte die vorliegende Untersuchung herausfinden, wie junge erwachsene Wohnungs- bzw. Obdachlose sich sozialen Raum aneignen. Wie nutzen sie die Einrichtungen und Angebote, die ihnen zur Verfügung stehen? Wie ist der Bezug zum Öffentlichen Raum? Aus welchen Motiven heraus nutzen sie die bestehenden sozialpädagogischen Angebote trotz negativer Erfahrungen mit ähnlichen Angeboten?

2. Fragestellung und Zielsetzung der Untersuchung

Die Untersuchung beschäftigt sich primär mit der Fragestellung, wie sich junge wohnungslose Erwachsene Räume aneignen und wie sie bzw. welche sozialpädagogischen Hilfen sie in Anspruch nehmen. Weiterführend soll aus Adressatensicht herausgearbeitet werden, welche Angebote geschaffen werden müssten, damit sie sich sozialen Raum in adäquater Weise aneignen können. Im Sinne MICHAEL WINKLERS pädagogischen Ortshandelns müssten so Orte geschaffen werden, in denen die Gruppe der jungen erwachsenen Wohnungslosen leben und sich entwickeln kann (vgl. Winkler 1988: 259 f.).

Ausgangspunkt ist die Arbeit der Wohnungslosenhilfe bei einem Träger der Freien Wohlfahrtspflege. Dort wurde ein Anstieg an jungen erwachsenen Obdachlosen erkannt. Bisherige Konzepte der Wohnungslosen- bzw. Obdachlosenhilfe schienen nicht zu greifen. Die Mitarbeitenden der Einrichtung versuchten sich mit dem Aussprechen von Hausverboten zu helfen. Häufig gab es zuvor schon vielfach Kontakte der Nutzer*innen zur Jugendhilfe, Straffälligenhilfe oder Psychiatrie. Die Wohnungslosenhilfe war oft die letzte Anlaufstelle der jungen Erwachsenen. Dies zeigte sich auch darin, dass die Betroffenen immer wieder zurückkamen oder sich weiterhin im Umfeld der Einrichtung aufhielten, auch wenn die Maßnahmen der Wohnungslosenhilfe beendet oder Hausverbote ausgesprochen wurden.

Man könnte sagen, soziale Problemgruppen werden einfach aus dem Hilfeprozess ausgeschlossen. Hilfe erhalten nur diejenigen, die sich als würdig erweisen, sich an die Regeln und

Vorgaben halten und deren Verhalten sich an den Normen und Werten unserer Mehrheitsgesellschaft orientiert (vgl. Mücher 2010: 36). Vor allem im arbeitsmarktpolitischen Bereich spricht man deshalb auch vom „Creaming“-Effekt oder dem „Creaming the poor“-Effekt, der dazu führt, dass nur noch diejenigen Klient*innen bevorzugt werden und Leistungen erhalten, bei denen hohe Erfolgswahrscheinlichkeiten vermutet werden (Sundl/Reiterer 2009: 566).

Der Fokus der vorliegenden Untersuchung soll daher auf der Gruppe der Adressat*innen liegen. Die Nutzer*innen der Einrichtungen eignen sich Raum auf unterschiedliche Art und Weise an, abhängig von ihren Möglichkeiten im Sinne einer BOURDIEUschen Kapitaltheorie. PIERRE BOURDIEU sieht den Sozialen Raum als ein Kräftefeld, als „ein Ensemble objektiver Kräfteverhältnisse, die allen in das Feld Eintretenden gegenüber sich als Zwang auferlegen und weder auf die individuellen Intentionen der Einzelakteure noch auf deren direkte Interaktion zurückführbar sind“ (Bourdieu 1985 10). So bilde der Soziale Raum die Grundlage, auf der sich der Raum der sozialen Positionen und der Raum der Lebensstile abzeichne. Durch die unterschiedliche Verteilung der Ressourcen gibt es nach BECKs Individualisierungstheorie eine Pluralisierung der Lebensstile.⁶ WOLFGANG HINTE spricht von Einzelsozialräumen, die pluralisiert seien. Hinzu kommt, dass Menschen lebensweltliche Bezüge an unterschiedlichen Orten haben, an denen es zu Überlappungen bzw. Verdichtungen dieser individuellen Sozialräume kommt. An diesen dauerhaften Überlappungen bilden sich Problemlagen und Ausdrucksformen von Alltagskultur ab (vgl. Hinte 2007: 31). Im Vorgriff auf das, was in den folgenden Kapiteln näher erläutert werden soll, möchte ich Raum zunächst als das Ergebnis sozialen und organisatorischen Handelns definieren, das den Handelnden als *Verräumlichung* in Form von Interaktions- und Machtstrukturen, von normativen Regulationssystemen und von Bedeutungen, d. h. Zuschreibungen gegenübertritt (vgl. Budde/Früchtel 2006: 27 f.). So geht CLAUDIA STECKELBERG in ihren Untersuchungen davon aus, dass Sozialarbeiter*innen in die Lebenswelten der Klient*innen eingreifen (Steckelberg 2010: 36).

Das Handlungsfeld der Wohnungslosenhilfe bildet den Ausgangs- und den Bezugspunkt der Untersuchung. So soll mit der vorliegenden Untersuchung herausgearbeitet werden, welche

⁶ Nach Beck definiert sich der Begriff des Lebensstils „vornehmlich auf die Sphäre des privaten Lebens und der Freizeit, denn er richtet sich im Unterschied zu Schicht- oder Klassenbegriffen weniger auf das Vorhandensein von Ressourcen (wie Bildung oder Einkommen), sondern auf deren Verwendung. [...] Was ihren Lebensstil betrifft, so stehen Menschen in der Regel nicht allein. Es ergeben sich Ähnlichkeiten mit bestimmten Mitmenschen, unter anderem deshalb, weil sie (als notwendige, jedoch nicht zureichende Bedingung) über ähnliche Bildungsgrade oder Einkommen verfügen, sich ähnlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen gegenüber sehen, über ähnliche Einstellungen verfügen, ähnlichen Kulturen anhängen und sich bei der Gestaltung ihres Lebens an ähnliche Vorbilder anlehnen. Der Begriff „Lebensstil“ setzt voraus, dass Menschen eine gewisse Freiheit in der Gestaltung ihres Alltags besitzen.“ (Hradil/Spellerberg o.J.: 2).

Räume, also Angebote bzw. Lebensbedingungen geschaffen werden müssten, damit die jungen erwachsenen Wohnungslosen sich diese auch aneignen und als für sich angemessen annehmen können; im Rahmen ihrer Kompetenzen, Ressourcen und Fähigkeiten. Welche Voraussetzungen müssten geschaffen werden, damit sie diese Lebensbedingungen zu Darstellungsräumen machen können, die ihre Werte, Traditionen, Träume und Erlebnisse ausdrücken (vgl. Schmid 2010: 223). Ein wichtiger Aspekt bei dieser Fragestellung sind die Homogenitätsvorstellungen in der Sozialen Arbeit. Soll sozialpädagogisches Handeln doch möglichst immer dazu führen, dass ein Raum der Homogenität entsteht und Normalität weitestgehend wiederhergestellt werden soll (vgl. Kessl 2007: 73 ff.), interessiert mich bei der Fragestellung vor allem das „Aushalten von Nicht-Homogenität“ (ebd.). Welche Räume bzw. Orte müssten bereitgestellt werden, dass Räume der Repräsentationen entstehen können, die gegebenenfalls die Ordnung der gesellschaftlichen Werte und Normen unterlaufen und diesen entgegenstehen.

Der Sozialen Arbeit kommt innerhalb dieses Verständnisses eine besondere Rolle zu. Ist sie doch einerseits Teil der Systeme, wird gesteuert über die Medien *Macht* und *Geld* und hat den gleichen Charakter wie andere Systeme: „Rationalität, professionelle Qualitätsstandards, Einbindung in bürokratische, rechtmäßige Organisationen mit geregelten Verfahren und hierarchischen Entscheidungswegen, Abhängigkeit von staatlicher Finanzierung und professionelle Distanz“ (Früchtel et al. 2010a: 28). Gleichzeitig kommt ihr aber eben eine besondere Rolle zu, weil sie sozusagen als „Intermediäre Instanz“ (Galuske 2002: 135) zwischen System und Lebenswelt zu vermitteln sucht, „indem sie einerseits die Fehlfunktionen des Systems durch Identifizierung von systemischen Dysfunktionen, durch die operative Umsetzung sozialer Gerechtigkeit und durch Inklusionsleistungen korrigiert, andererseits indem sie notwendige Eingriffe systemischer Imperative in die Lebenswelt [...] kommunikativ vermittelt und durch die Lebenswelt beeinflussbar macht“ (Früchtel et al. 2010a: 28). FRANK MÜCHER spricht hier vom doppelten Mandat der Sozialen Arbeit, von Hilfe und Kontrolle (Mücher 2010: 26) und zitiert LOTHAR BÖHNISCH und CHRISTIAN LÖSCH: So kann das doppelte Mandat der Sozialarbeit „als ein zentrales Strukturmerkmal seiner spezifischen sozialen Dienstleistungsfunktion verstanden werden. In dieser ist der Sozialarbeiter angehalten, ein stets gefährdetes Gleichgewicht zwischen den Rechtsansprüchen des Individuums, Bedürfnissen und Interessen des Klienten einerseits und den jeweils verfolgten sozialen Kontrollinteressen seitens öffentlicher Steuerungsagenturen andererseits aufrecht zu halten“ (Böhnisch/Lösch 1973: 28).

ULRICH DEINET weist darauf hin, dass Mitarbeiter*innen als sogenannte Raumwärterinnen bzw. Raumwärter fungieren könnten.⁷ Ähnlich einem Hausmeister stellen sie unpädagogisch Räume zur Verfügung oder versagen die Nutzung von Räumen und können so – bewusst oder unbewusst – die Aneignung von Raum verhindern oder begünstigen. Dieser Umstand sollte bei der vorliegenden Untersuchung berücksichtigt werden (vgl. Deinet 1992: 52), indem die Adressat*innen befragt wurden, wie sie die Mitarbeiter*innen in den Einrichtungen wahrnehmen. MICHAEL WINKLER geht davon aus, dass die „Stellung der Sozialarbeiter selbst massiven institutionellen Abhängigkeiten unterliegt“ (Winkler 1988: 264), da die den Klient*innen gegenüberstehenden Institutionen der (Jugend-)Hilfe schon vordefiniert seien. Indem er weiter behauptet, dass die Beeinflussungsmöglichkeiten, -techniken und -taktiken des Sozialarbeiters im Vordergrund stünden und nicht die Lernbedingungen des Klienten (ebd.) zeigt er auf, dass gleichzeitig innerhalb dieses Netzwerkes auch eine *Vermachtung* von Raum stattfindet (vgl. Früchtel et. al. 2010a: 202 f.), die auf dem Verteilungskampf unterschiedlicher Akteure mit unterschiedlichen Chancen der Aneignung basiert (vgl. Bourdieu 1991: 29). Die Aufgabe der Sozialen Arbeit wäre es aber gerade, (sozialpädagogische) Räume zu öffnen, sie in ihrer Konstruiertheit zu erkennen und Rekonstruktion und Dekonstruktion zu ermöglichen bzw. zu organisieren (vgl. Früchtel et al. 2010a: 200). Aus sozialpädagogischer Sicht sollte Sozialarbeit durch „Anwaltschaft“ die Sozialraumkonstitution ermöglichen bzw. fördern. Diesen Aspekt möchte ich mit meinem Vorhaben auch näher beleuchten und diese Fragestellungen am Beispiel des Projektes *Dock#30* herausarbeiten. Bei diesem Projekt handelt es sich um ein neues Angebot für junge wohnungslose Menschen, die an der Grenze zwischen Jugend- und Eingliederungshilfe stehen. Das Angebot versteht sich als Wohnangebot für junge Menschen, bei denen besondere Lebensverhältnisse mit sozialen Schwierigkeiten verbunden sind. Vorherige Versuche, auf das Phänomen der jungen erwachsenen Wohnungs- und Obdachlosen zu reagieren, etwa mit Angeboten des Betreuten Wohnens nach § 41 SGB VIII, haben nicht zum gewünschten Erfolg seitens der Träger geführt. Möglicherweise wegen des hohen Anspruchs der Jugendhilfe, vielleicht aber auch aufgrund der Überforderung der jungen Erwachsenen. Bei dem Konzept handelt es sich um eine Form des personenzentrierten Ansatzes, mit dem die Lebenswelten der Adressaten anerkannt werden sollen und nicht die Probleme, welche die Gesellschaft mit ihnen hat. Im Mittelpunkt der Arbeit sollen die Lebensgeschichte, der situative Kontext und die soziale Bezogenheit stehen. Im Gegensatz zur klassischen Jugendhilfe, bei der Jugendliche und junge Erwachsene an passgenaue Hilfeformen angepasst werden, soll die Selbstbestimmung der

⁷ Den Begriff der Raumwärter bzw. Raumwärterinnen entlehnt Deinet bei Becker/Hafemann/May (1984)

Adressat*innen im Sinne HINTEs respektiert und gefördert werden.⁸ Die Hilfen sollen in *Dock#30* individuell und angemessen, entsprechend der jeweiligen Bedürfnisse der Adressat*innen, ausgehandelt und an deren Kompetenzen und Bedürfnissen angepasst werden. Gemäß der Maxime, dass Adressat*innen sozialer Arbeit „Lebensweltexpert*innen“ ihrer eigenen Lebenswelt seien, sollen sie als eben solche wahrgenommen und respektiert werden (vgl. Früchtel et al. 2010b: 71). Das Ziel des Projektes soll ein gelingender Alltag sein und nicht die Veränderung der Menschen im Sinne der Normalitätsvorstellungen unserer Mehrheitsgesellschaft. So verstehen sich die Mitarbeitenden im Projekt als Lotsen, welche die Jugendlichen und jungen Erwachsenen durch das Hilfesystem begleiten. Mit dem Wissen, dass die Adressat*innen ein Hilfesystem benötigen, das ihnen in allen Situationen offensteht und ihnen schnelle und einfache Unterstützung anbietet, werden bestimmte Standards erfüllt: offene und positive Grundhaltung, Personenzentrierung, Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit den Lebenswelten junger Menschen, Schaffung eines passenden Milieus in der Einrichtung, Ergebnisoffenheit, Ressourcenorientierung, Respekt vor der Entscheidung der jungen Menschen, ob und wann sie Unterstützungsleistungen annehmen, Transparenz, Zugänglichkeit sowie der akzeptierende Umgang mit Abbrüchen und der Möglichkeit des Wiedereinstiegs in die Maßnahme. Die Strukturen des Projektes sollen von den Nutzerinnen und Nutzern mitgestaltet und mitgeplant werden. Im Gegensatz zu bestehenden Hilfeangeboten besteht hier eine Freiwilligkeit zur Annahme von Angeboten. Bisherige Angebote der Jugendhilfe, Wohnungslosenhilfe oder Suchtkrankenhilfe wurden möglicherweise nicht als *Chance* verstanden, da sie nicht der eigenen Logik und den eigenen Wertvorstellungen der Betroffenen entsprochen haben. Mit der vorliegenden Untersuchung sollen die Akzeptanz bzw. Wirkung der Hilfe im Rahmen des Projektes erforscht werden.

⁸ Wolfgang Hinte beschreibt die fünf Kriterien der Sozialraumorientierung bzw. der Gemeinwesenarbeit, bei der das erste Prinzip „der Wille des Menschen“ gilt. Dies sei grundlegend für die sozialpädagogische Arbeitsweise.

3. Methodischer Ansatz

Ziel der vorliegenden Arbeit soll sein, die Lebenswelten der jungen erwachsenen Wohnungslosen zu betrachten, Konstruktionsprozesse der Raumaneignung zu beschreiben sowie ihre jeweiligen Inszenierungen und Darstellungen zu erkennen. Mir geht es hierbei vor allem darum, Erfahrungen und Orientierungen der Teilnehmenden zu rekonstruieren, die im Rahmen des Projektes Dock#30 teilnehmen. Grundlage für die Rekonstruktion von Aneignung und Lebenswelten bilden Gespräche mit jungen erwachsenen Wohnungslosen. Da es sich bei der oben genannten Fragestellung um die Erforschung der Lebenswelten sowie die jeweilige Aneignung von Sozialräumen geht, würde sich zunächst eine ethnographische Untersuchung als Vorgehensweise anbieten, geht es doch um fremde, unbekannte Lebenswelten innerhalb unserer (Mehrheits)Gesellschaft. Allerdings soll mit der vorliegenden Arbeit nicht versucht werden, dieses sogenannte *Milieu* in seiner Besonderheit der Mehrheitsgesellschaft vorzustellen; darauf zielten vor allem in den 1980er Jahren verschiedene Publikationen, die eher darauf bedacht schienen, zu skandalisieren und zu dramatisieren. Es geht mir nicht darum, das *Milieu* zu erforschen, die Kultur(en) der jungen erwachsenen Wohnungslosen zu beschreiben und zu analysieren, die verschiedenen Aspekte ihres Lebens in der Gruppe zu rekonstruieren, eben keine „Aussagen darüber zu machen, wie sich der Mensch in seiner sozialen und materiellen Umwelt verhält, auch wenn er nicht Gegenstand einer Untersuchung ist, was er tut, wenn kein Versuchsleiter ihn direkt oder indirekt beeinflusst, und was ihn veranlasst, es zu tun“ (Patry 1982: 27). Es geht mir viel mehr darum herauszufinden, wie Soziale Räume konstituiert und angeeignet werden, um dann in einem weiteren Schritt zu erforschen, welche Voraussetzungen geschaffen werden müssten, damit Räume von jungen erwachsenen Wohnungslosen in einer subjektiv adäquaten Art und Weise angeeignet werden könn(t)en. Welche Angebote und Räume bräuchten die jungen erwachsenen Wohnungslosen stattdessen? Welche Unterstützung bräuchten sie? Da es sich bei dem Forschungsvorhaben um die „Erforschung von Prozessen der sozialen Wirklichkeit in natürlicher Einbettung“ (Treumann 1986: 195) handelt und der Mensch Gegenstand der Forschung ist, soll eine qualitative Methode genutzt werden, um die Perspektiven und Orientierungen der Individuen zu untersuchen. UDO KELLE und SUSANN KLUGE gehen weiter davon aus, dass Standardverfahren in der Regel ohne eingehende Kenntnisse über die in bestimmten soziokulturellen Milieus geltenden Deutungsmuster und Handlungsorientierungen nicht anwendbar seien (vgl. Kelle/Kluge 1999: 14). Ihrer Meinung nach fehlt dieses Wissen immer dort, „wo fremde Kulturen oder Subkulturen innerhalb der eigenen Gesellschaft untersucht werden, wobei es sich bei Subkulturen um Gruppen handeln kann, die nur einer anderen sozialen Schicht angehören, in einem anderen Stadtteil wohnen, die eine andere Bildung besitzen [...] als der Forscher oder die Forscherin“ (ebd.). Bei den jungen erwachsenen Wohnungslosen handelt es sich m. E. um ein solches „unerforschtes Feld“, das es mit quali-

tativen Methoden zu erforschen gilt. Hier bieten sich aus meiner Sicht verschiedene Arten an, die kombiniert genutzt werden sollten: das Interview, die Gruppendiskussion, aber auch die teilnehmende Beobachtung. Die Interviews wurden in Anlehnung an ROLAND GIRT-
LERS *ero-episches Gespräch* geführt.

Eng mit der Fragestellung verwoben scheint der Sinn sozialen Handelns zu sein: Warum handeln junge erwachsene Wohnungslose auf die ein oder andere Art und Weise? Viele der Teilnehmenden des Projektes Dock#30 haben bereits vielfältige Erfahrungen mit der Jugendhilfe, der Wohnungslosenhilfe, der Eingliederungshilfe, der Straffälligenhilfe oder der Psychiatrie gemacht und doch scheint es so zu sein, dass sie nur schwer erreichbar sind vom professionellen Hilfesystem, dass die bisher durchgeführten Maßnahmen und Angebote nicht zum „Erfolg“ geführt haben und dass sie weder vom Hilfesystem noch von der Mehrheitsgesellschaft erreichbar wären. MAX WEBER bezeichnet die Soziologie als „eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will“ (Weber 1984: 19). Handeln bedeutet hier aber nicht nur *Tun*, sondern auch *Unterlassen* oder *Dulden*, immer aber verbunden mit einem subjektiven *Sinn*, bezogen auf das Verhalten anderer (vgl. ebd.). Nach WEBER handelt es sich hierbei nicht um einen objektiv richtigen Sinn oder einen metaphysisch ergründeten wahren Sinn, Handeln muss nicht immer verstehbar sein, denn „die Fähigkeit, aus Eigenem ein gleichartiges Handeln zu produzieren, [ist] nicht Voraussetzung der Verstehbarkeit“ (ebd.: 20). Für WEBER gibt es verschiedene Bestimmungsgründe sozialen Handelns, die aber „natürlich in gar keiner Weise [als] erschöpfende Klassifikation der Arten der Orientierung des Handelns“ (Weber 1980: 13) verstanden werden sollen. Im Vorgriff auf JÜRGEN HABERMAS, der in seiner *Theorie des kommunikativen Handelns* von einem idealtypischen Kommunikationszusammenhang ausgeht – hier das zweckrationale bzw. erfolgsorientierte Handeln und dort das kommunikative bzw. verständigungsorientierte Handeln – muss man wohl anmerken, dass Handeln in dieser strikten Ausrichtung wohl eher selten ist; WEBER konstatiert daher auch, dass „Handeln, insbesondere soziales Handeln, *nur* in der einen *oder* der anderen Art orientiert“ (Weber 1984: 46; Herv. i. Orig.) sehr selten ist. WEBER unterscheidet zwischen *zweckrationalem*, *wertrationalem*, *affektuellen* und *traditionalem* Handeln. Traditionales Handeln ist nach Weber ein „Reagieren auf gewohnte Reize“, (ebd.: 44) bezogen und entstanden durch eingelebte Gewohnheiten, und steht „ganz und gar an der Grenze und oft jenseits dessen, was man ein ‚sinnhaft‘ orientiertes Handeln überhaupt nennen kann“ (ebd.). Affektuelles steht ebenso an der Grenze, was als sinnhaft verstanden werden könnte; häufig erscheinen Handlungen als irrational. Es kann sich um das „Bedürfnis nach aktueller Rache, aktuellem Genuß, aktueller Hingabe, aktueller kontemplativer Seligkeit oder nach Abreaktion aktueller Affekte“ (ebd.: 45) handeln. Wertrational handelt jene*r, welche*r „ohne Rücksicht

auf die Voraussehenden Folgen handelt im Dienst seiner Überzeugung von dem, was Pflicht, Würde, Schönheit, religiöse Weisung, Pietät, oder die Wichtigkeit einer ‚Sache‘ gleichviel welcher Art, ihm zu gebieten scheinen.“ (ebd.). Zweckrational schließlich handelt jene*r, welche*r sein*ihr „Handeln nach Zweck, Mitteln und Nebenfolgen orientiert und dabei sowohl die Mittel gegen die Zwecke wie die Zwecke gegen die Nebenfolgen wie endlich auch die verschiedenen möglichen Zwecke gegeneinander rational *abwägt*: also jedenfalls *weder* affektiv (und insbesondere nicht emotional), *noch* traditional handelt.“ (ebd.; Herv. i. Orig.).

JÜRGEN RITSERT (2009) bezieht sich bei seiner Unterscheidung zum Sinnbegriff sozialen Handelns auf WEBER und schlägt eine „elementare Unterscheidung zwischen a. Linguistischen Sinn. b. Aktorsinn c. Aktionssinn vor“ (ebd.: 73). Während der sprachliche Sinn „vor allem im *Inhalt* (semantischen Gehalt) von Begriffen, Aussagen sowie ganzer Sprachspiele“ (ebd.; Herv. i. Orig.) besteht, entspricht der Aktorsinn „Webers ‚subjektivem Sinn‘“ (ebd.), wobei „es sich wahrscheinlich um den Sinn [handelt], woran der Akteur selbst mehr oder minder klar und bewusst orientiert ist.“ (ebd.). RITSERT fasst hierunter Bedürfnisse, Wünsche, Absichten, Pläne und Strategien, Orientierungen, Erwartungen, Weltbilder kognitiver Wertmaßstäbe zusammen. D. h. es handelt sich um die Grundorientierungen und – anschauungen des Akteurs. Gleichzeitig gehören zum Aktorsinn, an dem sich Akteure bei ihrem Handeln ausrichten, auch Ziele und Zwecke, d. h. Zustände oder Ereignisse, „denen der Handelnde mit Willen und Bewusstsein nachjagt“ (ebd.: 74). RITSERT fasst den Aktorsinn sehr weit und fasst auch Situationsdeutungen, wie „Informations- und Wissensbestände, Weltanschauungen, Perspektiven, normative[...] Bindungen [...], worauf ein Akteur selbst zurückgreift“ (ebd.). Gleichzeitig steht aber die Vermutung im Raum, dass hinter dem Aktorsinn bzw. dem subjektiv gemeinten Handlungssinn ein theoretisch rekonstruierbarer Sinn in diesen Handlungen steckt, der dem Akteur möglicherweise nicht bewusst ist, der sogenannte „Aktionssinn“. Dieser kann sich von dem Handlungssinn unterscheiden. Unter Aktionssinn schließlich versteht RITSERT den Sinn, „den eine Handlung selbst hat“ (ebd.). Aktionssinn und Aktorsinn müssen nicht grundlegend identisch sein; sie können sich auch unterscheiden. RITSERT ergänzt den WEBERschen Ansatz um eine weitere Deutung, die mir nicht unerheblich erscheint: „Das soziale Handeln ist nicht nur am Verhalten anderer, sondern weitaus mehr am *Sinn* der Handlungen anderer orientiert“ (ebd.; Herv. i. Orig.). So kann ich nicht nur erwarten, was mein Gegenüber tun *wird*, sondern auch tun *soll*.

Im Evaluationsteil (Hauptteil III) werde ich ausführlicher auf die Herangehensweise, den Feldzugang, das Vorgehen, Methode und Rahmenbedingungen sowie die Auswertung eingehen.

4. Aufbau der Arbeit

Die Arbeit gliedert sich in drei Teile: Der erste Teil beschäftigt sich mit der Zielgruppe, um die es in dieser Untersuchung gehen soll. Dieser Teil beinhaltet sowohl den aktuellen Forschungsstand als auch die Relevanz der Fragestellung für den Bereich der Sozialen Arbeit, der sich dieser Zielgruppe widmet. So werden auch die unterschiedlichen Rechtsbereiche des Sozialgesetzbuches behandelt, die durch ihre Zuständigkeit für die jungen erwachsenen Wohnungslosen gelten, sowie die Behörden und Ämter, die als Kostenträger fungieren. Die Zielgruppe an sich, die m. E. sehr heterogen und höchstens als statistische Zusammenfassung von jungen Menschen anzusehen ist, wird in ihrer Unterschiedlichkeit behandelt und es wird der Versuch unternommen, diese Zielgruppe unter Zuhilfenahme verschiedener Begrifflichkeiten, die sowohl im wissenschaftlichen Zusammenhang als auch in der Praxis Sozialer Arbeit verwendet werden, zu erfassen. Die Armutsforschung als *Querschnittsthema* wird in ihrer unterschiedlichen begrifflichen Wahrnehmung und Behandlung in der Wissenschaft ebenso besprochen wie Exklusion bzw. Ausschluss aus der Gesellschaft; handelt es sich doch sowohl bei dem einen wie dem anderen Thema um Phänomene, von denen die jungen Menschen, mit denen sich die vorliegende Arbeit beschäftigt, in der einen oder anderen Weise betroffen bzw. bedroht sind.

Der zweite Teil der Arbeit ist eine theoretische Auseinandersetzung mit den Ansätzen, welche der Untersuchung zugrunde liegen. Ausgangspunkt ist der Raum und die damit verbundene Frage der Aneignung von Raum. Zunächst wird die „Wort- und Ideengeschichte des Begriffs“ (Günzel 2010: 90) Raum aufgegriffen und differenziert betrachtet. So gehe ich der Veränderung vom Behälterraum hin zum relationalen Raum wie auch der Bedeutung von privaten, halb-öffentlichen und öffentlichen Räumen nach. Im weiteren Verlauf werden unterschiedliche Theorien aufgezeigt, wie Raum konzipiert und wahrgenommen, erlebt und erlitten wird. So werden „Räume erst durch menschliche Bedeutungszusammenhänge zu dem [...], was sie sind“ (Herrmann 2010: 8). HENRI LEFEBVREs Theorie der Produktion des Raums dient als Kristallisationspunkt dieser Fragen, beinhaltet sie neben einer Gestaltung von Raum doch auch dessen Wahrnehmung. LEFEBVREs Theorie zeigt auf, dass es zwischen der Praxis des Raumes, also dessen Herstellung bzw. Produktion, sowie der Planung und Wahrnehmung eine deutliche Diskrepanz geben kann. Dieser Aspekt ist mir vor dem Hintergrund der Fragestellung, wie junge erwachsene Wohnungslose Raum aneignen und wie sie sich in diesem darstellen bzw. inszenieren, wichtig, zeigt er doch sehr deutlich die Unterschiede auf, mit denen Raum konzipiert, geschaffen und erlebt wird, und gleichzeitig auch Herrschaftsverhältnisse, die im Raum vorhanden sind. Außerdem dient er m. E. auch als gesellschaftskritische Argumentationslinie in Bezug auf die Anerkennung alternativer Lebensentwürfe. Als Hintergrund dieser Fragen und Ansätze dient mir das zweistufige Gesell-

schaftsmodell von HABERMAS, das in der Lage zu sein scheint, das kommunikative Handeln im Rahmen der Lebenswelt mit dem instrumentellen Handeln des Systems so zu verbinden, dass das eine nicht auf das andere reduziert werden kann. Für HABERMAS war die Modernisierung westlicher Gesellschaften ein „Prozeß der Dezentrierung von Weltbildern und Handlungsorientierungen, so daß sich die einstmals zusammengeschlossenen und unhinterfragten Dimensionen des menschlichen Zusammenlebens differenzieren [...] und es entsteht eine Dreiteilung der Welt in eine objektive, eine subjektive und eine soziale Welt mit je eigenen Anforderungen und Handlungsmustern“ (Bonacker 1997: 28). So sind sowohl die Lebenswelt als auch das System notwendig, um den sich verändernden und komplexen Prozess der gesellschaftlichen Veränderung und Rationalisierung zu verstehen. Durch die Zusammenführung von Systemtheorie und lebensweltlicher Handlungstheorie entwirft HABERMAS eine (idealtypische) Kommunikationstheorie von komplexen modernen Gesellschaften. Im Gegensatz zu marxistischen Ansätzen geht HABERMAS nicht davon aus, dass die wirtschaftliche Ausbeutung der Menschen in erster Linie das Hauptproblem der Gesellschaft darstellt, sondern das Eindringen bürokratischer Instanzen des Systems mit den jeweiligen Medien in die Lebenswelt. HABERMAS spricht von der Kolonialisierung der Lebenswelt und meint damit die sich immer weiter ausbreitende Bürokratie, die in die lebensweltlichen Kontexte eingreift. Die Aneignung von Raum, also die Auseinandersetzung mit Umwelt und Objektivität, ist neben der Wahrnehmung und dem Erleben von Raum ein weiterer Aspekt, der in diesem Teil aufgegriffen und behandelt werden soll. So wird Raum nicht nur wahrgenommen, erlebt und erlitten, sondern auch aktiv angeeignet. Während das eine eher passiv geschieht, handelt es sich bei dem anderen um einen aktiven Prozess; m. E. ein wichtiger Umstand, der aufzeigt, dass es sich bei den jungen erwachsenen Wohnungslosen nicht um Opfer handelt, die sich ihrem Schicksal willenlos oder kraftlos ergeben (haben), sondern um Subjekte, die aktiv handeln und deren Lebenswelt – auch wenn es sich hierbei um Lebensentwürfe handelt, die den gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen widersprechen mögen – als aktive Auseinandersetzung mit der sie umgebenden Welt zu verstehen ist. WINKLERS ortspädagogisches Handeln schließlich greift diesen Ansatz auf und fragt danach, wie ein Ort gestaltet werden muss, damit das Subjekt an diesem Ort leben und sich diesen auch aneignen kann. Neben der praktischen Frage, wie solch ein Ort gestaltet werden kann bzw. soll, dient die *Theorie der Sozialpädagogik* m. E. auch als Reflexionsebene der Praxis Sozialer Arbeit und als Grundlage, wie Angebote und Maßnahmen gestaltet werden müssten, damit sie von jungen erwachsenen Wohnungslosen angeeignet, um auch in deren Sinne fruchtbar gemacht werden können. In der Auseinandersetzung mit den genannten Theorien stellte sich mir auch immer wieder zwangsläufig die Frage nach der Entfremdung; auch wenn es sich hierbei um ein Phänomen handelt, das seit mehreren Jahrzehnten ausführlich diskutiert und behandelt wird, so zeigen die Aufsätze von HOLGER ZIEGLER

(2018) und ANDREAS SCHAARSCHUCH (2019), dass es sich nach wie vor um eine aktuelle wissenschaftliche Diskussion handelt, die ich ebenfalls aufgreifen möchte, da es in Bezug auf die Zielgruppe der jungen erwachsenen Wohnungslosen m. E. ein wichtiges Thema ist. Gleichsam dient die Entfremdung als Klammer der genannten Theorien, ist Entfremdung doch sowohl bei LEFEBVRE, HABERMAS als auch bei WINKLER ein Thema, das explizit oder auch implizit behandelt wird.

Der dritte Teil der vorliegenden Arbeit beinhaltet die Evaluation und greift Aspekte aus den ersten beiden Kapiteln auf. So werden Bezüge zu den Themen Exklusion und Wahrnehmung von Armut aufgegriffen, vor allem aber Bezüge zu den Theorien von LEFEBVRE, HABERMAS und WINKLER hergestellt. Es wurden 16 Gespräche mit jungen erwachsenen Wohnungslosen in Anlehnung an das ero-epische Gespräch nach GIRTLEER geführt; davon elf im Rahmen des Projektes Dock#30 und fünf weitere in einer Einrichtung der Wohnungslosenhilfe. Des Weiteren wurden problemzentrierte Interviews nach ANDREAS WITZEL mit Bewohner*innen des Projektes Dock#30 geführt, die sich mit bestimmten Themen und Fragen auseinandersetzen. Schließlich gibt es im Evaluationsteil auch eine kritische Auseinandersetzung mit den Angeboten und Ansätzen Sozialer Arbeit im Zusammenhang mit jungen erwachsenen Wohnungslosen sowie einen Ausblick. Es wird der Versuch unternommen, das Angebot vor dem Hintergrund der Fragestellung zu bewerten und auch alternative Handlungsmöglichkeiten aufzuzeigen.

I. Um wen geht es überhaupt? Jung, ohne Wohnung und ausgeschlossen

1. Aktueller Forschungsstand zum Thema

Bei dem Thema der jungen erwachsenen Wohnungslosen handelt es sich keineswegs um ein neues Thema in unserer Gesellschaft, allerdings scheint es in der Vergangenheit unter unterschiedlichen Etiketten diskutiert worden zu sein: Ausgehend von den *Gassenjungen*, den *Aussteigern*, *Ausreißern* und *Trebegängern* (vgl. Jordan/Trauernicht 1981) über die *Straßenkinder* und *Drogenkinder* hin zu den *Ausgegrenzten*, *Auffälligen* und *Gefährdeten* (vgl. ISA 1996) wurde das Phänomen vor dem Hintergrund unterschiedlicher handlungsleitender Erkenntnisinteressen untersucht. Im Folgenden möchte ich diese unterschiedlichen Herangehensweisen darstellen und so den aktuellen Forschungsstand aufzeigen.⁹

1.1. Ursachenforschung

Bereits in den frühen 1980er Jahren griffen ERWIN JORDAN und GITTA TRAUERNICHT das Thema der jugendlichen Ausreißer auf. Ihr Fokus lag auf dem spezifischen Verhalten der Kinder und Jugendlichen, dem Weglaufen selbst, d. h. auf den Ursachen der Familien- und Heimfluchten sowie den spezifischen Erscheinungsformen (vgl. Jordan/Trauernicht 1981: 9). Sie nahmen eine erste Differenzierung der Jugendlichen in *Ausreißer*, *Wegläufer* und *Trebegänger* vor, doch wurden die weggelaufenen Jugendlichen „weder in ihrer Wohnungslosigkeit als eine eigenständige sozialpädagogische ‚Problemgruppe‘ gesehen, noch systematisch als Teil einer Jugend- bzw. Freizeitszene“ (Mücher 2010: 18) in Bahnhofsszenen gesehen. Wohnungslosigkeit wurde eher als ein Phänomen beschrieben, von dem allein Erwachsene oder Kinder und Jugendliche in Schwellenländern betroffen sein könnten (vgl. Eichert 1986). JORDAN und TRAUERNICHT versuchten jedoch mit ihrer Arbeit, die am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Münster und dem Institut für Soziale Arbeit (ISA) angesiedelt war, nicht nur die Ursachen und Erscheinungsformen jugendlicher Wohnungslosigkeit aufzuzeigen; sie wollten vielmehr Entwicklungsmöglichkeiten einer alternativen Sozialpädagogik im Rahmen der Jugendhilfe der 1970er und 1980er Jahre darlegen, die auch heute noch aktuell sind: Abbau von stigmatisierenden und strafenden Eingriffen, Aktivierung von Selbsthilfepotentialen, Flexibilisierung der Leistungen durch den Abbau von Institutiona-

⁹ Die Einteilung in verschiedene Herangehensweisen bzw. Handlungsinteressen lässt sich nicht immer trennscharf vornehmen. So beinhalten die Arbeiten, die ich der Ursachenforschung zugeordnet habe, auch immer Bewertungen und Einschätzungen sowie Forderungen an eine Praxis Sozialer Arbeit. Dennoch erscheint es mir sinnvoll, eine solche Unterscheidung vorzunehmen.

lisierung, Schaffung von Freiräumen und offenen Handlungsfeldern, Partizipation der Betroffenen an Entscheidungs- und Ausführungsprozessen, Adressatennähe sowie Alltagsorientierung und Offenheit (vgl. Jordan/Trauernicht 1981: 141). Sie forderten offene, vorbeugende und begleitende Hilfen, die dezentral angesiedelt sein sollten. Hierzu wurden auch regionale Hilfsangebote dargestellt und bewertet (ebd: 68ff.).

Eine weitere Untersuchung in den 1980er Jahren war ein Forschungsprojekt von DAGMAR HOSEMANN und WILFRIED HOSEMANN, das in Berlin durchgeführt wurde und sich mit der Frage nach der „Wirkung einer in der Praxis entwickelten Konzeption für auffällige Jugendliche, die in der Tradition der Jugendhilfe als ‚Schwersterziehbare‘ gelten“ (Hosemann/Hosemann 1984: 12), beschäftigte. Dabei hatten die beiden Wissenschaftler*innen unterschiedliche methodische Herangehensweisen: Während D. HOSEMANN über die Methode der Akterhebung den Erklärungsansätzen für die Verwahrlosung und das Trebeggehen, Erfahrungen der Jugendlichen in ihren Herkunftsfamilien und der öffentlichen Erziehung sowie der Veränderung der Jugendlichen während der Schutzhilfebetreuung¹⁰ nachging, bearbeitete W. HOSEMANN institutionelle Aspekte, wie die Aspekte der Konzeption, Ziele der sozialpädagogischen Praxis sowie die Lebenssituation der ehemals Betreuten und deren Einschätzung und Bewertung der Maßnahmen anhand von Befragungen der ehemaligen Klient*innen (vgl. ebd.: 11). Im Mittelpunkt der Untersuchung standen die *Schwersterziehbaren*, die *Verwahrlosten* und die *Trebegänger*. Die Ursachenbetrachtung, die sich vor allem auf die Familienkonstellation und die sozioökonomische Lage der Herkunftsfamilie bezog, wurde anhand einer Aktenauswertung vorgenommen, so dass „weitergehende, emotionale und kommunikative, familiäre Belastungssituationen“ (ebd.: 131) nicht berücksichtigt wurden. Vor dem Hintergrund der Akterhebungen und den Befragungen wurde eine Bewertung und Einschätzung der Schutzhilfe vorgenommen, die auch Forderungen an eine „Steigerung professioneller Rationalität“ (ebd.: 313) beinhaltete.

TRAUERNICHT beschäftigte sich Anfang der 1990er erneut mit dem Phänomen der *Ausreißer* und *Trebegänger*, nun allerdings aus der Perspektive der Frauenforschung auf Familienfluchten von Mädchen. Ausgangspunkt ihres Ansatzes, sich auf die Mädchen zu fokussieren, war einerseits die Themenstellung des 6. Jugendberichtes der Bundesregierung „Verbesserung der Chancengleichheit von Mädchen in der Bundesrepublik“, andererseits die quantitativen Entwicklungen, die zum damaligen Zeitpunkt „einen beachtlichen Anstieg des Mädchenanteils an den weggelaufenen Kindern und Jugendlichen auf[gewiesen hat]“ (Trauernicht 1992: 8). Auch hier unternahm sie den Versuch, die Flucht aus der eigenen Her-

¹⁰ Ausgelöst durch die Heimkampagne in den späten 1960er Jahren, die massive Missstände in den stationären Einrichtungen aufdeckte, wurden alternative Einrichtungen und Angebote geschaffen. Unter Schutzhilfe verstand man eine besondere Form der Betreuung, die ambulant, d. h. außerhalb von Familie und Heim stattfand.

kunftsfamilie im „Spiegel von Theorien abweichenden Verhaltens“ (ebd.: 31) zu erklären. Ihre forschungsleitenden Fragen beschäftigten sich sowohl mit einem geschlechtsspezifischen Verständnis und einer Deutung der Familienflucht von Mädchen sowie dem fachlichen Stand und der Umsetzung der Mädchenarbeit in der Jugendhilfe als auch deren Perspektiven für die Theorie und Praxis. Hierzu dienten ihr Interviews mit betroffenen Mädchen und bereits vorliegende Erkenntnisse aus der Mädchenforschung (ebd.: 112 ff.).

Ende der 1990er Jahre beschäftigte sich SARAH BUCHHOLZ mit „obdachlosen Jugendlichen“ vor dem theoretischen Hintergrund der von ULRICH BECK beschriebenen Individualisierungs- und Enttraditionalisierungsprozesse unserer Gesellschaft, denen es offensichtlich nicht gelingt, „mit der aufbrechenden Ambivalenz von Freiheit und Risiko und den massiven biographischen Brüchen und Verunsicherungen umzugehen“ (Buchholz 1998: 5). So näherte sie sich dem Thema zunächst mit einer Zielgruppendefinition und beschrieb die Ursachen der Familien- und Heimfluchten in Anlehnung an JORDAN und TRAUERNICHT. Den Hauptteil der Arbeit bildete die Auseinandersetzung mit Individualisierungsprozessen im Allgemeinen und in Bezug auf die Jugend im Besonderen. Anhand von Interviews mit obdachlosen Jugendlichen ging sie somit einerseits der Ursachenforschung für die Obdachlosigkeit nach, andererseits befasste sie sich aber auch mit der *Schuldfrage*: „Wer schulisch und beruflich scheitert, ist selber schuld, hat sich nicht ausreichend qualifiziert, informiert, weitergebildet oder sich fehlentschieden, was ihm individuell zugerechnet und angelastet wird“ (ebd.: 150). Auch heute scheint es vielfach so zu sein, dass den Wohnungs- und Obdachlosen unterstellt wird, sie seien selbst an ihrer prekären Lebenslage schuld oder zumindest mitverantwortlich.

Ebenfalls Ende der 1990er Jahre befragte DANIELA BIELERT dreißig Jugendliche und junge Menschen im „Persönlichen Gespräch“¹¹ rund um den Hamburger Hauptbahnhof zu Themen wie dem Leben in der Familie oder dem Straßenleben, nach deren Unterstützungsnetzwerken, Erfahrungen in Schule, Jugendhilfe, Psychiatrie sowie Begegnungen mit staatlichen Strafmaßnahmen, nach deren physischer Gesundheit und nach deren Vorstellungen zu einer Zukunft. Ihr Interesse lag vor allem darin, Straßenkarrieren nachzuzeichnen und die Ursachen für die Wohnungslosigkeit aus Sicht der Jugendlichen und jungen Erwachsenen aufzuzeigen. Sie dokumentierte, wie komplex Lebensläufe verlaufen können, und wie die Lebensgeschichten dieser Jugendlichen „durch Ansammlungen von Belastungen gekennzeichnet [sind], die ineinandergreifen“ (Bielert 2006: 4). Aus der Sicht einer Psychologin versuchte sie aus den Erkenntnissen Hilfen für die Eltern und/oder Jugendlichen zu benennen und ihr professionelles Wissen anzuwenden.

¹¹ Nach Inghard Langer (2000): Das persönliche Gespräch als Weg in der psychologischen Forschung. Köln: Gesellschaft für wissenschaftliche Gesprächspsychotherapie

2009 untersuchte LARISSA VON PAULGERG-MUSCHIOL die Genese von Wohnungslosigkeit; ihr Erkenntnisinteresse lag zum einen darin, herauszufinden, warum jemand wohnungslos wird und ein Leben auf der Straße führt, zum anderen wollte sie die „theoretische Grenze zwischen Gesellschaft und Individuum überwinden“ (von Paulgerg-Muschiol 2009: 3). Grundlage ihrer qualitativen Forschung war ein Forschungsprojekt zur Bedeutung von Kriminalisierung für die Karrieren von wohnungslosen Männern. Dabei unternahm sie den Versuch, „die handelnden Individuen [...] weder als reine Opfer staatlicher bzw. struktureller Gegebenheiten“ (ebd.) zu sehen noch als frei handelnde Personen.

Die Sozialpädagogin SARAH VON TROTT ZU SOLZ (2011) versuchte mit einer qualitativen Untersuchung den Zusammenhang zwischen traumatischen Familienerfahrungen und jugendlichen Straßenkarrieren herzustellen. In verschiedenen Interviews mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen stellte sie einen Zusammenhang zwischen „Beziehungstraumata“ in der Herkunftsfamilie und Flucht als konstruktiver Lösung her.

1.2. Ethnographische Untersuchungen in Deutschland

In den 1990er Jahren gab es mehrere Veröffentlichungen, die sich mit den *Straßenkindern* und *Straßenjugendlichen* bzw. jungen Erwachsenen in Deutschland oder *Straßenkarrieren* bei Kindern und Jugendlichen beschäftigten, wobei es sich hier vor allem um ethnographische Untersuchungen handelt. Ausschlaggebend waren hier verschiedene Veröffentlichungen und Berichte in Zeitschriften und Magazinen, wie beispielsweise im Spiegel (15/1993), in der Frankfurter Rundschau (17.04.1993) oder in der Süddeutschen Zeitung (18./19.05.1996) mit reißerischen Titeln wie „Notausgang für kaputte Seelen“, „Mädchen ohne Zukunft“ oder „das Rudel der Hoffnungslosen“. Die Berichterstattung arbeitete bewusst mit skandalisierenden und negativen Bildern von Kindern und Jugendlichen, die ihr Leben dauerhaft auf der Straße zubringen und ihr Zuhause oder das Heim gegen Bahnhofsvorplätze oder U-Bahnschächte getauscht hätten. In diesen Artikeln ging es den Redakteur*innen offensichtlich nicht darum, differenziert Problemlagen und Ursachen nachzugehen, sondern zu skandalisieren.

Zwei Journalisten, die aufgrund dieses Hypes recherchierten, waren UWE BRITTEN (1995) und MARKUS HEINRICH SEIDEL (1994). Beide veröffentlichten Bücher, die ein großes öffentliches Interesse erreichten. Sie wollten unabhängig voneinander auf ein sozialpolitisches Problem aufmerksam machen, indem sie sich in die (Sub)Kultur der Straßenkinder begaben. BRITTEN tauchte mehrere Wochen in die Szene der *Straßenkinder* in Berlin ein und lebte

mit und bei Kindern und Jugendlichen, deren Lebensmittelpunkt die Straße war. Seine Beschreibungen sind sehr detailliert, wobei die Gespräche eher unstrukturiert und sehr zufällig zu sein scheinen. Teilweise erinnern seine Beschreibungen an eine Romanschilderung und seine Versuche, Hintergründe und Ursachen zu erklären, sind wenig wissenschaftlich. Ähnlich verhält es sich mit der Darstellung „Straßenkinder in Deutschland. Schicksale, die es nicht geben dürfte“ von SEIDEL, der sich aufgrund zahlreicher Reportagen über *Straßenkinder* in Deutschland mit dem Phänomen beschäftigte. Ebenfalls Journalist, war es sein Ansatz, ein Buch zu veröffentlichen, das „als Sprachrohr der Straßenkinder Deutschlands“ (Seidel 1994: 9) fungieren sollte. Unterlegt mit statistischem Material lebt das Buch vor allem von den Begegnungen und den Erzählungen der *Straßenkids*. SEIDEL wurde durch seine zweijährige Recherche dazu animiert, einen Verein zu gründen, der mit überregionaler Straßensozialarbeit Kinder und Jugendliche unterstützt, „von der Straße wegzukommen“ (ebd.: 356).¹² Bei den Überlegungen zu einem Wohnprojekt, das er selbst als *Vision* bezeichnet, steht das Prinzip der Freiwilligkeit im Mittelpunkt seiner Überlegungen ebenso wie die Möglichkeit, die Einrichtung zu verlassen oder Freunde aus der Szene zu treffen und einzuladen. Obwohl oder gerade weil SEIDEL kein Sozialwissenschaftler ist, stellt er interessante Aspekte in den Mittelpunkt eines möglichen Konzeptes: Die Kinder und Jugendlichen, um die es geht, brauchen verlässliche Beziehungen und Bezugspersonen, die im Wohnprojekt leben und 24 Stunden täglich ansprechbar sein sollten. Ein Aspekt, der in der professionellen Arbeit mit *Straßenkindern* schwer zu realisieren scheint, der mir aber in den Gesprächen mit den Bewohner*innen des Dock#30 auch immer wieder als Wunsch der Befragten begegnete. Interessant ist bei SEIDEL, dass er bei der Neuauflage seines Buches im Jahr 2002 selbstreflektiert bestimmte Vorgehensweisen aus den frühen 1990ern kritisch hinterfragt, die teilweise aus einer eigenen Betroffenheit entstanden seien (vgl. Seidel 2002), und er stellt die Frage, „ob eine konsequent durchzuhaltende Zwangsmaßnahme nicht deutlich sinnvoller ist als das jahrelange Hoffen auf Freiwilligkeit, Einsicht und Durchhaltevermögen“ (ebd.: 8). Insgesamt bleibt aber zu konstatieren, dass es sich bei den Veröffentlichungen eher um populärwissenschaftliche Bücher handelt. Es waren auch die ersten Bücher, in denen die wohnungslosen Kinder und Jugendlichen als *Straßenkinder* bezeichnet wurden, wobei der Be-

¹² Markus Heinrich Seidel ist Mitbegründer der Initiative „Off-Road-Kids e.V.“, dessen Zweck „die Förderung von hilfsbedürftigen Kindern, Jugendlichen und Heranwachsenden ist, die durch schwerwiegende persönliche Probleme den Halt in der Familie oder sonstigen Betreuungsformen verloren haben und daher der Gefahr der Obdachlosigkeit ausgesetzt sind oder bereits in Obdachlosigkeit leben, jedoch den Wunsch haben, wieder in geregelte Lebensverhältnisse einzuschwenken – die letztlich also von der Straße weg wollen“ (Satzungszweck des Vereins in Seidel 1994: 364).

griff undifferenziert benutzt wurde (vgl. Metje 2005). Zuvor wurde dieser Begriff hauptsächlich im Zusammenhang mit Kindern in Entwicklungsländern gebraucht (vgl. Adick 1998: 7).¹³

Im Frühjahr 1994 nahm das Forschungsprojekt „Straßenkarrieren von Kindern und Jugendlichen“ seine Arbeit auf, das am Deutschen Jugendinstitut angesiedelt war und durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) gefördert wurde. Das Ziel sollte eine Versachlichung der aufgeregten Diskussion in der Öffentlichkeit sein, die durch die o. g. Berichterstattung der Medien losgetreten wurde, was sich auch schon im Untertitel der Publikation zeigt: Hier ist die Sprache nicht von *Straßenkindern*, sondern von *Straßenkarrieren*. PERMIEN und GABRIELA ZINK führten diese Untersuchung federführend durch, wobei es ihnen wichtig war, die Perspektive der betroffenen Jugendlichen zum Ausgangspunkt ihrer Fragestellungen zu machen, da diese die „eigentlichen Experten und Expertinnen ihrer Lebenswelt“ (Permien/Zink 1998: 12) seien. In einer ersten Projektphase, die der Untersuchung vorgelagert war, wurden ausschließlich Fachleute der Jugendhilfe, Justiz, Polizei und anderen Institutionen interviewt, die sich in Theorie und Praxis mit dem Thema *Straßenkarrieren* von Kindern und Jugendlichen auseinandersetzten. Hier wurden Erfahrungen, Einschätzungen und Arbeitsweisen in Bezug auf die im Fokus stehende Zielgruppe abgefragt. PERMIEN und ZINK kritisierten diese erste Phase, da es aus ihrer Sicht heraus zwei Mängel gab: Einerseits seien die Vorgeschichten der Jugendlichen vernachlässigt worden sowie die darin eingelagerten Dynamiken und Erfahrungen, was dazu führe, dass eine Defizitorientierung vorherrsche. Zum anderen sei leichtfertig übergangen worden, dass die „betroffenen Jugendlichen ihre Situation, die Vorgeschichte und ihre Zukunftsperspektiven durchaus unterschiedlich und sehr eigenständig wahrnehmen und interpretieren“ (ebd.: 26).

¹³ Christel Adick (1998) greift mit ihrem Buch zum einen historische und sozialisationstheoretische Aspekte des Themas Straßenkinder auf, zum anderen gibt sie anhand verschiedener Fallstudien einen guten Überblick zur „Situation von Straßenkindern und arbeitenden Kindern in Afrika, Asien, Europa und Lateinamerika“ (ebd.: 7). Internationale Arbeiten zum Thema Kinder in der Dritten Welt gibt es in Deutschland seit Mitte der 1970er Jahre. Sie beschäftigen sich vor allem mit Straßenkindern und arbeitenden Kindern in Afrika, Asien, Europa und Lateinamerika (vgl. Dolly Conto de Knoll (1991) *Straßenkinder von Bogota*; Anja Becker (2001) *Straßenkinder in Sao Leopoldo*; Andrea Milcher (1996) *...den Alltag verändern! Straßenkinder in Lateinamerika und Deutschland*; Uwe von Dücker (1998) *Straßenschule Straßenkinder in Lateinamerika und Deutschland*; Carolin Reißlandt (2005) *Soziale Arbeit mit Straßenkindern in Deutschland und Kenya*; Kerstin Schimmel (1994) *Straßenkinder in Bolivien*; Felix Huth (2011) *Straßenkinder in Duala*; Susanne Seemüller (2002) *Soziale Arbeit mit „Straßenkindern“ in armen gesellschaften am Beispiel Rumäniens*). Im Vergleich zu den Arbeiten, die sich mit Straßenkindern in der Bundesrepublik Deutschland beschäftigen, handelt es sich bei den internationalen Arbeiten tatsächlich um Kinder, also um unter Vierzehnjährige, die ihren Lebensmittelpunkt auf der Straße haben und an anderer Stelle „Kinder der Straße“ bzw. „Kinder auf der Straße“ oder „arbeitende Kinder“ genannt werden (vgl. Adick 1998). Jordan und Hard (1994) weisen zurecht darauf hin, dass mit der Verwendung des Begriffs „Straßenkinder“ für Jugendliche und junge Erwachsene auf der Straße in Deutschland in eklatanter Weise die Unterschiede zwischen den Lebensbedingungen in Lateinamerika, Indien, Afrika, Asien einerseits und Deutschland andererseits verwischt werden.

Daher entschlossen sie sich dazu, einen Karriereaspekt einzuführen, aber vor allem einen ethnographischen Zugang zu verfolgen: „Wir bemühten uns also, die ‚kleine Welt der Straßenjugendlichen‘ aus ihrer Binnenperspektive zu beschreiben und zu analysieren“ (ebd.). Ebenfalls durch das BMFSJ beauftragt, führte das Institut für Soziale Arbeit (ISA) aus Münster eine wissenschaftliche Untersuchung zwischen 1995 und 1998 unter dem Titel „Lebensort Straße: Kinder und Jugendliche in besonderen Problemlagen“ durch. Ähnlich wie bei der DJI-Studie von PERMIEN und ZINK wurde hier die lokale Situation vor dem Hintergrund des jeweiligen pädagogischen Hilfesystems aus Expertensicht dargestellt und erst in einem zweiten Schritt wurden auch hier Jugendliche befragt. Eine zentrale Erkenntnis war die professionelle Flexibilisierung von Hilfen, d. h. die notwendigen Maßnahmen sollten individuell auf die Nutzer*innen zugeschnitten werden.

RÜDIGER HEINS schreibt von den „Verlorenen Kindern in Deutschland“ in seinem 1996 erschienenen Buch „Zu Hause auf der Straße“. Er recherchierte zwei Jahre lang in Deutschland zu dem Phänomen der Straßenkinder, sprach mit Jungen und Mädchen, einigen Eltern und Experten, unter anderem auch mit PERMIEN und ZINK. Einen ähnlichen Ansatz hatten CHRISTIANE EDLER und MARGIT MIOGA in ihrem Buch „Dann hau ich eben ab. Verlassene Eltern – Verlorene Kinder“ (2001), indem sie betroffene Eltern interviewten und *Straßenkinder* befragten. Sie sprachen mit all jenen, die beruflich mit weggelaufenen Kindern und deren Eltern in Kontakt kommen: Polizisten, Psychologen, Sozialarbeiter, Lehrer und Rechtsanwälte, wobei das Buch aber vor allem als Ratgeber verstanden werden will.

Hier setzt auch UTA BÄSE an, deren Fokus vor allem auf den Eltern lag, deren Kinder sich für ein Leben auf der Straße entschieden haben. Als betroffene Mutter eines Trebegängers hat sie die Erfahrung gemacht, dass „betroffene Eltern nicht selten allein gelassen [werden] mit ihrem Problem. Für Kinder und Jugendliche ‚auf der Straße‘ gibt es inzwischen die unterschiedlichsten Betreuungs- sowie Unterstützungsangebote. Mütter und Väter wenden sich Hilfe suchend an Institutionen“ (Bäse 2006: 21), aber erhalten oft nicht die notwendige Hilfe und Unterstützung, da dies nicht zum Arbeitsalltag der Institutionen gehört und den Erwartungen der Eltern auch nur begrenzt begegnet wird bzw. werden kann (vgl. ebd.). BÄSE befragte einerseits betroffene Eltern mittels eines standardisierten Fragebogens und führte andererseits Experteninterviews mit Vertreter*innen von Trägern, Schule, Polizei, Familiengericht und Selbsthilfe. Ziel ihrer Studie war es, sozialpädagogische und therapeutische Beratungsansätze abzuleiten und die Zielgruppe der Eltern in die Überlegungen der Interventionsansätze einzubeziehen; mit diesem Aspekt wollte sie der Kritik entgegenwirken, dass Eltern allzu oft die Schuld am Weglaufen zugeschrieben wird (ebd.).

Daneben gibt es noch weitere neuere Untersuchungen und Arbeiten, die sich mit der lebensweltlichen Ethnographie jugendlicher Wohnungsloser beschäftigt haben, wie z. B. STEFAN THOMAS, der die Lebenswelten Jugendlicher und junger Erwachsener im Umfeld des Berliner „Bahnhofs Zoo“ erforschte. Das Ziel seiner Studie bestand darin, „die elementaren Gestaltungsformen von Armut und Exklusion in der modernen Gesellschaft anhand einer Extremgruppierung der Armutspopulation“ (Thomas 2005: 35) zu erforschen. Im Mittelpunkt seiner Untersuchung stand das Wechselverhältnis von strukturellen Sozialbedingungen und psychischen Verarbeitungs- und Reaktionsformen (ebd.), die zu Dynamiken zwischen sozialen und psychischen Desintegrationsprozessen führen, „sodass Teilhabe und Teilnahme am gesellschaftlichen Leben in immer größere Entfernung rücken“ (ebd.: 36).

Ein ähnliches Umfeld, wie den Berliner Bahnhof Zoo erforschte die Kulturwissenschaftlerin UTE MARIE METJE zwischen 1998 und 2001, indem sie den Hamburger Hauptbahnhof als Forschungsfeld in den Fokus rückte. Sie versucht mit ihrer „akteurzentrierten Ethnographie [...] die vielstimmigen, ambivalenten und fragilen Anteile und Situationen des Lebens aufzuzeigen“ (Metje 2005: 13 f.), wobei sie sich ausschließlich auf Mädchen und junge Frauen fokussiert hat. Ein Grund hierfür sind die – aus ihrer Sicht – wenigen Arbeiten, die sich ausschließlich mit wohnungslosen Mädchen und jungen Frauen beschäftigen, obwohl „deren Präsenz auf der Straße offensichtlich ist und die Gründe für diesen Schritt sowie deren Situation ganz andere sind als die von Jungen“ (ebd.). Vielmehr sei die Rede häufig nur von „den Jugendlichen“ (ebd.). So beschreibt sie die Inszenierungsfacetten und Interaktionen der jungen Frauen im Bahnhofsumfeld und der sozialpädagogischen Anlaufstelle für Jugendliche am Hamburger Hauptbahnhof (KIDS – Kinder in der Szene). Ähnlich wie SEIDEL ist METJE auf der Suche nach den „Stimmen der Jugendlichen“ (ebd.: 18), wobei sie „einen Einblick in das Leben der Mädchen und jungen Frauen zu vermitteln“ (ebd.) versucht.¹⁴

2012 erschien das Buch „Die Leute vom Straßenrand. Gespräche mit Obdachlosen“ von PETER RÖSCH, der sich mit dem Zug auf eine Reise durch vierzehn deutsche Städte begab und Gespräche mit Menschen führte, deren Lebensmittelpunkt die Straße ist. Damit knüpfte er an die Veröffentlichungen von BRITTEN und SEIDEL an. Man könnte diesen Ansätzen unterstellen, lediglich in eine Subkultur eintauchen zu wollen, um so „das Fremde in der eigenen Kultur erforschen zu wollen“ (Steckelberg 2010: 226 f.). Der ethnographische Ansatz folgt aber aus meiner Sicht einer ausgrenzenden Logik einer Normalitätsvorstellung, scheint es doch so zu sein, dass wir das Fremde in der eigenen Kultur mit einer gewissen Schaulust betrachten, die aus Faszination und Abschreckung, Vorurteilen und Vorbehalten besteht.

¹⁴ Weitere Arbeiten, die hier zu nennen wären, sind Claudia Steckelberg (2010), Cornelia Helfferich (2000) oder eben Gitta Trauernicht (1992)

1.3. Gesundheit und Gesundheitsversorgung wohnungsloser Menschen

Seit den 1980er Jahren gab es einige Untersuchungen in Deutschland, die gezeigt haben, dass der Gesundheitszustand wohnungsloser Menschen im Vergleich mit anderen Bevölkerungsgruppen besonders schlecht ist. So wurden zum Teil Sektionsanalysen an verstorbenen wohnungslosen Menschen durchgeführt (vgl. Veith und Schwindt 1976; Reuhl und Lutz 1996) oder Krankenakten von Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe der Diakonischen Heime in Kästorf ausgewertet (Locher 1990).

GERHARD TRABERT untersuchte eine Gruppe von 40 männlichen Wohnungslosen, die er als „typischen Querschnitt“ (Trabert 1995: 90) der in Mainz lebenden Wohnungslosen einschätzte. Neben einer Anamnese und einer körperlichen Untersuchung führte Trabert auch Labordiagnostik durch. BIRGIT VÖLLM, HINNERK BECKER und WILFRIED KUNSTMANN (2000) untersuchten in Dortmund 82 männliche Wohnungslose, sowie eine Vergleichsgruppe von 37 ehemals Wohnungslosen, die unter Nutzern einer Beratungsstelle, einer Übernachtungsstelle, mehrerer Tagesaufenthaltseinrichtungen und einer Drogenberatungsstelle gefunden wurden. Auch hier wurde neben einer Anamnese eine körperliche Untersuchung durchgeführt. HANS JOACHIM SALIZE, CORNELIA DILLMANN-LANGE und BEATE KENTNER-FIGURA (2002) untersuchten insgesamt 100 Personen (Männer und Frauen), die auf der Straße, im Sozialamt, in Übernachtungsstellen, Wohnheimen und Verpflegungsstellen in Mannheim akquiriert wurden. SALIZE et al. ging es bei ihrer Untersuchung vorwiegend um Alkoholfolgeerkrankungen. Ergebnisse der Untersuchungen waren vor allem die, dass Wohnungslose einen schlechteren Gesundheitszustand aufwiesen als die vergleichbare übrige Bevölkerung. Die Studien stützen nach SIGNAZ STEIGER vor allem die „These vom Primat der Lebensbedingungen über verhaltensbedingte Risikofaktoren in der Erklärung der gesundheitlichen Ungleichheit“ (Steiger 2010: 26).

CHRISTOPH KELLINGHAUS hat wohnungslose Menschen untersucht und festgestellt, dass etwa ein Drittel der Wohnungslosen an einer behandlungsbedürftigen psychischen Störung“ (Kellinghaus 2000: 33) leidet. Der Schwerpunkt seiner Untersuchung lag darauf, herauszufinden, inwiefern wohnungslose Menschen mit einer psychischen Erkrankung psychiatrische Versorgungssysteme nutzen. Da seiner Untersuchung zufolge Wohnungslose psychiatrische Facheinrichtungen nur selten nutzen, fordert er eigene Therapiekonzepte für die besondere Zielgruppe der wohnungslosen Patienten mit einer psychischen Erkrankung (ebd.: 38).

UWE FLICK und GUNDULA RÖHNSCH beschrieben anhand einer qualitativen Studie die subjektiven Gesundheitsvorstellungen, das Gesundheitshandeln und die Inanspruchnahme von gesundheitsbezogenen Dienstleistungen junger Menschen, die auf der Straße leben. In einer ersten Teilstudie wurden hier episodische Interviews mit Jugendlichen geführt, die im

Rahmen aufsuchender Sozialarbeit niedrigschwellige Hilfe über eine Anlaufstelle in Anspruch nahmen. Im Fokus der zweiten Teilstudie wurden chronisch kranke Jugendliche beobachtet und befragt, ergänzt durch Experteninterviews. Interessanterweise beziehen FLICK und RÖHNSCH ihren theoretischen Rahmen auf den Ansatz der sozialen Repräsentationen nach SERGE MOSCOVICI: So gingen sie davon aus, „dass Gesundheitsvorstellungen gruppen-spezifisch ausgeprägt sind bzw. sich in Abhängigkeit von der Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen unterscheiden“ (Flick/Röhnsch 2008: 58). Diese sozialen Repräsentationen seien gleichsam „ein System von Werten, Ideen und Handlungsweisen mit zweifacher Funktion; erstens eine Ordnung schaffen, die Individuen in die Lage versetzt, sich in ihrer materiellen und sozialen Welt zu orientieren und sie zu meistern; und zweitens Kommunikation unter den Mitgliedern einer Gemeinschaft zu ermöglichen, indem es diesen einen Kode für sozialen Austausch und einen Kode zur Benennung und zur eindeutigen Klassifikation der verschiedenen Aspekte ihrer Welt und ihrer individuellen Geschichte und der ihrer Gruppe liefert“ (Moscovici 1973: 17)“ (Flick 2009: 93). Dies deckt sich mit dem, was LEFEBVRE mit den Räumen der Repräsentationen zu umschreiben versucht: „also im eigentlichen Sinne erlebte oder gelebte Räume, und damit Darstellungsräume, die etwas repräsentieren [...]. Sie repräsentieren gesellschaftliche Werte, Traditionen, Träume – und nicht zuletzt auch kollektive Erfahrungen und Erlebnisse“ (Schmid 2010: 223).

STEIGER (2010) betrachtete mit seiner Studie die Auswirkungen der Wohnungslosigkeit auf die Gesundheit der betroffenen Menschen, wobei er einerseits die Möglichkeiten der Zugänge zur medizinischen Versorgung untersuchte, andererseits aber auch weitere Faktoren suchte, die den besonders schlechten gesundheitlichen Zustand der Zielgruppe erklären können. In der Empirie wählte er einen Mix aus quantitativen und qualitativen Methoden. So befragte er zum einen 684 Einrichtungen, die sich mit der Versorgung Wohnungsloser beschäftigten, welche Angebote niedrigschwelliger medizinischer Versorgung vorhanden und wie diese erreichbar seien. Zum anderen interviewte er 17 wohnungslose Menschen zu deren Lebensbedingungen und den daraus resultierenden Konsequenzen für die Gesundheit.

JENS PUDERBACH versuchte mit seiner Arbeit den Zusammenhang zwischen Alkoholabhängigkeit und Wohnungslosigkeit herzustellen. Aus seiner Sicht stellte die Zielgruppe der „chronisch mehrfach beeinträchtigten Abhängigkeitskranken“ komplexe Anforderungen an die verschiedenen Hilfesysteme (vgl. Puderbach 2011: 7). Anhand theoretischer Annahmen, ergänzt durch Klienten- und Experteninterviews, versuchte er Perspektiven für ein zukunftsfähiges Hilfesystem aufzuzeigen.

1.4. Sozialpädagogisches Erkenntnisinteresse

Seit den 1980er Jahren gab und gibt es einige Forschungsarbeiten, die eher sozialpädagogisch orientiert waren und ihren Fokus auf die Perspektive der Adressaten legten. Das Erkenntnisinteresse dieser Arbeiten liegt vor allem darauf, welche Anforderungen sich durch die Sicht der Adressaten für die sozialpädagogische Praxis ergeben. Neben den bereits erwähnten Arbeiten von JORDAN und TRAUERNICHT (1981), DAGMAR und WILFRIED HOSEMANN (1984), TRAUERNICHT (1992) sind hier vor allem die Arbeiten von MARTINA BODENMÜLLER (1995) und GABRIELE PFENNIG (1996) zu nennen.

Ausgangspunkt der Untersuchung von PFENNIG war die Beobachtung, dass die „zur Verfügung stehenden Mittel der Pädagogik [...] oft nicht aus[reichen], um Straßenkinder von ihrem Tun abzuhalten, weil die Kinder und Jugendlichen Kontakt mit Pädagogen grundsätzlich ablehnen“ (Pfennig 1996: 1). Daher ging PFENNIG der Frage nach, wie pädagogische Unterstützungsangebote „inhaltlich und konzeptionell gestaltet sein“ (ebd.) müssten, damit diese von den Kindern und Jugendlichen angenommen werden und somit zu einer besseren Alltagsbewältigung beitragen können. Bei ihrem Beitrag handelt es sich um einen praxisrelevanten Ansatz, der pädagogische Konsequenzen aufzeigen soll, angemessen auf das Phänomen der „Straßenkinder“ zu reagieren und die Lebenswelten der Kinder und Jugendlichen zu berücksichtigen. Im Umfeld des Kölner Hauptbahnhofes führte PFENNIG hierzu teilnehmende Beobachtungen durch und führte Interviews mit sozialpädagogischen Fachkräften, die mit einem mobilen Team die Kinder und Jugendlichen rund um den Hauptbahnhof aufsuchten. BODENMÜLLER (1995) ging ebenso der Frage nach, ob und inwiefern die pädagogischen Angebote von den betroffenen Kindern und Jugendlichen genutzt werden. Im Umfeld des Münsteraner Hauptbahnhofes befragte sie hierzu als Streetworkerin des hiesigen Jugendamtes Mädchen und junge Frauen, die auf der Straße lebten. Vor allem die Erkenntnis, dass „sozialpädagogische Angebote, die über die Betroffenen hinweg geplant werden, an deren Entscheidung sie nicht mitbeteiligt werden und an deren Ausgestaltung sie nicht mitwirken können, die Betroffenen entmündigt, zu Opfern macht und sie letztendlich nicht mehr erreicht“ (Bodenmüller 1995 [2010]: 4), veranlasste sie dazu, „die betroffenen Mädchen und jungen Frauen selbst zu Wort kommen zu lassen“ (ebd.). Für BODENMÜLLER stellt das Phänomen der Wohnungslosigkeit und der damit verbundenen Lebensweisen kein abweichendes Verhalten dar, sondern es handelt sich „um Überlebensstrategien [...], die in ihrem lebensweltlichen Kontext funktional und angemessen sind“ (ebd.: 123). Eine – wenn auch schon damals nicht neue – Erkenntnis, dass „die Mädchen und jungen Frauen den Kontakt zu den sozialpädagogischen Hilfeeinrichtungen weitgehend verloren haben“ (ebd.), führt sie nach Auswertung der Interviews zu sozialpädagogischen Konsequenzen, die präventiv, auf-

suchend, akzeptierend und niederschwellig ausgerichtet sein sollten, um so eine lebenswelt-nahe Unterstützung anbieten zu können.

Ebenfalls 1995 wurde die Diplomarbeit von MARTIN DEGEN unter dem Titel „Straßenkinder. Szenebetrachtungen, Erklärungsversuche und sozialarbeiterische Ansätze“ veröffentlicht. Angestoßen durch Exkursionen nach Frankfurt und Köln im Seminar „Streetworkansätze“ des Fachbereiches Sozialarbeit an der Fachhochschule Koblenz, beschäftigte er sich mit den Lebenswelten von *Straßenkindern* in Deutschland. Neben einer Darstellung von Ursachen und Hintergründen für Straßenkarrieren zeichnet er ein recht umfassendes Bild von Maßnahmen und Angeboten, die den jungen Menschen zur Verfügung stehen. Hierzu hat DEGEN auch Gespräche mit Mitarbeitenden verschiedener Einrichtungen in Köln, Frankfurt, Hamburg und Berlin geführt und deren Angebote beschrieben sowie vor dem Hintergrund seiner eigenen Recherchen und Erfahrungen bewertet. Einen ähnlichen Weg beschreite ANGELA ROMAHN, die zwei niederschwellige Angebote beschreibt und kritisch bewertet, etwa dahingehend, ob niederschwellige Projekte „das Straßenleben erleichtern, aber nicht automatisch den Ausstieg anbahnen, weil die jungen Leute Anlaufstellen als Dauerstützpunkte benutzen“ (Romahn 2000: 105), und ob die pädagogische Annahme sich bestätigt, dass „konstante Beziehungen zwischen Straßenkindern und Sozialarbeitern wirklich einen so großen positiven Einfluss haben“ (ebd: 106) oder ob die *Peer-group-Education* nicht doch sehr viel stärker verantwortlich sei für die Ausbildung einer eigenen Identität (vgl. ebd.). Das Institut für soziale Arbeit e.V. wollte mit seiner Veröffentlichung „Lebensort Straße. Kinder und Jugendliche in besonderen Lebenslagen“ (1996) „Anstöße geben, wie die Hilfen für Jugendhilfe, die auf der ‚Straße‘ leben, besser vernetzt und wirksamer gestaltet werden können“ (ebd.: 8). Die Untersuchung war das Ergebnis einer sechsmonatigen Vorstudie zu dem gleichnamigen Aktionsprogramm, zu dem das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend aufgerufen hatte. Es ging den federführenden Forschern PETER JOGSCHIES, PERMIEN und ZINK vor allem darum, eine erste Einschätzung zur Situation von Kindern und Jugendlichen in besonderen Problemlagen vorzunehmen, um dann weitere Schritte zur Verbesserung der Situation dieser Zielgruppe aus sozialpädagogischer Sicht einzuleiten. Befragt wurden bei dieser Untersuchung allerdings ausschließlich sog. Experten wie Einrichtungsleiter, Pfarrer, Streetworker oder Polizisten. Ähnliche Überlegungen zum sozialpädagogischen Handeln stellten RONALD LUTZ und BERND STICKELMANN mit ihrem Sammelband „Weggelaufen und ohne Obdach. Kinder und Jugendliche in besonderen Lebenslagen“ (Lutz/Stickelmann 1999) an, in dem vor allem die sozialpädagogischen Erfahrungen mit eben solchen Jugendlichen dokumentiert werden sollten. Das Hauptanliegen des Bandes ist es, Arbeitsformen in der Auseinandersetzung mit Jugendlichen in besonderen Lebenslagen zu entwickeln. LUTZ und STICKELMANN sehen die Jugendhilfe in ihrem An-

liegen, Jugendlichen zu helfen, durchaus kritisch und stellen die Frage, „inwieweit die Agenturen der Jugendhilfe selbst Jugendliche in besonderen Lebenslagen produzieren“ (ebd.: 9). So kritisierten sie, dass häufig Kontakte zu Jugendlichen aufgenommen, dann aber, bei „scheinbar unüberwindbaren Schwierigkeiten, insbesondere bei Verweigerung durch die Jugendlichen, wieder abgebrochen werden“ (ebd.). Eben diese Erfahrung konnte in Gesprächen mit jungen Erwachsenen im Rahmen der vorliegenden Untersuchung bestätigt werden. Hierin spiegelt sich das Spannungsverhältnis zwischen dem Prinzip der Lebensweltorientierung einerseits und dem institutionellen Auftrag der Jugendhilfe, sprich dem, was HABERMAS System nennt, andererseits wider. Erfahrungen von Enttäuschung und nicht tragfähigen Beziehungen werden durch das System der Jugendhilfe reproduziert, sobald die Mitwirkungspflicht nicht gegeben ist, sobald Ziele aus einem Hilfeplan nicht erreicht werden. Teilweise reagieren Adressat*innen Sozialer Arbeit mit selbstinitiierten Maßnahmeabbrüchen, um so eine Art Selbstwirksamkeit zu erreichen. LUTZ und STICKELMANN präsentieren eine gewisse Bandbreite möglicher sozialpädagogischer Handlungen in Auseinandersetzung mit der Zielgruppe der jungen Menschen, deren Lebensmittelpunkt die Straße darstellt, indem sie verschiedene Praxisansätze zusammentragen.

Im Auftrag des Landesjugendamtes Berlin beschäftigte sich im Jahr 2000 das Institut für Sozialforschung, Informatik und Soziale Arbeit e.V. (ISIS Berlin e.V.) mit der Situation und Lage von Straßenkindern in Berlin-Mitte. ERIKA ALLEWELDT und VINCENZ LEUSCHNER führten diese exemplarische Studie durch und befragten mit Hilfe eines teilstandardisierten Fragebogens insgesamt 60 Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene im Alter von 13 bis einschließlich 27 Jahren. So wurden beispielsweise Alltagssituationen, Suchtmittelkonsum, Einkommenssituation, Institutionenerfahrung und Wunsch nach Projektangeboten abgefragt. In einem zweiten Teil der Untersuchung wurden auch professionelle Kräfte, die sich mit der Zielgruppe beschäftigten und mit dieser im Austausch stehen, befragt. Die Ergebnisse aus Sicht der Zielgruppe wurden lediglich statistisch aufbereitet. „Um das Verhalten dieser Jugendlichen und jungen Erwachsenen auf der Straße eingehend zu beurteilen, müssten empirische Untersuchungen im größeren Stil durchgeführt werden, in denen auch die persönliche Situation einzelner junger Menschen analysiert werden müsste“ (Alleweldt/Leuschner 2000: 49). Ein weitaus größerer Schwerpunkt wurde auch bei dieser Untersuchung auf die Einschätzung der sog. Experten gelegt, so auch bei der Einschätzung weitergehender Bedarfe (ebd.: 77 ff.) und den daraus resultierenden Forderungen der Forschungsgruppe. Fehlende Angebote aus Nutzer*innensicht beschränken sich auf eine kurze Aufzählung (vgl. ebd.: 48).

BODENMÜLLER und GEORG PIEPEL haben die Entwicklung Jugendlicher und junger Erwachsener aus ihrer Rolle als Streetworker der Stadt Münster heraus untersucht. Zum einen wollten die beiden Wissenschaftler*innen die Entwicklungen junger Wohnungsloser nach-

zeichnen, zum anderen war ihnen aber auch daran gelegen, „Bedingungen, Faktoren und Hilfestellungen, die eine Entwicklung in die eine oder andere Richtung wahrscheinlicher machen“ (Bodenmüller/Piepel 2003: 9), zu erkennen. Ebenso waren sie an geschlechtsspezifischen Unterschieden interessiert. Aus den Erkenntnissen entwickelten sie sozialpädagogische und gesellschaftliche Handlungsanforderungen mit dem Anspruch, „Zukunftsperspektiven von Straßenkindern aufzuzeigen [und] damit einen Beitrag zur Qualifizierung im Umgang mit ihnen zu leisten und Mut zu machen, wohnungslose Jugendliche und junge Erwachsene zu unterstützen, sie nicht aufzugeben, sondern auf ihrem Weg zu begleiten“ (ebd.:10).

SANDRO NAPOLITANO, der einen rein theoretischen Zugang zu der Thematik *Straßenkinder* hatte, ging der Frage nach, welche Antworten die soziale Arbeit zur Lösung bzw. zur Linderung der Probleme der "Straßenkinder" gibt. Vor dem Hintergrund einer Heterogenität der Zielgruppe, mit unterschiedlichen Ursachen für sozial auffälliges und unangepasstes Verhalten, entwickelte er Handlungsstrategien und Interventionsmöglichkeiten für den Umgang der Sozialarbeiter mit "Straßenkindern". So seien es aus seiner Sicht vor allem Ansätze, die zwar an die Selbstverantwortlichkeit der Jugendlichen anknüpfen, aber eben nicht ausschließlich, um so die Nutzer*innen nicht zu überfordern, „deren Lebenserfahrungen oft von Beziehungsabbrüchen und Diskontinuitäten geprägt sind (vgl. Napolitano 2005: 94; Pfennig 1996: 161). KATJA MAAR ging der Frage nach, welche Angebote der Wohnungslosenhilfe von deren Nutzer*innen hinsichtlich der Bewältigung ihrer Problemlage als nützlich und welche als nicht nützlich angesehen werden und wie sie mit den angebotenen Dienstleistungen umgehen (vgl. Maar 2006: 17). MAAR ging bei ihrer Untersuchung von einem dienstleistungstheoretischen Konzept der Sozialen Arbeit aus und hat das Feld der Wohnungslosenhilfe ausgewählt, da die Nutzer*innen einerseits einen „starken Kontrast zum dienstleistungstheoretischen Idealtypus des Nutzers“ (ebd.: 18) darstellen und andererseits ein hohes Maß an Nichtinanspruchnahme konstatiert werden kann (ebd.). Der letzte Punkt verleitet MAAR zu der Annahme, dass es eine Diskrepanz zwischen den Angeboten und den Nachfragen gibt. Anhand ihrer qualitativen Ergebnisse entwirft sie verschiedene „Nutzungstypen“, die insofern interessant sind, dass sie auch lebensweltliche Ressourcen im Sinne eines sozialräumlichen Ansatzes mit in ihre Untersuchung einbezieht: Nutzer*innen, die „über private Ressourcen zur Bewältigung oder Bearbeitung insbesondere psychosozialer Probleme verfügen“ (ebd.: 141), fragen professionelle Unterstützung seltener an, dann aber mit einem „aktiv-einfordernenden Nutzungsverhalten“ (ebd.). Gleichzeitig attestiert sie den Wohnungslosen, dass diese gut informiert seien. Dies deckt sich auch mit den Erfahrungen aus dem Projekt Dock#30, denn viele Bewohner*innen erfuhren über Dritte von dem Angebot und meldeten sich dann selbst.

CARLA WESSELMANN untersuchte auf der Grundlage narrativer Interviews die biografischen Verläufe von Frauen, die „wohnungslos wurden und es zum Zeitpunkt der Interviewgespräche meist auch noch waren“ (Wesselmann 2009:9). In der Untersuchung geht es ihr um die Frage nach den biografischen Verläufen der Frauen „vor, in und nach der Wohnungslosigkeit“ (ebd.) und der sich daraus entwickelnden Handlungsstrukturen. Aus der Praxis der Sozialen Arbeit heraus untersuchte sie die Zusammenhänge zwischen gesellschaftlichen Strukturen und lebensgeschichtlichen Erfahrungen. So versteht sie Wohnungslosigkeit auch nicht als „ein singuläres Ereignis oder als ein besonders dramatischer Endpunkt einer zugespitzten Krise“ (ebd.), sondern als einen lebensgeschichtlichen Prozess. Aus dem Blickwinkel der Praxis heraus fiel ihr auf, dass die Frauen „erst nach restloser Ausschöpfung ihrer eigenen Ressourcen im professionellen Hilfesystem ankamen“ (ebd.: 10). So ging sie in ihrer Untersuchung auch der Frage nach, „welche sozialen Bedingungen, auch in Form von nicht bekannten, nicht existenten, nicht passenden und nicht wirksamen Angeboten professioneller Hilfen, können Prozesse in die Wohnungslosigkeit begünstigen?“ (ebd.: 12). Die beiden niederländischen Professoren MICHA DE WINTER und MARC NOOM beschäftigten sich 2000 mit einem *peer-research project* von wohnungslosen Jugendlichen in den Niederlanden. Auch wenn es sich bei dieser Untersuchung um eine Forschungsarbeit aus einem europäischen Nachbarland handelt, finde ich deren Ansatz insofern erwähnenswert, als die Interviews und Gruppendiskussionen mit jungen erwachsenen Wohnungslosen durch 19 Jugendliche und junge Erwachsene durchgeführt wurden, die selbst wohnungslos waren. Das Ziel der Untersuchung war es, zu erfahren, wie die professionellen Angebote und deren Wirkung aus Nutzer*innensicht bewertet wurden. Hierzu wurden 190 Interviews durchgeführt, um Einschätzungen zu Themenbereichen wie etwa Leben, physische und mentale Gesundheit, Kontakt zu Verwandten und Freunden, Einkommen, Kontakt mit dem Gesetz und Polizei, Freizeit vornehmen zu können. Die Ergebnisse wurden dann in Gruppendiskussionen mit wohnungslosen Jugendlichen, Sozialarbeitern und Entscheidungsträgern diskutiert und besprochen. Ein Ergebnis, das einen Grundkonflikt aufzeigt, dem wir in der Arbeit mit wohnungslosen jungen Erwachsenen immer wieder begegnen, zeigt sich in den folgenden Aussagen: So antwortete ein Heranwachsender: „they demand that I’m honest, but I daren’t as I will be kicked out again.“ (de Winter/Noom 2003: 334). Während ein Sozialarbeiter feststellte, dass es schwer sei, an die Heranwachsenden heranzukommen: „many of them don’t speak their true minds and really should, if you want to help them“ (ebd.). Letztlich geht es aus Sicht der beiden Wissenschaftler um eine Balance zwischen Unabhängigkeit und Unterstützung, die sich in einer Kooperation zeigt, bei der aber die Sozialpädagogik der Ko-Produzent ist und nicht der oder die Nutzer*in (vgl. Kunstreich 2012).

1.5. Aneignung von Räumen durch wohnungslose Jugendliche und junge Erwachsene

In Bezug auf die Frage, wie jugendliche Wohnungslose Maßnahmen und Angebote erleben, für sich in Anspruch nehmen und sich sozusagen soziale Räume aneignen, gibt es nur wenige Untersuchungen und Arbeiten. Neben der bereits erwähnten Arbeit von ALLEWELDT und LEUSCHNER, DE WINTER und NOOM hat MÜCHER 2010 eine qualitative Studie vorgelegt, die sich mit der Frage beschäftigt, wie wohnungslose Jugendliche sozialpädagogische Hilfen in Anspruch nehmen und welche Auswirkungen diese auf den Verlauf ihrer Straßenkarrieren haben. Ausgangspunkt für seine Untersuchung ist das Streetworkprojekt *Off Road Kids*, das sich „an solche Jugendliche [richtet], die bereits durch das Netz der Jugendhilfe hindurch gefallen sind oder von den Regelangeboten nicht mehr erreicht werden“ (Mücher 2010: 13 f.). So versucht er durch Interviews mit Nutzer*innen dieses Angebotes herauszuarbeiten, wie wirksam Hilfen sind, die „in Form eines überregionalen, adressatenbezogenen Streetworkansatzes“ (ebd.: 14) agieren. STECKELBERG hat 2010 in ihrer Untersuchung junge wohnungslose Frauen befragt, um die Lebenswelt Straße als Lebensphase zu betrachten, die einen Erfahrungshintergrund darstellt, in dem bestimmte lebensweltliche Orientierungen entstehen. Aus ihrer Profession als Streetworkerin heraus beschäftigte sie sich mehrere Jahre mit dem Handlungsfeld „Leben auf der Straße“ (Steckelberg 2010: 9). Im Sinne eines sozialpädagogischen Ansatzes war es ihr Interesse, einen herrschafts- und hierarchiefreien Diskurs bzw. Ansatz in der sozialen Arbeit zu ermöglichen (vgl. ebd.: 10). Durch Einzelinterviews mit jungen Frauen und Mädchen versucht sie die Orientierungen und Sichtweisen der Adressat*innen, ihre Verhaltensweisen und ihr Handeln zu ergründen; die Perspektiven der Betroffenen sollten „eine effektive Einzelfallhilfe ermöglichen und gleichzeitig im Sinne von nachhaltigen Wirkungen seines Handelns gesellschaftspolitische Strukturen als Bedingungen individueller Lebenslagen und Benachteiligungen kritisch im Blick und deren Beeinflussung zum Ziel haben“ (ebd.). SILVIA SCHWARZ knüpft 2022 an STECKELBERGs geschlechtertheoretische Perspektive an; ihr Erkenntnisinteresse gilt den „Erfahrungen und Handlungsstrategien von Frauen, die sich in einer Wohnungsnotfallsituation befinden“ (Schwarz 2022: 11). Aus raumsoziologischer und geschlechtertheoretischer Perspektive befragte sie Frauen, die in prekären Wohnverhältnissen leben oder keinen Zugang zu Wohnraum haben und auf der Straße leben. Als Praktikerin in der niedrigschwelligen Drogenhilfe waren es vor allem auch „die Defizite eines aufsteigenden stufenförmig strukturierten Hilfesystems“ (ebd.), die zu einem Erleben des Scheiterns bei den Frauen führten. SCHWARZ fragt „nach den Strategien der Aneignung des sozialen Raumes von Frauen in Wohnungsnotfallsituationen“ (ebd.: 12), wobei vor allem die „geschlechtlichen Konnotationen raumbezogener Aneignungsformen“ (ebd.) in den Blick genommen werden. So fragt sie nicht da-

nach, welche *Bedarfe* die Frauen haben, sondern welche *Bedürfnisse* sie haben, wie etwa Schutz, Intimität und Privatheit.

Nach den letztgenannten Untersuchungen von STECKELBERG und MÜCHER, die beide um das Jahr 2010 erschienen, scheint das Thema der *jungen* Wohnungslosen nicht im Fokus sozialwissenschaftlicher Untersuchungen zu stehen. Scheinbar gilt immer noch die Feststellung von RAINER KILB und PETER HEEMANN, die bereits 1999 konstatierten, dass das Thema Straßenleben von Kindern und Jugendlichen ein periodisch stattfindendes Thema in der öffentlichen Diskussion sei (vgl. Kilb/Heemann 1999: 179). In den vergangenen Jahren gab es nur eine nennenswerte Untersuchung des Deutschen Jugendinstituts (DJI) zu diesem Thema, auch wenn es sich hierbei – neben einer Beschreibung des Phänomens – vor allem um den Anspruch nach einer Quantifizierung des *Problems* handelt. Gleichzeitig wird in der Praxis sozialer Arbeit darüber diskutiert, wie man mit dem *Problem* der jungen erwachsenen Wohnungslosen in den Einrichtungen umgehen sollte. Es gibt Fachtagungen mit Titeln wie „Junge Wohnungslose zwischen Jugendhilfe und Wohnungslosenhilfe – von der Zuständigkeit zur Kooperation“¹⁵, „Perspektiven für junge Wohnungslose“¹⁶ oder „(R)Ausgeflogen und kein Dach über'm Kopf“¹⁷, die sich mit dem Phänomen der jungen Wohnungslosen beschäftigen. Dies zeigt, dass es in der Praxis Sozialer Arbeit ein großes Interesse an Handlungsansätzen und an einem Austausch gibt. Aber auch die *Straßenkinder* selbst wollen auf ihre Lebenssituation aufmerksam machen; so fand Ende September 2018 bereits die 4. Bundeskonferenz der Straßenkinder in Berlin statt, zu dem die Selbstorganisation der Straßenkinder „MOMO – the voice of he disconnected youth“ eingeladen hatte und zu der über 100 Jugendliche aus ganz Deutschland nach Berlin gekommen waren.¹⁸

¹⁵ Titel einer Fachtagung der EVIM Jugendhilfe, der Diakonie Wiesbaden und der Mission Leben am 29.10.2019

¹⁶ Tagung des MSAGD RLP am 08.06.2017

¹⁷ Tagung der LAG Jugendsozialarbeit und der LAG Streetwork NRW am 06.02.2018

¹⁸ Bericht auf der Homepage der Selbstorganisation unter [<https://www.momo-voice.de/die-bundeskonferenz/>] Zugriff am 02.02.2020

2. Was will ich mit meinem Beitrag?

Aus eben diesem Grund möchte ich mit der vorliegenden Arbeit den Faden wiederaufnehmen und herausfinden, wie sich junge erwachsene Wohnungslose sozialen Raum aneignen, welche Angebote sie benötigen und ob die Angebote, die vorhanden sind, sie darin unterstützen, ihr Leben in einer aus ihrer Sicht angemessenen Art und Weise führen zu können. Mir geht es auch darum, mögliche Handlungsansätze für die Praxis Sozialer Arbeit aufzuzeigen und so einen Beitrag im angemessenen Umgang mit eben dieser Zielgruppe zu leisten.

2.1. Sozialwissenschaftliche Relevanz und zu erwartende wissenschaftliche Kenntnis

Da, wie bereits beschrieben, viele Arbeiten an den Gründen und den Lebensbedingungen der wohnungslosen Menschen im Sinne einer ethnographischen Studie ansetzen, möchte ich mit meiner Fragestellung an einer anderen Stelle ansetzen, wobei für mich folgende Fragen von besonderem Interesse sind:

- Wie spitzt sich der Konflikt zwischen Lebenswelt und System in einer Einrichtung zu, die zwischen Wohnungslosenhilfe und Jugendhilfe angesiedelt ist?
- Wie nehmen die jugendlichen Wohnungslosen die vorhandenen Angebote wahr und wie empfinden sie diese?
- Wie nehmen sie die Sozialarbeiter*innen in den Einrichtungen wahr? Welche Rolle spielen diese in Bezug auf die eigene Rauman eignung?
- Handelt es sich bei der Einrichtung Dock#30, die hier als Zugang dient und als Ausschnitt des Systems lediglich einen Aspekt der Lebenswelt der Nutzer*innen darstellt, um einen gesicherten Lebensort nach Winkler? Oder wie müsste er aus Sicht der Adressat*innen aussehen?
- Welche Angebote müsste es geben, damit sie sich sozialen Raum in – aus ihrer Sicht – adäquater Art und Weise aneignen könnten?
- Wie eignen sich junge erwachsene Wohnungslose soziale Räume an?

Wie bereits beschrieben, münden diese Aspekte in der Fragestellung, wie Räume im Sinne Winklers ortspädagogischen Handelns für junge erwachsene Wohnungslose geschaffen werden, damit diese die so geschaffenen Räume in adäquater Art und Weise aneignen können und zu etwas machen, was LEFEBVRE Räume der Repräsentationen nennt.

Aus den Ergebnissen sollen zum einen Erkenntnisse direkt in die Praktische Arbeit mit jungen erwachsenen Wohnungslosen einfließen und so zu konzeptionellen Anpassungen führen. Zum anderen erwarte ich auch einen Erkenntnisgewinn in Bezug auf die in meinen Augen wichtigen Begriffe *Normalität* und *Zugehörigkeit*, handelt es sich bei der Wohnungslosigkeit doch um den „Verlust von und de[r]n Ausschluss aus als normal anerkannten Lebensverhältnissen, also aus anerkannten Räumen“ (Steckelberg 2010: 226). Konkretisiert bedeutet das, „nicht nur unter besonderen räumlichen Bedingungen zu leben, sondern es bedeutet vor allem einen Ausschluss, der im Rahmen gesellschaftlich vorherrschender Normierungen und Zuschreibungen“ (ebd.) hergestellt wird. Hier sind es vor allem Vorstellungen und Bilder von Normalität, welche die Theorie und Praxis sozialer Arbeit bestimmen. Normalität im Sinne ANDREA MAIHOFERs meint die hegemoniale Konstruktion von Wirklichkeit entlang gesellschaftlich anerkannter Normen, Werte und Verhaltensstandards einer Gesellschaft (ebd.: 229). Aus sozialpädagogischer Sicht sind es vor allem diese einschränkenden Bedingungen der Lebenssituation der jungen erwachsenen Wohnungslosen, die durch Normalitätsansprüche, dem Doppelten Mandat der Sozialen Arbeit und der *Vermachtung* von Räumen verstärkt werden, die ich untersuchen möchte. Das Ziel der Arbeit ist es, zu rekonstruieren, was die jugendlichen Wohnungslosen wollen, was ihre Interessen sind. Es geht mir nicht darum, ihr Handeln zu rekonstruieren, sondern vielmehr ihre (unbewussten) Interessen zu erkunden. Das Ziel kann auch sein, eine Typologie raumbezogener Interessenorientierungen von jungen erwachsenen Wohnungslosen zu erarbeiten, da es sich aus meiner Sicht bei dieser Personengruppe um eine heterogene Gruppe handelt, deren Lebenswelten nicht identisch sind. THOMAS beschreibt diese Personengruppe am Beispiel des Bahnhofs Zoo in Berlin als eine Vielzahl von Kleingruppen und einzelnen Freundeszirkeln, die sich zwar untereinander kennen, aber keine verbindliche Gruppenidentität mehr besäßen (Thomas 2010: 13). Möglicherweise stellen auch die Einrichtungen, in denen sich die jungen Menschen aufhalten, nur einen Aspekt ihrer Lebenswelt dar.

3. Theorien und Begriffe, auf die Bezug genommen werden soll

Dieser Forschungsansatz erfordert die Auseinandersetzung mit verschiedenen Theorien und Begriffen, auf die ich im Folgenden näher eingehen will. So werden im Hauptteil vor allem die Theorien von HABERMAS, LEFEBVRE und WINKLER im Mittelpunkt stehen. Diese Theorien bilden den Kristallisationspunkt, anhand dessen die Aussagen und Interviewpassagen der jungen erwachsenen Wohnungslosen ausgewertet und interpretiert werden sollen. Aber auch mein Verständnis von Sozialraum und Aneignung in Anlehnung an LEFEBVRE und DEINET soll ausführlicher beschrieben werden, werden doch gerade die beiden letztgenannten Begriffe in der wissenschaftlichen Diskussion nicht einheitlich verwendet, was auch auf den Begriff der Lebenswelt zutrifft.

Bei all diesen Ansätzen spielen die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ebenso wie die theoretischen Auseinandersetzungen mit diesen eine nicht unerhebliche Rolle. Unsere Gesellschaft wurde in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder Veränderungen unterworfen, die ich teilweise darstellen und anhand verschiedener Theorien rudimentär nachzeichnen möchte. Daher werde ich Bezug auf die Armutsforschung nehmen und bestimmte Begriffe, die in den vergangenen Jahrzehnten in der sozialwissenschaftlichen Diskussion verwendet wurden, aufgreifen und vor dem Hintergrund der vorliegenden Untersuchung beleuchten. Zweidrittelgesellschaft, Neue Unterschicht, Neue Armut, Risikogesellschaft, Exklusion, Prekariat und andere Umschreibungen für diejenigen, die von der Mehrheitsgesellschaft an den Rand gedrängt werden, sind nach wie vor aktuell und wandern und wabern immer wieder durch die mediale Berichterstattung der öffentlich-rechtlichen, aber vor allem auch der privaten Sender und vermitteln ein teils sehr verzerrtes und skandalisierendes Bild derjenigen, die sich zu diesen Gruppen zählen lassen müssen. Die Bezugnahme erfolgt unter der Annahme, dass das Thema Armut und Ausgrenzung eine Lebensrealität der Personengruppe ist, welche im Rahmen dieser Studie befragt wurde. Die *prekären* Lebenslagen wirken sich auf die Sozialraumaneignung der jungen erwachsenen Wohnungslosen aus – in unterschiedlicher Ausprägung.

3.1. Zielgruppe der vorliegenden Untersuchung

So möchte ich mich zunächst der Zielgruppe widmen, um die es in der vorliegenden Untersuchung gehen soll. In der Fachliteratur, aber auch in der Praxis Sozialer Arbeit werden die unterschiedlichsten Bezeichnungen benutzt – sowohl in Bezug auf die Altersspanne als auch in Bezug auf die Lebensumstände –, von denen auch hier bereits einige mehrfach genannt wurden. Neben dem medial sehr stark inszenierten Begriff der *Straßenkinder*, den klassischen Bezeichnungen der 1980er Jahre wie *Trebegänger*, *Verwahrloste* und *Ausreißer*, scheint es so, als ob jede Zeit auch ihre eigenen Bezeichnungen für ein Phänomen (er)findet, das nicht neu ist. Der Begriff *Systemsprenger* erfuhr 2019 durch den Film von NORA FINGERSCHIED eine große Bekanntheit auch außerhalb der pädagogischen Fachwelt. *Hoch-Risiko-Klientel* ist ein weiterer Begriff, der vor allem von MENNO BAUMANN verwendet wird, gefolgt von den *NEETs*, den *Entkoppelten* oder den *Careleavern*. Unabhängig davon, wie man die Menschen bezeichnen oder etikettieren mag, von denen hier die Rede sein soll, gemeinsam ist ihnen, dass sie sich in prekären Lebensverhältnissen befinden, die sich durch Erfahrungen in der Kinder- und Jugendhilfe sowie Obdach- und Wohnungslosigkeit äußert, und gleichzeitig häufig kaum oder keine Anbindung zu pädagogischen Angeboten haben. Hier soll auch eine kurze Unterscheidung der beiden letztgenannten Begrifflichkeiten vorgenommen werden.

3.1.1. Das Problem des Begriffs „Junge Wohnungslose“

Ich habe bereits mehrfach den Begriff der jungen erwachsenen Wohnungslosen, der jugendlichen Wohnungslosen und der jungen Wohnungslosen gebraucht. In der Fachliteratur, aber auch in der Praxis der Sozialen Arbeit gibt es eine Vielzahl von Begrifflichkeiten, mit denen versucht wird, das Phänomen der wohnungslosen jungen Erwachsenen zu erfassen: *Straßenkinder*, *Treber*, *Ausreißer*innen*, *Jugendliche in besonderen Lebenslagen*, *Grenzgänger*, *Straßenjugendliche*, *Drop-outs*, *marginalisierte* oder *abgehängte* Jugendliche, entkoppelt vom System etc. METJE hält es daher in ihrer Untersuchung über Mädchen und junge Frauen am Hamburger Hauptbahnhof auch für überflüssig, die Kinder und Jugendlichen definitiv einzugrenzen, da „in Anbetracht der genannten Problematik um eine wissenschaftlich exakte und fassbare Eingrenzung des Phänomens [...] [es] entweder zur Konstruktion wird oder aber zur Verhinderung akut nötiger flexibler Hilfen beiträgt“ (Metje 2005: 31). Daher vermeidet sie es, eine für sie gültige Definition zu erstellen. Ich kann diesen Gedankengang gut nachvollziehen, birgt er doch eine gewisse Gefahr, betroffene Menschen auszuschließen. Gerade in Bezug auf die Praxis Sozialer Arbeit kann die Engführung einer Zielgruppe

durchaus dazu führen, dass Betroffene Angebote nicht in Anspruch nehmen können, da sie per Definition ausgeschlossen sind. Bei der vorliegenden Untersuchung habe ich für mich aber feststellen müssen, dass es eine gewisse Notwendigkeit gibt, die verschiedenen vorherrschenden Begriffe und ihre Bedeutung in Bezug auf meine Zielgruppe, die wohnungslosen jungen Erwachsenen, zu erörtern. Es bewirkt meines Erachtens etwas, wenn ich von *Trebegängern*, von *Entkoppelten*, von *Drop-Outs*, von *Straßenjugendlichen* oder *jungen erwachsenen Wohnungslosen* spreche. Persönliche Erfahrungen in der Arbeit mit Wohnungslosen haben mir gezeigt, dass es einen Unterschied macht, wie ich die Adressat*innen Sozialer Arbeit für mich definiere, aber auch, wie sie sich selbst definieren. Bis in die Neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts wurde vielfach der Begriff des *Betroffenen* verwendet mit der Absicht, diskriminierende Begriffe wie *Alkoholiker*, *Behinderte*, *Verschuldete* oder *Wohnungslose* zu vermeiden. Gleichzeitig beinhaltet der Begriff des *Betroffenen* meines Erachtens aber eine gewisse Passivität, ein Schicksal, in das sich der bzw. die Betroffene fügt, ohne die Möglichkeit zu haben, etwas an seiner bzw. ihrer Situation verändern zu können. In der Arbeit mit Wohnungslosen erkannte ich aber relativ schnell, dass die *Betroffenen* sich anders sahen und definierten. So gab es Menschen, die sich voller Stolz als *Berber* bezeichneten, um sich so beispielsweise von den kommunalen Obdachlosen abzugrenzen. Die *Berber* sehen sich selbst als Angehörige einer sozial organisierten Gruppe nicht sesshafter Wohnungsloser, die darauf bedacht sind, sich gegenseitig zu unterstützen und zu helfen. Die meisten *Berber* lehnen sozialstaatliche Hilfen ab, leben als „Schnorrer“ und haben sich freiwillig für ein Leben auf der Straße entschieden, das geprägt ist von einem gewissen Verhaltenskodex (vgl. Berber-Info 2008). An diesem Beispiel lässt sich meiner Meinung nach sehr gut zeigen, dass sich diejenigen, welche sich als *Berber* bezeichnen, nicht als *Betroffene* sehen, sondern aktiv ihr eigenes Leben gestalten – unabhängig von Transferleistungen und den allgemeingültigen Werten und Normen unserer Mehrheitsgesellschaft. Auch in Bezug auf die jungen erwachsenen Wohnungslosen wurde mir in den Gesprächen und Interviews schnell klar, dass sie sich nicht zu der aus ihrer Sicht klassischen Gruppe der Wohnungslosen zählen. Daher sehe ich eine gewisse Notwendigkeit, eine Umschreibung für die Zielgruppe zu definieren, welche Gegenstand dieser Untersuchung ist. Gleichzeitig ist mir bewusst, dass es sich bei dieser Zielgruppe um eine ausgesprochen heterogene Gruppe von Personen handelt.¹⁹ Im Folgenden soll dieser Begriff näher beleuchtet werden. In diesem Zusammenhang beziehe ich auch das Thema Armut und Exklusion mit ein.

¹⁹ Grundsätzlich muss man allerdings die Frage stellen, ob es sich bei den jungen Wohnungslosen überhaupt um eine Gruppe handelt, zeichnet sich nach Morton Deutsch (1976) eine Gruppe durch eine subjektiv bewusst werdende Verbindung aus, somit verfolgen nicht alle Zusammenschlüsse von Menschen, die etwas gemeinsam haben, auch gemeinsame Interessen. Gerade im Hinblick auf die jungen erwachsenen Wohnungslosen sehe ich diese gemeinsamen Interessen nicht zwangsläufig als gegeben an.

3.1.2. Historische Heranführung an das Thema jugendliche Obdachlosigkeit und den Begriff der Straße

Kinder und Jugendliche, die außerhalb der Herkunftsfamilie oder Einrichtungen der Jugendhilfe leben und ihren Lebensmittelpunkt auf der Straße haben, sind kein neues Phänomen. Interessant ist allerdings in diesem Zusammenhang die unterschiedliche Konnotation des Begriffs Straße, der sich an den beiden Extremen des Wortes aufzeigt: Das eine bewegt sich im Kontext von Kindern und Jugendlichen, die bei ihren Familien leben; hier sieht JÜRGEN ZINNECKER (1979) Straße als einen wertvollen Lebensort für Kinder und Jugendliche, da sie hier in unauflösbarer Rollenvermischung die Übernahme ordentlicher bürgerlicher Rollen beispielsweise des Käufers, des Konsumenten und des Verkehrsteilnehmers einüben und übernehmen könnten. Gleichzeitig ist die Straße aber „seit jeher der Inbegriff für ‚Auffälligkeit und Verwahrlosung‘, der Fixpunkt vieler Etikettierungsprozesse im Hinblick auf ein Jugendverhalten, das der sozialen Kontrolle räumlich entzogen scheint. Die Straße ist schillernd: Sie ist einerseits in ihren Funktionen rational und kontrolliert. Auf der Straße bewegt man sich auf ein Ziel hin – zur Arbeit fahren, Einkaufen, Behördengänge -; auf der Straße ‚hängt man nicht rum‘. Dies ist der erste Schritt zur Typisierung: Wer auf der Straße rumhängt, verhält sich eben abweichend“ (Böhnisch 2014: 18). WALTER SPECHT spricht deshalb auch davon, dass der Straße das „Fluidum der Gefährlichkeit“ (Specht 1991: 2) anhaften kann, da es der Ort der „Belästigung, Verwahrlosung oder Kriminalität“ (ebd.) sei. Schließlich eröffne die „Straße [...] den Zugang zu den Gegenwartsabenteuern, die das Grenzen-Suchen zum Kitzel machen: Risikotrips mit Auto und Motorrad, riskante Einbrüche, Drogen, Gewaltprovokationen“ (Böhnisch 2014: 18). Straßen sind erstaunlich einfach, aber gleichzeitig auch sehr komplex, auf ihnen finden Märsche und Aufmärsche statt, sie durchschneiden Städte und Metropolen und sie verbinden Gegenden und Länder, sie sind der symbolische Ausdruck der Herrschaft und die dunklen, gefährlichen Seiten einer Stadt, sie sind ein Reflex menschlicher Kultur und somit öffentliche Orte, auf denen das Leben der Kulturen stattfindet, aber auch *closed-shops*, wenn es sich um private Straßen handelt, sie sind Orte des Anstands und Orte der Unmoral. LUTZ spricht deswegen auch davon, dass „Straßen [...] ein Brennspeigel kultureller Entwicklungen und kultureller Kämpfe“ (Lutz 1999: 65) sind. Aktuell scheint es immer mehr so zu sein, dass die Straße als etwas Gefährliches wahrgenommen wird und nicht als der informelle Bildungsort unserer Kindheit und Jugend. Die aktuelle Richtung, die sich in der medialen Berichterstattung, aber auch im kommunalen Wahlkampf zeigt, ist geprägt von *Law and Order*, von Abschreckung und Strafe, da viele Menschen mit dem Begriff Straße Ängste und Gefahren verbinden. So wurde die Straße auch lange Zeit als der Gegensatz zum Heim angesehen, als das Synonym von *Un-Kultur* (vgl. Scharfe 1983; Lutz 1999). Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass der Begriff der *Straßenkinder*, der immer mal wieder wellenartig durch die Medien gepeitscht wird, eine abwertende und anklagende

Konnotation beinhaltet, als sei Erziehung und Sozialisation nur dort möglich, wo der Zögling mit seinem Erzieher respektive seiner Erzieherin in einer Beziehung steht. Dies allerdings immer aus der Sicht der Professionellen, der Sozialarbeit, der Ordnungsbehörden, der Polizei und der Politik. Aus Sicht der betroffenen Jugendlichen allerdings, welche die Straße nutzen und aneignen – dauerhaft oder nur periodisch – wird die Straße, „zum bedeutsamen sozialen Ort ihres subkulturellen Milieus“ (Becker/May 1991: 41). Öffentliche Orte werden so zu informellen Institutionen bestimmter Milieus (vgl. ebd.). In einer Zeit, in der sich die Städte und damit auch die öffentlichen Plätze stark verändern, in der Verdichtung dazu führt, dass Grünflächen und Parks verschwinden und überbaut werden, in der öffentlicher Raum kontrolliert wird, muss die Frage gestellt werden, wie neutral der öffentliche Raum noch ist? In Anlehnung an GILLES DELEUZE und FELIX GUATTARI (1992) könnte man vom gekerbten Raum und dem glatten Raum sprechen, die sich unversöhnlich gegenüberstehen: Hier der gekerbte Raum, der als reterritorialisierter Raum des Sesshaften zu verstehen ist, dort der deterritorialisierte Raum des Nomaden, hier die Grenzziehung, um ein Innen und Außen zu definieren, dort der Versuch, die Grenzen, die Einkerbungen zu glätten (vgl. ebd.). Dies zeigt sich etwa darin, dass öffentliche Räume durch Kinder und Jugendliche anders genutzt, anders angeeignet werden, als durch die Planer und die Urbanisten, durch die Technokraten, die ihn zerlegen und neu gestalten, ursprünglich gewünscht war, da öffentliche Plätze, aber auch Straßen „überwiegend auf den funktionalen Ablauf des bürgerlichen Alltagslebens ausgerichtet [sind], darin werden sie von Kindern und Jugendlichen (und nicht nur von diesen) in unterschiedlicher Intensität für ihre Zwecke angeeignet und umgestaltet“ (Lutz 1999: 71). Der Straße kommt somit eine „Erlebnis- und Überlebensfunktion“ (ebd.) zu, die aber zu Konflikten und Schwierigkeiten führt, da unterschiedliche Interessen gegeneinanderstehen, deren Machtverhältnisse allerdings sehr unterschiedlich verteilt sind. Vertreibung und Verfolgung gehören zum Leben derjenigen, deren Lebensmittelpunkt die Straße dauerhaft oder periodisch darstellt. *Raumwächter* versuchen dafür zu sorgen, dass die zur Verfügung gestellten „Räume nur in ihrer eigentlichen Funktion benutzt werden“ (ebd.). Was ist aber die Aufgabe der Sozialpädagogik? Geht es darum, die Lebenswelten derjenigen zu verstehen, die auf der Straße leben, wie HANS THIERSCHE (1992) es fordert, oder geht es vielmehr darum, die Kinder und Jugendlichen wieder der Gesellschaft zuzuführen? Unter den Schlagworten „Spezialisierung der kindlichen Lebensräume“ (Zeiger 1983; 1984; Zeiger/Zeiger 1994), „Verschwinden der Straßensozialisation“ (Behnen/Zinnecker 1987), „Verhäuslichung und Privatisierung der Kindheit“ (Zinnecker 1990) oder der „Verinselung von Kindheit“ (Zeiger 1983; 1984) werden veränderte räumliche Strukturen des Alltags von Kindern und Jugendlichen abgehandelt, die sich durch eine Funktionalisierung des öffentlichen Raums und einer damit einhergehenden Veränderung bzw. Einschränkung des Lebensraums der Adoleszenten zeigt. Die Verdrängung aus dem öffentlichen Raum in die Privatheit erfordert eine Pla-

nung und Koordination der Kinder untereinander, aber auch deren Eltern und ist letztlich eine Frage der Ressourcen oder des Kapitals in einem BOURDIEUSchen Sinne. Diese Entwicklung hat m. E. einen Anteil daran, dass die Begriffe Straße und Straßensozialisation (vgl. Zinnecker 1979) stark negativ in unserer Gesellschaft konnotiert sind und der Ruf nach einer Straßenpädagogik (Lutz 1999; Stickelmann 1999) ungehört verhallt zu sein scheint. Zwar nimmt Streetwork einen großen Teil der Arbeit mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen auf, allerdings häufig mit dem Ansatz, den Kontakt auf der Straße herzustellen und die weitere Arbeit dann abseits der Straße fortzuführen. So geht STEFAN ROGGENBUCK auch davon aus, dass die Straße die *Straßenkinder* zu einer fehlgeleiteten Sozialisation führe, die er als „Straßenschule“ bezeichnet; hier lernten die Kinder und Jugendlichen, dass delinquente Handlungen als Mittel der Überlebensstrategie nutzbar seien (vgl. Roggenbuck 1993). RONALD LUTZ fordert daher, dass die Straße als „Ort[...] der Identitätssuche“ (Lutz 1999: 62) zu sehen sei, der im Rahmen einer subjektiven Sinnlogik als einzig lebbare Alternative gesehen wird und den „Ausdruck eines Lebens- und Überlebenswillens in prekären sozialen und emotionalen Verhältnissen“ (ebd.) darstellt und sich somit als alternativer „Ort des Widerstands gegen nicht-kind- und nicht-jugendgerechte Heimaten (konfliktreiche Familien, repressive Heime, versagende Jugendhilfe, perspektivlose Zeiten)“ (ebd.) anzusehen sei, als „Orte der Hoffnung und des Abenteuers“ (ebd.).

3.1.3. Straßenkinder, Straßenjugendliche und Straßenkarrieren

Häufig wurde in der Forschung, aber vor allem in der medialen Darstellung in den 1990er Jahren daher auch von *Straßenkindern* gesprochen (vgl. Seidel 1994; Britten 1995; Degen 1995; Pfennig 1996; Hansbauer 1996; Retza/Weber 2001), vielfach allerdings mit dem Ziel der Effekthascherei, indem Einzelschicksale skandalisiert wurden. Vor dem Hintergrund BECKs Risikogesellschaft (1986) sollten so der allmähliche Zerfall des gesellschaftlichen Zusammenlebens und die negativen Folgen der Individualisierung aufgezeigt werden. M. E. handelt es sich hierbei um eine normative soziale Konstruktion, die dazu benutzt wird, bestimmte Zwecke zu erreichen, nämlich Dramatisierung und Skandalisierung. Gleichzeitig wurde der Begriff aber auch von der Sozialen Arbeit der 1990er Jahre als „professionspolitisches Schlagwort“ (Liebel 2000: 122) aufgegriffen, um damit soziale Kontrolle und notwendige Eingriffe zu legitimieren, kommerzielle Erfolge zu erzielen, sich der eigenen Normalität zu versichern, aber auch um die Funktion des Helfersystems zu überhöhen. Die erwähnten Arbeiten von BRITTEN (1995), SEIDEL (1994), PFENNIG (1996), DEGEN (1995) und dem DJI (1995) unter dem Label *Straßenkinder* stellten die Lebenslagen der Kinder und Jugendlichen

in den Fokus ihrer jeweiligen Untersuchung und redeten so erstmals von einer Gruppe, die sich durch eine weitgehende Abkehr von gesellschaftlich vorgesehenen Sozialisationsinstanzen, der Hinwendung zur Straße als Sozialisationsinstanz und Lebensmittelpunkt, delinquentem Verhalten wie Betteln, Raub, Prostitution und Drogenhandel zum Gelderwerb sowie faktischer Obdachlosigkeit auszeichne (vgl. DJI 1995: 138). Diese Engführung beinhaltet jedoch nach HANSBAUER die Problematik, dass dem Begriff der *Straßenkinder* entweder der bereits beschriebene Effekt einer aufmerksamkeitsleitenden Kategorie zukommt oder aber, dass bestimmte „Problemgruppen“ (Hansbauer 1996: 26) aus dem Blick geraten. Der Begriff der *Straßenkinder* scheint keine Grundlage für einen sozialpädagogischen Diskurs darzustellen. In Anlehnung an die *Straßenkinder* in Südamerika und der sog. *Dritten Welt* wurde er aufgrund eines medialen Interesses der Skandalisierung und Empörung verwandt, um Öffentlichkeit herzustellen. Leider findet er auch heute noch allzu oft Verwendung in der medialen Öffentlichkeit. Der Begriff *Straßenkind* weckt Assoziationen, „nämlich die vom Versagen der Gesellschaft bzw. der für die Kinder und Jugendlichen üblicherweise zuständigen und verantwortlichen Instanzen wie Familie, Schule und Jugendhilfe. So lässt sich das allgemeine Interesse an ‚Straßenkindern‘ nicht zuletzt auf die symbolische Funktion dieses Begriffs zurückführen. Wie kein anderer indiziert er in den letzten Jahren das vermeintliche Versagen der ‚normalen‘ Sozialisationsinstanzen und dabei vor allem der Familie, die rauer werdenden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen einschließlich des wachsenden Konkurrenzdrucks und die scheinbar offensichtlichen Grenzen der Jugendhilfe. Das Leben auf der Straße erscheint in diesen Zusammenhängen als Endstation, als letzte Stufe gesellschaftlicher Desintegration und als Ausdruck vollständigen Scheiterns“ (DJI 1995: 8). Mir scheint in der Retrospektive, dass der Begriff ähnlich unreflektiert von der Fachöffentlichkeit und den Expert*innen übernommen wurde – und teilweise auch immer noch wird –, wie aktuell der Begriff der *Systemsprenger*, denn auch hier scheint ein spezifisches Phänomen beschrieben zu werden, ohne dass es von den Expert*innen selbst inhaltlich differenziert werden würde. Hier wie dort wird eine vermeintliche Homogenität vorgegaukelt, die es so nicht gibt. Auf der Homepage der Initiative *Off-Road-Kids*, die ich bereits im Zusammenhang mit SEIDEL erwähnte, sind mit *Straßenkindern* „all diejenigen gemeint, die minderjährig sind und sich ohne offizielle Erlaubnis (Vormund) für einen nicht absehbaren Zeitraum abseits ihres gemeldeten Wohnsitzes aufhalten und faktisch obdachlos sind“²⁰. M. E. gibt es aber nicht *die* Gruppe der *Straßenkinder*, ebenso wenig es *die* Gruppe der Wohnungs- oder Obdachlosen gibt. Das Deutsche Jugendinstitut (DJI) verwendete diesen Begriff in abgewandelter Form in den Jahren 2015 bis 2017 bei dem Projekt „Straßenjugendliche in Deutschland – eine Erhebung zum Ausmaß eines Phänomens“ (Hoch 2016). Als Straßenjugendliche ver-

²⁰[URL: <https://offroadkids.de/information/strassenkinder-junge-obdachlose/>, Zugriff 27.02.2020]

steht das DJI „Obdachlose, die ohne jegliche Unterkunft direkt auf der Straße leben [...]. Mit betrachtet werden können jedoch auch Wohnungslose, die zwar nicht direkt auf der Straße leben, aber auch keinen festen Wohnsitz haben und irgendwo untergekommen sind, z. B. bei Freunden, in Übergangwohnheimen oder Behelfsunterkünften. Hinzugezählt werden können zudem auch Personen, die (noch) nicht von der Situation betroffen, aber vom Verlust der Wohnung bedroht sind oder sich bereits im Milieu Straße aufhalten“ (ebd.). Als *Straßenjugendliche* werden hier alle Jugendlichen und jungen Erwachsenen gezählt bis zu einem Alter von 24 Jahren. Ähnlich wie der Begriff der *Straßenkinder* impliziert der Begriff der Straßenjugendlichen, dass diese ihren Lebensmittelpunkt auf der Straße haben. Das Deutsche Jugendinstitut unternimmt m. E. hier den Versuch, den Begriff der *Straßenkinder* erneut aufzugreifen und zu verwenden, allerdings vor dem Hintergrund, dass Straßenkarrieren im Durchschnitt *erst* mit 16 Jahren beginnen und dass sich viele junge Volljährige bis 25 Jahre unter der befragten Zielgruppe befinden. CAROLINE HOCH, die das Projekt des DJI betreut, gibt an, dass der Zugang zur Zielgruppe häufig nur über Anlaufstellen möglich sei und viele der *Straßenjugendlichen* gänzlich unsichtbar seien (ebd.). Der Begriff *Straßenjugendliche* beinhaltet m. E. die gleichen Problematiken, wie der Topos der *Straßenkinder*: Einerseits die Engführung, andererseits die Skandalisierung und Problematisierung einer definierten Gruppe.

PERMIEN und ZINK kritisierten den Begriff des *Straßenkindes* und verwendeten stattdessen *Straßenkarrieren*, um so die undifferenzierte und vorurteilsgeladene Etikettierung zu vermeiden und gleichzeitig eine Prozesshaftigkeit des Lebens auf der Straße zu berücksichtigen. Sie wollten aufzeigen, dass es neben dem Fokus auf einer aktuellen Problemkonstellation, der Ressourcen und Stärken ausblendet und eine gewisse Passivität generiert, die sich in der Ausweglosigkeit und Opferrolle manifestiert, gleichzeitig aber die subjektiven Wahrnehmungen, Sichtweisen und Interpretationen der Jugendlichen selbst ausblendet, noch eine „Binnenperspektive“ der Jugendlichen gibt (vgl. Permien/Zink 1998: 26). So führten sie den Begriff der Karriere ein, um einerseits aufzuzeigen, dass es sich bei der Zielgruppe nicht um eine homogene Zielgruppe handelt, was sich beispielsweise darin zeigt, dass eben nicht alle *Straßenkinder* obdachlos sind, und andererseits zu beschreiben, dass die „Grenzen und Übergänge zwischen der vollständigen Ablösung aus vorgelagerten Sozialisationsinstanzen wie Familien oder Jugendhilfe und dem Abgleiten in die faktische Obdachlosigkeit bzw. die City- und Bahnhofsszenen in westdeutschen Großstädten keineswegs klar zu ziehen sind.“ (Hansbauer 1996: 30). Der Karriereaspekt soll nach PERMIEN und ZINK nicht zynisch erscheinen, gleichzeitig wollen sie auch vermeiden, dass es sich um Karrieren des sozialen Abstiegs handelt, in „deren Verlauf es zu problematischen Zuspitzungen, Höhepunkten oder bestimmten Verfestigungen kommt“ (Permien/Zink 1998: 27), vielmehr soll er in Anlehnung

an ANSELM STRAUSS keine impliziten Annahmen über Höhepunkte, Tiefpunkte oder Endpunkte enthalten. Im Sinne des *trajectory-Konzepts* bezeichnet er alle „in ihren Sinnzusammenhängen erkennbaren Verläufe“ (ebd.) und berücksichtigt ebenso „alle Handlungen und Interaktionen, die zur Entwicklung und zum Fortgang der Verlaufskurve beitragen“ (ebd.). Karriere beinhaltet also die aktive Mitwirkung der betroffenen Personen selbst als auch die Interaktion mit allen Beteiligten und Institutionen bzw. Organisationen und die daraus resultierenden „Erleidensprozesse“ (ebd.). Ich möchte in dieser Untersuchung nicht auf die Ursachen und Verläufe von Wohnungslosigkeit oder Obdachlosigkeit eingehen, da hier schon viel geforscht wurde, möchte aber trotzdem den Versuch von PERMIEN und ZINK dahingehend bewerten, dass es sich bei den betroffenen Jugendlichen und jungen Erwachsenen nicht um Personen handelt, die Opfer sind, die ihr Leben passiv ertragen müssen, sondern aktiv an ihrer „Karriere“ arbeiten (können). Gleichzeitig muss aber bei diesem Begriff konstatiert werden, dass er mit Bildern und Assoziationen spielt, denn auch hier handelt es sich um eine Kunstfigur (Zinnecker), die eine Abwärtsspirale, eine Karriere des sozialen Abstiegs in den Köpfen der Leser hervorrufen kann und so das soziale Phänomen des Lebens auf der Straße möglicherweise ungewollt deformiert.

3.1.4. Kinder und Jugendliche in besonderen Lebenslagen

HANSBAUER (1996), der das Projekt des Instituts für Soziale Arbeit (ISA) „Lebensort Straße“ betreute, verwendet daher auch weder die Worte *Straßenkind* oder *Straßenjugendliche* noch *Straßenkarrieren*, sondern die Bezeichnung „Kinder und Jugendliche in besonderen Lebenslagen“. Hier unterscheidet er in Anlehnung an das DJI (1995) und THOMAS ARNOLD und GERD STÜWE (1992) in mindestens drei unterschiedliche Typen von Kindern und Jugendlichen, nämlich die *Ausgegrenzten*, die *Auffälligen* und die *Gefährdeten*.

Unter den *Ausgegrenzten* sind Kinder und Jugendliche gemeint, die nach einer „Kette von misslungenen Integrationsversuchen“ (Hansbauer 1996: 30) auf der Straße landen und diese den vorläufigen Endpunkt markieren. Straße wird hier als Synonym verstanden für eine geringe Kontrollichte und minimale Integrationserwartungen, die sich jungen Menschen bietet, welche von zuhause oder aus dem Heim geflohen sind oder aus der elterlichen Wohnung gewiesen wurden und denen aufgrund ihrer besonderen Lebensverhältnisse zentrale soziale Bindungen fehlten. Ausgegrenzt deshalb, da sie sich über einen längeren Zeitraum „in bzw. am Rande von subkulturellen Kontexten bewegen und sich auf diesem Weg den problematisch verlaufenden Erfahrungen in ihren primären Sozialisationskontexten und deren Anfor-

derungen entziehen oder von diesen ‚abgestoßen‘ wurden“ (ebd.). HANSBAUER subsumiert unter diese Kategorie all jene, die in anderen Publikationen als Straßenkinder bezeichnet werden. Kinder und Jugendliche, die zwar teilweise in ähnlichen Lebensumständen leben, wie die erstgenannte Gruppe, zählt er zu den *Auffälligen*, da sie zwar auf der Straße – zumindest zeitweise – leben, diese aber in besonderer Weise „als Ort der Selbstinszenierung bzw. der Identitätsfindung nutzen“ (ebd.: 31). Hier verweist er auch auf die mediale Inszenierung bzw. das mediale Interesse der Öffentlichkeit an den Kindern und Jugendlichen und belegt dies mit dem Beispiel der Hamburger *crash-kids*. Auch die *Auffälligen* sind „von den üblichen Teilhabeformen am gesellschaftlichen Leben und den daraus resultierenden Möglichkeiten der Identitätsbildung oftmals ausgeschlossen“ (ebd.) und versuchen über mehr oder weniger spektakuläre Formen der Inszenierung auffällig zu sein und so Aufmerksamkeit zu erregen. Dies kann z. B. auch über eine Zurschaustellung bestimmter Äußerlichkeiten geschehen, wie Kleidung oder Frisuren, Tätowierungen oder sonstige Körperkunst bzw. -kultur. Wenn eine solche *Selbstvergewisserung* mit extrem gefährdetem Verhalten einhergeht, wie etwa beim S-Bahn-Surfen, dann – so HANSBAUER – stehe diese Form der Inszenierung am Ende einer langen Kette von Erfahrungen des Scheiterns (vgl. ebd.). Wie bereits beschrieben, stellt die Straße für Kinder und Jugendliche dauerhaft oder sporadisch ein Zuhause dar. Wenn die Straße ein Ort der „Kleinen Fluchten‘ ist, um sich zeitweise vor allem der elterlichen Kontrolle zu entziehen“ (ebd.), dann spricht HANSBAUER von den *Gefährdeten*. Das Deutsche Jugendinstitut sieht bei dieser Kategorie der Heranwachsenden die Gefahr, dass sie sich von Schule und Freunden distanzieren oder von diesen ausgegrenzt werden, aber gleichwohl noch „mit einem Bein zuhause“ (DJI 1995: 141) sind. HANSBAUER will hier auch eine gewisse Pendelbewegung derjenigen erkannt haben, die oftmals zwischen regulären Sozialisationsinstanzen und gefährdeten Szenen, mit denen sie in Verbindung stehen, pendeln (vgl. ebd.).

NAPOLITANO greift diese drei Typen auf und ergänzt sie um die *Verweigerer*, denen er unterstellt, dass sie „nicht selten aus der sozialen Mittelschicht kommen, wobei sie sich genau von dieser abgrenzen wollen und den bürgerlichen Zwängen zu entfliehen versuchen“ (Napolitano 2005: 22). Man könnte die *Verweigerer* irgendwo zwischen den *Gefährdeten* und den *Auffälligen* ansiedeln, wobei es sich nach NAPOLITANO überwiegend um Mittelschichtsangehörige handelt, im Gegensatz zu den Erkenntnissen von HANSBAUER und dem DJI, die bei den *Gefährdeten* insbesondere „solche Jugendlichen in benachteiligten Neubaugebieten mit einem hohen Anteil ‚sozial schwacher‘, von Verarmung bedrohten Familien“ (Hansbauer 1996: 31) zu erkennen glaubten. M. E. ist es aber vor allem – unabhängig von der Schicht- bzw. Milieuzugehörigkeit der Kinder und Jugendlichen – der „Sog der Szene“, der ein „Abgleiten“ (ebd.: 32) in bestimmte Szenen oder subkulturelle Milieus begünstigt.

THOMAS beschreibt diese Anziehungskraft folgendermaßen: „In spektakulären Bildern inszeniert die Gesellschaft ihre eigene Außenwelt. Die soziale Abscheu steht in einem eigenartigen Kontrast zur sozialromantisch verklärten Vorstellung vom Lebensort Straße. Diese starken Reize des Verbotenen und Verborgenen erhalten ihre Anziehungskraft im gleichen Zuge, wie der sittenlose Lebenswandel gegenüber der Normalität eines gesellschaftlich konformen Alltagsvollzuges grell in Szene gesetzt ist“ (Thomas 2010: 175). Scheinbar ist an diesen Orten, die sich häufig in den Bahnhofsvierteln befinden, wie dem *Bahnhof Zoo* in Berlin oder dem *Frankfurter Hauptbahnhof*, alles möglich, moralische Werte und Verhaltenskodexe scheinen aufgekündigt zu sein, ein Reiz des Verbotenen und Verborgenen, des Elends und der Devianz scheint diese Szenen zu umgeben, die man auch als Parallelwelten bezeichnen könnte. MICHEL FOUCAULT bezeichnet diese Orte als Gegenorte, welche in der Lage sind, Utopien konkret zu realisieren und dadurch die alltäglichen Funktionen von Lebensräumen außer Kraft zu setzen. Diese Heterotopien²¹ stellen im Gegensatz zu Utopien, die nur Platzierungen ohne wirkliche Orte sind, Orte dar, die neben allen anderen realen Orten existieren, allerdings aufgrund ihrer Exklusivität gleichzeitig „außerhalb aller Orte liegen“ (Foucault 1992: 39). Hierbei handelt es sich nach FOUCAULT um „wirkliche Orte, um wirksame Orte, die in die Einrichtung der Gesellschaft hineingezeichnet sind, sozusagen Gegenplatzierungen oder Widerlager“ (ebd.). Somit vermag die Heterotopie „an einen einzigen Ort mehrere Räume, mehrere Platzierungen zusammenzulegen, die an sich unvereinbar sind.“ (ebd.: 42). In diesem Sinne hat das Bahnhofsviertel mehrere übereinander gelagerte Bedeutungen: von der Möglichkeit des Reisens, des Ankommens und Abfahrens der Pendler, der Versorgung mit Lebensmitteln und Dingen des täglichen Lebens, von Restaurantbesuchen über den Freizeitvertreib, wie Freunde zu treffen, Skaten am Bahnhofsvorplatz, bis hin zum Aufenthalt

²¹ Der Begriff der Heterotopie wird sowohl von Foucault als auch von Lefebvre gebraucht, jedoch in unterschiedlicher Bedeutung; während Foucault von „wirkliche[n] Orte[n], wirksame[n] Orte[n], die in die Einrichtung der Gesellschaft hineingezeichnet sind, sozusagen Gegenplatzierungen oder Widerlager, tatsächlich realisierte[r] Utopien [spricht], in denen wirkliche Plätze innerhalb der Kultur gleichzeitig repräsentiert, bestritten und gewendet sind, gewissermaßen Orte außerhalb aller Orte, wiewohl sie tatsächlich geortet werden können“ (Foucault 1992: 39), spricht Lefebvre von „kontrastierende[n], differentielle[n] Orte[n] oder Räume[n]. Sie ist durch den Unterschied zum ursprünglich untersuchten Ort gekennzeichnet. Sie bezeichnet den anderen Ort und den Ort des Anderen, desjenigen, das ausgeschlossen und – dialektisch gesehen – durch diesen Ausschluss gleichzeitig einbezogen wird“ (Schmid 2010: 277) und verweist darauf, dass an einem Ort verschiedene Räume der Repräsentation nebeneinander oder auch im Konflikt miteinander bestehen können: „Der Unterschied kann zum Gegensatz, ja zum Konflikt werden, sofern er sich auf die Menschen bezieht, die den Ort besetzen. [...] [Dies] muss dynamisch begriffen werden, denn im urbanen Raum geschieht immer etwas. Die sozialen Verhältnisse ändern sich, die Unterschiede und Gegensätze steigern sich zum Konflikt, oder aber sie schwächen sich ab und zerstören sich gegenseitig“ (ebd.). Für Foucault gibt es „wahrscheinlich keine einzige Kultur auf der Welt, die nicht Heterotopien etabliert“ (Foucault 1992: 40), seien es „privilegierte oder geheiligte oder verbotene Orte“ (ebd.) als sog. Krisenheterotopien oder Abweichungsheterotopien, in die „man die Individuen [steckt], deren Verhalten abweichend im Verhältnis zur Norm“ (ebd.) ist. Die beiden Konzepte der Heterotopie entstanden „praktisch gleichzeitig“ (Schmid 2010: 278), wobei Foucaults Begriff der Heterotopie „aus der Medizin [kommt], wo er ein Phänomen beschreibt, bei dem ein spezifisches Gewebe an einem ganz anderen Ort in Erscheinung tritt als üblicherweise erwartet werden kann“ (ebd.).

zwecks Drogenkonsums oder Prostitution. Der französische Anthroposoph MARC AUGÉ bezeichnet diese Orte als *Nicht-Orte* und fasst darunter alle Transiträume wie Flughäfen, Bahnhöfe und S-Bahnstationen, aber auch alle Orte, die im Zuge einer ausufernden Infrastruktur entstehen, sowie Orte des Konsums und der Freizeit wie etwa Shopping Malls (Augé 1994). Diese Räume, die eigentlich als *Öffentliche Räume* anzusehen sein sollten, zeichnen sich durch eine allgemeine Zugänglichkeit aus, die allerdings immer weiter eingeschränkt wird und die ich eher als *kontrollierte öffentliche Orte* bezeichnen würde.

Zeitlich früher einzuordnen ist die Kategorisierung von JORDAN und TRAUERNICHT (1981) bzw. JORDAN und GABRIELE HARD (1994), anhand derer sie Kinder und Jugendliche nach dem Grad ihrer Verfestigung und der Art und Dauer ihrer zeitlichen Abkehr in *Ausreißer*innen*, *Aussteiger*innen* und *Trebegänger*innen* einteilen, Begrifflichkeiten, die uns heute möglicherweise nicht mehr zeitgemäß vorkommen mögen, aber vor dem Hintergrund der „Erscheinungsformen und Ursachen der Familien- und Heimflucht von Kindern und Jugendlichen“ (ebd.: 9) geeignete Formen von Typen waren, mit denen bestimmte Phänomene bezeichnet werden konnten. Als *Ausreißer*innen* oder *Wegläufer*innen* verstehen sie Kinder und Jugendliche, „die zumeist nur kurzfristig aus ihrer Herkunftsfamilie, in der sie bislang gelebt haben, weglaufen und damit ein Signal geben“ (ebd.: 18). Dieses Ausreißen sei als Kommunikationsversuch zu deuten, der seinen Ursprung z. B. in Überforderung oder Verunsicherung vor allem im familialen Bereich oder in frustrierenden Schulerfahrungen haben kann und der auch als eine kritische Distanzierung und Ablösung von den „Elternfigurationen und einer Herausbildung von Ich-Identität“ (ebd.) gewertet werden kann. Anhand individuell belastenderen Faktorenkonstellationen beschreiben sie die Kategorie der *Treber*innen* bzw. *Trebegänger*innen*, die aus den ihr Leben bestimmenden Sozialisationsinstanzen ausbrechen und so massiven Konfliktlagen mit relevanten Bezugspersonen entfliehen. Diese *Treber*innen* führen nach JORDAN und TRAUERNICHT bzw. JORDAN und HARD eine Existenz, die „in aller Regel ohne festen Wohnsitz und ohne regelmäßige Einkünfte“ (ebd.: 19) in der Illegalität oder zumindest in subkulturellen Lebenskontexten stattfindet. Gekennzeichnet ist das Trebegehen durch eine „nachhaltige[] und einschneidende[] Zäsur, einem meist endgültigen Abbruch von bisherigen Beziehungen“ (ebd.). Interessant ist die Wahrnehmung bzw. Erkenntnis, dass diese Jugendlichen und Kinder durch negative Erfahrungen mit Institutionen, wie der Polizei, dem Jugendamt oder anderen sozialpädagogischen Einrichtungen und Diensten, sich Hilfeangeboten verweigern bzw. Hilfen nur dann in Anspruch nehmen, wenn diese unkonventionell, niederschwellig, unbürokratisch und wenig stigmatisierend seien (vgl. ebd.). Als *Aussteiger*innen* verstehen JORDAN und TRAUERNICHT bzw. JORDAN und HARD Jugendliche, die den „Anforderungen und herrschenden Normen durch Leistungsverweigerung, durch Rückzug, Desinteresse und Indifferenz zu entgehen suchen, zu-

meist mit ihren Herkunftsmilieus brechen und auch die Anforderungen und Erwartungen anderer Sozialisationssträger nicht erfüllen“ (ebd.). Die Autoren sahen damals darin eine „die gegenwärtige Situation der Jugend treffende Trendbeschreibung“, die allerdings kein „Thema und Handlungsaufforderung für Sozialpädagogik sein müssten und sollten“ (ebd.: 20) – worin sie sich allerdings getäuscht haben könnten.

Wie man sieht, gab es in der Vergangenheit immer wieder Versuche, das Phänomen der Kinder und Jugendlichen, die sich aus gesellschaftlichen Bezügen und Beziehungen lösten, mit Schlagworten und Definitionen zu belegen, um diese besser greifen zu können. Gleichzeitig sieht man aber auch, dass diese Versuche lediglich darin münden bzw. mündeten, dass man „dem Kind lediglich einen anderen Namen gab“: Die *Ausreißer*innen* ähneln in ihrer Beschreibung am ehesten den *Gefährdeten*, die *Aussteiger*innen* könnte man mit den *Verweigerern* gleichsetzen und die *Trebbegänger*innen* haben definitorische Überschneidungen mit den *Ausgegrenzten*.

3.1.5. Entkoppelte, Care-Leaver, Grenzgänger, NEETs und weitere *Kunstfiguren*

Ich möchte noch auf weitere *Kunstfiguren* eingehen, mit denen in letzter Zeit versucht wird, das Phänomen der Jugendlichen und jungen Erwachsenen zu fassen, die aus (allen) gesellschaftlichen Bezügen herausfallen oder herauszufallen drohen, aus Sozialisationsinstanzen ausbrechen oder ausgewiesen werden. Es scheint nicht nur so zu sein, dass Jugendliche und junge Erwachsene, ihre Familie oder Einrichtungen der Jugendhilfe aus eigenen Stücken verlassen, sondern auch teilweise aus diesen hinausgeworfen werden, da sich ihr persönliches familiäres oder professionelles Umfeld überfordert fühlt und oft keinen anderen Ausweg sieht. Kinder und Jugendliche, die von den Eltern aus der Wohnung geworfen oder die von der Jugendhilfe aufgegeben werden, sind keine Seltenheit. Gerade im professionellen Kontext des SGB VIII steht am Ende einer *Jugendhelferkarriere* oft nur noch der Weg in die Obdachlosigkeit, wenn die Adressat*innen das 18. Lebensjahr vollendet haben und Jugendhilfe sich aufgrund mangelnder Mitwirkungspflicht als nicht mehr zuständig sieht. Häufig findet schon in der Jugendhilfe ein Verschieben der *Adressat*innen* statt, sowohl innerhalb der Jugendhilfe als auch zwischen den Systemen, wie der Kinder- und Jugendpsychiatrie oder der Polizei. Die meisten befragten Personen, die im Rahmen des Projektes interviewt wurden, hatten vielfach Erfahrungen mit der Jugendhilfe, wobei meist mehrere Angebote und Einrichtungen durchlaufen wurden. In aller Regel wurden die Maßnahmen durch das zuständige Jugendamt oder die Nutzer*innen selbst aufgekündigt. Auch die Sachverständigen-

kommission zum 14. Kinder- und Jugendbericht befasst sich mit dem Thema Hilfen für junge Volljährige und spricht von einem „Verschiebebahnhof“ der Zuständigkeiten zwischen SGB II, SGB III, SGB VIII und SGB XII (BMFSFJ 2013, S. 352). Den beteiligten Akteuren wird bestätigt, dass sie nicht selten „Strategien der Hilfevermeidung anstelle von Strategien zur Hilfestellung“ betreiben (ebd.). Diese Aussage ist darin begründet, dass sich die Leistungsberechtigten nicht eindeutig zum jeweiligen Hilfesystem zuordnen lassen und somit die Zuständigkeit eines anderen Leistungsträgers in Betracht kommt.

Die Jugendphase und die Phase des jungen Erwachsenenalters sind mit einer ganzen Reihe von Anforderungen und Entscheidungen verbunden, es entstehen Brüche an den Übergängen, z. B. von Schule in Ausbildung. BÖHNISCH ist der Meinung, dass die Jugendphase heute von den Jugendlichen mehr subjektiv bewältigt werden muss als früher. So müssen Bildungsentscheidungen getroffen werden, tragfähige Partnerschaften entstehen, Peer-Group-Zugehörigkeit entsteht und verfestigt sich, die Ablösung vom Elternhaus findet statt, um nur einige Bewältigungsaufgaben zu benennen. Dies führt auch zu Belastungsfaktoren, da hierin sowohl das Risiko des Scheiterns als auch die Chance des Gelingens liegen und diese ihren Grund vor allem darin haben, „dass die Statuspassage Jugend brüchig, der Übergang in eine gesellschaftlich kalkulierbare Zukunft nicht mehr selbstverständlich ist und nun die eigenen biografischen Anstrengungen in den Vordergrund rücken“ (Böhnisch 1999: 149), was dazu führt, dass ein Zwang zum Mithalten in den Biografien der Jugendlichen und jungen Erwachsenen entsteht. BÖHNISCH geht auch auf diejenigen Jugendlichen ein, die nicht mithalten können, „die biografisch und in ihren Herkunftsfamilien sozial nie zum Zuge gekommen sind“ und denen „alles recht ist – bis hin zur Gewalt –, um auf sich aufmerksam zu machen“ (ebd.: 147). Gerade an diesen Übergängen, an diesen Bewältigungsaufgaben, die einerseits gesellschaftlich an die Jugendlichen und jungen Erwachsenen herangetragen werden, andererseits aber auch auf einer individuellen Ebene entstehen, führen dazu, dass immer wieder Jugendliche und junge Erwachsene an diesen Übergangsanforderungen scheitern. Die Übergänge sind „unsicher, länger, fragmentiert und vor allem reversibel“ (Stauber 2013: 4) geworden. Dies hat zur Folge, dass sie sowohl aus den institutionellen Bezügen, wie etwa Schule, Ausbildungs- oder Arbeitsplatz, herausfallen, aber auch aus den sozialen Netzwerken und Hilfeeinrichtungen. Daher wird in diesem Zusammenhang auch von der *disconnected youth*, von den sog. *Entkoppelten* gesprochen mit denen E. B. HAIR (2009) weitere Faktoren verbindet, wie gesundheitliche Beeinträchtigungen, Drogenkonsum, Teenager-Schwangerschaften, Gewalterfahrungen, schwierige Beziehungen zur Herkunftsfamilie. Vielfach zeigen die Biografien dieser Jugendlichen bereits bekannte Stationen auf, wie die der *Ausgegrenzten* oder *Gefährdeten*: viele Unterbringungs- und Wohnstationen, geografische Wohnortwechsel, häufige Wechsel von Bildungs- und Beschäftigungsstationen,

Kontakte zu Jugendhilfemaßnahmen, aber auch Erfahrungen von Obdachlosigkeit. Das Deutsche Jugendinstitut hat im Auftrag der Vodafone Stiftung im Jahr 2015 eine Untersuchung zu diesem Themenkomplex, durchgeführt, der vor allem im englischsprachigen Raum diskutiert und beforscht wird (Hair et al. 2009; MacDonald/Marsh 2001; Crisp 2010). In den Vereinigten Staaten von Amerika hat das unabhängige *Institut Measure of America of the Social Science Research Council* eine Studie zu den *disconnected* durchgeführt und geht im Jahr 2015 von 4,9 Millionen jungen Erwachsenen aus, die entkoppelt sind, dies sind 12,3 Prozent aller jungen Erwachsenen zwischen 16 und 24 Jahren. SARAH BURD-SHARPS und KRISTEN LEWIS definieren die Zielgruppe folgendermaßen: „Disconnected youth are teenagers and young adults between the ages of 16 and 24 who are neither in school nor working. Being detached from both the educational system and the labor market during the pivotal years of emerging adulthood can be dispiriting and damaging to a young person, and the effects of youth disconnection have been shown to follow individuals for the rest of their lives, resulting in lower incomes, higher unemployment rates, and negative physical and mental health outcomes. The harms accrue not only to young people themselves, but reverberate across time and place, making youth disconnection a national concern that must be addressed by society at large“ (Burd-Sharps/Lewis 2017: i). Bei den *entkoppelten Jugendlichen* lassen sich ähnliche Tendenzen feststellen wie bei den Jugendlichen mit *Straßenkarrieren* nach PERMIEN und ZINK: „Entkoppelung und soziale Exklusion weisen stets einen Prozesscharakter auf und sind damit bestimmten Entwicklungen unterworfen. So sind sie keine notwendigen biografischen Endstationen, sondern können Umkehrprozesse zu Recorrection, also Wiedereingliederung und soziale Inklusion stattfinden“ (Mögling/Tillmann/Reißig 2015: 7). Interessant bei der Untersuchung des DJI ist allerdings die Erkenntnis, dass die meisten Jugendlichen und jungen Erwachsenen aus Sicht der Expert*innen staatliche Unterstützung erhalten: „Insofern sei in Deutschland das Phänomen der ‚Entkoppelung‘ von Jugendlichen eher selten, denn Kinder und Jugendliche, die in Einrichtungen jedweder Art aufwachsen, die die Herkunftsfamilie zeitweise oder dauerhaft substituieren, werden nicht als ‚entkoppelt‘ aufgefasst. Gleiches gelte für die Unterstützungssysteme, die mit Beginn der Volljährigkeit zur Verfügung stehen. Eine Voraussetzung für die Wirksamkeit dieser Hilfen und Unterstützungsmaßnahmen sei allerdings, dass sie auch angenommen werden“ (Mögling/Tillmann/Reißig 2015: 28). Dies deckt sich ebenfalls mit den Ergebnissen der qualitativen Studie, bei der insgesamt 21 Jugendliche und junge Erwachsene in Interviews und Gruppendiskussionen befragt wurden mit dem Ergebnis, dass „einige der befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen [...] von Kindergeld, ab dem 18. Lebensjahr ebenfalls von Hartz-IV oder anderen Einkommensquellen wie Ein-Euro- und Gelegenheitsjobs oder auch vom ‚Schnorren‘“ (ebd.) leben. Daher sollte man m. E. auch nicht von „entkoppelten Jugendlichen“ sprechen.

Teilweise wird auch von *Drop-Outs* gesprochen, mit denen Jugendliche und junge Erwachsene gemeint sind, die sich weder in Bildungsepisoden oder Erwerbsarbeit befinden noch Transferleistungen beziehen. Nach TATJANA MÖGLING, FRANK TILLMANN und TILLY LEX schrecken diese Jugendlichen und jungen Erwachsenen davor zurück, Behörden und Ämter der Arbeitsverwaltung aufzusuchen, da sie die Betreuung als Zwangskontext oder sogar als erniedrigend empfinden (Mögling/Tillmann/Lex 2012: 55).

Ein weiterer Begriff, der seinen Ursprung im angelsächsischen Raum hat, ist der des *Careleavers*. Hiermit sind Jugendliche und junge Erwachsene gemeint, „die Einrichtungen der stationären Erziehungshilfe verlassen und somit am Übergang zur Selbständigkeit bzw. zum Erwachsenenleben stehen“ (Königeter/Schröer/Zeller 2012: 262) und als vulnerable und besonders unterstützungsbedürftige Zielgruppe angesehen werden, die starken psychosozialen Belastungen ausgesetzt ist. Historisch gesehen, gab es schon im 19. Jahrhundert Unterstützungsleistungen für junge Menschen beim Übergang in das Erwachsenenleben, die durch sog. Gesellenvereine wie das Kolpingwerk angeboten wurden und deren Unterstützung vor allem durch die besonderen ökonomischen und sozialen Benachteiligungen der jungen Menschen begründet wurden. Mit Einführung der Hilfen nach § 41 SGB VIII sollten erzieherische Hilfen nach Vollendung des 18. Lebensjahres ermöglicht werden, „so dass junge Volljährige, die sich mit dem Einstieg in die Berufswelt schwer tun oder die auf sich allein gestellt in ein tiefes Loch fallen würden, auf Leistungen der Hilfen zur Erziehung zurückgreifen können“ (Nüsken 2014: 6).²² Ein weiterer Effekt, der dazu führt, dass *Careleaver* als besonders unterstützungsbedürftige Zielgruppe angesehen wird, hängt mit der Ausdehnung der Lebensphase der Jugend zusammen (Hurrelmann/Quenzel 2012; Scherr 2009). KLAUS HURRELMANN und GUDRUN QUENZEL erkennen eine auffällige „Verkürzung der Lebensphase Kindheit und Erwachsener bei gleichzeitiger Ausdehnung der Lebensphasen Jugend und Senior“ (Hurrelmann/Quenzel 2012: 15). Dies bedeutet, dass das traditionelle Bild von Jugend als eine zeitlich abgegrenzte Lebensphase mit festen Eigenschaften, welche zwischen die Lebensphasen Kindheit und Erwachsener einzuordnen ist und meist mit der Pubertät beginnt und dem Eintritt in den ersten Arbeitsmarkt endet, nicht mehr angemessen erscheint (vgl. Scherr 2009: 23.). ALBERT SCHERR definiert Jugend daher folgendermaßen: „Jugend ist eine gesellschaftlich institutionalisierte und intern differenzierte Lebensphase, deren Abgrenzung und Ausdehnung sowie deren Verlauf und Ausprägung wesentlich durch soziale (sozialstrukturelle, ökonomische, politische, kulturelle, rechtliche, institutionelle) Bedingungen und Einflüsse bestimmt ist. Jugend ist keine homogene Lebenslage oder Sozi-

²² Vor Inkrafttreten des SGB VIII waren Hilfen für Volljährige im Jugendwohlfahrtsgesetz (JWG) nicht vorgesehen; Ausnahmen bestanden da, wo bereits eine Maßnahme der Jugendhilfe existierte, damit diese wegen Eintritts der Volljährigkeit nicht beendet werden musste. Jene, die eine Ausbildung erst zu einem späteren Zeitpunkt begannen oder diese abbrachen, erhielten keine Erziehungshilfen (vgl. Nüsken 2014).

algruppe, sondern umfasst unterschiedliche, historische, veränderliche, sozial ungleiche und geschlechtsbezogen differenzierte Jugendlichen. Grundlegend für moderne Jugend ist eine in sich komplexe und widersprüchliche Konstellation von ökonomischer und sozialer Abhängigkeit, eingeschränkten Rechten, pädagogischer Einwirkung und Qualifizierungszwängen einerseits, gesellschaftlich ermöglichten Freiräumen für die Persönlichkeitsentwicklung und das Leben in Gleichaltrigengruppen andererseits. Jugend ist eine befristete Übergangszeit und eine Phase der sozialen Platzierung, in der für die künftige soziale Stellung als Erwachsener bedeutsame Weichenstellungen erfolgen“ (Scherr 2009, S. 24 f.). Anders ausgedrückt: „Der Anfangspunkt ist mit dem Verlassen des allgemeinbildenden Schulsystems markiert und der Endpunkt prinzipiell mit der Einmündung in eine Erwerbstätigkeit und/oder der Gründung einer eigenen Partnerschaft bzw. Familie. Die Lebensphase, die zwischen diesen beiden Fixpunkten liegt, kann von höchst unterschiedlicher Dauer sein und stellt sich in ihrem Endpunkt keineswegs als so eindeutig dar, wie es zunächst erscheint [...]. Das junge Erwachsenenalter kann mithin als eine ‚Phase der schubweisen und oftmals prekären Verselbständigung‘ bezeichnet werden.“ (BMFSFJ 2013: 186/187). Die Jugendlichen treten also immer früher in die Lebensphase Jugend ein, erhalten aber immer seltener Gelegenheit, sie frühzeitig auch wieder verlassen zu können. Zieht man als Kriterium die ökonomische Unabhängigkeit und die Gründung einer eigenen Familie heran, so geschieht dies teilweise erst zu Beginn oder der Mitte der dritten Lebensdekade.²³ Die Jugendphase ist als eine relativ offene Lebensphase mit einer „Vielzahl an Möglichkeiten zur persönlichen Entfaltung und des Ausprobierens (Moratorium)“ (Gabel 2012: 8) anzusehen. Gleichzeitig gibt es neben diesen Freiheiten und Möglichkeiten aber auch eine Reihe von Erwartungen, die von der Gesellschaft an die Jugendlichen herangetragen werden, bei denen es sich um sog. Zielprojektionen handelt, die Anforderungen definieren, die ein Mensch in den verschiedensten Lebensphasen zu erfüllen hat (vgl. Hurrelmann 2010: 35). Hierunter zählen die Entwicklung intellektueller und sozialer Kompetenzen, der feste Aufbau von Partnerbeziehungen, Selbständigkeit im Bereich Konsum und Freizeit sowie ein gefestigtes Werte- und Normensystem (vgl. Hurrelmann 2010: 28). Junge Menschen, die in ihrer Herkunftsfamilie gute soziale und ökonomische Rahmenbedingungen vorfinden, können die Lebensphase der Jugend in einem geschützten Rahmen erleben. Die Shell-Studie 2019 zeigt auf, dass junge Erwachsene beim Auszug aus dem Elternhaus im Schnitt 24 oder 25 Jahre alt sind; junge Menschen, die sich in der stationären Jugendhilfe befinden und in einem Heim, einer Pflegefamilie oder einer Wohngruppe aufgewachsen sind, erleben diesen Übergang in die Selbständigkeit in der Re-

²³ Scherr unterscheidet daher die Jugendphase noch einmal in eine pubertäre Phase, die Jugendlichen im eigentlichen Sinne (ca. 12-18 Jahre), eine nachpubertäre Phase, die Heranwachsenden (ca. 19-21 Jahre) und die Phase der Rechtsmündigkeit bis zur Beendigung der Erstausbildung, die jungen Erwachsenen (21 – ca. Ende der zweiten Lebensdekade) (ebd.: 28).

gel bereits mit 18 Jahren. Im Gegensatz zu denjenigen, die in ihrer Herkunftsfamilie aufwachsen, verfügen die *Careleaver* über weniger stabile private Netzwerke und geringere materielle Ressourcen. Hinzu kommt, dass junge Menschen mit Jugendhilfeerfahrungen ihre Ansprüche bei verschiedenen Stellen geltend machen müssen, was teilweise zu langwierigen Überleitungsprozessen führt, da die Zuständigkeit der Sozialleistungsträger nicht immer klar ist bzw. diese auch von sich geschoben wird. Dies kann dazu führen, dass der Lebensunterhalt nicht gesichert ist und es somit zu Abbrüchen von Schul- oder Ausbildungsbesuch oder zur Wohnungslosigkeit kommt (vgl. Messmer 2013). Dies deckt sich mit den Ergebnissen von JOSEF FALTERMEIER und ARNE SCHÄFER (2017), die im Auftrag des Fördervereins des Bethanien Kinder- und Jugenddorfes Eltville-Erbach e. V. eine qualitative Untersuchung durchführten, um die Bedarfe von *Careleavern* zu analysieren; demnach gerieten die sieben Interviewpartner, allesamt *Careleaver*, „früher oder später in soziale, berufliche und/oder psychische Turbulenzen. In diesen tiefgreifenden Krisenverläufen fühlen sich die Betroffenen ausgeliefert und handlungssohmächtig. Das weitere Leben wurde dadurch in entscheidender Weise beeinflusst“ (ebd.: 211). Die fehlende Unterstützung von Freunden, Familie oder Arbeitskollegen, sowie ein nicht vorhandenes nachstationäres Unterstützungssystem erschweren eine Verselbständigung derjenigen, die einen häufig nicht geringen Teil ihres Lebens in stationären Erziehungshilfen verbrachten. „Einem Mehr an biografischen Belastungen steht ein erheblich Weniger an nachstationären Unterstützungsleistungen gegenüber“ (ebd.: 212). Dies zeigt sich in einer tiefen Verunsicherung der *Careleaver*, die m. E. mit der Veränderung der oben beschriebenen Phase der Jugend korreliert: „Mit dem Ende der Heimerziehung geraten sie in eine Phase tiefer Verunsicherung: Wohnung, Finanzen, Rechtsgeschäfte, Partnerprobleme, Alltagssicherung etc. stellen sie vor große Probleme, denen sie nur selten alleine gewachsen sind“ (ebd.: 212 f.). In Bezug auf die dieser Untersuchung zugrundeliegende Zielgruppe, lässt sich diese Erkenntnis auch bestätigen: Beim Auszug aus dem Projekt Dock#30 äußerten die Befragten einerseits eine gewisse Freude auf das, was kommen mag, wie selbstverantwortliches Handeln und emotionale Autonomie, gleichzeitig wird aber auch oft eine gewisse Unsicherheit oder ein Unbehagen geäußert, wie die folgenden Interviewpassagen bestätigen: „*Ich verlasse die Einrichtung mit einem gemischten Gefühl, ich bin ein bisschen traurig muss man schon sagen, weil man hat sich hier schon eingelebt und ein bisschen Ungewissheit, was da jetzt so kommt.*“ (Zitat aus Interview) oder aber „*Respekt, glaube ich eher*“ (Zitat aus Interview) in Bezug auf das eigene Leben nach der Maßnahme.

MARGARETE FINKEL (2004) untersuchte die Wirkungen und den Erfolg öffentlicher Erziehung, indem sie insgesamt fünfzehn Interviews von Mädchen auswertete und drei präzise Falldarstellungen auf Grundlage lebensgeschichtlicher Erzählungen skizzierte, mit dem Er-

gebnis, dass ein eigenständiger Lebensentwurf vor allem dann gelingen kann, wenn eine Ablösung in Bindung stattfindet, d. h. Handlungsautonomie auf der einen, Verbundenheit in Beziehungen auf der anderen Seite (ebd.: 311). Häufig ist diese Unterstützung in Form einer professionellen Nachbetreuung nicht oder nur schwer möglich, Anschlussprogramme bedeuten wieder einen Umbruch, einen Wechsel in den Bezugspersonen oder sind schlicht nicht anschlussfähig an die Lebenswelt der Adressat*innen. Gerade im Hinblick auf Jugendliche und junge Erwachsene, die häufig Brüche in ihren Beziehungen erfahren mussten und *gelernt* haben, dass sie sich auf niemanden verlassen können, fühlen sich in diesen Übergängen bestätigt, was auch zu einem vorzeitigen Maßnahme- oder Beziehungsabbruch führen kann. Mittlerweile gibt es ein Netzwerk von *Careleavern*, die einerseits auf die Situation von jungen Menschen am Übergang von Jugendhilfe in ein eigenverantwortliches Leben aufmerksam machen wollen, gleichzeitig aber auch Unterstützung und Austausch anbieten.

Ein weiterer Begriff, der international genutzt und mit dem versucht wird, das Phänomen derjenigen zu erfassen, die aus allen institutionellen Bezügen herausgefallen sind, ist das Akronym *NEET*. Hiermit sind all jene gemeint, die *not in education, employment or training* sind, also all jene, die sich weder in Ausbildung, Anstellung oder Weiterbildung befinden. Gemeint sind hier vor allem junge Menschen, die sich dem Erwerbsleben generell verweigern. Der Begriff kommt ursprünglich aus dem angelsächsischen Sprachgebrauch, wo er in den späten 1980er Jahren eingeführt wurde, als die Arbeitsmarktpolitik reformiert wurde. Die hohe Arbeitslosigkeit unter britischen Jugendlichen führte zu einer Ausweitung von Trainings- und Schulungsprogrammen für Jugendliche, die allerdings wenig attraktiv für diese schienen und oft nicht angenommen wurden, was dazu führte, dass die finanzielle Unterstützung entzogen wurde. Sie waren also „weder in Beschäftigung noch in (Aus-)Bildung noch in Training“ (Furlong 2007: 103f.), bekamen keine Transferleistungen und wurden auch nicht als arbeitslos registriert (vgl. Furlong 2006). Im Jahr 2004 wurde der Begriff dann von YÛJI GENDA auf japanische Verhältnisse übertragen, wo er die Altersgruppe der 15- bis 34-Jährigen umfasst; warum ausgerechnet diese Altersspanne gewählt wurde und nicht etwa eine zu anderen Gruppen und Bezeichnungen vergleichbare, ist nicht klar: „Significantly, the authors gave no explanation as to why the NEET category should include ‚youth‘ up to the age of 34 as opposed to 24 oder 25 as in most other OECD countries (it was only remarked that there had ‚recently been an increase‘ in inactive 30- to 34-year-old young people in Japan)“ (Toivonen 2012: 143). YÛJI GENDA und MIE MAGANUMA veröffentlichten 2004 eine Untersuchung, die in Japan für Empörung sorgte, da einerseits junge arbeitsunwillige Menschen im Mittelpunkt standen, die sich nicht in das System der Leistungsgesellschaft integrieren wollten, andererseits aber davon gesprochen wurde, dass diese jungen Menschen nicht arbeiten können: „The main contributions [...] were conceptual and moral. First, by drawing a strict line

between NEETs and the officially unemployed, and by portraying the non-employed youth whom Maganuma had interviewed as 'adult children', it intentionally aroused outrage over 'lazy' youth who were violating established work norms and helped to feed a type of 'moral underclass' discourse. Second, in an apparent contradiction of the foregoing, Genda emphasized that it was not that NEETs did not want to work, but that they simply could not, for one reason or another" (ebd: 148). Während in Großbritannien versucht wurde, Maßnahmen für die *NEETs* zu etablieren, damit der Übergang von Schule ins Erwerbsleben gelingen konnte, stand in Japan die Frage im Vordergrund, ob es sich um einen freiwilligen oder unfreiwilligen Ausschluss aus dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt handelte. Durch dieses Verständnis und die Abstufung innerhalb der Gruppe der Arbeitslosen, wo sie an letzter Stelle neben denjenigen stehen, die eine Arbeit suchen, und denjenigen, die temporär in Teilzeit arbeiten, werden die *NEETs* als eine Randgruppe angesehen und entsprechend beurteilt. In Europa werden die *NEETs* sowohl in Bezug auf die zugehörige Altersgruppe als auch auf die relevanten institutionellen Faktoren höchst unterschiedlich definiert, häufig in Anlehnung an die jeweiligen Ausprägungen des Bildungssystems: In Großbritannien werden zu den *NEETs* nur die 16- bis 18-Jährigen gezählt, in Österreich Jugendliche und junge Erwachsene zwischen 16 und 24 Jahren, in Deutschland und den meisten anderen europäischen Nachbarländern die 15- bis 24-Jährigen. Mittlerweile ist die *NEET*-Quote ein Gradmesser der OECD, um die Zukunftschancen junger Menschen zu beleuchten.

Auch bei den *NEETs* stehen wieder die Übergänge ins Erwachsenenleben im Fokus der Überlegungen, die eine neue Form bekommen haben und „deren bestimmende Merkmale *Offenheit* und *Ungewissheit* sind“ (Walther 2000: 59). Somit scheint das Modell der Übergänge (*transitions*) das Modell der Statuspassagen (*trajectories*) abgelöst zu haben bzw. abzulösen (vgl. Hagestad 1991; Walther/Stauber 2007): „Die Hauptanforderung in spätmodernen Übergängen besteht wohl darin, diese Anforderungen in verschiedenen Übergangsbereichen, die oft sogar noch einander widersprechen, zumindest aber eigenen Rhythmen und Logiken folgen, gleichzeitig zu bewältigen. Zum Beispiel kann der Beginn einer Liebesbeziehung in Konflikt geraten mit einer ausbildungsbedingt geforderten räumlichen Mobilität, [...] kann die Krankheit eines Elternteils in Konflikt geraten mit einem anstehenden Verselbständigungsschritt. Diese grundsätzliche Fragmentierung bringt erhöhte Anforderungen an Verknüpfen und Vereinbaren mit sich“ (Walther/Stauber 2007: S. 35). Diese Veränderung wird auch von der European Foundation for the improvement of Living and Working Conditions in ihrem Bericht zu den *NEETs* gesehen: „While the integration of young people into society has been traditionally imagined as a sequence of steps from school to work, it is now recognised that such linear transitions are increasingly being replaced by diversified and individualised trajectories from school to work. Modern youth transitions tend to be complex

and protracted, with young people moving frequently in and out of the labour force” (ebd.: 19). Aber auch hier gilt, dass es sich um eine höchst heterogene Gruppe handelt, die höchst unterschiedliche Bedürfnis- und Problemlagen aufweist (vgl. Bacher et al. 2014). Neben Schulabgänger*innen, die keinen Ausbildungsplatz haben und häufig nur gering qualifiziert sind, älteren „Arbeitslosen“, die zwar eine abgeschlossene Berufsausbildung haben, aber nicht arbeiten, Jugendlichen und jungen Erwachsenen in ländlichen Gebieten, die wenig mobil sind, Alleinerziehenden sowie Schulabsolvent*innen, die möglicherweise auf einen Studienplatz warten, werden hier auch diejenigen Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit Erkrankungen und Beeinträchtigungen genannt, deren „Gruppe [...] bisher wenig erforscht“ (Tamesberger/Kohlbauer 2015: 2) ist. Diese *NEET*-Typologie nach Bacher et al. macht m. E. deutlich, dass Begriffe und Bezeichnungen für gesellschaftliche Phänomene mit äußerster Vorsicht benutzt werden sollten, da hier sehr unterschiedliche Personen mit verschiedensten Lebenslagen zu einer vermeintlich homogenen Gruppe zusammengefasst werden. Gerade jene, die in der genannten Typologie als *Schulabsolvent*innen in Warteposition* bezeichnet werden, sind zwar auch weder in Ausbildung, Anstellung oder Weiterbildung, befinden sich jedoch in einer ganz anderen Lebenslage als z. B. die *Arbeitslosen jungen frühen Schulabgänger*innen*, deren Perspektiven möglicherweise eher ungewiss sind, die vielleicht aber auch einen Ausbildungsplatz in Aussicht haben.

Eine Bezeichnung, die sich auf eben jene Jugendlichen und jungen Erwachsenen bezieht, die Erkrankungen oder Beeinträchtigungen haben, ist *Grenzgänger*. Unter diesem Titel wird ein Projekt in Schleswig-Holstein durchgeführt, in dessen Mittelpunkt psychosozial belastete junge Menschen stehen, die auf die Unterstützung durch die Kinder- und Jugendhilfe als auch die Kinder- und Jugendpsychiatrie angewiesen sind.²⁴

Eine weitere Bezeichnung, um die man aktuell in Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit nicht herumzukommen scheint, sind die sog. *Systemsprenger*. Unter *Systemsprenger* werden Kinder und Jugendliche bzw. junge Erwachsene gezählt, die „einerseits biographisch mit einem großen Risikopotential ausgestattet [sind]. Gleichzeitig stellt er [der Systemsprenger, Anm. d. Verf.] ein Risiko für andere Menschen dar und letztlich auch durch seine extremen Verhaltensweisen für sich selbst“ (Baumann 2019: 10). Die jungen Menschen sind „Opfer gesellschaftlicher Ausgrenzungsprozesse, wie sie prototypisch mit Armut einhergehen“ (ebd.), aber auch „Opfer eines Hilfesystems, welches so strukturiert ist, dass Maßnahmen nur dann ‚erfolgreich‘ beendet werden“ (ebd.: 11), wenn sich der *Systemsprenger* positiv auf diese einlässt. Ist dies nicht der Fall und das Kind oder der*die Jugendliche lassen sich nicht auf die Hilfen ein, die das System ihm oder ihr zur Verfügung stellt, ist es also nicht integrier-

²⁴ Der ganze Titel der Untersuchung lautet: "Abgestimmter Umgang mit Kindern und Jugendlichen bei Vorliegen einer psychischen Störung sowie eines Unterstützungsbedarfs gemäß SGB VIII".

bar in das vorherrschende Hilfesystem, dann gilt es als *Systemsprenger*. Hier muss man sich zunächst die Frage stellen, ob es ein System der Kinder- und Jugendhilfe bzw. pädagogischen Hilfen gibt oder ob es vielleicht viele verschiedene Angebote und Systeme gibt, die nicht als ein System zu bezeichnen sind. Hier müsste vielmehr die Frage gestellt werden, ob es die richtige Unterstützungsleistung, ob es das richtige Angebot zum richtigen Zeitpunkt war, das bereitgestellt wurde. Weitaus entscheidender finde ich aber den Fakt, dass Kinder und Jugendliche, die aufgrund „schwerwiegender Verhaltensstörungen nicht zu betreuen“ (ebd.: 7) scheinen, mit einem Etikett belegt werden. Dieses Label haftet den Kindern und Jugendlichen an und wird die betroffenen Personen bei ihrem weiteren Werdegang durch die Jugendhilfe begleiten und später im Bereich der Eingliederungshilfe münden. Dies kann zu Prozessen der Übertragung und Gegenübertragung führen, wenn sie Unterstützungsleistungen in Anspruch nehmen. Aussagen, die mir auch im Laufe des Projektes Dock#30 immer wieder begegneten: „Das hätte ich Ihnen gleich sagen können“ oder „Kein Wunder“ waren beispielsweise Aussagen von Mitarbeitenden des Allgemeinen Sozialdienstes (ASD) des beteiligten Jugendamtes zu Maßnahmeabbrüchen von Bewohner*innen. BAUMANN beschreibt dieses Vorgehen, diese Sichtweise der Expert*innen der Sozialen Arbeit und des Hilfesystems, aber auch die Sichtweise der Gesamtgesellschaft folgendermaßen: "Der Begriff ist erst mal schwierig zu handhaben, weil er suggeriert, da wäre ein böses Kind, das ein System sprengt. Der Begriff beschreibt aber nicht ein Kind, sondern einen Prozess, der sich zwischen vielen Personen abspielt. Es geht um Kinder, die innerhalb des Systems keinen festen Ort finden, sondern permanent hin und her geschoben werden. Die wechseln zwischen Heimen, Pflegefamilien, Psychiatrien und - wenn sie über 14 Jahre sind - der Justiz hin und her und finden nirgendwo einen Ort zum Leben, bedingt durch ihr extremes Verhalten."²⁵ Auch hier wird deutlich, dass Jugendliche und junge Erwachsene häufig zwischen den einzelnen Maßnahmen und Angeboten, zwischen Pflegefamilien, stationären und teilstationären Angeboten, zwischen Wohngruppen und Heimen, aber auch später zwischen den einzelnen Hilfesystemen, zwischen dem SGB VIII und dem SGB II bzw. dem SGB XII hin- und hergeschoben werden, wobei auch Aufenthalte in Psychiatrie und/oder Vollzugsmaßnahmen hinzukommen können. In der Literatur wird immer wieder vom „Verschiebebahnhof“ gesprochen; gemeint ist damit ein Durchreichen der Jugendlichen durch die Einrichtungen, ohne dass dahinter ein Konzept stehen würde.²⁶ Der Begriff *Systemsprenger* suggeriert ähnlich Bilder und Annahmen wie die *Straßenkinder* oder die *Ausreißer*innen*, wobei nicht berück-

²⁵ Menno Baumann im Interview mit dem Spiegel am 19.09.2019 unter [URL: <https://www.spiegel.de/lebenundlernen/schule/systemsprenger-kommt-ins-kino-was-an-der-geschichte-wah-ist-a-1287365.html>]; Zugriff am 28.02.2020]

²⁶ Vgl. BAG Wohnungslosenhilfe e.V.: „Rechtsansprüche junger Erwachsener in Wohnungsnot und sozialen Schwierigkeiten verwirklichen und Fortentwickeln“. Positionspapier der BAG Wohnungslosenhilfe e.V., erarbeitet vom Fachausschuss Sozialrecht, verabschiedet vom Vorstand der BAG W am 9. April 2013.

sichtigt wird, dass dieses Leben – auch wenn es bedrohlich sein mag und von der Gesamtgesellschaft nicht anerkannt ist – dem oder der Jugendlichen viel sicherer als alle anderen Angebote, die aktuell an ihn oder sie herangetragen werden bzw. bisher herangetragen wurden, scheint.

Weitere Punkte, die m. E. auch eine nicht unwesentliche Rolle spielen und auf die ich im Laufe der Untersuchung noch eingehen werde, sind die Frage nach dem Rollenverhältnis zwischen dem*der Jugendlichen bzw. dem*der jungen Erwachsenen und den Vertreter*innen des Hilfesystems sowie die Begriffe Erziehung, Bildung und Sozialisation und die damit verbundenen Absichten bzw. Herangehensweisen. Häufig wird von den Expert*innen auf der einen Seite und den Lebensweltexpert*innen auf der anderen Seite gesprochen. Man könnte auch postulieren: Hier treffen zwei Experten aufeinander mit spezifischen Wissensbeständen: hier Expert*innen der Sozialen Arbeit, also Erzieher*innen, Sozialpädagog*innen, Sozialarbeiter*innen etc., dort Expert*innen der Lebenswelt, Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene, Psychatriererfahrene und Obdach- bzw. Wohnungslose sowie Suchtkranke – einerseits der*die Sozialpädagog*in als Expert*in mit spezifischem und professionellem Können und Wissen, aber gleichzeitig auch der*die Jugendliche als Experte seiner Lebenswelt, die er*sie häufig unter großen Schwierigkeiten und Gefährdungen bewältigen muss. Gleich häufig kommt man jedoch nicht umhin, die Expertenrolle der Sozialpädagog*innen zu modifizieren: Es ist nicht mehr die Rolle, dem Jugendlichen heute etwas beibringen zu können, was eine Garantie für ein späteres Leben sein kann (vgl. Krafeld 2000), was letztlich auch durch gesellschaftliche Transformationsprozesse begründet ist, auf die ich bereits hingewiesen habe und auf die ich noch weiter eingehen werde. KLAUS GRUNWALD und THIERSCH formulieren diese sich veränderte Wahrnehmung in Bezug auf die Lebensweltorientierung und die damit verbundene Expertenrolle folgendermaßen: „Gegen eine vereinfachte Sicht vom Alltag nur als kompetente oder heile Wirklichkeit betont das Konzept Lebensweltorientierung die Ambivalenz von Alltagserfahrungen im Spiel von Selbstzuständigkeit, Entlastung, Borniertheit und protestativer Authentizität. Diese Ambivalenz verweist ebenso auf den Respekt vor gegebenen Alltagskompetenzen wie auf die Notwendigkeit institutionell-professioneller Unterstützung gegen die im Alltag angelegten Verengungen, die ihrerseits aber wiederum gegen die Arroganz der Expertokratie ausgewiesen werden müsse“ (Grunwald/Thiersch 2004: 14). Diese *Expertokratie* entstand durch den Ausbau der Sozialen Arbeit „in arbeitsteiligen, methodischen Differenzierungen, oft auch bestimmt durch klinisch-individualisierende Konzepte. Eine Expertenkultur entstand, wie es dem generellen Gestaltungsprinzip der modernen, sich ausdifferenzierenden Gesellschaft entspricht“ (ebd.: 13 f.). Ein letzter Begriff, den ich hier noch einbringen will, ist der der *Hoch-Risiko-Klientel*, der von BAUMANN in der Debatte um die *Systemsprenger* verwendet wird, um damit die Gruppe der

Kinder und Jugendlichen zu beschreiben, die „sich in einer durch Brüche geprägten negativen Interaktionsspirale mit dem Hilfesystem, den Bildungsinstitutionen und der Gesellschaft befinde und diese durch als schwierig wahrgenommene Verhaltensweisen aktiv mitgestaltet“ (Baumann 2019: 7), worunter z. B. aktiver Drogenkonsum, Gewaltbereitschaft, Entweichungen und Risikoverhalten sowie kriminelle Handlungen zu zählen sind. Aber auch bei den *Systemsprengern*, der *Hoch-Risiko-Klientel*, den *Entkoppelten*, den *Careleavern*, den *Drop-Outs*, den *NEETs* und den *Grenzgängern* trifft das zu, was schon den Typisierungen der 1980er und 1990er unterstellt worden ist: Teilweise werden gesellschaftlichen Phänomene, die im Zusammenhang mit Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen wahrgenommen werden und die nicht unseren Normalitätsvorstellungen entsprechen, mit Schlagworten belegt und versehen, die möglicherweise darauf abzielen, möglichst viel Aufmerksamkeit zu erreichen: Bei *Grenzgänger* denke ich unweigerlich an den Film *Flatliners* aus dem Jahr 1990, bei dem Medizinstudenten auf der Grenze zwischen Leben und Tod balancieren, oder an Menschen, die sich bewusst auf dem schmalen Grat zwischen Leben und Tod bewegen, etwa beim Extremsport oder auf der Suche nach Abenteuern. Auch wenn es bei Projekten und Angeboten darum geht, griffige Schlagworte oder einprägsame Akronyme zu finden, mit denen das Angebot *greifbar* oder auch *erfahrbar* gemacht wird und einen gewissen Wiedererkennungswert hat, muss man doch auch immer bedenken, „wie sehr die Wortwahl das Verständnis und den Umgang mit dem angesprochenen Phänomen vorherbestimmt und unter Umständen sogar deformiert“ (Liebel 2000: 122). Daher plädiere ich dafür, einen unverfänglichen, ja vielleicht sogar langweiligen Namen zu wählen, um das Phänomen der jungen Erwachsenen zu beschreiben, um die es hier gehen soll - auch vor dem Hintergrund, dass in der Arbeit des Projektes Dock#30 häufig von *Systemsprengern* oder ehemaligen *Systemsprengern* bzw. *Hoch-Risiko-Klientel* gesprochen wurde; eine Engführung, die m. E. häufig dazu führte, dass vorgefertigte Meinungen und Vorbehalte vor allem auf Seiten der Vertreter*innen des Hilfesystems im Raum standen, die teilweise Entscheidungen und Sichtweisen dominierten. Bevor ich eine Definition der (m. E. sehr heterogenen) Zielgruppe geben werde, die der vorliegenden Untersuchung zugrunde liegen soll, möchte ich noch einmal auf die Transformationsprozesse unserer Gesellschaft eingehen, die in den vergangenen Jahrzehnten unter den verschiedensten Schlagworten wie *Individualisierung* oder *Risikogesellschaft* (Beck 1986), *Neue Armut* (Balsen et al. 1984; Lompe 1987), *Zwei-Drittel-Gesellschaft* (Glottz 1984) oder *Neue Unterschicht* (Nolte 2004; Kessler 2005) in der medialen Öffentlichkeit und der sozialwissenschaftlichen Literatur behandelt wurden.

3.2. Armutsforschung in Deutschland

Das Thema Armut könnte als Querschnittsthema innerhalb der Sozialen Arbeit bezeichnet werden, da es weitestgehend alle Bereiche der Einzel(fall)hilfe, Sozialen Gruppenarbeit und der Gemeinwesenarbeit tangiert. Zumindest ist es eine Thematik, die eng mit den Lebenswelten junger erwachsener Wohnungsloser verknüpft und gedacht werden muss. Gleichzeitig herrscht in Deutschland eine Armutsdebatte, die stets dann neu entflammt, wenn der aktuelle Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung vorgelegt wird oder der Deutsche Paritätische Wohlfahrtsverband Gesamtverband e. V. seinen Armutsbericht herausbringt, wie zuletzt im Juni 2022. Dann meldet sich die Politik zu Wort und die Medien scheinen das Thema bereitwillig aufzugreifen mit dramatisierenden und skandalisierenden Bildern und Aussagen: „Ich hungere, damit meine Kinder zu essen haben“²⁷, „Das Thema Hunger ist in vielen Familien aktuell“²⁸, „Armut: Kleiderkammern im Landkreis Harz gehen warme Kleidung aus“²⁹ oder die „Kluft zwischen Arm und Reich: Auf der Suche nach Gerechtigkeit“.³⁰ Viele Menschen, die sich der sogenannten *Mittelschicht* zuordnen, haben Angst vor einem sozialen Abstieg, vor einem Verlust dessen, was sie sich erarbeitet und bereits erreicht haben. Somit scheinen die Debatten und die Medialisierung des Themas zwar einerseits Angst zu befördern bzw. zu verfestigen, gleichzeitig scheinen sie aber auch die „Bereitschaft zur Solidarität“ (Cremer 2016: 11) mit denjenigen, welche von Armut bedroht oder betroffen sind, zu untergraben. Wenn wir von Armut in Deutschland sprechen oder lesen, ist meist die *relative Armut* gemeint, von der diejenigen betroffen sind, die über weniger als 60 Prozent des mittleren Einkommens verfügen. Häufig wird auch von der *Armutsgrenze* gesprochen. Somit ist das physische Überleben einer Person in Deutschland nicht gefährdet, wie beispielsweise in Ländern, in denen absolute oder extreme Armut herrscht und die betroffenen Haushalte weniger als 3,10 Dollar pro Tag (absolute Armut) bzw. 1,90 Dollar pro Tag (extreme Armut) zur Verfügung haben. Hier herrscht ein extremer Mangel an Ressourcen, um die notwendigsten existenzsichernden Grundbedürfnisse wie etwas Kleidung, Nahrung, medizinische Versorgung oder Wohnraum zu befriedigen.³¹ In Deutschland gilt die absolute Armut durch das vorherrschende sozialstaatliche Unterstützungssystem und die damit verbundenen Transferleistungen als überwunden; wer beispielsweise Sozialleistungen nach dem SGB II oder SGB XII erhält, dessen soziokulturelles Existenzminimum und eine damit verbundene gesellschaftliche Teilnahme scheint möglich zu sein, auch wenn weiterhin eine gewisse Unterversorgung

²⁷ Bild vom 19.12.2022

²⁸ Frankfurter Rundschau vom 24.10.2022

²⁹ Mitteldeutsche Zeitung vom 21.12.2022

³⁰ Deutschlandfunk vom 10.12.2022

³¹ Aktuelle Berechnungen der Weltbank zufolge lag der Anteil der Menschen in extremer Armut erstmals unter zehn Prozent (The World Bank: World Development Indicators 04/2016 (© 2016 The World Bank Group); U.S. Department of Labor, U.S. Bureau of Labor Statistics: A Profile of the Working Poor, 2014; Statistisches Bundesamt: Gemeinschaftsstatistik über Einkommen und Lebensbedingungen (EU-SILC), www.destatis.de).

mit materiellen Gütern vorhanden ist – allerdings nicht in Bezug auf die Aufrechterhaltung der physischen Existenz, sondern in Bezug auf den allgemeinen Wohlstand innerhalb unserer Gesellschaft. Über die Begriffe soziokulturelles Existenzminimum und gesellschaftliche Teilnahme bzw. Teilhabe könnte man trefflich streiten, sollen durch die wohlfahrtsstaatlichen Leistungen doch Beschämung vermieden und die Selbstachtung gewahrt werden (Cremer 2016). Auch wenn es offiziell in Deutschland keine absolute Armut geben sollte und jedem das Recht auf ein soziokulturelles Existenzminimum zusteht, gibt es Menschen, die auf dieses Recht bewusst oder unbewusst verzichten und keine staatlichen Leistungen erhalten. Dies kann aus Unwissenheit oder Scham geschehen, aus einer psychischen Erkrankung heraus resultieren oder aber mit der Angst verbunden sein, dass Verwandte herangezogen werden, um für den Unterhalt einstehen zu müssen. Man muss hier von der verdeckten Armut sprechen oder der Dunkelziffer der Armut, da diese Menschen unterhalb der staatlichen Existenzsicherung leben. Diese Betrachtungsweise, die sich ausschließlich auf das Einkommen reduzieren lässt, prägt den *Ressourcenansatz*, der davon ausgeht, dass es sich bei der Betrachtungsweise der Betroffenen um eine weitestgehend homogene Gruppe handelt, die ähnliche Bedürfnisse hat. Hier wird also versucht, anhand eines Indikators, nämlich des Einkommens, Armut zu objektivieren. Problematisch hierbei ist die Tatsache, dass die Ausgaben der Haushalte und Personen nicht berücksichtigt werden: Es macht durchaus einen Unterschied, ob ich in einer Metropole bzw. Metropolregion lebe, die sich durch höhere Lebenshaltungskosten in Bezug auf Mieten, Ernährung, Kulturteilhabe und Gastronomie auszeichnet, oder in einer ländlichen Region, wo die Wohn- und Lebenshaltungskosten weitaus niedriger sein können. Auch persönliche (Sonder-)Bedarfe, z. B. in Folge von Krankheit, bleiben gänzlich unberücksichtigt und die Frage nach einer tatsächlichen Verteilung der finanziellen Mittel zwischen den einzelnen Personen innerhalb einer Bedarfsgemeinschaft bleibt ebenso unbeantwortet wie die Frage, ob sich mit den materiellen Ressourcen alle sozio-kulturellen Bedürfnisse befriedigen lassen (vgl. Stelzer-Orthofer 1997). Diese Unterscheidung und die damit verbundene Annahme, dass es in Deutschland eigentlich nur Menschen gibt bzw. geben dürfte, die von *relativer Armut* bedroht oder betroffen sind, folgt einer rein monetären Zugangsweise, die vor allem in den Wirtschaftswissenschaften und damit in ökonomischen Kontexten, wo ein Großteil der Armutforschung beheimatet ist, stattfindet. Das Einkommen als primäre Bezugsgröße heranzuziehen, führt dazu, dass andere Aspekte weitgehend vernachlässigt werden.³² Dies ist vor allem über quantitative Forschungszugänge

³² Der Schlussbericht „Operationalisierung der Armuts- und Reichtumsmessung“ (2003) vom Institut für Angewandte Wirtschaftsforschung zeigt bei dieser Vorgehensweise vor allem zwei Problempunkte auf: „Darüber hinaus werden Untersuchungen zur relativen Armut in der Regel auf eine Bestimmung der relativen Einkommensarmut verkürzt. Hierbei erscheint die derzeitig gängige Vorgehensweise in zweierlei Hinsicht problematisch: • Die in Deutschland besonders populären und am weitesten verbreiteten Ansätze zur Bestimmung der relativen Einkommensarmut (an einer 40-/50-/60 %-Grenze o.ä.) sind willkürlich gesetzt und

relativ leicht zu erhalten und man könnte diesem Ansatz unterstellen, dass er in einer gewissen Art und Weise eine *objektive* Bewertung darstellt. Zugegebenermaßen hat die materielle Situation, in der wir uns befinden, einen großen Einfluss darauf, welche Möglichkeiten uns offenstehen und welche Zugänge uns verschlossen bleiben. So ist mittlerweile unbestritten, dass ein geringes Einkommen Auswirkungen auf unsere Gesundheit und unsere Lebenserwartung hat (Trabert 1995). Ist eine gewisse finanzielle Grundversorgung vorhanden, muss man sich nicht um die Erfüllung seiner existentiellen Grundbedürfnisse sorgen und hat mehr Freiheit, Dinge zu tun, die man wertschätzt (Crocker 1992: 590).

Ein weiterer Ansatz innerhalb der Armutforschung, der eben diese Kritik aufzunehmen versucht, ist der *Lebenslagenansatz*, der auch die soziale Armut misst, indem die konkrete Lebenslage (vgl. Hanesch 1995: 11) aufgegriffen wird, ein Begriff, der sich vor allem durch seine Mehrdimensionalität auszeichnet, da er immer mehrere Lebensbereiche zugleich umfasst. In der Armutforschung bedeutet dies, dass neben der materiellen Unterversorgung, wie Arbeit, Einkommen, Vermögen, Ausbildung bzw. Bildung, Wohnen und Konsumniveau, weitere Bereiche in den Blick genommen werden, wie etwa „Ernährung, Umwelt, Gesundheit und Erholung, sowie soziale, kulturelle und politische Partizipation, Rechtsgleichheit und Integration“ (Alisch 2008: 87), um aufzuzeigen, dass Armut sich nicht monokausal auf die Einkommensarmut reduzieren lässt, sondern Unterversorgungen in weiteren Bereichen vorhanden sind, die sich wechselseitig aufeinander beziehen. Man könnte auch von einer „Kumulation von Unterversorgungslagen“ (vgl. Hauser/Neumann 1992: 243) oder „multipler sozialer Deprivation“ (Alisch 2008: 87) sprechen. Der Begriff der Lebenslage wurde zunächst von OTTO NEURATH in die Sozialwissenschaft eingeführt und sollte verstanden werden als „Inbegriff all der Umstände, die verhältnismäßig unmittelbar die Verhaltensweise eines Menschen, seinen Schmerz, seine Freude bedingen. Wohnung, Nahrung, Kleidung, Gesundheitspflege, Bücher, Theater, freundliche menschliche Umgebung“ (Neurath 1981 [1931]: 503). GERHARD WEISSER griff den Begriff der Lebenslage später auf und legte den Akzent stärker auf die Handlungsmöglichkeiten, die sich hieraus für die Realisierung von Lebenschancen ergeben: „Als Lebenslage gilt der Spielraum, den die äußeren Umstände dem Menschen für die Erfüllung der Grundanliegen bieten, die er bei unbehinderter und gründlicher Selbstbesinnung als bestimmend für den Sinn seines Lebens ansieht“ (Weisser 1959: 648). Diese Sichtweise, die hier von WEISSER angesprochen wird, finde ich im Zusammenhang mit den jungen Menschen, um die es hier gehen soll, insofern interessant, da er nur objektive Handlungsbedingungen in den Blick nimmt, nicht jedoch die subjektive Performanz in Form von

entbehren der theoretischen Fundierung. • Eine indirekte Bestimmung der Armut, etwa in Form der Einkommensarmut greift zu kurz, wenn anderen Faktoren (zum Beispiel Vermögen, Schulden, Gesundheit, Bildung, Arbeitslosigkeit) bei gleichem Einkommen einen jeweils unterschiedlichen Stellenwert besitzen“ (2003: 53).

Handlungen vor dem Hintergrund einer subjektiven Sinnlogik, die jedoch immer auch in soziale und gesellschaftliche Bezüge eingebunden sind, in denen Interessen und Handlungsziele von Personen erst entstehen und in denen bestimmte Handlungsmöglichkeiten eröffnet bzw. eingegrenzt werden (Nassehi 2006). Die individuelle Lebenslage kann also nicht durch einen einzigen Indikator, wie etwa beim Ressourcenansatz, erfasst werden, sondern durch eine Kombination von Indikatoren, was allerdings den Nachteil birgt, dass dadurch etwa der „Einblick in die Lebenslage von Bevölkerungsgruppen erschwert wird, bei denen eine Kumulation von Einschränkungen in der Versorgungslage gegeben ist“ (Voges et al. 2003: 61). Daher gibt es verschiedene Versuche, einen sogenannten Lebenslagenindex zu erstellen, mit dem „eine Ordnungsrelation definier[t werden soll], die die Sozialberichterstattung über Phänomene materieller Unter- und Überversorgung erleichtert. Durch einen Index werden die Informationen zu einer Lebenslage verdichtet“ (ebd.). Hier stellt sich jedoch die Frage nach der Konstruktion oder Berechnung des Index sowie die Auswahl und die Gewichtung von Indikatoren. Ein solcher Lebenslagenindex zur Lebenslage wohnungsloser Menschen wurde im Jahr 2019 durch die ALICE SALOMON Hochschule Berlin und den Evangelischen Bundesfachverband Existenzsicherung und Teilhabe e. V. (EBET) – Fachverband für Wohnungsnotfall- und Straffälligenhilfe entwickelt. Hierzu wurden wohnungslose Menschen anhand von objektivierbaren Kriterien nach sechs Lebenslagenbereichen befragt: Materielle Situation, Erwerbsstatus, Gesundheit, Wohnsituation, soziale Netzwerke und Sicherheit. Zusätzlich wurden sie um eine subjektive Einschätzung ihrer Lebenssituation gebeten. Bei der Festlegung der Indikatoren wurden auch wohnungslose Menschen einbezogen, was dazu führte, dass beispielsweise Bildung kein Indikator war, aber Sicherheit einen relevanten Aspekt im Leben der wohnungslosen Menschen darstellt. Trotzdem bleibt die Frage, warum bestimmte Bereiche in Lebenslagen-Untersuchungen einbezogen werden und andere nicht und welchen Stellenwert bzw. welches Gewicht die einzelnen Indikatoren bzw. Bereiche besitzen. Gleichzeitig muss in Anlehnung an PETER TOWNSEND die Frage gestellt werden, nach welchen Kriterien Schwellen der Unterversorgung festgelegt werden? TOWNSEND hat in den 1970er Jahren im Rahmen einer Untersuchung Indikatoren festgelegt, die sich an einem in einer Gesellschaft allgemein geteilten oder gebilligten Lebensstil identifizieren ließen. Anhand dieser Kriterien und der Frage, ob es in der Verteilung von Ressourcen eine Schwelle gibt, unterhalb derer es Familien besonders schwerfällt, an gesellschaftlichen Traditionen, Aktivitäten und Essgewohnheiten, die den Lebensstil einer bestimmten Gesellschaft ausmachen, teilzuhaben, entwickelte er das sog. Deprivations-Prinzip. Grundlage war die Annahme, dass es innerhalb einer Gesellschaft gleiche Bedürfnisse gibt, die sich in bestimmten Verhaltensweisen und Verkehrsformen ausdrücken. Arm sind demnach diejenigen, die nicht über die materiellen und/oder sozialen Güter verfügen und so nicht angemessen gesellschaftlich teilhaben können (Townsend 1979). Obwohl sich dieser Ansatz operationalisieren

lässt, stellt sich die Frage, wie der Wert zu bestimmen ist, unterhalb dessen Personen als sozial depriviert zu bezeichnen wären? Eine weitere Frage stellt sich in Bezug auf die Theorie BOURDIEUs, die davon ausgeht, dass verschiedene Kapitalarten substituiert werden können. Ein weiterer Kritikpunkt an diesem utilitaristischen Konzept ist, dass sich individuelle Wünsche und Erwartungen an die jeweiligen Lebensumstände anpassen, was den Effekt mit sich bringen kann, dass „benachteiligte Personen [...] ihre Lebensumstände nicht zuletzt durch resignative Anpassung [bewältigen], so dass Aussagen über Zufriedenheit oder ‚die subjektive Auffassung der eigenen Chancenlage‘“ (Bartelheimer et al. 2008: 8) kein geeigneter Maßstab sein können.

Neben dem *Ressourcenansatz* und dem *Lebenslagenansatz* ist in den vergangenen Jahren auch immer wieder der *Capability Approach* genannt worden, der vor allem mit den Arbeiten von AMARTYA SEN und MARTHA NUSSBAUM in Verbindung steht und als *Konzept der Verwirklichungschancen* zu verstehen ist.³³ Das Bundesministerium für Arbeit und Soziales definiert seit dem Jahr 2005 in seinem Armuts- und Reichtumsbericht den Begriff Armut als einen Mangel an Verwirklichungschancen, Reichtum hingegen als sehr hohes Maß an Verwirklichungschancen, und bezieht sich damit auf den Ansatz der *Capability* nach SEN.³⁴ Das Grundanliegen des Ansatzes ist weniger die Gleichheit des Einkommens oder der Ressourcenausstattung, sondern die Gleichheit der damit zugänglichen Verwirklichungschancen. SEN verbindet hier die ökonomischen und materiellen Ressourcen, die einem Menschen zugänglich sind, mit den Faktoren, die darüber entscheiden, welche Auswahlmöglichkeiten an Verwirklichungschancen diese Ressourcen überhaupt ermöglichen. Unter den Faktoren, die auch als *Umwandlungsfaktoren* verstanden werden können, sind persönliche Fähigkeiten und Eigenschaften zu verstehen, aber auch die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen Menschen Ressourcen einsetzen, um eine angestrebte Lebensweise besser oder schlechter zu verwirklichen (ebd.: 9). Verwirklichungschancen stehen für die objektive Menge an Möglichkeiten und bedeuten die Freiheit des Menschen, sich für oder gegen bestimmte Lebensführungsweisen entscheiden zu können (vgl. Otto/Ziegler 2010: 11). Somit gelingt dem *Cap-*

³³ Amartya Sen entwickelte den Ansatz in den 1980er Jahren und entwickelte ihn später mit Martha C. Nussbaum weiter. Nussbaum verwendet für ihren Ansatz den Begriff Capabilities-Approach. Zwischen beiden Ansätzen gibt es einen elementaren Unterschied, der vor allem in der Liste der Capabilities von Nussbaum liegt – eine Herangehensweise, der sich Sen immer versperrte: „Der primäre Fokus von Sens *Capability Approach* ist das Arrangement differenter Handlungs- und Daseinsweisen, über das je unterschiedliche Menschen verfügen und damit verbunden die Frage nach ihren positiven Freiheiten, sich für ein als erstrebenswert betrachtetes Leben entscheiden zu können. Demgegenüber schlägt Martha Nussbaum mit ihrem *Capabilities Approach* eine „objektive Liste“ fundamentaler Möglichkeiten und Befähigungen vor, die sie als Grundlage eines erfüllten, gedeihlichen Lebens („human flourishing“) im Sinne komplexer menschlicher Zustände und Handlungsweisen begründet.“ (Otto/Ziegler 2010: 9)

³⁴ Der Befähigungsansatz bildet die Grundlage für den „Human Development Index“, den die Vereinten Nationen seit 1990 jährlich herausgeben, um damit globale entwicklungspolitische Fragestellungen zu analysieren und Empfehlungen auszusprechen.

ability Approach „eine Entsubjektivierung der Erfassungs- und Bewertungsgrundlage, die aber nicht ‚ohne Ansehen der Person‘ erfolgen kann“ (ebd.: 8). Interessant ist bei diesem Ansatz im Gegensatz zu dem *Ressourcenansatz* oder dem *Lebenslagenansatz*, dass es gar nicht so sehr auf das Einkommen oder die Ressourcenausstattung der jeweiligen Person ankommt, sondern vielmehr auf die Gleichheit oder Ungleichheit der damit verbundenen Verwirklichungschancen, d. h. Unterschiede in *Funktionen* der Lebensführung, wie etwa Erwerbstätigkeit oder Nichterwerbstätigkeit oder, um bei unserem Thema zu bleiben, Wohnungslosigkeit bzw. Obdachlosigkeit oder mietrechtlich abgesichertes Wohnen, müssen daran gemessen und bewertet werden, ob diese Unterschiede Ergebnis einer freien und persönlichen Wahl sind und damit einen Wunsch nach alternativer Lebensführung ausdrücken oder ob sie auf ungleiche Verwirklichungschancen zurückzuführen sind. Vor dem Hintergrund der bereits erwähnten Aussage, dass Wohnungslosigkeit eine Bewältigungsstrategie für junge Menschen sein kann, um mit ihrem Leben fertig zu werden (Wallner 2010), muss man sich die Frage stellen, welches *Capability Set*, also welche *Gesamtmenge* an Verwirklichungsmöglichkeiten diesen Menschen zur Verfügung steht, und ob es sich hierbei um eine *Capability* handelt, der ein subjektiver Wert zugemessen wird. Neben den *Capabilities* spielen auch die *Functionings* eine Rolle: Während es sich bei den *Capabilities* um Möglichkeiten oder umfassende Fähigkeiten handelt, damit Menschen ein Leben führen können, für das sie sich entschieden haben, so handelt es sich bei den *Functionings* um die tatsächlichen „Tätigkeiten, Zustände und Fähigkeiten, das, was man tun und sein kann (*doings and beings*)“ (Babic/Leßmann 2016: 202; Herv. i. Orig.). *Functionings* beschreiben also eher bereits realisierte Chancen oder die realisierte Lebenswirklichkeit, im Gegensatz zu Verwirklichungschancen, die durch die *Capabilities* ausgedrückt werden.

Ein Kritikpunkt an SENs Konzept des *Capability Approach* ist die Tatsache, dass er dezidiert davon absieht, „eine Liste von Fähigkeiten zu erstellen, die kontextunabhängig von Bedeutung ist und allgemeingültigen Anspruch erhebt“ (Graf 2011: 96). Hier setzt NUSSBAUM an, die universal ethische Standards in den *Capability Approach* zu integrieren versucht und eine Liste an Grundfähigkeiten entworfen hat, „die aus ihrer Sicht für *jede* Person von Bedeutung sind und daher auch von *jedem* Staat geschützt und gefördert werden sollen“ (ebd. zitiert nach Nussbaum 2000: 74; Herv. i. Orig.). Diese Liste versteht sie als offen und revidierbar, ist auf einem relativ abstrakten Niveau angesiedelt, soll rein politischen Zwecken dienen, ist für jeden Menschen von Bedeutung und beschreibt Fähigkeiten, deren Bedingungen von einem Staat zwar geschaffen werden sollen, deren Gebrauch aber freiwillig sein soll. Nach NUSSBAUM (2010) beinhaltet diese Liste abstrakte Punkte, wie *Leben, körperliche Gesundheit, körperliche Integrität, Gefühle, Zugehörigkeit* oder *Kontrolle über die eigene Umwelt*. Die Liste, die NUSSBAUM erarbeitet hat, bietet einen normativen Rahmen, auf de-

ren Grundlage die Soziale Arbeit Forderungen stellen kann, um den Gestaltungsauftrag für das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen (nicht nur) in den stationären Hilfen zur Erziehung, im Sinne eines guten Lebens, zu realisieren (vgl. Otto 2007: 81). Denn Handlungs- und Entwicklungsmöglichkeiten sind abhängig von individuellen Verfügungsmöglichkeiten über Ressourcen, wie sie beispielsweise BOURDIEU in den verschiedenen Kapitalformen benennt (vgl. Otto/Scherr/Ziegler 2010: 155). NUSSBAUMS Standards setzen m. E. an JOHN RAWLS Vorstellungen an, wie eine Gesellschaft zu ordnen sei, damit jede Bürgerin und jeder Bürger ihre bzw. seine Vorstellungen des *Guten* und einer *gerechten Gesellschaft* so gut als möglich umsetzen kann, auch wenn individuelle Lebensentwürfe begrenzt werden müssen. RAWLS spricht hier von sog. *Grundgütern*, denen er unterstellt, dass es sich dabei um Dinge handelt, „von denen man annehmen kann, dass sie jeder vernünftige Mensch haben will“ (Rawls 1975: 83). Hierzu unterscheidet er *natürliche Grundgüter* wie Fantasie, Intelligenz und Lebenskraft, die sich allerdings weitestgehend dem direkten Einfluss der sozialen Institutionen entziehen, und die *gesellschaftlichen Grundgüter* wie Freiheiten, Rechte, Chancen, Einkommen und Vermögen. Eine *gerechte Gesellschaft* erfordert nach RAWLS eine faire Verteilung. Allerdings geht er in seinen Annahmen davon aus, dass jeder Mensch aus den Grundgütern auch die gleichen Vorteile zieht; die Realität zeigt jedoch, dass Menschen sich in vielen Aspekten unterscheiden, wie alleine schon in Geschlecht, Alter, Wohnort, Arbeitsbedingungen etc., und sich dadurch auch unterschiedliche Möglichkeiten im Leben ergeben, selbst wenn wir über die gleichen Grundgüter verfügen würden.

Für die Armutforschung ist der *Capability Approach* interessant, da Armut nicht ausschließlich über ein zu geringes Einkommen, die Verfügbarkeit über zu wenige Güter oder das subjektive Glücksempfinden definiert wird, sondern dass eine Vielzahl von Faktoren verantwortlich gemacht werden können, die für einen Mangel an Fähigkeiten bzw. Verwirklichungschancen sorgen. Auch wenn nicht von der Hand zu weisen ist, dass ein geringes Einkommen häufig ein ausschlaggebender Bestandteil des Armutproblems ist, kann er nicht alleine für die Lebenssituation verantwortlich gemacht werden. Weitere Faktoren, wie Alter, Geschlecht, Herkunft und soziale Rolle, Wohnort und weitere Umstände, die nicht direkt oder höchstens begrenzt beeinflusst werden können, wirken sich auf die Möglichkeiten aus, die uns im Leben offenstehen oder eben verwehrt bleiben. Nach wie vor bestimmen die soziale Herkunft und die Ausbildung der Eltern die Entscheidung in Deutschland, ob ein Kind das Gymnasium besucht und Abitur macht oder nicht. Armut ist nach SEN und NUSSBAUM ein multidimensionales Phänomen (vgl. Alkire 2002). ARISTOTELES zufolge besteht die Aufgabe des Staates darin, „jedem Bürger die materiellen, institutionellen und pädagogischen Bedingungen zur Verfügung zu stellen, die ihm einen Zugang zum guten menschlichen Leben eröffnen und ihn in die Lage versetzen, sich für ein gutes Leben und Handeln zu entschei-

den“ (Nussbaum 2016). Der *Capability Approach* soll nach HANS-UWE OTTO Förderung der gerechten Verteilung von Handlungsfreiheiten als zentrale Aufgabe in der Sozialen Arbeit ermöglichen. Es geht um die Verbesserung der aktuellen Lebensbedingungen von Kindern und Jugendlichen sowie um die Stärkung ihrer individuellen Fähigkeiten (vgl. Otto 2007: 81, 85 f.). Gleichzeitig ist die Vorstellung vom eigenen Leben einerseits die Sache von Individuen, andererseits ist sie aber keine individuelle Angelegenheit, denn Menschen benötigen, um sich entwickeln zu können objektiv-strukturelle Verhältnisse (vgl. ebd.: 11). WOLFGANG SCHMID beschreibt es folgendermaßen: „Wenn [...] sehr viel vom Individuum die Rede ist, so heisst dies nicht, dass die Dimension der Gesellschaft für nichtig erachtet wird. Die Lebenskunst mag grundsätzlich die Sache von Individuen sein, gleichwohl ist sie nicht eine rein individuelle Angelegenheit, denn sie braucht, um sich entfalten zu können, Andere und die Gesellschaft; sie braucht Verhältnisse, für die ein Individuum nicht alleine sorgen kann. Daher ist die Lebenskunst auch eine gesellschaftliche Angelegenheit, also die Sache vieler Individuen, die koordiniert handeln; schon aus diesem Grund kann sie einem unpolitischen Individualismus keinen Vorschub leisten. Sie bestärkt jedoch das einzelne Individuum in seiner Selbstaneignung und Selbstmächtigkeit, um einer Zumutung von Aussen und einer Beherrschung durch Andere entgegentreten zu können.“ (Schmid 1998: 11)

NUSSBAUMS Liste der Verwirklichungschancen, angewandt auf den Bereich der stationären Hilfen zur Erziehung verdeutlicht, dass die Chancen zur Verwirklichung eines guten Lebens nicht ausschließlich von materiellen Ressourcen abhängen, auch wenn diese wichtig sind, sondern dass es häufig um Aufklärungsarbeit, um das Aufzeigen der Möglichkeiten, die der Ort bietet, und um eine dialogische Haltung geht, die Interessen und Wünsche der Kinder und Jugendlichen, ihre Nöte und Sicht der Dinge zu erfahren, ernst zu nehmen und im Angebot der stationären Hilfen zur Erziehung zu berücksichtigen. Eine Orientierung an NUSSBAUMS Entwurf, als Referenzrahmen für die Angebote und Interventionen in den Jugendhilfeeinrichtungen, kann durch eine subjektorientierte Anwendung auf den Einzelfall neue Aneignungsmöglichkeiten eröffnen und damit die Entwicklung von Subjektivität fördern und die Lebenssituation von Kindern und Jugendlichen positiv beeinflussen.

ZIEGLER (2018) konstatiert, dass der *Capability Ansatz* „weder ein sozialpädagogischer noch ein sozial- oder gesellschaftstheoretischer Ansatz ist, aus dem sich eine Theorie Sozialer Arbeit ableiten ließe“ (ebd.: 128) und setzt ihn in Bezug zur Entfremdung als Gegenstand Sozialer Arbeit. Diesen Bezug werde ich später erneut aufgreifen, ebenso wie den Zusammenhang zwischen dem Capabilities Ansatz und WINKLERs pädagogischem Ortshandeln.

3.2.1. Individualisierung unserer Gesellschaft

Da, wo Menschen von Armut bedroht oder betroffen sind, spielen also sowohl individuelle als auch strukturelle Faktoren eine Rolle. Mit dem Begriff der Individualisierung kann man innerhalb der Sozialpädagogik verschiedene Verwendungsweisen in Verbindung bringen. So kann man darunter ein Arbeitsprinzip oder eine Handlungsmaxime verstehen, die darauf abzielt, auf die Besonderheiten des Einzelfalls einzugehen. Weiterhin bezeichnet Individualisierung eine Schuldzuweisung in dem Sinne, dass die Ursachen sozialer Probleme bei den Betroffenen zu suchen seien, wodurch gesellschaftliche Ursachen verschleiert werden. Schließlich hat BECK den Begriff der Individualisierung im Sinne einer Entwicklungstendenz in unserer modernen Gesellschaft aufgenommen und thematisiert. Die Rede von der Individualisierung und der damit verbundenen Risikogesellschaft, mit der BECK die Lockerung der Bezüge zwischen Individuum und Gesellschaft beschrieben hat, liegt nun schon weit über 30 Jahre zurück, ist aber nach wie vor aktuell. Für BECK waren vor allem soziale und die ökologische Fragestellung die zentralen Elemente, welche die gesellschaftliche Entwicklung in der Risikogesellschaft darstellen und beeinflussen, was schließlich zu dem führt, was er reflexive Modernisierung nennt und was letztlich zu einer Selbstgefährdung der modernen Gesellschaft führt. Risiko meint, dass Unsicherheit darüber besteht, welche Folgen das gegenwärtige Handeln mittelbar oder unmittelbar für uns haben kann – sowohl gesamtgesellschaftlich, global als auch individuell. Für die (Re-)Produktion unserer Gesellschaft ist Unsicherheit konstitutiv, ist nicht vermeidbar, daher spricht BECK auch von der Risikogesellschaft. Aus einer objektivistischen Perspektive sind die neuen Risiken global und universal und betreffen jede und jeden an jedem Ort. Es scheint so zu sein, dass „der Machtgewinn des technisch-ökonomischen ‚Fortschritts‘ [...] immer mehr überschattet [wird] durch die Produktion von Risiken“ (Beck 1986: 17). War es 1986 noch die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl, so sind es im 21. Jahrhundert der Klimawandel und die Corona-Pandemie oder der Ukraine-Krieg. BECK nennt dieses Phänomen „übernationale und klassenspezifische Globalgefährdungen“ (ebd.: 18). Ich möchte BECK zum einen aufgrund der Individualisierung sozialer Ungleichheit und der damit einhergehenden riskanten Biographien, zum anderen aber auch im Vorgriff auf HABERMAS Lebenswelttheorem rezipieren, wobei ich mich ausschnitthaft auf diese Aspekte konzentrieren will. Alles andere würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen.

Durch den von BECK beschriebenen Gesellschaftswandel innerhalb der Moderne werden die Menschen aus den „Sozialformen der industriellen Gesellschaft – Klasse, Schicht, Familie, Geschlechterlagen von Männern und Frauen – freigesetzt“ (ebd.: 115). Dies führt dazu, dass Menschen verstärkt auf sich selbst und ihr vermeintliches Arbeitsmarktschicksal verwiesen werden mit all ihren Chancen, Risiken und Widersprüchen. Der Begriff der Klassen, Stände oder Schichten, auf die sich noch WEBER und KARL MARX bezogen und die BECK

als Grundlage dienten, wurde in den vergangenen Jahrzehnten weitestgehend durch den Begriff der Milieus ersetzt und abgelöst.³⁵ Menschen besitzen nicht mehr qua ihrer Herkunft oder anhand von Besitz und Nicht-Besitz Privilegien. Dies führt dazu, dass es eine Tendenz nach individualisierten Existenzformen und Existenzlagen gibt; das Denken in traditionellen Kategorien wie Stand, Schicht oder Klasse, die für Großgruppengesellschaften nach BECK noch grundlegend waren, verblasst. Daher spricht er auch von einem *Kapitalismus ohne Klassen*, womit er eine Freisetzung der Individuen aus den zur Tradition gewordenen sozialen Bezügen kapitalistischer Gesellschaften, wie etwa Klassen, Familienformen und Berufsbindungen meint (vgl. Beck 1986). Durch eine Steigerung der Haushaltseinkommen, die Eröffnung von Konsumchancen und der Bildungsboom, „eröffnen sich für Gruppen und Klassen, die zuvor ihren Platz eher alternativlos zugewiesen bekamen und sich den Luxus von Bildungserlebnissen und kulturellen Erfahrungsprozessen früher nicht leisten konnten,

³⁵ Eine ausführliche Auseinandersetzung mit dem Klassenbegriff wie er von Marx, Weber, Bourdieu oder anderen verwendet wird, ist an dieser Stelle nicht möglich, da es den Rahmen der hier vorliegenden Arbeit bei weitem sprengen würde (ausführlich in Burzan 2007), daher sollen kurz die Unterschiede zwischen Marx, Weber und Bourdieu aufgezeigt werden: Burzan weist darauf hin, dass Marx „nicht der ‚Erfinder‘ des Klassenbegriffs oder seiner Verwendung im ökonomischen Bereich“ (ebd.: 15) sei. Für ihn ist „[e]ine Klasse [...] entsprechend bestimmt durch ihr Verhältnis zu ihren Produktionsmitteln“ (ebd.: 16), was bedeutet, dass „[d]ie ganze Gesellschaft [...] sich mehr und mehr in zwei große feindliche Lager, in zwei große, einander direkt gegenüberstehende Klassen [spaltet]: Bourgeoisie und Proletariat“ (Marx/Engels 1974: 23 f.). Marx betont, dass sich die ökonomische Lage [...] ursächlich auf die Lebensverhältnisse der Einzelnen und die gesellschaftlichen Verhältnisse aus[wirke]. Unter anderem bedingt wirtschaftliche Macht politische Macht. Deshalb reicht es auch aus, Klassen nach dem Kriterium des Besitzes oder Nichtbesitzes von Produktionsmitteln einzuteilen“ (Burzan 2007: 16). Die weitere Unterscheidung in *Klasse an sich* und *Klassen für sich* zielt darauf ab, ob sich Mitglieder einer Klasse objektiv in der gleichen Klassenlage befinden (*an sich*) oder ob ein gemeinsames Klassenbewusstsein vorhanden ist (*für sich*). Die bestehenden Klassengegensätze führen so zu einem Klassenkonflikt und einer *Revolution des Proletariats*.

Max Weber hingegen legte ein „differenziertes, mehrdimensionales Modell vor[...], das heißt, er betont nicht allein den ökonomischen Aspekt und gibt auch die Beschränkung auf zwei relevante ‚Klassen‘“ (ebd.: 20) auf. Zusätzlich ergänzt er den Begriff der Klassen um den der *Stände* und *Parteien*, „unterscheidet verschiedene Besitz-, Erwerbs- und soziale Klassen“ (ebd.) und spricht von Klassen, wenn „1. einer Mehrzahl von Menschen eine spezifische und ursächliche Komponente ihrer Lebenschancen gemeinsam ist, soweit 2. diese Komponente lediglich durch ökonomische Güterbesitz- und Erwerbsinteressen und zwar 3. unter den Bedingungen des (Güter- oder Arbeits-) Markts dargestellt wird (‚Klassenlage‘)“ (Weber 1980: 531). Mit der so vorgenommenen Unterscheidung soll das Phänomen der Machtbildung entlang verschiedener Dimensionen bzw. Sphären differenziert beschrieben werden können: Klassen ordnet er der *Wirtschaftsordnung* zu, Stände der *sozialen Ordnung* und Parteien der *politischen Sphäre*. Weber lehnte die monokausalen Erklärungen und Unterscheidungen nach Marx ab und strebte stattdessen eine multidimensionale Beschreibung der verschiedenen Gruppen der Gesellschaft an, wo ökonomisch bestimmte Strukturen (Besitz von Produktionsmitteln) eben nur *ein* Merkmal sind.

Bourdieu hingegen verwendet Marx'sche und Webersche Elemente einer Klassentheorie und erweitert diese. Er unterscheidet die sozialen Klassen in die herrschende Klasse, die mittlere Klasse und die Volksklasse (die sich aufgrund ihres ökonomischen Kapitals unterscheiden lassen) und sieht die Gesellschaft als einen sozialen Raum, der aus mehreren Dimensionen besteht, die sich überlagern: Kapitalvolumen, Kapitalart und die Beziehungen zwischen den Positionen und Lebensstilen. Für Bourdieu handelt es sich bei den Klassen aber um „keine reale, effektive Klasse im Sinne einer kampfbereiten Gruppe; sie ist, streng genommen, lediglich eine wahrscheinliche Klasse, d. h. eine Gesamtheit von Akteuren, deren Mobilisierung im Verhältnis zu jeder anderen nur weniger objektive Schwierigkeiten bereitet“ (Bourdieu 1985: 12). Für Bourdieu existieren die Klassen innerhalb des sozialen Raums lediglich als konstruierte *theoretische Klassen*.

Chancen sowohl der Berufswahl wie der persönlichen Reflexion und ‚Selbstfindung‘“ (Neckel 1989: 3). Dies bedeutet aber auch, dass die damit verbundenen Strukturen und Probleme sozialer Ungleichheit nicht mehr bestehen bzw. sich verändert haben, was zu einer Klassenlosigkeit sozialer Ungleichheit geführt habe (Beck 1986: 117). BECK erwähnt hier die Massenarbeitslosigkeit, die in den 1970er und 1980er Jahren vorhanden war und dazu führte, dass „jede *dritte* Erwerbsperson ein- oder mehrmals arbeitslos“ (ebd.) war. Diese Zahlen haben sich jedoch in den vergangenen Jahren in der Bundesrepublik stark verändert. Gab es in den Jahren zwischen 1997 und 2005 noch die höchste Arbeitslosenquote mit 11,4 Prozent (1997) bzw. 11,7 Prozent (2005), lag diese im Jahr 2018 bei 5,2 Prozent.³⁶ Allerdings darf man auch nicht verschweigen, dass dies vor allem auf eine Flexibilisierung des Sozialstaates und eine neoliberale Wirtschaftspolitik zurückzuführen ist. Mit dem sog. „Schröder-Blair-Papier“, der „Agenda 2010“ und dem „Weg nach vorne für Europas Sozialdemokraten“ veränderte die damalige sozialdemokratisch geführte Bundesregierung die soziale Landschaft in Deutschland nachhaltig. Die Papiere stimmen inhaltlich mit dem überein, was BECK bereits in den 1980er Jahren annahm: Ein Ende der Industriegesellschaft und ein Übergang zur wissensorientierten Dienstleistungsgesellschaft, die für Millionen Menschen die Chance eröffnen sollte, neue Arbeitsplätze zu finden, neue Fähigkeiten zu erlernen und neue Berufe zu ergreifen. Dies ist aber nur die eine Seite einer Medaille: Es ergeben sich Möglichkeiten und Chancen, das Leben in die eigene Hand zu nehmen. Die andere Seite steht aber für eine Verschärfung und Individualisierung sozialer Ungleichheiten, die ineinandergreifen (Beck 1986: 117). Systemprobleme werden in persönliches Versagen abgewandelt, gesellschaftliche Krisen werden als individuelle wahrgenommen. Die Menschen werden „arbeitsmarktabhängig und damit bildungsabhängig, konsumabhängig, abhängig von sozialrechtlichen Regelungen und Versorgungen, von Verkehrsplanungen, Konsumangeboten, Möglichkeiten und Moden in der medizinischen, psychologischen und pädagogischen Beratung und Betreuung“ (ebd.: 119). Dies bezeichnet HABERMAS mit dem Begriff der Enttraditionalisierung der Lebenswelt, die sich „zunächst als eine schicksalhaft erfahrene Ausdifferenzierung vervielfältigter Lebenslagen und konfligierender Verhaltenserwartungen“ (Habermas 1994: 443) darstellt. Normativ gebündelte Lebenslagen und Lebensentwürfe lösen sich immer mehr auf, biografisch folgenreiche Entscheidungen – mit all ihren Konsequenzen – müssen vom Individuum getroffen werden. HABERMAS verweist mit Bezug auf BECK darauf, dass die Individuen „von den verdinglichten Subsystemen *ausgeschlossen*, aber gleichzeitig als Arbeitskräfte und Verbraucher, als Beitragszahler und Versicherte, als Wähler, Schulpflichtige usw. funktionsspezifisch *eingegliedert*“ (ebd.: 442; Herv. i. Orig.) werden, was dazu führt, dass

³⁶ Bundeszentrale für politische Bildung (2019): Arbeitslose und Arbeitslosenquote. Unter: [<https://www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/soziale-situation-in-deutschland/61718/arbeitslose-und-arbeitslosenquote>, Zugriff 30.03.2020]

„[d]er Eingegliederte [...] sich auf Steuerungsmedien wie Geld und administrative Macht einstellen [muss]. Diese üben eine Verhaltenskontrolle aus, die einerseits individualisiert, weil sie auf die durch Präferenzen gesteuerte Wahl des Einzelnen zugeschnitten ist, andererseits auch standardisiert, weil sie nur Wahlmöglichkeiten in einer vorgegebenen Dimension (des Habens oder Nicht-Habens, des Befehlens oder Gehorchens) einräumt“ (ebd.: 443), in dessen Folge das Individuum in ein weiteres Netz der Abhängigkeiten verstrickt wird. Individualisierung bedeutet für BECK demnach „völlig durch den Markt vergesellschaftet, auf dem sich jede(r) zu bewähren hat“ (Neckel 1989: 4), also ein „äußerst prekäres Verhältnis, das man zu sich und den gesellschaftlichen Bedingungen haben kann, denen man seine soziale Existenz verdankt“ (ebd.). BECKs Ausspruch des *Kapitalismus ohne Klassen* zielt genau auf diesen Umstand ab, „daß sich die Verfügung über Ressourcen gesellschaftlich nicht mehr teilte, sondern daß sich die historische Symbiose von Klasse und Stand, von typischer Lebenslage und typischer Lebensform in dem Maße auflöst, wie die Lebenswege der Menschen sozialstrukturell mobilisiert und durchwirbelt werden. Damit wird auch das gesellschaftliche Schicksal jedes einzelnen zur ‚Eigenrealität‘, die nicht umstandslos mehr mit dem Schicksal einer ganzen Klasse identifiziert werden kann. Die klassentypischen Lebensverläufe werden durch die je besonderen Umstände von Alter, Geschlecht, Gesundheit, Berufsgruppe, Familiensituation, Region so weitgehend modifiziert, daß sie als je individuelles Schicksal nicht nur erscheinen, sondern es auch sind. Treten nun persönliche Krisen und Gefährdungen auf, ist jeder für sich (und dem Sozialamt) allein“ (ebd.). Ein weiteres Momentum von BECKs Theorie, das ich aufgreifen möchte, bezieht sich auf die Veränderung der Familie. Dies beinhaltet zwei Dimensionen, zum einen eine Außendimension und zum anderen eine Innendimension. So folge die Familie zunächst der Individualisierungslogik und ziehe ihre Grenzen nach außen, indem sie sich gegenüber klassenkulturellen Bindungen, gegenüber Nachbarn oder Kollegen mehr und mehr abgrenzt und verselbstständigt und so eine „Insularexistenz“ (Beck/Beck-Gernsheim 2005: 45) aufbaue. Gleichzeitig findet die Individualisierung aber auch innerhalb der Familie ihre Fortsetzung, indem sich die klassischen Rollenbilder aufzulösen scheinen und durch Handlungsmöglichkeiten, aber auch Handlungszwänge der Eindruck entstehen könnte, „anything goes“ (vgl. Beck 1986: 190). Somit spalten sich, abstrakter gesprochen, die bislang mehr oder weniger ständisch geprägten bzw. klassenkulturell gedachten und weitestgehend homogenen Lebenswelten immer weiter auf. Scheinbar privatisieren sich die Lebenswelten der Menschen.³⁷

³⁷ Auch wenn nicht nachvollziehbar ist, in welcher Tradition Beck den Lebensweltbegriff versteht, so ist doch anzunehmen, dass er dabei auf Habermas' Theorie bezieht.

Diese Individualisierungsdynamik wirkt sich aber auch dahingehend aus, dass Menschen in die Institutionen, die mit der modernen Gesellschaft entstanden sind, eingebunden werden: Arbeitsmarkt, Sozialstaat, Bildungssystem, Rechtssystem, Bürokratie etc. Diese Institutionen, die HABERMAS dem Bereich System zuordnet, haben ihre eigenen Logiken und Anforderungen, Maßgaben und Anspruchsvoraussetzungen, mit denen jede und jeder Einzelne umgehen muss. Aus der Normalbiographie, in die man in traditionellen Gesellschaften hineingeboren wurde, wird eine *Wahlbiographie* (Ley 1984), eine *Bastelbiographie* (Gross 1985), letztlich eine *Risikobiographie*. Durch den Verlust von traditionellen Sicherheiten und die Herauslösung aus historisch gegebenen Sozialformen und Sozialbindungen entsteht eine neue Art der sozialen Einbindung in eben diese Systeme, die BECK als Kontroll- bzw. Reintegrationsdimension bezeichnet (Beck 1986: 206). BECK geht davon aus, dass aufgrund eines massiven gesellschaftlichen Wandels seit den 1960er Jahren das Soziale verschwinde und dies zu einem „Gestaltwandel des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft geführt habe“ (Beck 1986: 205). Die von ihm heraufbeschworene Auflösung unserer Gesellschaftsformen führe demnach zu einem Zerfall der kollektiv geteilten Werte, Normen, Handlungsmuster, woraus wiederum immer mehr soziale Ungleichheit entstehe. Die Lebensphase der Jugend hat sich im Rahmen der von BECK beschriebenen Zweiten Moderne immer mehr entstrukturiert, wobei identitätssichernde Orientierungen in einem kollektiven Sinne durch Konstruktionen einer veränderten Identitätsvorstellung abgelöst worden sind, die teilweise mit Begriffen wie „Identität auf Zeit“, „patch-work-Identität“ oder „Identität auf Widerruf“ bezeichnet werden und so die heterogener und fluider werdenden jugendlichen Lebensverläufe beschreiben sollen (vgl. Ferchhoff 1999: 16). Traditionelle Sozialisationsinstanzen wie Schule oder Familie treten zugunsten von peer-groups oder Medien in den Hintergrund. Für die hier behandelte Zielgruppe der jungen erwachsenen Wohnungslosen gilt das in einem besonderen Maße, stellt für sie die Familie doch häufig keinen Zufluchtsort dar, der Orientierung und Unterstützung bieten kann. Oftmals werden als Gründe für eine Flucht aus der Herkunftsfamilie Gewalt und Missbrauch genannt, psychische Erkrankungen und Sucht bei den Eltern. Die Straße wird in der eigenen Sinnlogik als sinnvolle Alternative zu dem bisherigen Leben angesehen. Häufig fehlen die Ressourcen, um die richtigen Entscheidungen treffen zu können, „der oder die einzelne selbst wird zur lebensweltlichen Reproduktionseinheit des Sozialen“ (Beck 1986: 209) und somit auf sich selbst zurückgeworfen, zum Akteur der eigenen Biographieplanung und -organisation. FOUCAULT (2004) spricht vom „Unternehmer seiner selbst“. Mit der Individualisierung geht allerdings auch eine Standardisierung einher, d. h. die Medien – oder Systeme – die eine Individualisierung bewirken, bewirken auch eine Standardisierung, was dazu führt, dass die Individuallagen durch und durch marktabhängig sind. Diese institutionenabhängigen Individuallagen bedeuten einerseits eine Abhängigkeit von den verschiedenen Bereichen und Institutionen wie Arbeitsmarkt, Bildungsinstitutionen,

sozialrechtlichen Regelungen und Versorgungen, Konsumangeboten, Verkehrsplanung, Möglichkeiten und Moden in der medizinischen, psychologischen und pädagogischen Beratung und Betreuung, andererseits eine Kontrolle durch eben diese Bereiche (vgl. Beck 1986: 205ff.). Jede und jeder Einzelne wird zum Spielball von Moden, Verhältnissen, Konjunkturen und Märkten (vgl. ebd.: 211). Individualisierung bedeutet im Umkehrschluss also vor allem auch Institutionalisierung. Die Institutionen handeln in der Kategorie der „Normalbiographie“, die es allerdings immer seltener so gibt bzw. zu geben scheint. Unsere Gesellschaft definiert sich vorgeblich nach wie vor als Arbeitsgesellschaft, d. h. der Schlüssel der Lebenssicherung liegt im Arbeitsmarkt. Dies setzt einen Zugang zu Bildung voraus.

Die Menschen, um die es in dieser Arbeit vorrangig geht, sind meist aus allen institutionellen Bezügen herausgefallen, herausgetreten oder herausgeworfen worden. Bei dieser (heterogenen) Personengruppe zeigt sich m. E. sehr deutlich die Janusköpfigkeit der Individualisierung nach BECK: Einerseits lösen sich die klassischen Familienstrukturen auf, es gibt keine Stabilität in der Herkunftsfamilie, die jungen Menschen sind häufig von den (normalen) Anforderungen an sie teilweise überfordert und scheitern an den Übergängen, gleichzeitig sehen sie sich mit den o. g. Bereichen und Institutionen konfrontiert, denen sie nicht gerecht werden bzw. an denen sie nicht partizipieren können, sei es den Anforderungen durch Schule oder Arbeitsmarkt, aber auch den Konsumangeboten und sozialrechtlichen Regelungen. Dies zeigt sich auch in der Rolle der Sozialen Arbeit, die einerseits Teil der genannten Institutionen und Systeme ist, aber gleichzeitig eine intermediäre Instanz darstellt, die zwischen Lebenswelt und System zu vermitteln versucht. Der Frage, ob ihr das gelingen kann, werde ich in dieser Arbeit ebenso nachgehen, wie der Frage, inwieweit Soziale Arbeit ein *Erfüllungsgelhilfe* der Systeme ist. So spielen in der Arbeit mit jungen erwachsenen Wohnungslosen Drogen eine große Rolle, sei es durch den Eigenkonsum oder durch das Handeln mit denselben. Soziale Arbeit muss sich hier positionieren und handlungsfähig bleiben. Sollen die Ordnungsbehörden informiert werden oder sollte man viel eher sozialpädagogische Maßnahmen initiieren? Soziale Arbeit und mit ihr die Verantwortlichen erfüllen die Kontrollfunktion, von der BECK spricht. Das aktive Handlungsmodell des Alltags, das BECK fordert und „das das Ich zum Zentrum hat, ihm Handlungschancen zuweist und eröffnet und es auf diese Weise erlaubt, die aufbrechenden Gestaltungs- und Entscheidungsmöglichkeiten in Bezug auf den eigenen Lebenslauf sinnvoll kleinzuarbeiten“ (Beck 1986: 217), ist in Bezug auf die hier zu untersuchende Zielgruppe ein interessanter Aspekt, den ich noch etwas genauer in den Blick nehmen will. Geht BECK doch weiter davon aus, „dass hier hinter der Oberfläche intellektueller Spiegelfechtereien für die Zwecke des eigenen Überlebens ein ichzentriertes Weltbild entwickelt werden muss, das das Verhältnis von Ich und Gesellschaft sozusagen auf den Kopf stellt und für die Zwecke der individuellen Lebenslaufgestaltung

handhabbar denkt und macht“ (ebd.: 217 f.). Gehen wir in unserer Vorstellung – und auch in der von Sozialer Arbeit – immer wieder von sogenannten Normalbiographien aus, sehen wir die jungen erwachsenen Wohnungslosen als gescheitert an, als Verlierer der Individualisierung. Als Menschen, die an den Anforderungen scheitern, welche durch die verschiedenen Systeme an sie gestellt werden und durch Individuallagen hindurchgehen, da diese quer zur Unterscheidung von System und Lebenswelt liegen (vgl. ebd.: 218). Und doch müssen die Betroffenen die Konsequenzen tragen – auch wenn weder Bewusstsein noch Alternativen vorhanden sind.

3.2.2. Neue Armut

BECK verwendet in seinen Überlegungen auch den Begriff der *neuen Armut*. Geschah dies allerdings schon Anfang bzw. Mitte der 1980er Jahre, muss man sich die Frage stellen, ob diese Armut immer noch als *neue Armut* bezeichnet werden kann. Vor dem Hintergrund der Individualisierung und dem Auseinanderdriften der Gesellschaft führt BECK diesen Begriff ein und meint damit: Armut, ausgelöst durch (Massen-)Arbeitslosigkeit, wird zum Einzelschicksal. Menschen werden von der *neuen Armut* „nicht mehr sozial sichtbar und kollektiv, sondern lebensphasenspezifisch von ihr betroffen“ (ebd.: 144). Hierdurch ist jede und jeder Einzelne auf sich selbst zurückgeworfen, so dass er oder sie mit sich selbst austragen muss, „wofür armutserfahrene, klassengeprägte Lebenszusammenhänge entlastende Gegendeutungen, Abwehr- und Unterstützungsformen bereithielten und tradierten“ (ebd.). Diese Annahme zeigt sich m. E. auch ganz klar in der (statistisch zusammengefassten) Gruppe derjenigen, die ohne Wohnung oder Obdach leben müssen. So stellen der angespannte Wohnungsmarkt oder fehlende Zugänge zu Bildung, die strukturelle Ausprägungen aufweisen, besondere Umstände dar, die den oder die Einzelne lebensphasenspezifisch beeinträchtigen und zu Armut führen (können). In der Gesellschaft werden diese Voraussetzungen häufig auf den Vorwurf des privaten Versagens verkürzt. Es entstehen Einzelschicksale, persönliche Schicksale, denen keine (er)lebbare Sozietät gegenübersteht.

Der Begriff der *neuen Armut* wird in der Literatur nicht einheitlich verwendet, allerdings waren vor allem Menschen mit einem hohen Bildungsabschluss betroffen, die zuvor von Armutsbetroffenheit verschont waren (vgl. Alisch 2008: 89). Nach WALTER HANESCH war jedoch der vor allem hohe Anteil an Kindern und Jugendlichen auffällig (vgl. Hanesch 2001: 29). Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich die Betroffenheit von Armut verändert hatte: „Nachdem Armut früher weitgehend weiblich und alt war, ist sie nun zwar immer noch weib-

lich, aber vor allem alleinerziehend, ausländisch, arbeitslos oder noch minderjährig“ (Alisch 2008: 97) und streut immer weiter in die Mittelschicht der Bevölkerung (Hanesch 2001: 30). Armut war also bis dahin ein Phänomen von nicht-erwerbstätigen Personen und Gruppen, wie Frauen, alten Menschen, Randgruppen etc. Für diese Menschen gab es kaum Unterstützung, ihre eigenen Interessen konnten sie nicht in dem Maße vertreten, wie es notwendig gewesen wäre. Gleichzeitig verteidigten die bestehenden Interessengruppen ihren Besitzstand und zeigten sich wenig solidarisch mit jenen, die Unterstützung benötigen hätten. So zeigt sich die *neue Armut* vor allem in Indikatoren wie Alter, Herkunft, Nationalität und Wohnregion. Mitte der 1970er Jahre griff Heiner Geißler diese Thematik im Zusammenhang mit der eintretenden Massenarbeitslosigkeit auf und leitete daraus die Neue soziale Frage ab, die sich bei denjenigen stellt, die nicht-organisiert sind, bei den „ältere[n] Arbeitnehmer[n], Gastarbeiter[n], Frauen innerhalb und außerhalb der Arbeitswelt, Behinderte[n], Schüler[n] und Nichterwerbstätige[n]“ (Dettling 1982: 14). In seiner Studie „Armut im Wohlfahrtsstaat“ (1976, 1980) warf er der damaligen sozialliberalen Bundesregierung vor, dass durch ihre Politik 5,8 Millionen Menschen in Armut leben, „ohne den vom Staat garantierten Anspruch auf Sozialhilfe in Anspruch zu nehmen“ (Lutz/Simon 2007: 38). Die Frage besteht auch nach über 40 Jahren nach wie vor. Mittlerweile reden wir zwar nicht mehr von *Gastarbeitern* und *Behinderten*, sondern eher von Menschen mit Migrations- und Fluchtgeschichte und Menschen mit Beeinträchtigungen. Doch nach wie vor scheint zu gelten, dass bestimmte Personengruppen besonders von Armut betroffen sind. Hier hat sich auch seit 1986 offensichtlich wenig geändert, zeichnet BECK doch ein ähnliches Bild derjenigen, die zu den benachteiligten Gruppen gehören: „Personen mit geringer oder keiner Berufsausbildung, [...] Frauen, ältere und ausländische Arbeitnehmer sowie Personen mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen und Jugendliche“ (Beck 1986: 145). Häufig befinden sich diese Personengruppen ohnehin schon in prekären Arbeitsverhältnissen, d. h. geringfügige Beschäftigungsverhältnisse, Mindestlohn, teilweise mit ergänzender Grundsicherung nach dem SGB II, Schwarzarbeit, befristete Beschäftigung. Durch die Menschen, die im Rahmen des europäischen Fürsorgeabkommens (EFA) aus dem europäischen Ausland in Deutschland nach Arbeit suchen, hat sich diese Situation möglicherweise weiter verschärft. Das Problem, auf das Geißler aufmerksam machte, herrscht nach wie vor in unserer Gesellschaft: Verdeckte Armut und die Nichtinanspruchnahme von Sozialleistungen. Waren es 1981 nach einer Untersuchung des Kölner Institutes für Sozialforschung 52 Prozent der sozialhilfeberechtigten Haushalte (vgl. Lutz/Simon 2007: 38), so waren es im Zeitraum zwischen 1998 und 1999 bei einer Untersuchung des Instituts für Sozialforschung und Gesellschaftspolitik immer noch 45 Prozent (in einer ersten Welle der Befragung) bzw. 42 Prozent (in einer zweiten Welle) der Anspruchsberechtigten (ISG o. J.: 18). Interessant ist bei der letztgenannten Studie, dass 54 Prozent der befragten Haushalte sich zum Befragungszeitpunkt noch nicht über potentielle

Ansprüche informiert hatten (ebd.: 19). Gründe für eine Nichtinanspruchnahme können Scham, Angst vor Stigmatisierung und Unkenntnis der Anspruchsberechtigung sein. Vor allem in Bezug auf die jungen wohnungslosen Erwachsenen, die dieser Untersuchung zugrunde liegen, kann Angst oder Scham eine große Rolle spielen. Sind die jungen Erwachsenen noch unter 25 Jahre alt, so sind sie nach dem SGB II dazu verpflichtet, im elterlichen Haushalt zu leben. Nur besondere Voraussetzungen, die auf eine gewisse Härte im elterlichen Haushalt zurückzuführen sind, wie etwa Gewalt, Missbrauch oder Vernachlässigung, führen dazu, dass auch ein Anspruch auf Grundsicherung für Arbeitssuchende besteht. Hierzu muss ein Antrag beim zuständigen Jobcenter gestellt werden, der auch die Unterhaltspflicht der Eltern überprüft. Einige der jungen Erwachsenen möchten jeglichen Kontakt zu ihren Eltern vermeiden oder wollen ihren Eltern nicht zur Last fallen, so dass hier bewusst auf staatliche Unterstützung verzichtet wird. Es scheinen also vor allem psychosoziale Barrieren zu sein, die dazu führen, dass eine monetäre Unterstützung nicht in Anspruch genommen wird.

3.2.3. Zwei-Drittel-Gesellschaft

1984 brachte der Sozialdemokrat PETER GLOTZ im Zusammenhang mit der *neuen Armut* den Begriff der *Zwei-Drittel-Gesellschaft* oder auch *Zweidrittelgesellschaft* in die politische Debatte ein. GLOTZ zeichnete das Bild einer Gesellschaft, die sich als „[...] eine Gesellschaft, die mit hoher Arbeitslosigkeit lebt, die eine neue Armut duldet, den Kern der Arbeiterschaft materiell einigermaßen sichert, konfliktunfähige Randgruppen aber ausgrenzt“ (Glotz 1984: 109), darstellt. Seine Annahme unterschied sich grundlegend von den bisher beschriebenen Annahmen, da er Armut zu einer gesellschaftsstrukturellen Kategorie erhob, indem „jenseits besonders betroffener Gruppen ein ganzes Bevölkerungssegment marginalisiert werde“ (Leisering 1993: 11). Die Annahme, dass ein Drittel der Gesamtgesellschaft dauerhaft abgehängt und ausgeschlossen sei, scheint aber viel zu statisch zu sein. So konnte die dynamische Armutsforschung nachweisen, dass Armut eher selten eine dauerhafte Erfahrung darstelle (vgl. Habich/Headley/Krause 1991) und es vielmehr so sei, dass Menschen aufgrund verschiedener Ereignisse für einen bestimmten (kurzen) Zeitraum betroffen seien, sich dann aber wieder aus dieser Situation lösen können. Daher wurde der Begriff der *Zweidrittelgesellschaft* durch verschiedene andere Begrifflichkeiten ersetzt und weiter diskutiert, wie etwa die *75:15:10-Gesellschaft* (ebd.), die *90:10-Gesellschaft* (Andreß 1997) oder die *20:80-Gesellschaft* (Rifkin 1996).

Allerdings ist festzustellen, dass es einen gewissen Prozentsatz von einem Fünftel an Menschen gibt, das sich in sehr prekären Einkommenssituationen befindet und am bzw. unterhalb des Existenzminimums lebt (Becker/Hauser 1997). Letztlich bleibt die Frage stehen, inwiefern sich Armut (re)produziert? Nach wie vor bestimmt die soziale Herkunft den Zugang zu Bildung in der Bundesrepublik. Auch wenn das eine Drittel von GLOTZ zu hoch angesetzt war und wir möglicherweise *nur* von zehn Prozent derjenigen ausgehen müssen, die dauerhaft in Armut leben, reden wir hier von einer beachtlichen Größe. Die immer wieder diskutierte Frage nach der hohen Kinderarmut schlägt in eben diese Kerbe: Armut von Kindern und Jugendlichen ist nicht losgelöst von struktureller Armut zu verstehen. Kinder leben nicht alleine – abgesehen von denen, die ihr Elternhaus verlassen haben –, sondern in aller Regel in einer Haushaltsgemeinschaft mit Eltern, Großeltern oder sonstigen Verwandten. Das bedeutet, dass *Kinderarmut* aus der Armut der Eltern resultiert und dass sich Armut hier auch wieder reproduziert. Mangelnde Bildungschancen führen zu schlechteren Zugangsmöglichkeiten zu Schulausbildung, Ausbildung und Arbeitsmarkt.

3.2.4. Neue Unterschicht

Der Begriff *Neue Unterschicht* geht auf den Historiker PAUL NOLTE zurück, der dieses politische Schlagwort 2004 in die öffentliche Diskussion einbrachte und damit viel Aufmerksamkeit erregte. So teilte er die deutsche Gesellschaft in eine „neu-alte Klassengesellschaft“ ein, die entlang von Bildung und Besitz getrennt sei, allerdings gebe es kulturelle Spannungen zwischen der Mehrheitsgesellschaft und der neuen Unterschicht, die wachse (vgl. Nolte 2004). Interessant bei dieser Argumentation ist der Ansatz: Gehen die o. g. Annahmen noch von einer materialistischen Klassen- bzw. Milieutheorie aus, so sieht NOLTE das Problem nicht in den ungleich verteilten Kapitalsorten, wie dem ökonomischen, kulturellen, sozialen und symbolischen Kapital; man könnte ihm unterstellen, dass er in der sozialen Ungleichheit kein grundsätzliches Problem mehr sieht. Gehen BECK, BOURDIEU, MARX oder WEBER noch von einer ungleichen Verteilung von Kapital und damit einer strukturellen Ungleichheit aus, unterstellt NOLTE den Menschen, die er der neuen Unterschicht zuordnet, eine fehlende Einsicht in die „Realitäten der gesellschaftlichen Struktur und der sozialen Ungleichheit“ (ebd.: 44), die seines Erachtens dazu führen müssten, dass sich bei eben diesen Menschen ein Klassen-Bewusstsein entwickeln müsste. Es gehe also nicht darum, diesen neue Handlungsoptionen zu eröffnen bzw. die beschränkten Handlungsoptionen aufzulösen, sondern sie sollten sich vielmehr mit ihrem Schicksal abfinden. Dies weckt Assoziationen zu den Anfängen der Gemeinwesenarbeit. Auch hier gab es unterschiedliche Strömungen, die sich

teilweise an entgegengesetzten Polen orientierten: hier die angeleitete Selbstorganisation nach SAUL ALINSKY, die sich eher als aggressive bzw. integrativ-konfliktorientierte Strömung verstand, dort die sozialstaatliche Variante nach MURRAY G. ROSS, der einen gemeinsamen Wertekanon im Fokus der Arbeit sah, um so die unerträglichen Belastungen erträglicher erscheinen zu lassen. HEINZ-HERBERT NOLL versucht mit seiner *neuen Unterschicht* eine reduktionistische Klassenanalyse vorzunehmen, indem er die Klassenlage als eine notwendige und zu akzeptierende Konsequenz einer Gesellschaft deutet und nicht als Ausdruck gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse, wie dies MARX getan hat. NOLL versteht Klasse oder Schicht als determinierende Struktur und unternimmt den Versuch, den Klassenstatus bestimmter Menschen, eben der *neuen Unterschicht*, anhand ihres realisierten Lebensstils abzuleiten. Eine Mitschuld sieht er auch in den wohlfahrtsstaatlichen Arrangements, die eben dazu geführt hätten, dass spezifische Lebensweisen zu beobachten seien, die er eben dieser *neuen Unterschicht* zuordnet. Nähme man Merkmale zur Hilfe, anhand derer man bestimmte Schichten einteilen kann, wie etwa den Beruf, Bildung, Erziehung, Lebensstandard, Macht, Art der Kleidung oder politische Meinung, so wurden Kleinbauern, Knecht, Arbeiter*innen oder einfache Angestellte mit dem Begriff der Unterschicht zusammengefasst (vgl. Geiger 1955). Bei der *neuen Unterschicht* handelt es sich allerdings nicht um eine homogene Gruppe, die sich anhand ihrer Berufe zusammenfassen ließe, sondern vielmehr um viele verschiedene Personen bzw. Gruppen, die sich statistisch zwar zusammenfassen lassen, aber in ihren Lebensstilen höchst heterogen sind. Im Unterschied zum Proletariat früherer Zeiten gibt es keine Kollektividentität. Gleich ist ihnen, dass sie sich in prekären Arbeitsverhältnissen befinden, dass sie von Transferleistungen leben, von Wohnungsnot bedroht oder betroffen sind und wenig Ressourcen zur Verfügung haben. Eine Sichtweise, wie sie möglicherweise NOLL gewünscht hat, scheint schwer nachvollziehbar. Handelt es sich dann bei der *neuen Unterschicht* um bestimmte Verhaltensweisen und Lebensstile, die sich durch eine Suchtabhängigkeit, ein starkes Konsumverhalten etc. ausweisen? Ein Themenblatt zum Thema Unterschicht der Bundeszentrale für politische Bildung bringt die Stereotype über die *neue Unterschicht* als Diskussionsgrundlage für den Schulunterricht auf den Punkt: Anhand welcher Merkmale kann man Menschen erkennen, die zur Unterschicht gehören? Bitte kreuzen Sie an: Sie trinken Dosenbier. Sie verfügen über ein geringes Einkommen. Sie laufen den ganzen Tag im Trainingsanzug herum. Sie haben keinen oder nur einen niedrigen Bildungsabschluss. Sie sind arbeitslos. Sie haben keine Lust, arbeiten zu gehen. Sie gucken viel Fernsehen, und zwar vor allem private Sender. Sie haben viele Kinder.³⁸ Hinter diesen Stereotypen verstecken sich viele Vorurteile, die zu einem nicht

³⁸ Themenblätter im Unterricht. Frühjahr 2007_Nr. 62: Unterschicht in Deutschland? [URL: file:///C:/Users/horit/AppData/Local/Packages/Microsoft.MicrosoftEdge_8wekyb3d8bbwe/TempState/Downloads/MO12J4.pdf. Zugriff am 31.03.2020]

unerheblichen Teil durch die Medien eine breite Resonanz in der Bevölkerung erfahren. FABIAN KESSL hat hierzu einen Beitrag in der Zeitschrift *Widersprüche* verfasst, der vor dem Hintergrund der *neuen Unterschicht* aufzeigt, wie stark die mediale Inszenierung und Verzerrung der Thematik die öffentliche Meinung gegenüber diesem Thema verstärkt (vgl. Kessl 2005). Dies mag einerseits einen voyeuristischen Aspekt beinhalten, zeigt aber möglicherweise auch die Angst der sogenannten Mittelschicht vor einem sozialen Absturz bzw. Abstieg, um dann zum Prekariat oder den *Abgehängten* zu zählen. Das, was BECK den *Fahrtstuhleffekt* nennt, also das Mehr an Lebenszeit und an Arbeitseinkommen und das gleichzeitige Weniger an Erwerbsarbeitszeit, hat zu einem Freisetzungsschub (Beck 1986: 124) geführt, zu einer Mobilität im Sinne sozialer Aufstiegschancen (ebd.: 125), die allerdings einen fragilen Charakter besitzen, da diese Errungenschaften und persönlichen Individualisierungsschübe (ebd.: 126) immer an Erwerbstätigkeit gebunden sind. Somit besteht auch die Gefahr einer sozialen Mobilität in die entgegengesetzte Richtung. Das Gesetz zu Reformen am Arbeitsmarkt (sog. Hartz-Gesetzgebung) etwa hat dazu geführt, dass Menschen im Bezug von Grundsicherung für Arbeitssuchende alle nach den gleichen Maßstäben im Rahmen des SGB II behandelt werden. Gab es bis zur Einführung der sog. Hartz-Gesetzgebung noch die Trennung in Arbeitslosenhilfe und Sozialhilfe, so gibt es seit 2004 nur noch eine Grundsicherung für Arbeitssuchende. War die Arbeitslosenhilfe noch gekoppelt an das letzte Nettogehalt eines Arbeitnehmers, so versteht sich das Arbeitslosengeld II – welches ab Januar 2023 vom Bürgergeld ersetzt wurde – als soziokulturelles Existenzminimum. Gegen BECKs Theorie spricht, dass es auch Menschen bzw. Gruppen gibt, die dauerhaft in Armut leben. DOROTHEE SPANNAGEL geht im WSI-Verteilungsbericht 2018 der Frage nach, wie sich der Anteil der Bevölkerung seit Beginn der 1990er Jahre entwickelt hat, der dauerhaft von Armut (bzw. Reichtum) betroffen ist.³⁹ Mit Blick auf BECKs Theorie konstatiert sie eine sinkende soziale Durchlässigkeit der Gesellschaft, die letztlich zu einer Verfestigung von Armut führt (vgl. Spannagel 2018: 2). Hierzu unterscheidet sie zwischen intragenerationaler Mobilität und intergenerationaler Mobilität; während das eine – die intergenerationale Mobilität – den Effekt hat, "dass der Bildungsgrad eines Kindes hierzulande stark vom Bildungshintergrund der Eltern abhängt" (ebd.: 3) und somit eine Mobilität im Generationenverlauf beschreibt, bezieht sich das andere – die intragenerationale Mobilität – auf „die sozialen Auf- und Abstiege einer Person im Laufe ihres Lebens“ (ebd.). SPANNAGEL kommt in ihrer Untersuchung zu dem Ergebnis, „dass im Verlauf der letzten Jahrzehnte landesweit immer mehr Haushalte dauerhaft von Armut betroffen sind. Im Verlauf der 1990er Jahre wächst ihr

³⁹ WSI Report Nr. 43, November 2018 [URL:http://www.boeckler.de/pdf/p_wsi_report_43_2018.pdf. Zugriff am 18.07.2021]

Anteil von 3,1 % auf knapp 5,2 %“ (ebd.: 6).⁴⁰ Ein weiterer Kritikpunkt an BECKs Theorie ist die Bedeutung von Bildung bzw. der Zugang zu ihr und die damit verbundenen Chancen oder Verwehrungen. HARTMUT HÄUßERMANN und WALTER SIEBEL stellen diese Behauptung insofern in Frage, da sie von einer Veränderung der Gesellschaft ausgehen, die sich von einer industriellen in eine Dienstleistungsgesellschaft transformiere bzw. transformiert habe, ausgehend von der Annahme, dass in postindustriellen Gesellschaften die „Beschäftigungsstruktur durch ein Übergewicht von Dienstleistungen gekennzeichnet ist“ (Häußermann/Siebel 2011: 62; Herv. i. Orig.), die dadurch entsteht, „dass weniger Menschen in der unmittelbaren Produktion beschäftigt sind“ (ebd.: 63). Dadurch entstehe ein Arbeitsmarkt bzw. Sektor (auch) für Unqualifizierte. Die Theorie des sektoralen Wandels oder der Tertiärisierungsprozess lasse sich am Beispiel Deutschlands gut veranschaulichen (vgl. Baethge 2011). FRIEDERIKE BAHL greift diesen Ansatz auf und merkt kritisch an, dass mit dem Bereich der tertiären Dienste ein Dienstleistungsproletariat entstehe, und bremst die „optimistische Phase“ (Bahl 2014: 13), mit der JEAN FOURASTIÉ, DANIEL BELL, ALAN GARTNER oder FRANK RIESSMANN von einer Auflösung der „alten[n] Konfliktlinie zwischen Kapital und Arbeit“ (ebd.: 14) ausgingen, da so die im Zuge der Rationalisierung verlorengegangenen Arbeitsplätze im Bereich der Industrie ausgeglichen werden könnten und diese neuen Arbeitsplätze nicht den Prinzipien von Arbeit und Kapital entsprächen.⁴¹ Mittlerweile arbeiten, so BAHL weiter, „[g]ut 70 Prozent der Erwerbstätigen [...] gegenwärtig im tertiären Sektor“ (ebd.: 17), was allerdings auch bedeutet, dass sich ein gewisser Teil der Beschäftigten mit „teilweiser unregulierter und ökonomisch prekärer Service- und Dienstleistungsarbeit“ (ebd.: 23) finanzieren muss. Auch die Einführung eines Mindestlohns hat nicht bei allen Beschäftigten zu einer spürbaren Verbesserung der Lebensverhältnisse beigetragen: So gibt es Arbeitgeber, die von ihren Beschäftigten noch Kosten für Unterkunft und Logie verlangen und diese vom auszuzahlenden Mindestlohn abziehen. RICHARD DETJE konstatiert daher, dass „kein neues Gemeinwesen [entstehe], das Arbeit und bessere Lebensbedingungen für alle ermöglicht, sondern eine zutiefst gespaltene, neofeudale Dienstbotengesellschaft“ (Detje 2000: 93). Diese Bedingungen führen möglicherweise auch zu einer Verfestigung von Armut. Die *neue Unterschicht* geht mit der „Verbreitung einer allgemeinen gesellschaftlichen Kultur der Unsicherheit“ (Candeias 2008: 126) einher, die ihren Ursprung auch in einer verzerrten Darstellung der Medien hat. Insgesamt muss man den Medien eine ungeheure Macht der

⁴⁰ Spannagel bezeichnet einen Haushalt dann als dauerhaft arm, „wenn er über einen Zeitraum von fünf Jahren durchgehend ein verfügbares Einkommen unterhalb der Armut[s...]-grenze hat.“ (Spannagel 2018: 4)

⁴¹ Fourastié ging in seinen Überlegungen zu dem tertiären Sektor davon aus, dass Dienstleistungen in einer Ko-Produktion zwischen Anbieter und Kunden stattfinden. Produktion und Konsumtion finden also immer zeitgleich und ortsgleich statt. Der Friseur bzw. die Friseurin kann nur dann seine bzw. ihre Dienstleistung durchführen, wenn auch der Kunde bzw. die Kundin da ist. Dadurch besteht nach Fourastié eine „Rationalisierungsresistenz“ (vgl. Bahl 2014: 14), da „Steigerungen der Arbeitsproduktivität über die Einsparung von Arbeitskräften erheblich begrenzt“ (ebd.) werden.

Bilder unterstellen; ähnlich wie beim Thema *Straßenkinder*, wird auch in gewissen Abständen, ja in gewissen Wellen über das Thema *neue Unterschicht* in Deutschland berichtet. Auch hier gilt: Dieses Phänomen gibt es immer und nicht nur in bestimmten Zyklen, aber nur in bestimmten zeitlichen Abständen wird über das Thema berichtet. Teilweise wird diese Sichtweise in der Öffentlichkeit dann auch durch wissenschaftliche Studien und Artikel bestätigt und weiter verstärkt. KESSL skizziert in seinem Artikel „die mediale Inszenierung der ‚neuen Unterschicht‘“ (Kessl 2005: 34) recht ausführlich mit Beispielen, die ein Bild der betroffenen Menschen darstellen, das bewusst übertreibt und skandalisiert. Aber auch heute, mehr als fünfzehn Jahre nach KESSLs Beitrag bringen vor allem die privatrechtlichen Fernsehsender Beiträge „von ganz unten“ mit Titeln wie „Hartes Deutschland – Leben im Brennpunkt“ oder „Hartz und herzlich“; aber auch Sozialreportagen des öffentlich-rechtlichen Rundfunks wie „Die Bayreuther Straße – Hoffnung, Hunger und Hartz IV“ zeigen einen Alltag, der die *neue Unterschicht*, die *Abgehängten*, die *Prekären* in ihrer Hilfslosigkeit präsentiert. Für MARIO CANDEIAS handelt es sich bei dieser medialen „Wahrnehmung des Prekariats“ (Candeias 2008: 131) um den Eindruck einer „apathische[n] und inaktive[n] Verwahrlosung“ (ebd.). Diese Sicht wird seiner Einschätzung nach ungewollt durch Ungleichheitsforscher wie ROBERT CASTEL verstärkt, der bei den *Prekären* allgemein „eine Tendenz zum ‚Sich-Einrichten‘ verzeichnet, einen ‚Realismus der Hoffnungslosigkeit der Abschied nimmt von Versuchen zur Reintegration, sich passiv-resignativ damit abfindet (einschließlich sporadischer Gewaltausbrüche mit selbstzerstörerischen Merkmalen)“ (ebd.: 131). Es ist vor allem der Blick von „oben“, den CANDEIAS hier kritisiert und die Betroffenen als Handelnde entsubjektiviert (vgl. ebd.). Bei KESSL klingt diese Kritik resignativer: „Nolte, Pestalozzi, ministeriale Autoren und mediale Repräsentanten scheinen sich einig: die ‚neue Unterschicht‘ mit ihrer ‚satten, ruhigen, gleichen Lebensart‘ besitzt keine Fertigkeiten, sich selbst aus der Lage zu befreien. Doch sollen von sozialer Ungleichheit betroffene Gesellschaftsmitglieder überhaupt noch aus dieser Lage befreit werden“ (Kessl 2005: 41)? Und mit Verweis auf NOLTE liefert KESSL auch gleich die Antwort auf diese rhetorische Frage: „Nicht, wenn es nach den Propagandisten einer ‚neuen Unterschicht‘ geht. Denn man müsse sich ‚von der Illusion verabschieden‘, so Nolte, ‚die Armut abschaffen, die Unterschicht kollektiv zu einer bürgerlichen Mittelklasse machen oder soziale Ungleichheit überhaupt aufheben zu können‘ (Nolte 2004: 44). Ermöglicht werden soll den Angehörigen einer ‚neuen Unterschicht‘, sich in ihrer Armut, den ‚Beschwerlichkeiten aller niedren Unterhaltungswege‘ angemessen einzurichten“ (Kessl 2005: 41). Diese Angemessenheit geht mit einer Transformation vom fürsorgenden zum aktivierenden Wohlfahrtsstaat einher, der sich nicht mehr als planender Staat versteht, sondern als Vermittler und Initiator, der nicht mehr die Versorgung der Bürger*innen im Blick hat, sondern auf Aktivierung und Eigenverantwortung setzt.

3.2.5. Armut und Entfremdung

Armut, Ausgrenzung und Exklusion sind Themen, mit denen wir uns in der Sozialen Arbeit intensiv beschäftigen. Die Zielgruppe der vorliegenden Untersuchung ist häufig ausgegrenzt von der Mehrheitsgesellschaft bzw. grenzt sich auch bewusst gegen diese ab und ist daher möglicherweise auch von dieser entfremdet. „Dabei bedeutet ‚entfremdet‘ zu sein, subjektiv sich nicht in der sozialen Welt zu Hause fühlen, sowie objektiv, dass die soziale Welt zu einer Identifikation keinen Anlass bietet, wie es RAHEL JAEGGI beschreibt. Soziale Exklusion, der ‚Überflüssige Mensch‘, politische Apathie und die ‚Entkopplung‘ von sozialen Gruppen sind Aspekte des sozialwissenschaftlichen Diskurses, welche zunehmend auch in der politischen Diskussion an Aufmerksamkeit gewinnen, und Forschungen im Bereich Beziehungslosigkeit der Subjekte zu ihrer Umwelt forcieren“ (Soziologiemagazin 2018: 2).

3.2.6. Armut als soziales Problem

Vor dem Hintergrund der hier zu untersuchenden Zielgruppe der jungen wohnungslosen Menschen war es m. E. notwendig, die unterschiedlichen Aspekte von Armut aufzuführen. Soziale Probleme, wie sie bei eben diesen Jugendlichen und jungen Erwachsenen zu beobachten sind, wie Arbeitslosigkeit, Jugendkriminalität, Drogenabhängigkeit etc., scheinen gewissen Perioden zu unterliegen. So gibt es vermeintlich Zeiten, in denen diese Phänomene im Fokus des öffentlichen Interesses stehen, und Zeiten, in denen sie nicht öffentlich behandelt werden – ohne dass sich etwas im Ausmaß der Dinge geändert hätte. Wie schon beschrieben, tragen auch die Medien einen großen Teil zu dieser Wahrnehmung bei, die in Wellen aufzuschlagen scheint, um dann wieder genauso schnell abzuebben. So ist auch die Darstellung der Wahrnehmung von Armut zu verstehen, die unter den o. g. Begrifflichkeiten in den vergangenen Jahrzehnten in Deutschland diskutiert wurde. Niemand wird bestreiten können, dass wir nach wie vor einen bestimmten Anteil unserer Gesellschaft aufgeben haben, dass diese Personen *alimentiert* werden mit staatlichen Transferleistungen, aber letztlich nicht an der vorherrschenden Gesellschaft partizipieren können. Das soziokulturelle Existenzminimum, das mit dem Bürgergeld zur Verfügung gestellt wird, ist auskömmlich, um die existenziellen Grundbedürfnisse zu befriedigen, aber genügt wohl nur in den seltensten Fällen, um am gesellschaftlichen und kulturellen Leben teilzuhaben. Somit muss man unterstellen, dass soziale Probleme sozial konstruiert und definiert werden. Ähnlich verhält es sich m. E. auch mit dem Phänomen der Wohnungslosigkeit bzw. Obdachlosigkeit von Menschen. Hierbei handelt es sich wohl eher um ein latentes soziales Phänomen, das zwar einen problematischen Zustand für bestimmte Personen und Personengruppen darstellt, jedoch kaum

oder nur sehr zögerlich vom politisch-sozialen Diskurs aufgegriffen wird. D. h. gesamtgesellschaftlich wird es kaum thematisiert und auch wenig problematisiert. Dies mag zum einen an der fehlenden Solidarität mit denjenigen liegen, welche obdachlos bzw. wohnungslos sind, zum anderen aber möglicherweise auch mit einer Schuldzuschreibung, wie sie mit BECKs Individualisierungstheorem beschrieben wurde. Es beinhaltet eine gewisse Ironie, dass gerade im Zuge der Corona-Pandemie vermehrt über Obdachlose und deren Situation berichtet wurde und offensichtlich eine gewisse Welle der Solidarität entstand – so wurden Spenden gesammelt und verteilt, Hotels und Ferienwohnungen wurden Menschen ohne festen Wohnsitz zur Verfügung gestellt –, gleichzeitig brach diesen Menschen aber auch die Existenzgrundlage weg: Einrichtungen schlossen zum Teil ihre Angebote oder schränkten diese sehr stark ein, Betteln und Schnorren waren nicht möglich, da die Innenstädte verwaist waren, und auch sonstige Einnahmequellen, wie das Dealen oder Prostitution, waren stark eingeschränkt. Hinzu kam der fehlende Rückzugsraum in Form einer Wohnung und die Angst davor, sich anzustecken und einen schwerwiegenden Verlauf der Krankheit in Kauf nehmen zu müssen.

Abschließend möchte ich noch auf die Unterscheidung der Obdachlosigkeit und Wohnungslosigkeit eingehen. In der Gefährdetenhilfe gab und gibt es verschiedene Begriffe, mit denen das Phänomen derjenigen beschrieben wird, die ohne festen Wohnsitz leben: von den Nichtsesshaften über die Obdachlosen und Wohnungslosen bis hin zu den Wohnungsnotfällen und den umgangssprachlichen – und häufig auch despektierlich gebräuchlichen – Bezeichnungen wie *Penner*, *Berber* oder *Stadtstreicher*. Ich möchte mich an dieser Stelle allerdings nur auf die beiden Begriffe Wohnungs- und Obdachlose beziehen, um die Zielgruppe, die dieser Untersuchung zugrunde liegt, einzugrenzen.

3.3. Wohnungslos oder Obdachlos

Die Begriffe Wohnungslosigkeit und Obdachlosigkeit werden häufig in den Medien, der Politik und im allgemeinen Sprachgebrauch synonym gebraucht. Deshalb sprechen PERMIEN und ZINK dabei von einem „sozialen Phänomen mit unscharfen Rändern“ (Permien/Zink 1998: 39). In der Fachliteratur werden sie unterschiedlich definiert. LUTZ und TITUS SIMON definieren Obdachlosigkeit als einen weit gefassten Begriff, der Menschen und Familien bezeichnet, die ihre Wohnung verlieren, sei es durch eine Räumungsklage oder eine Katastrophe, z. B. einen Brand. Wohnungslose seien im Gegensatz zu Obdachlosen meistens Alleinstehende, die neben dem Wohnungsverlust von weiteren sozialen Problemen bedroht oder betroffen sind. Diese Menschen leben auf der Straße, in stationären oder teilstationären Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe, bei Bekannten, unangemeldet beim Einwohnermelde-

amt (Lutz und Simon 2007: 90 f.). Innerhalb dieser Gruppe gibt es eine (statistisch zusammengefasste) Gruppe der jungen wohnungslosen Erwachsenen. Auch hier gibt es keine klare Definition zwischen Kindheit, Jugend und Erwachsenenstatus. Vielmehr sind die Grenzen und Übergänge zwischen diesen Stadien fließend. BÖHNISCH beschreibt das Lebensalter junger Erwachsener als Zwischenexistenz, das um die Normalbiographie kreise (Böhnisch 1999: 190). Er ordnet die jungen Erwachsenen der Phase der Jugend zu, da sie zwar in ihrer Lebensführung und Lebensbewältigung Selbständigkeit erlangt haben, aber gleichzeitig auf Unterstützungsleistungen angewiesen seien (ebd.). So habe sich die Jugendzeit auf Kosten des Kindheitsalters und des Erwachsenenalters nach HURRELMANN ausgedehnt. Er spricht daher bei den 18- bis 27-Jährigen von der mittleren bzw. späten Jugendphase. Die jungen Erwachsenen werden der Lebensphase Jugend zugeordnet (vgl. Hurrelmann 2010). Der Begriff Obdachlosigkeit wird in Deutschland vor allem ordnungsrechtlich bestimmt. Einzelpersonen oder Familien bzw. Haushalte, die völlig ohne Wohnung leben, befinden sich demnach in einem *ordnungswidrigen Zustand*. Hierbei handelt es sich um eine „Störung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung“ (Koch et al. 1993: 19), die mit einer Einweisung gemäß § 14 ff. OBG in eine Notunterkunft beseitigt wird. Durch diese Einweisung erhalten die Betroffenen zwar ein Obdach, besitzen aber nach wie vor keine eigene Wohnung. In der ordnungsrechtlichen Praxis der Kommunen werden häufig Familien und/oder Alleinerziehende in eine Notunterkunft eingewiesen. Bei alleinstehenden Personen, Männer und Frauen, werden diese meist an die bestehenden Einrichtungen der Wohnungslosen- bzw. Wohnungsnotfallhilfe verwiesen, obwohl die Kommunen und die angegliederten Ordnungsbehörden für eine Unterbringung zuständig sind, wenn sich der gewöhnliche Aufenthalt in ihrer Gebietskörperschaft befindet. Durch den Verweis an die bestehenden Einrichtungen der Wohnungslosen- bzw. Wohnungsnotfallhilfe werden diese Menschen zu Wohnungslosen deklariert. Viele Kommunen haben in den vergangenen Jahren ihre Obdachlosenunterkünfte aufgelöst und die Immobilien anderweitig genutzt oder verkauft. Durch die aktuelle Entwicklung auf dem Wohnungsmarkt werden auch die Kommunen vor die große Herausforderung gestellt, die obdachlos gewordenen Personen angemessen unterzubringen. Aktuell wird viel darüber nachgedacht, obdachlos gewordene Menschen auch in Gemeinschaftsunterkünften für Geflüchtete unterzubringen; dies geht allerdings wegen der unterschiedlichen Zuständigkeit zwischen Kommune, Bundesland und Bund in der Regel nicht.

Als wohnungslos werden in Deutschland all jene bezeichnet, die nicht über einen mietvertraglich abgesicherten Wohnraum verfügen. Hierzu zählen vor allem jene, die sich in Heimen, Anstalten, Notübernachtungen, Asylen oder Frauenhäusern aufhalten, weil ihnen keine Wohnung zur Verfügung steht, oder die vorübergehend bei Verwandten, Freunden und Bekannten unterkommen. Dazu zählt das Couchsurfen junger Menschen ebenso wie die Ab-

hängigkeit von vor allem Frauen, die sich in Beziehungen befinden, in denen sie physisch, materiell, aber auch sexuell ausgenutzt werden (vgl. Steckelberg 2010; Bodenmüller 1995/2010). Außerdem werden auch all jene zu den Wohnungslosen gezählt, die ohne jegliche Unterkunft sind und „Platte machen“. Im ordnungsrechtlichen Sinne zählen auch diejenigen zu den Wohnungslosen, die in Wohnraum oder Notunterkünften eingewiesen sind, und anerkannte Asylbewerber, die in Notunterkünften leben.

Vor einigen Jahren wurde mit der Einführung des Begriffes Wohnungsnotfall der Versuch unternommen, die Unterscheidung zwischen Obdachlosigkeit und Wohnungslosigkeit, aber auch Nichtsesshaftigkeit zu überwinden. Als Wohnungsnotfall werden Personen bezeichnet, die entweder wohnungslos, von Wohnungslosigkeit bedroht sind oder in unzumutbaren Wohnverhältnissen leben. Die Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die dieser Untersuchung zugrunde liegen, sind durch ihre Lebensweise dem Bereich der Wohnungslosenhilfe zuzuordnen. In aller Regel sind sie ohne eigene Wohnung oder mietvertraglich abgesicherten Wohnraum, leben zeitweise bei Freunden und Bekannten, haben Phasen, in denen sie wieder bei ihren Eltern oder einem Elternteil leben und pendeln häufig zwischen stationären Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe, der Psychiatrie, Wohnungslosenhilfe oder Suchtkrankenhilfe. Interessant ist hierbei allerdings ein Aspekt, den es per Definition eigentlich gar nicht geben könnte: „Alleinstehende wohnungslose Jugendliche“. Denn grundsätzlich teilt ein Kind oder minderjährige*r Jugendliche*r den Wohnsitz der Eltern und können nach § 1631 Abs. 1 BGB seinen*ihren Aufenthalt nicht selbst bestimmen. Dennoch gibt es Minderjährige, wie weiter oben beschrieben, die aus ihren Herkunftsfamilien, Pflegefamilien oder Heimen und Einrichtungen fliehen und ein Leben auf der Straße bevorzugen.

3.4. Exkurs: Exklusion und der Ausschluss aus dem Hilfesystem

Die beschriebenen Faktoren und Lebensumstände führen häufig zu einem mehrdimensionalen Ausschluss aus der Gesellschaft: ökonomische, soziale, rechtliche, politische und kulturelle Dimensionen. Konkret bedeutet dies einen Ausschluss aus der Mehrheitsgesellschaft, aus den Institutionen, aber auch aus dem Hilfesystem. D. h. die Betroffenen sind „nicht nur materiell, sondern umfassend vom normalen gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen“ (Böhnke/Delhey 1999: 4). Häufig geht dieser Ausschluss mit einer Konzentration in bestimmten Gebieten einher, die manche als Ghettoisierung bezeichnen könnten. Nach wie vor muss man konstatieren, dass es sich bei der Debatte um Exklusion, Ausschließung oder soziale Ausgrenzung um eine aktuelle Diskussion handelt im Sinne eines „Fortbestand[s] von alten Strategien: [...] Das alte Elend bleibt jedenfalls bestehen; seine Indikatoren dürfen nicht in Vergessenheit geraten“ (Winkler 2008: 115). MICHAEL MAY (2012) weist zurecht daraufhin,

dass „im wissenschaftlichen Diskurs um soziale Ungleichheit in den letzten Jahren eine semantische Verschiebung [zu] beobachten“ (May 2012: 135) sei, standen in der Debatte um Segregation sowie Armut und Reichtum „noch Fragen der Distribution im Zentrum [...], werden heute sehr viel stärker verschiedene Formen der Zugehörigkeit fokussiert“ (ebd.). Die Begriffe Inklusion und Exklusion stehen in der Debatte *hoch im Kurs*, auch wenn bei der Verwendung des Begriffspaares häufig unterschiedliche Dinge gemeint sind, was zu einer „vorherrschenden diffusen Verwendung des Begriffs“ (Anhorn 2008: 25) Exklusion führt und auch „Raum für politische Instrumentalisierungen“ (ebd.) lässt. Der Begriff der Exklusion tauchte zum ersten Mal im Frankreich der 1960er Jahre auf (Wagner 2007: 1) und stand weniger in einem wissenschaftlichen als vielmehr einem politischen Zusammenhang (Silver/Daly 2008: 543); RUDOLF STICHWEH verweist darauf, dass der Begriff vor allem den „massenmedialen, öffentlichen Diskurs“ (Stichweh 2009: 29) bediente. Bei der Exklusion handelt es sich nach MAY nicht um einen direkten Effekt, „der sich aus der sozialen Welt unmittelbar herauslesen lässt“ (Klein et al. 2005: 47; zitiert nach May 2012: 135 f.), sondern „erst durch spezifische Formen der Problematisierung in Verbindung mit entsprechenden wissenschaftlichen Deutungen und Klassifikationsmustern“ (May 2012: 136), die sich in einem sozialen bzw. politischen Sachverhalt äußern. Für WINKLER war „es schon immer schwierig, Ausgrenzung, ihr Ausmaß, vor allem ihre Mechanismen zu thematisieren“ (Winkler 2008: 108), da es seiner Meinung nach einen (zu) schnellen Wandel der Begriffe, Kategorien und Theorien gäbe: „Begriffe, Kategorien, Theorien leiden unter zunehmend kürzeren Halbwertszeiten; sie veralten, verlieren an interpretativer Kraft wie an orientierender Geltung, ohne wirklich bearbeitet und überholt zu sein.“ (ebd.) ROLAND ANHORN verweist darauf, dass die aus dem Exklusionsbegriff „abgeleitete(n) Zielvorstellung einer integrierten [...] Gesellschaft [...] unverfänglicher und unstrittiger zu sein scheint als der traditionelle, mit einer ungleichen Verteilung des gesellschaftlich erzeugten Reichtums assoziierte Armutsbegriff“ (Anhorn 2008: 25). Dadurch wird „soziale Ausschließung“ zur Schlüsselkategorie der Theoriebildung und Handlungsorientierung Sozialer Arbeit“ (ebd.). Gleichzeitig weist ANHORN aber auch darauf hin, dass sich mit der „vielfach gepflegten und beschworenen Vorstellung eines zunehmenden Segments von sozial ‚Überflüssigen‘, ‚Unerreichbaren‘, ‚Aussortierten‘, ‚Übriggebliebenen‘ und ‚Verlorenen‘, die zwar irgendwie *in*, aber nicht wirklich *mit* der Gesellschaft leben“ (ebd.), Dramatisierungseffekte erzielen ließen, die ein höheres Maß an Aufmerksamkeit sichern würden. Grundlage hierfür sei ein Gesellschaftsbild, dessen „zentrales Strukturmerkmal in den horizontalen Spaltungen zwischen einer integrierten Mehrheit (gesellschaftliches Zentrum) und einer ausgeschlossenen Minderheit (gesellschaftliche Randzonen, Peripherie), zwischen einem gesellschaftlichen ‚Innen‘ und ‚Außen‘ besteht“ (ebd.: 25 f.). Ausgehend von einer homogenen Gesellschaft, in der das Außen, die Peripherie mit ihren dort angesiedelten Gruppen und Individuen als „Ort und Quelle der Unordnung,

Desintegration, Pathologie und letztlich als Bedrohung“ (ebd.: 26) wahrgenommen wird, führt es dazu, dass „Fragen der sozialen Ungleichheit in den vertikalen Dimensionen der Ausbeutung und Unterdrückung, der Unterschiede an Macht- und Herrschaftsressourcen, der ungleichen Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums innerhalb der integrierten Mehrheit wie der Gesellschaft als Ganzes“ (ebd.) aus dem Fokus rücken bzw. die Annahme besteht, die Individuen seien selbst an ihrer Misere schuld: In unseren heutigen Gesellschaften werden die Mitglieder in kompetente und inkompetente Identitäten eingeteilt, „Menschen werden als ‚reich‘ bezeichnet, wenn sie sich anständig und verantwortlich verhalten, und als ‚arm‘, wenn sie dies nicht tun. [...] Der durch unsere Gesellschaft verlaufende Riss trennt nicht mehr die Reichen von den weniger Reichen, sondern diejenigen, die für sich selbst verantwortlich zeichnen von denen, die dazu nicht in der Lage sind“ (Mead zitiert nach Wacquant 2000: 41 f.). Macht- und Herrschaftsverhältnisse werden ebenso wenig in Frage gestellt wie versperrte Zugänge zu Ressourcen. Mit Verweis auf den Partizipationsbegriff definiert ANHORN soziale Ausschließung „als systematische Beschränkung bzw. Vorenthaltung von Teilhabemöglichkeiten“ (Anhorn 2008: 37) in Bezug auf zentrale Bereiche und Ressourcen unserer Gesellschaft; HEINZ STEINERT benennt hier konkret die „Verfügung über die Möglichkeit von (Lohn-)Arbeit, über Eigentum, über Geld, über freie Mobilität, über Wissen und Ausbildung, Autonomie in der Lebensgestaltung, Privatheit, Intimität [und der] Anerkennung als gleich und gleich berechtigt u. a. m.“ (Steinert 2000: 15). ANHORN verweist darauf, dass sich „ein Gesellschaftsmodell, das soziale Ungleichheiten nur mehr in der horizontalen Dimension einer Innen-Außenspaltung thematisiert, [...] problemlos mit der Vorstellung einer klassenlosen Gesellschaft“ (ebd.) begründen lässt; ein Aspekt, den auch SEBASTIAN HERKOMMER aufgreift, wenn er davon spricht, dass „die neuen Spaltungslinien jenseits der Produktion“ (Herkommer 2008: 76) auftraten und sich eher in „ethnische[n], rassische[n] und auf dem Geschlecht beruhende[n] Diskriminierungen und Ausgrenzungen“ (ebd.) äußerten. ANHORN bewertet diesen Aspekt als „Kristallisationspunkt, in dem sich das neoliberale Projekt einer grundlegenden Reorganisation der herrschenden Klassen-, ‚Rassen‘- und Geschlechterverhältnisse in besonderer Weise verdichtet“ (Anhorn 2008: 27) und seinen Ausdruck in der Underclass-Debatte findet. HERKOMMER verweist darauf, dass der von GUNNAR MYRDAL in den 1960er Jahren eingeführte Begriff der *underclass* „politisch und ideologisch umstritten“ (Herkommer 2008: 70) sei, da zum einen „weder der Marxsche, noch der Webersche Klassenbegriff auf sie anzuwenden sei“ (ebd.), da es sich um eine sehr heterogene Gruppe von Menschen handle, zum anderen die Gefahr bestehe, dass durch persönliche Zuschreibungen eine „Lebensführungsschuld“ (Bareis/Cremer-Schäfer 2008: 109) bei eben diesen Personen gesehen werde. Grundlegend soll mit dem Begriff der *underclass* zum Ausdruck gebracht werden, dass es sich hierbei um Menschen bzw. Gruppen handelt, die nicht (im Sinne Lockwoods) systemintegriert, sondern von den integrierenden Insitutio-

nen ausgeschlossen sind und die dauerhaft keinen oder nur einen eingeschränkten Zugang zu Bildung, Arbeit, Konsum und Kultur haben.⁴² ELLEN BAREIS und HELGA CREMER-SCHÄFER gehen daher auch, „nicht mehr von den ‚Armen‘ als einer identifizierbaren Gruppe aus, sondern [sehen] Armut als Extremsituation von gesellschaftlich verbreitet und oft episodenhaft erfahrenen Situationen (gradueller) sozialer Ausschließung“ (ebd.: 115). In Bezug auf die konflikthaftern Macht- und Herrschaftsverhältnisse und die damit zusammenhängende vertikale Dimension der Ungleichheit spricht ANHORN daher auch von einem „relationalen Verständnis sozialer Ausschließung“ (Anhorn 2008: 37). Und trotzdem ist es interessant, dass hier Homogenisierungstendenzen zu erkennen sind: Die jungen erwachsenen Wohnungslosen sind in Bezug auf Kleidungsstil oder Habitus häufig nicht von Gleichaltrigen zu unterscheiden, die *systemintegriert* sind. Dies mag mit der Konsumorientierung unserer Gesellschaft zusammenhängen, mit der Werbung und den sozialen Medien, mit denen Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene aufwachsen.

MAY führt eine ganze Reihe von Ansätzen auf, die sich mit einer „gegenhegemonialen, kritischen Bestimmung von Begriffen wie Exklusion (Kronauer 2002; Reuter 2008), soziale Ausgrenzung (Häußermann 2008; Herkommer 2008; Winkler 2008) oder Ausschließung (Steinert 2000; Cremer-Schäfer 2001; Bareis/Cremer-Schäfer 2008; Anhorn 2008)“ (May 2012: 138) und mit dem Diskurs der sozialen Ungleichheit beschäftigen und im Ansatz versuchen, „an Stelle des ‚Mehr‘ oder ‚Weniger‘ im Sinne sozialer Ungleichheit [...] eine durch extremes Weniger bedingte Andersartigkeit“ (Reuter 2008: 180) in den Mittelpunkt der Überlegungen zu stellen, das zu einem Ausschluss von den wichtigsten gesellschaftlichen Funktionsbereichen“ (Herkommer 2008: 67) führt. M. E. nach ist vor allem der Bereich der (Lohn-)Arbeit, den STEINERT benennt, ein zentraler Funktionsbereich, der zu einem „Gefühl der Nutzlosigkeit und Überflüssigkeit“ (ebd.) führen kann. In den Fallsteuerungskonferenzen und Hilfeplänen der jungen erwachsenen Wohnungslosen wird auch immer wieder auf die Notwendigkeit eines Schul- und Ausbildungsabschlusses von Seiten der Kostenträger bzw. der Maßnahmenträger hingewiesen. In der französischen Debatte um Exklusion ist eine starke Orientierung an der Lohnarbeit und dem Arbeitsmarkt zu erkennen; CASTEL sieht einen engen Zusammenhang zwischen dem innerhalb der gesellschaftlichen Arbeitsteilung eingenommenen Platz und der Teilhabe an Netzen der primären Sozialbeziehungen sowie den damit zusammenhängenden Sicherungssystemen (Castel 2000: 13) und geht davon aus, dass für einen immer größer werdenden Teil der Bevölkerung die Erwerbsarbeit und die damit verbundene „Identität durch Arbeit“ (ebd.: 360) verloren ginge. Der Bezug zwischen Drinnen und Draußen ist für CASTEL unauflösbar, daher spricht er auch nicht von Exklusion, da es Men-

⁴² David Lockwood unterscheidet hier in Systemintegration und Soziale Integration; beide Fragen hängen zusammen und sind eng miteinander verflochten. Zum einen geht es um die Integration *der* Gesellschaft und zum anderen um die Integration *in* die Gesellschaft. (vgl. Siebel 2006)

schen nicht möglich ist, außerhalb gesellschaftlicher Bezüge zu leben, sondern von „désaffiliation“, von Entkopplung (Castel 1996). Für ihn sind es vor allem diejenigen, die von der Entkopplung, von der Ausgliederung betroffen bzw. bedroht sind, die für den wirtschaftlichen Wettbewerb nicht qualifiziert sind. Dies deckt sich mit meinen Beobachtungen und Annahmen, dass die jungen erwachsenen Wohnungslosen ohne berufliche Qualifizierung entkoppelt scheinen. SERGE PAUGAM lehnt ebenso wie CASTEL den Begriff der Exklusion ab und spricht von sozialer Disqualifizierung, „auf einen Prozess der Verdrängung breiter Kreise der Bevölkerung vom Arbeitsmarkt und die Erfahrungen, die im Rahmen des Fürsorgebezugs [...] gemacht werden“ (Paugam 2008: 214). Ähnlich wie BAREIS und CREMERSCHÄFER sieht auch er die soziale Disqualifizierung als einen Prozess mit unterschiedlichen Phasen, die sich aneinanderreihen und in Extremsituationen münden können (Paugam 2004: 74). Hier schließen auch HERKOMMER und MARTIN KRONAUER an: Während HERKOMMER konstatiert, dass die Dramatik sozialer Exklusion gegenwärtig gerade an ihrem Prozesscharakter erkannt werden“ (Herkommer 2008: 72) könne, ist es für KRONAUER unabdingbar, „den Prozesscharakter von Inklusion und Exklusion herauszuarbeiten“ (Kronauer 2002: 43 f.). Nach ANHORN beinhaltet soziale Ausschließung ein „dynamisches Verhältnis“ (Anhorn 2008: 38), das sich in einer „Analyse der Verlaufsformen und der spezifischen Dynamik sozialer Ausschließungsprozesse [zeigt], mit der wiederum ihr struktureller und institutioneller Kontext erfasst werden kann“ (ebd.).

Mit Verweis auf MICHA BRUMLIK und WOLFGANG KECKEISEN (1976) fasst WINKLER das Phänomen der Ausgrenzung und Desintegration „in die Formel [...], dass den Betroffenen etwas fehlt“ (Winkler 2008: 110). Da diese – zugegebenermaßen sehr verkürzte – Definition „punktuell zutreffen [und], sich als ein besonderes Defizit zeigen [mag], aber auch in die existentielle Verfassung hineinreichen [kann], in der die Gesellschaftlichkeit des Einzelnen zur Disposition steht“ (ebd.), bewertet er „Ausgrenzung und Ausschluss [...] nach drei Seiten hin [...], nämlich als ein *objektiver*, ein *objektivierbar* und endlich als ein *subjektiver* Sachverhalt“ (ebd.). *Objektiv* bedeutet für ihn, wenn Menschen aus einem bestimmten Territorium ausgeschlossen oder eingeschlossen sind; dies kann sich einerseits auf *Ghettos* beziehen, andererseits aber auch auf die *gated communities*, die sowohl einen Ausschluss als auch einen Einschluss bestimmter Personen und Gruppen implizieren. Den *objektivierbaren* Sachverhalt bezieht WINKLER m. E. vor allem auf den Partizipationsgedanken, meint er doch sowohl „Dimensionen vor allem des ökonomischen Ausschlusses“ (ebd.) als auch „Beteiligung an Prozessen der politischen Willensbildung“ (ebd.). *Subjektiv* bezieht er sich schließlich auf „Ausgrenzung als Erfahrung, die erlebt und erlitten wird – oder auch nicht“ (ebd.). Bezüge zu LEFEBVREs Räumen der Repräsentation drängen sind hier unausweichlich auf. MAY bezeichnet dies in Anlehnung an den von KRONAUER als *Interdependenz*

bezeichneten Zustand als den „Ausschluss aus der Wechselseitigkeit sozialer Nahbeziehungen“ (May 2012: 139). WINKLER verweist m. E. in diesem Zusammenhang auf einen wichtigen Punkt: „Nicht wenige, die aus dem sozialen und kulturellen Geschehen ausgeschlossen wurden, nehmen dies nicht wahr. Mehr noch: Sich als ausgeschlossen zu empfinden und dagegen Protest zu entwickeln, hängt weniger von objektiven Kriterien als davon ab, dass man das Gefühl hat, in seiner Würde verletzt zu sein“ (ebd.). Das Problem liegt für WINKLER also weniger darin, „arm und politisch ohnmächtig zu sein, sondern mehr darin, dass selbst dieser Status infrage gestellt wird, sie keine Achtung mehr erleben“ (ebd.).

NIKLAS LUHMANN griff den Exklusionsbegriff Mitte der 1990er Jahre auf und distanzierte sich nach seinen Besuchen der Favelas südamerikanischer Großstädte von seiner früheren Annahme der Vollinklusion durch funktionale Differenzierung; damit erreichte der Exklusionsbegriff mit einer gewissen zeitlichen Verzögerung (blickt man auf Frankreich) auch den deutschsprachigen Raum. LUHMANN erkannte, dass Funktionssysteme Personen ausschließen oder so stark marginalisieren, dass dies Konsequenzen für den Zugang zu anderen Funktionssystemen haben kann: „Denn die faktische Ausschließung aus einem Funktionssystem [...] beschränkt das, was in anderen Systemen erreichbar ist, und definiert mehr oder weniger große Teile der Bevölkerung, die häufig dann auch wohnmäßig separiert und damit unsichtbar gemacht werden“ (Luhmann 1997: 630 f.). MAY verweist auf den Umstand, dass LUHMANNs Blick „gerade durch jenes Phänomen eine entscheidende Veränderung erfahren hat, das sich eben auch als residenzielle Segregation beobachten lässt“ (May 2012: 141). Die Systemtheorie verlor jedoch bald ihre zentrale Stellung in der deutschsprachigen Diskussion an die Ungleichheits- und Armutforschung. HÄUßERMANN und HERKOMMER greifen diesen Umstand auf: Während HÄUßERMANN davon ausgeht, dass „Segregation, d.h. die ungleiche Verteilung von verschiedenen Gruppen der Bevölkerung auf Quartiere einer Stadt, eine wichtige Rolle“ (Häußermann 2008: 335) spielen und somit eine neue Qualität darstellen, verweist HERKOMMER darauf, dass es sich bei der räumlichen Konzentration um eine „wesentliche Komponente bei der Verstetigung der sozialen Lage derer, die zugleich ‚ganz unten‘ und ‚ganz draußen‘ sind“ (Herkommer 2008: 73), handelt.

In Anlehnung an BECK ist Armut die Folge eines beschleunigten ökonomischen und sozialen Strukturwandels in Verbindung mit den „überkommenen Strukturmängeln unseres sozialen Sicherungssystems“ (ebd.: 32). Gerade in Bezug auf die jungen Erwachsenen oder Minderjährigen, die von Armut betroffen sind, kann als Erklärungsmuster die „Unfähigkeit, [der Bevölkerung; Anm. d. Verf.] bestimmten Bevölkerungsgruppen gesellschaftliche Teilhabe zu vermitteln“ (Kronauer 2002: 185), herangezogen werden. KRONAUER spricht hier von den Dimensionen „politisch-institutioneller Ausgrenzung“ (ebd.: 183 ff.). Er nennt hier explizit das Bildungswesen mit seinen Zugangsbeschränkungen und die Systeme der sozialen Siche-

rung im Fall von Erwerbslosigkeit.⁴³ Es kommt zu einer sozialen Exklusion derjenigen, die für die gesellschaftlichen (Re-)Produktionsprozesse nicht mehr gebraucht werden und die als *Überflüssige*, als *Ausgegrenzte* der Moderne oder als „wasted lifes“ bezeichnet werden (vgl. Baumann 2008). Auch die soziale Arbeit wird hier vor ein Problem gestellt: Ihre Aufgabe ist es, abgehängte soziale Randgruppen in ein „an gesellschaftlicher Normalität orientiertes Bezugssystem, welches jedoch für viele von ihnen nicht mehr erreichbar ist“ (Mücher 2010: 32), zu (re-)integrieren. Nach HANESCH sei die „Bereitschaft in der Bevölkerung gering, sich mit Ausgrenzung und Verarmung in unserer Gesellschaft auseinanderzusetzen und wirksame Hilfe aktiv zu unterstützen“ (Hanesch 2001: 38). Dies liegt wohl zum einen daran, dass es sich einerseits um begrenzte Bevölkerungsgruppen handelt (auch wenn diese in unserer Gesellschaft breiter gestreut sind), die von der Gesellschaft als „Versager“ angesehen werden, deren Abrutschen in die Armut durch selbstverschuldetes Handeln geschehen ist. Andererseits liegt es wohl auch daran, dass es sich bei den Armen „keineswegs um eine homogene Personengruppe“ (ebd.) handelt. BECK schlussfolgert dieses Bild damit, dass Gruppen nur noch statistische Zusammenfassungen seien – unabhängig von ihrer Lebenswelt (Beck 1986: 121ff.). Dies trifft auch auf das Bild der Wohnungslosen zu, die von der Gesellschaft als eine solche statistische Gruppe zusammengefasst werden. Allerdings ist diese Gruppe nicht homogen, ihre Lebenswelten sind nicht identisch. Es gibt Überlappungen bzw. Verdichtungen der individuellen Lebenswelten, die an und in Einrichtungen der Wohnungshilfe sichtbar werden.

Exklusion muss erst einmal nicht zwangsläufig negativ besetzt sein, auch wenn der Begriff in der Soziologie mit dem Synonym Ausschließung gebraucht wird. In Anlehnung an WEBER und die Kategorie der sozialen Schließung bedeutet Exklusion einen sozialen Sachverhalt, der ausdrückt, dass bestimmte Personen ausgeschlossen sind oder gezielt ferngehalten werden. So stellt die Nicht-Mitgliedschaft in einem Verein nur für diejenigen ein Problem dar, die sich für das Vereinsleben und den Vereinszweck interessieren, aber nicht teilnehmen dürfen. Problematisch wird die soziale Schließung dann, wenn sie als Mittel der Macht gebraucht wird und für die Ausgeschlossenen eine Beeinträchtigung ihrer Lebensführung bedeutet. So kann Exklusion auch als extreme Form sozialer Ungleichheit angesehen werden, was aber immer eine Exklusion *in* der Gesellschaft bedeutet. Wie erwähnt, verwendet CAS-

⁴³ Vor Einführung des Bürgergeldes zum 01.01.2023 beinhaltete das SGB II Sonderregelungen in Bezug auf Unter-25-Jährige. Diese wurden, sofern sie arbeitsfähig waren, in die Bedarfsgemeinschaft der Eltern hineingenommen. Es bestanden schärfere Sanktionsregelungen nach § 31 Abs. 5 SGB II. Dies konnte bei der zweiten Pflichtverletzung bereits zu einer Kürzung der Leistungen auf Null ohne Übernahme der Unterkunftskosten führen. Gleichzeitig bestand für diese Personengruppe ein Auszugs- und Umzugsverbot. Dies konnte nur in begründeten Fällen aufgehoben werden, wie etwa Gewalt in der Familie. Dieses Auszugs- und Umzugsverbot besteht auch weiterhin nach Einführung des Bürgergeldes für Personen unter 25 Jahren (sog. U25).

TEL (1996) statt Exklusion den Begriff *désaffiliation* und meint damit Entkopplung, da er die Meinung vertritt, dass es unmöglich sei, außerhalb sozialer und gesellschaftlicher Bezüge zu leben. Exklusion bezeichnet – bildlich gesprochen – ein Drinnen und ein Draußen. Es muss also ein *Sowohl als auch* geben, da es ein Jenseits der Gesellschaft nicht gibt bzw. nicht geben kann oder wenn, dann nur in der Imagination der Mehrheitsgesellschaft, dass bestimmte Personen oder Subjekte nicht mehr Teil der Gesellschaft sind. Dies kann sich in einer symbolischen Ausgrenzung äußern, dass Arbeitslose, Wohnungslose, Obdachlose und andere stigmatisiert und aus gesellschaftlichen Institutionen ausgeschlossen werden – so wie die jungen erwachsenen Wohnungslosen, die häufig aus den Hilfesystemen ausgeschlossen werden. Sie werden nicht nur stigmatisiert und symbolisch ausgeschlossen, sondern gleichsam auch faktisch aus den Unterstützungssystemen. Und trotzdem befinden sich diese Personen nach wie vor im Drinnen, nach wie vor *in* der Gesellschaft. Sie sind weiterhin, wenn auch möglicherweise abgestuft, mit Rechten ausgestattet. D. h. sie sind auch jetzt noch in den Subsystemen – in Anlehnung an HABERMAS – wie z. B. Politik inkludiert und haben ein Wahlrecht. Daher muss man wahrscheinlich eher von Ungleichheit sprechen und weniger von Exklusion. Trotzdem ist zu konstatieren, dass sich mit einer Exklusion aus bestimmten gesellschaftlichen Institutionen auch die sozialen Bezüge und Beziehungen auflösen. Bei Langzeitarbeitslosen hat sich gezeigt, dass sich diese Ausgrenzung, diese Ungleichheit in Gefühlen wie Nutzlosigkeit, Überflüssigkeit, dem Nicht-Gebrauchtwerden äußern und so auch zu psychischen Erkrankungen bis hin zu Depressionen führen können. KRONAUER (2002) verwendet für die gesellschaftliche Zugehörigkeit die beiden Begriffe Interdependenz und Partizipation, was einerseits die Einbindung in familiäre und soziale Bezüge und Beziehungen (sowie die Einbindung in gesellschaftlich anerkannte Arbeitsteilung) und andererseits die materielle, politisch-institutionelle und kulturelle Teilhabe meint (Kronauer 2010b: 231). Für HABERMAS bedeutet Exklusion Nichtteilhabe an den Funktionssystemen⁴⁴. REINHARD KRECKEL greift das Thema der Macht auf, spricht aber statt von Drinnen und Draußen von einem Zentrum und der Peripherie: Im Zentrum konzentrieren sich materielle und symbolische Kräfte und Ressourcen, während sich die Peripherie durch Kräftezersplitterung und Ressourcenmangel auszeichnet (Kreckel 1992: 41 ff.). Aber auch in seinen Überlegungen gibt es eine Dichotomie, ein Begriffspaar, zwischen dem eine imaginäre soziale Trennlinie verläuft. In Bezug auf das traditionelle, sich am Erwerbsleben orientierte Schicht- und Klassensystem sind diejenigen ausgeschlossen, draußen bzw. in der Peripherie, die sich sowohl in einer marginalen ökonomischen Position befinden, als auch sozial isoliert sind (Wilson 1991: 475). Interessant wird dieser Aspekt vor dem Hintergrund der Relation, der sich auch später in den Gedanken und Theorien über den sozialen Raum wiederfin-

⁴⁴ Die Aspekte Integration und Desintegration bezieht Habermas dagegen auf den Bereich der Lebenswelt; hierauf werde ich im späteren Verlauf der Arbeit noch ausführlicher eingehen.

den wird, denn auch bei der Armut, der Ausgrenzung kann das Gefühl erst dann entstehen, wenn man die Lebenslagen ins Verhältnis zur Gesamtgesellschaft, ja zur globalen Gesellschaft setzt. Ein Mangel ist vorhanden, wenn Menschen nur wenig (materielle) Ressourcen haben, von denen sie leben müssen, aber „nur [wenn] Arme sich selbst am gesellschaftlich erwarteten Lebensstandard messen und messen lassen müssen, wirkt Armut über den Mangel hinaus ausgrenzend“ (Kronauer 2010a: 45). Armut bedeutet immer auch den Verlust oder zumindest die Einschränkung von „Anerkennungs- und Handlungsmöglichkeiten, [die] aus dem Ausschluss aus den wechselseitigen Sozialbeziehungen entsteht, die von Erwerbsarbeit bestimmt werden“ (ebd.), die zu einem Verlust sozialer Netzwerke und Beziehungen und letztlich auch zu sozialer Isolation führen kann, wobei soziale Isolation nicht unbedingt ein Rückzug auf sich selbst, im Sinne einer Vereinzelung, bedeuten muss, sondern eine Konzentration auf die Menschen in gleicher oder ähnlicher Lage bedeuten kann. Versucht man nun den Begriff der Exklusion auf die zu untersuchende Zielgruppe anzuwenden, scheint die Diskussion über *exclusion* und *les exclus* in Frankreich am anschlussfähigsten, da sich die dortige Diskussion Mitte der 1990er Jahre in erster Linie auf arbeitslose und marginal beschäftigte Jugendliche bezog und vor allem – aber nicht nur – auf Immigranten der zweiten Generation in den *banlieus* der Großstädte (vgl. Lenoir 1974).

Bei dem Versuch, den Begriff der Exklusion auf die jungen Wohnungslosen, welche dieser Studie zugrunde liegen, anzuwenden, stößt man an mehrere Grenzen: Einerseits stehen die jungen erwachsenen Wohnungslosen weiterhin in vielfältigen sozialen und gesellschaftlichen Bezügen. Aber wie sind diese zu bewerten? Handelt es sich lediglich um Bezüge im Draußen? Oder bestehen auch Bezüge zum Drinnen? Die Einteilung in Drinnen und Draußen ist nicht sauber zu ziehen. Jedoch gibt es weiterhin Beziehungen zwischen diesen beiden Ebenen. Gleichzeitig werden die Bezüge zwischen den beiden Ebenen negiert und die Gründe für das Draußen werden denjenigen persönlich angelastet, die sich dort befinden. Strukturelle Faktoren werden ausgeblendet und die Menschen mit einem Defizitblick gesehen und entsprechend beurteilt. Letztlich stellt sich auch hier wieder die Frage, wer darüber bestimmt, wer drinnen und wer draußen ist. Wer bestimmt die normativen Vorstellungen einer Gesellschaft? Schon mehrfach habe ich darauf hingewiesen, dass sich die vorliegende Arbeit auch mit der Frage der Normalitätsvorstellungen auseinandersetzen versucht. Soziale Arbeit hat immer auch einen normativen Ansatz, wie ein Klient, wie ein Zögling oder ein Adressat zu sein hat. Hier reproduziert Soziale Arbeit Gesellschaft und ist so auch immer Teil der Subsysteme im Sinne einer System-Lebenswelt-Theorie nach HABERMAS. So scheint ein Drinnen nur dann möglich zu sein, wenn man sich an den Werten und Normen der Mehrheitsgesellschaft orientiert, sich sozusagen assimiliert. Interessant ist hier aber auch die Vorstellung von Inklusion nach HABERMAS: Inklusion heißt für ihn, dass sich „das politische Gemeinwe-

sen offenhält für die Einbeziehung von Bürgern jeder Herkunft, ohne diese *Anderen* in die Uniformität einer gleichgearteten Volksgemeinschaft einzuschließen“ (Habermas 1998: 112; Herv. i. Orig.). Interessant ist vor allem deshalb, wie die Befragten sich und ihre Lebenssituation sehen und interpretieren. Sehen sie sich im Drinnen oder eher im Draußen?

KRONAUER verweist auf GEORG SIMMELs Annahme einer Gleichzeitigkeit des Drinnen und Draußen: „Drinnen und Draußen bilden keinen logischen Gegensatz, sondern ein soziales Verhältnis, das durch Gleichzeitigkeit gekennzeichnet ist – Drinnen und Draußen“ (1999: 62). Damit hat SIMMEL „die heutige Problematik des sozialen Ausschlusses vorweg[genommen]. Denn heute wie zu Simmels Zeiten bedeutet ‚Draußen‘ bzw. ‚Exklusion‘ zwar den Ausschluss von materiellen, sozialen und kulturellen Teilhabechancen, aber durchaus nicht den Ausschluss oder auch nur das Sich-Verabschieden-Können aus der Gesellschaft“ (Mogge-Grotjahn 2008: 51). Für SIMMEL war der Arme ein „rechtloses Objekt und zu formende[r] Stoff“ (Simmel 1908: 463), sobald er auf die öffentliche Fürsorge angewiesen war, das ihm „nicht als sein *Recht* [...] gewährt [wurde], sondern aus dem *Eigeninteresse der Gesellschaft* und ihrer Organe heraus, sich selbst mit all ihren Macht- und Ungleichheitsstrukturen zu erhalten“ (Kronauer 1999: 62 f.; Herv. i. Orig.), worin für SIMMEL „das Moment der Ausschließung“ (ebd.) bestand, „aber dieses Außerhalb ist nur eine besondere Art der Wechselwirkung mit ihr, die ihn in eine Einheit mit dem Ganzen in dessen weitesten Sinne verwebt“ (Simmel 1908: 464). THOMAS H. MARSHALL nimmt diesen Faden der Gleichzeitigkeit zwischen Drinnen und Draußen auf, indem er diesen Umstand auf das Elisabethanische Armenrecht bezieht: „Das Armenrecht behandelte die Anrechte der Armen nicht als integralen Bestandteil der Rechte eines Bürgers, sondern als Alternative zu ihnen – als Ansprüche, die nur dann befriedigt werden konnten, wenn der Anwärter aufhörte, ein Bürger in jedem wahren Sinn des Wortes zu sein. Denn in der Praxis verwirkten die Armenhäuser durch die Internierung im Armenhaus ihr Recht auf persönliche Freiheit, so wie das Gesetz ihnen alle politischen Rechte nahm, die sie vielleicht besaßen“ (Marshall 2000: 49 f.). CREMER-SCHÄFER weist aber dennoch darauf hin, dass „staatliche Maßnahmen und Institutionen nicht universell zugänglich“ (Cremer-Schäfer 2001: 63) seien, sondern vielmehr „exklusiv“ (ebd.), obwohl „‘Moderner Fürsorge‘ [...] ein inklusives Prinzip zugrunde“ (ebd.: 66) liegt, verbunden mit „Politiken der Abgrenzung“ (ebd.: 61), die bestimmen, „wer unter welchen Voraussetzungen und Bedingungen dazu gehören“ (ebd.) solle bzw. dürfe. WINKLER kritisiert den Umstand, dass „Ausgrenzung aus dem Bewusstsein verschwindet [...] obwohl oder gerade weil sie täglich praktiziert“ (Winkler 2008: 122) wird und dazu führt, dass „die Ausgegrenzten [...] mittendrin [sind], aber noch weniger als sozial wertlos; sie sind buchstäblich Existenzen im Nichts“ (ebd.: 124). Diese „zynische Technologie der Ausgrenzung“ (ebd.: 122), die dazu führt, dass Menschen „aus allen sozialen und kulturellen Zusammenhängen“

(ebd.: 122) herausfallen bzw. hinausgeworfen werden, nennt WINKLER Oblivionismus – „Ausgrenzung verschwindet aus dem Blickfeld, während die beobachtet wird“ (ebd.). Für WINKLER verfolgen späte moderne Gesellschaften einen Sinn mit diesem Vorgehen: Einerseits werden die so Ausgegrenzten auf eine „exterritoriale Existenz“ (ebd.: 116 f.) verwiesen, andererseits wirke der Vorgang nach innen integrierend, „indem Ausgrenzung das Ganze zusammenhält [...] [und] die Nicht-Ausgegrenzten den Mechanismus der Kontrolle verinnerlichen und selbst praktizieren“ (ebd.), indem „die Kontrolle der Subjekte in die Subjekte selbst verlagert“ (ebd.: 119) wird. WINKLER nennt diesen Vorgang „Ausgrenzung durch Skandalisierung“ (ebd.: 116), die Operation damit, „dass *demonstrativ* die Abweichenden aus dem Blick gebracht werden“ (ebd.: 117) durch „Verfahren des Einschließens und Wegsperrens“ (ebd.), wodurch eine Aufmerksamkeit erregt wird. WINKLER verweist auch auf die Veränderung der Medienlandschaft und die damit verbundene noch schnellere Skandalisierung und Dramatisierung in Bezug auf die Ausgegrenzten.

3.4.1. Bedeutung für die Soziale Arbeit

So sind es nicht zuletzt auch Einrichtungen der Sozialen Arbeit, die ein solches subjektiv empfundenenes *Einschließen* und *Wegsperrn* vorhalten und umsetzen. CREMER-SCHÄFER weist darauf hin, „dass nicht jede Exklusion erneute Inklusion bedeutet“ (Cremer-Schäfer 2001: 64) und dass die „Verweisung (oder sollte es besser Einweisung heißen?“ (ebd.: 61) von Ausgeschlossenen in ein anderes System häufig in deren eigener Wahrnehmung nicht als Inklusion, sondern „wie Ausschließung organisiert und erfahren“ (ebd.) wird. Als Beispiel für eine solche Einschließung nennt CREMER-SCHÄFER die „‘totale Institution‘“ (ebd.). Die soziale Logik von wohlfahrtsstaatlichen Maßnahmen und Institutionen als eine „Hierarchie von Anerkennung bzw. Degradierung [...] beginnt bei ‚wohlverdienten‘ (weil selbst verdienten) Ansprüchen und Rechten und endet mit der Kopplung von Stigmatisierung und kontrollierter Hilfe“ (ebd.: 64). Am Ende dieser Systematisierung stehen die „Maßnahmen und Einrichtungen, die sich auf solche ‚Problemgruppen‘ [beziehen], die als für den Arbeitsmarkt ‚überflüssig‘ oder dauerhaft ‚unbrauchbar‘ betrachtet würden“ (May 2010: 141) und die in Anlehnung an die von MICHAEL BOMMES und SCHERR eingebrachten Begriffe der Reinklusionsvermittlung bzw. Exklusionsverwaltung einer „Logik und Praxis[,] die von sozialer Ausschließung“ (Cremer-Schäfer 2001: 65) geprägt seien, folgen. CREMER-SCHÄFER merkt allerdings an, dass es sich bei diesen Institutionen nicht um „‘mono-funktionale[]‘ Integrations- oder Zwangs- und Ausschließungsapparate“ (ebd.: 63) handele; vielmehr könnte „der ihnen eigene Apparat, das Personal, das Wissen [,die Ideologien] und die Kategorisierungen (Etiketten), die sie zur Verfügung stellen, [...] in Konflikten um die Regeln eines ‚Ge-

sellschaftsvertrages' [...] für verschiedene Interessen genutzt werden" (ebd.: 60). Mit dem, was sie Gesellschaftsvertrag nennt, sind implizite Vorstellungen von Gesellschaft gemeint, die mit hegemonialen Mechanismen einhergehen sowie bestimmten Arbeits- und Lebensweisen, die nicht zuletzt von Institutionen auch der Sozialen Arbeit umgesetzt und legitimiert werden. STICHWEH postuliert, „dass [durch die] neuerfundene oder neuentstandene Form der Exklusion [...] eine Institution der Inklusion erfunden und eingerichtet werden muss [...], die die vorgängige Exklusion auffängt und sie gewissermaßen unsichtbar macht, weil sie sie in das Gewand einer resozialisierenden (reinkludierenden) Absicht kleidet“ (Stichweh 2009: 37), die er daran anschließend als „Institutionen [...] der inkludierenden Exklusion“ (ebd.: 38) bezeichnet.⁴⁵ „Cremer-Schäfer und Steinert unterscheiden in diesem Zusammenhang Institutionen [daher] auch nach ihrer Herrschaftstechnik bzw. ihrem Interventionstypus, aber auch mit Hilfe der Kategorien, die diese Institutionen verwalten“ (May 2008b: 142), nämlich zwischen Institutionen der „*Schwäche & Fürsorge*“ und Institutionen von „*Verbrechen & Strafe*“ (vgl. ebd.; Herv. i. Orig.). Institutionen der „*Schwäche & Fürsorge*“ arbeiten mit Menschen, denen eine *Schwäche* bzw. Defizite zugeschrieben werden mit dem Ziel, diese Personen zu normalisieren. Hier sehe ich auch die Kinder- und Jugendhilfe verortet, arbeitet sie m. E. doch nach einer gewissen Logik, durch welche die Ausgrenzung derjenigen legitimiert wird, „bei denen Erfolg von Hilfe, Erziehung, Training und Vermittlung“ (Cremer-Schäfer 2001: 66) ausbleibe. Hilfen werden nicht mehr genehmigt mit dem Argument, dass schon zu viele Hilfen und Maßnahmen abgebrochen worden seien oder die Mitwirkungspflicht nicht vorhanden sei, was dazu führen kann, dass dieses *Versagen* „trotz und wegen aller Hilfen und Verbesserungen ihrer Lebenssituation“ (ebd.: 65) „in der Regel zum verstärkten ‚Defekt‘ uminterpretiert“ (ebd.) wird bis hin „zum Mangel an Gesellschaftsfähigkeit“ (ebd.). Aber auch die Institution „*Schwäche & Fürsorge*“ betreibt aktiv Formen der Ausschließung, indem die Nutzung ihrer Angebote und Maßnahmen in Abhängigkeit von der Befolgung von Regeln steht. Nichtbeachtung wird in der Regel mit Sanktionen und Verboten bzw. Ausschluss belegt und unter Umständen auch an die Institution „*Verbrechen & Strafe*“ überführt. Ein weiterer Aspekt, auf den CREMER-SCHÄFER hinweist, ist „das Vokabular der sozialen und moralischen Degradierung“ (ebd.), durch das „‘passende‘ Zielgruppen konstruiert werden“ (ebd.) und die gemeinhin als „Problemgruppen“ (ebd.: 67) bezeichnet werden könnten, „um institutionalisierte und legitimierte Ausschließungspraktiken vorzunehmen und hinzunehmen“ (ebd.). Sozialer Arbeit kommt also auch zunehmend die Aufgabe eines Kategorisierens zu, was m. E. wieder zur Frage nach einer *Würdigkeit* führt. Es zeigt sich, dass es sich bei dem Konzept Sozialer

⁴⁵ Hierunter fasst Stichweh Gefängnisse, Psychiatrien, Beschäftigungsgesellschaften, Einrichtungen der Behinderten- und Erziehungshilfe oder auch Alten- und Pflegeheime (Stichweh 2009: 38 f.). Demgegenüber stellt er „Institutionen der exkludierenden Inklusion“ (ebd.: 39), wie z. B. deviante Jugendgangs, extremistische Parteien, Sekten oder kriminelle und terroristische Organisationen.

Ausschließung nicht um ein Entweder-Oder handelt, sondern um ein Konzept mit graduellen Abstufungen (vgl. Steinert 2000: 15), an dessen einem Ende die physische Vernichtung oder die Verbannung und demgegenüber in Form von Abstufungen der Ausschluss von Teilhabe an verschiedenen Bereichen und Ressourcen der Gesellschaft steht. CREMER-SCHÄFER unterscheidet an dieser Stelle zwischen externalisierender und internalisierender sozialer Ausschließung, je nachdem in welche Richtung bzw. an welchem Pol die Ausschließung anzusiedeln sei (vgl. 2001: 61 f.). Soziale Arbeit müsste in diesem Verständnis auch versuchen, die ausgrenzenden – sofern sie vorherrschen – sozialen Verhältnisse aufzulösen und Möglichkeiten der Teilhabe, der Partizipation zu befördern. Viele der Befragten hatten bereits Erfahrungen mit der Jugendhilfe, der Wohnungslosenhilfe, Suchtkrankenhilfe und Psychiatrie. Meist sind die bisherigen Angebote und Maßnahmen nicht zielführend gewesen und wurden vorzeitig abgebrochen – entweder von den Nutzer*innen oder von Einrichtungsseite aus. Hier geht es vor allem auch darum, welche Angebote es stattdessen geben müsste, damit Maßnahmen auch erfolgreich durchgeführt werden könn(t)en. Ich möchte noch einmal WINKLERs Bewertung von Ausgrenzung und Ausschluss nach den drei Sachverhalten heranziehen, denn mit dem *subjektiven* Sachverhalt beschreibt er „Ausgrenzung als Erfahrung, die erlebt und erlitten wird – oder auch nicht“ (Winkler 2008: 110) und bringt die „für einen kritischen Diskurs sozialer Ausschließung unerlässlichen Subjektperspektive“ (Anhorn 2008: 38) mit ein, die aufzeigt bzw. aufzeigen soll, dass es sich bei den „gängigen Vorstellungen von Ausgeschlossenen als willenlosen Opfern von Verhältnissen und passiven Objekten“ (ebd.) um ein Missverständnis handelt. Anstelle einer solchen „Herrschaftsarbeit“ (Cremer-Schäfer 2001) sollte demnach eine „Subjektorientierung“ treten (vgl. Anhorn 2005: 33), welche die von Exklusion Betroffenen als handlungsfähige Subjekte ansieht mit Ressourcen und Kompetenzen. Durch das Bereitstellen von weiteren Ressourcen käme der „Sozialen Arbeit [...] dann ein[] Gebrauchswert gegen soziale Ausschließung und für die Reorganisation einer eigenständigen Lebensführung“ (Cremer-Schäfer 2008: 163) zu. WINKLER spricht davon, „den Ausgegrenzten, Ausgeschlossenen und Vergessenen das zurückzugeben, was man empathisch ihre Würde nennen könnte; weniger empathisch gesprochen geht es darum, sie in ihrer konkreten Existenz anzuerkennen“ (Winkler 2008: 125). Mit dem Ansatz des sozialpädagogischen Ortshandelns hat WINKLER bereits darauf hingewiesen, dass Soziale Arbeit Räume zur Verfügung zu stellen hat, die eine Aneignung ermöglichen und so die Verwirklichung von Subjektivität zulassen. MAY (2012: 152) weist daraufhin, dass es sich bei den Orten im Sinne WINKLERs zwar um Sondereinrichtungen handele, deren Nutzung aber freiwillig zu erfolgen habe.

THOMAS WAGNER zeigt auf, dass sich „Soziale Arbeit auch mit den habituellen Deutungsmustern und Selbstbildern der Betroffenen zu beschäftigen, sowie die Vermittlung von Per-

spektiven und Sinnhorizonten, allerdings ohne hierbei moralische Schlussfolgerungen zu ziehen oder gar grundsätzlich Moral als Ursache von Hilfebedürftigkeit in Betracht zu ziehen“ (Wagner 2007: 13 f.) hat, was auch den Versuch beinhalten sollte, „[v]on einem Bewusstsein, das den Status Quo reproduziert, zu einem alternativen und kritischen Bewusstsein, das den Status Quo in Frage stellt und überwinden will“ (Gil 2006: 75) zu gelangen. Eben dieser Frage der Selbstbilder und Deutungsmuster der Betroffenen möchte ich mit der hier vorliegenden Untersuchung nachgehen. Gleichzeitig muss man aber auch die Frage stellen, was Ausgrenzung für die Mehrheitsgesellschaft bedeutet? Im Rahmen der Untersuchung wurde von Seiten der Kostenträger immer wieder von der *dritten Chance* oder der *letzten Chance* oder der *allerletzten Chance* gesprochen und oft entstand das Gefühl, dass die jungen erwachsenen Wohnungslosen vom Hilfesystem bereits aufgegeben wurden, weshalb ich hier unterstelle, dass es den Verantwortlichen im Hilfesystem nicht ausschließlich um finanzielle Aspekte geht, wenn wir von den *Entkoppelten* oder *Ausgegrenzten* sprechen. Es stellt sich also die Frage nach der Bedeutung für die Gesellschaft.

3.4.2. Ausgrenzung und die Bedeutung für die (Mehrheits-)Gesellschaft

In Anlehnung an RALF DAHRENDORF, der von einer Krise sozialer Bürgerrechte als Folge der Massenarbeitslosigkeit ausging, entstehen eine Anomie, rechtsfreie Räume und zersplitterte soziale Gruppierungen, die von der Mehrheitsgesellschaft abgekoppelt seien. Diese Gruppierungen, so DAHRENDORF weiter, würden weder etwas von der Gesellschaft erwarten, noch solle die Gesellschaft etwas von ihnen erwarten (Dahrendorf 1988: 141). Ich möchte den Gedanken verfolgen, dass dadurch ein „Zerfall der demokratischen Gesellschaft“ (Dubet/Lapeyronnie 1994) ausgelöst werden könnte, finde ihn jedoch anschlussfähig an die von GLOTZ konstatierte *Zweidrittelgesellschaft*, geht es doch hier wie dort darum, dass eine Mehrheitsgesellschaft die überflüssige Minderheit – wie groß diese auch immer sein mag – vom gesellschaftlichen Leben weitestgehend ausschließt und alimentiert; und das, ohne davon in ihrem Bestehen durch diesen Ausschluss gefährdet zu sein. Was aber geschieht bzw. geschehen wird, ist eine Entsolidarisierung mit der Minderheit, eine Entfremdung der Menschen untereinander und letztlich eine gespaltene Gesellschaft. In Ansätzen habe ich dieses Phänomen auch in den vorherigen Kapiteln immer wieder angerissen: So werden strukturelle Gegebenheiten ausgeblendet, wenn es um den persönlichen Mangel an Ressourcen, an Kapitalien geht, und vielmehr wird die Schuldfrage bei den Individuen angesetzt. Was bedeutet die Ausgrenzung junger Erwachsener aus dem Hilfesystem für die Gesellschaft? Häufig kommt ein Gefühl auf, dass die Jugendlichen und jungen Erwachsenen, um die es hier gehen soll, vom Hilfesystem aufgegeben wurden, dass man sie nicht für *reif* genug hält, nicht

für *mitwirkungsfähig* ansieht und sie daher aus dem Hilfesystem – vor allem der Jugendhilfe – ausschließt. Dies mag teilweise aus einer Überforderung des Hilfesystems und der darin beschäftigten Personen resultieren, teilweise vielleicht auch aus Gesichtspunkten der Macht – bewusst oder unbewusst – oder weil einfach Resignation und Desillusion bei den professionellen Helfer*innen entstehen. Die Frage, was es für unsere Mehrheitsgesellschaft bedeutet, kann man m. E. auf verschiedenen Ebenen diskutieren und bewerten: auf einer volkswirtschaftlichen Ebene ebenso wie vor einem moralischen Hintergrund. Die volkswirtschaftliche Bedeutung wurde vor allem in der Jugendhilfe mehrfach untersucht und bewertet; so spare jeder investierte Euro in der Kinder- und Jugendhilfe bis zu drei Euro in der Zukunft durch nicht notwendige Transferleistungen, Unterstützungsangebote etc. Auch die vielfach angewendete „SROI-Studie – Social Return on Invest“ bestätigt diese Annahmen. Doch auch moralisch oder humanistisch muss man die Frage stellen dürfen, ob wir als Gesellschaft Kinder und Jugendliche aufgeben und sich selbst überlassen; Kinder und Jugendliche, die teilweise nicht selbst für sich sorgen können und einen Unterstützungsbedarf haben. Hier von mangelnder Mitwirkungspflicht zu sprechen, ist teilweise schwer nachzuvollziehen – wenn nicht schon zynisch.

3.5. Conclusio

Die jungen Erwachsenen, die auf der Straße leben, sind eine „besondere Problemgruppe“, die von institutionalisierten Hilfsangeboten nicht, oder wenn, zumeist nur unzureichend erreicht wird“ (Mücher 2010: 11). MÜCHER begründet diesen Umstand damit, dass diese „Jugendlichen ihr Leben auf der Straße oftmals als eine für sie subjektiv sinnhafte Form der Lebensgestaltung halten“ (ebd.). Die Zuordnung der jungen Erwachsenen in die Lebensphase der Jugend führt letztlich auch zu Problemen, die sich in einem gewissen Spannungsfeld befinden, da sie unterschiedliche Rechtsbereiche betreffen. Man könnte von einem Bermudadreieck sprechen, das sich vor allem zwischen den Rechtsbereichen des SGB VIII (Kinder- und Jugendhilfe), des SGB II und III (Grundsicherung für Arbeitssuchende und Arbeitsförderung) und des SGB XII (Sozialhilfe) bewegt. Hinzu kommen noch besondere Spannungsverhältnisse, wie etwa Elternrecht versus Selbstbestimmung, selbst gewählte subkulturelle Lebensform versus Normalitätsanforderungen, aber auch ausländerrechtliche und strafrechtliche Belange oder das Betäubungsmittelgesetz. So gibt es zwar eine Vielzahl von Maßnahmen nach dem SGB VIII, wie Jugendarbeit, Jugendsozialarbeit, Eingliederungshilfe für seelisch beeinträchtigte Kinder und Jugendliche, Hilfen für junge Volljährige oder Inobhutnahme. Gleichzeitig konkurrieren diese Maßnahmen aber teilweise mit den nachrangig zu gewährenden Hilfen nach dem SGB XII. Dies scheint vor allem dann problematisch zu wer-

den, wenn die Jugendlichen die Volljährigkeit erreichen und aus dem Zuständigkeitsbereich der Jugendhilfe in der der Sozialhilfe wechseln. Durch das SGB II werden Unter-25-Jährige, die einen Anspruch auf Hilfe zum Lebensunterhalt haben, auf die Bedarfsgemeinschaft der Eltern verwiesen. Dies kann im schlimmsten Fall zu einem Ausschluss von Transferleistungen führen. Gemeinsam ist allen genannten Angeboten die Verknüpfung mit Normalitätsvorstellungen. Abweichende Lebensentwürfe und –konzepte werden nicht oder nur selten anerkannt. Im Rahmen dieser Arbeit würde mich aber vielmehr interessieren, inwiefern die jungen Erwachsenen gemäß ihren eigenen Normalitätsvorstellungen handeln, die sich eben von den allgemeingültigen Normalitätsvorstellungen der Gesellschaft abheben. Welche Unterstützungsangebote bräuchten sie, damit sie Raum in – nach ihrer Logik – adäquater Weise aneignen können. HANS-RÜDIGER MÜLLER geht davon aus, dass auch *Straßenjugendliche* vor bestimmten Aufgaben stehen: So müssten sie kommunikative und handlungsstrategische Kompetenzen zur Bewältigung ihres Lebensalltags, soziale Beziehungen zu anderen Mitgliedern der Szenen entwickeln, sich zu leib-seelischen Aspekten ihrer eigenen Existenz verhalten, sich Kulturfragmente aus den unterschiedlichsten Bereichen ihrer Umwelt aneignen und sich mit dem Faktum des Älterwerdens irgendwann einmal arrangieren (Müller 1999: 114 ff.). Dies deckt sich mit dem, was HABERMAS als soziale Integration bezeichnet: eine Konstruktion von (Sub-)Gesellschaft als Lebenswelt. Ich werde mich bei dem hier vorliegenden Forschungsvorhaben auf die „jungen Erwachsenen“ bzw. die „jungen erwachsenen Wohnungslosen“ bis 25 Jahre beziehen. Dies ergibt sich aus meiner Sicht vor allem aus der besonderen Personengruppe im SGB II, die dort als „U25“ geführt wird. Hierbei handelt es sich um junge Erwachsene, die grundsätzlich im Haushalt der Eltern zu wohnen haben. Ein Umzug oder Auszug aus der elterlichen Bedarfsgemeinschaft ist nur dann möglich, wenn schwerwiegende soziale Gründe vorliegen (z. B. Kindswohlgefährdung, Trennung der Geschwister, wiederkehrende massive Auseinandersetzungen oder die nachhaltige Zerrüttung der Eltern-Kind-Beziehung). In der sog. Hartz-Gesetzgebung galten für die Unter-25-Jährigen verschärfte Sanktionen, wenn sie Pflichten nicht nachkamen; sie sollten sofort in Ausbildung, Arbeit oder Arbeitsgelegenheit vermittelt werden. Vor allem die verschärften Sanktionen, die dazu führen konnten, dass die Regelleistung sofort und vollständig gekürzt wurden, führten häufig dazu, dass sich das Thema Armut und Exklusion weiter verschärfte. So zeigt auch die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts in Karlsruhe vom 05.11.2019, dass Hartz-IV-Sanktionen teilweise verfassungswidrig waren, ausgenommen von dem Urteil waren aber weiterhin die Sanktionen gegenüber den Unter-25-Jährigen. „Jugendliche in sozialen Konfliktsituationen in der Konfrontation mit der Normalität und mit Gesetzen lösen unterschiedliche gesellschaftliche Reaktionen aus. Diese fallen zum einen hart, disziplinierend oder bestrafend aus, wenn die provozierte Normalität ihre Herrschaft gefährdet sieht und wenn [...] die subjektive Orientierung dieser Jugendlichen den herrschenden

Standards von Anpassung und Leistung entgegensteht. Abweichendes Verhalten von Jugendlichen trifft hier also auf ein staatliches Machtkonzept, das mit den politischen bzw. juristischen Mitteln der Disziplinierung und Bestrafung die gefährdete Normalität sicherstellen soll“ (Specht 1991: 19). Was sich liest wie eine Reaktion auf das genannte Gerichtsurteil des Bundesverfassungsgerichts ist knapp dreißig Jahre zuvor von SPECHT verfasst worden und scheint aktueller denn je. Gerade auch im Hinblick auf die Schlussfolgerungen, die er daraus zieht bzw. gezogen hat: die „Dominanz individualisierender Jugendhilfe [...], die] meist von der Vorstellung einzeln versagender schuldig werdender, beratungsbedürftiger oder kranker junger Menschen“ (ebd.: 20) ausgeht, einer mittelschichtorientierten Beratungs- und Therapiepraxis sowie dem Mangel an Angeboten für „aggressive und delinquent handelnde Jugendliche, drogenabhängige Jugendliche, Jugendliche mit lebensresignativen Einstellungen oder [...] gefährdete Jugendliche in subkulturellen Gruppen wie Fußballfans, Punker, Rocker, Skinheads oder Jugendbanden“ (ebd.). Mit Einführung des Bürgergeldes zum 01.01.2023 werden Jugendliche und junge Erwachsene, die sog. U25, nicht mehr besonders behandelt in Bezug auf Kürzungen. Das „Zwölfte Gesetz zur Änderung des Zweiten Buches Sozialgesetzbuch und anderer Gesetze – Einführung eines Bürgergeldes“, wie das „Bürgergeld-Gesetz“ eigentlich heißt⁴⁶, spricht demnach auch nicht mehr von Sanktionen, sondern von Leistungsminderungen. Diese begründen sich aber nach wie vor aus bestimmten „Pflichtverletzungen“, wie beispielsweise die Weigerung eine Eingliederungsvereinbarung zu unterzeichnen oder eine zumutbare Arbeit anzunehmen. Eine Besonderheit sieht das Gesetz allerdings für die „unter 25jährigen erwerbfähigen leistungsberechtigten Personen“ vor: So sollen diese nach § 31a Abs. 6 SGB II innerhalb von vier Wochen nach Feststellung einer Leistungsminderung ein Beratungsangebot erhalten, um den Abbruch des Kontakts zum Jobcenter zu vermeiden und den individuellen Bedarf der leistungsberechtigten Person zu decken. Die Grundsätze „Fördern und Fordern“ aus dem SGB II haben scheinbar auch beim Bürgergeld Einzug erhalten; ob dieses Beratungsangebot von den Betroffenen allerdings als Angebot oder als Zwang empfunden wird, sei dahingestellt. Die Annahme eines solchen Beratungsangebotes kann jedoch dazu führen, dass die Leistungsminderung aufgehoben wird. Nach wie vor gilt aber, dass für einen vorzeitigen Auszug aus dem Elternhaus – also vor Vollendung des 25. Lebensjahres – gewichtige Gründe vorliegen müssen, wie die Unzumutbarkeit des Zusammenlebens mit den Eltern, beispielsweise durch häusliche Gewalt oder wenn das körperliche, geistige oder seelische Wohl des Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen gefährdet ist, beispielsweise durch eine Suchterkrankung oder eine psychische Erkrankung eines Elternteils oder beider Elternteile.

⁴⁶ Bundesgesetzblatt Jahrgang 2022 Teil I Nr. 51, ausgegeben zu Bonn am 20. Dezember 2022.
https://www.bgbl.de/xaver/bgbl/start.xav#__bgbl__%2F%2F*%5B%40attr_id%3D%27bgbl122s2328.pdf%27%5D__1671531768191, zuletzt abgerufen am 29.03.2023.

II. Theorien, auf die Bezug genommen wird

1. Hinführung zu den zugrundeliegenden Theorien

Nach BOURDIEU eignen sich Menschen Raum auf unterschiedliche Art und Weise an, abhängig von ihren Möglichkeiten; so ist für ihn der Soziale Raum als ein Kräftefeld, als „ein Ensemble objektiver Kräfteverhältnisse, die allen in das Feld Eintretenden gegenüber sich als Zwang auferlegen und weder auf die individuellen Intentionen der Einzelakteure noch auf deren direkte Interaktion zurückführbar sind“ (Bourdieu 1985: 10), anzusehen und bildet somit die Grundlage, auf der sich der Raum der sozialen Positionen und der Raum der Lebensstile abzeichnet (ebd.). In Anlehnung an BECKs Individualisierungstheorie ergibt sich durch die unterschiedliche Verteilung der Ressourcen eine Pluralisierung der Lebensstile.⁴⁷ Ein weiterer Aspekt, der im Rahmen der hier vorliegenden Untersuchung zu Tage getreten ist, zeigt auch, dass Menschen lebensweltliche Bezüge an unterschiedlichen Orten haben, an denen es zu Überlappungen bzw. Verdichtungen dieser individuellen Sozialräume kommt. Somit stellt sich bei der zugrundeliegenden Zielgruppe die Frage, was das Projekt letztlich für die einzelnen Bewohner*innen darstellt – handelt es sich um *Wohnen*, um *Leben an einem Ort*, lediglich um einen *Aufenthalt* oder auch nur um eine *Meldeadresse*? Auch die Frage nach Interaktions- und Machtstrukturen, nach normativen Regulationssystemen und Zuschreibungen, die als Ergebnis sozialen und organisatorischen Handelns entstehen und den Handelnden so als *Verräumlichung* entgegentreten (vgl. Budde/Früchtel 2006: 27 f.) sind von Bedeutung, haben sie ihren Ausgangspunkt in Problemlagen und Ausdrucksformen von Alltagskultur (vgl. Hinte 2007: 31), die sich eben an diesen dauerhaften Überlappungen abbilden. Hier spielen auch die Fachkräfte eine nicht unerhebliche Rolle, greifen sie doch bewusst in die Lebenswelten der Klient*innen ein (Steckelberg 2010: 36) und agieren so als sogenannte Raumwärterinnen bzw. Raumwärter (Deinet 1999),⁴⁸ indem sie unpädagogisch Räume zur Verfügung stellen oder die Nutzung von Räumen verhindern. Durch dieses Verhalten und das – bewusste oder unbewusste – eingreifen, beeinflussen sie die Aneignung von Raum. WINKLER geht davon aus, dass die „Stellung der Sozialarbeiter selbst massiven institutionellen Abhängigkeiten unterliegt“ (Winkler 1988: 264), da die Institutionen der Jugendhilfe schon vordefiniert seien und so nicht die Lernbedingungen der Klient*innen im Vordergrund stünden, sondern die Beeinflussungsmöglichkeiten, -techniken und -taktiken des Sozialarbeiters (ebd.). Man sollte sich also mit Verweis auf WINKLER vor Augen führen, dass in professionellen Bezügen Sozialer Arbeit auch eine *Vermachtung* von Raum stattfindet (vgl. Früchtel et al. 2010a: 202 f.), die mit Bezug auf BOURDIEU auf dem Verteilungskampf unterschiedlicher Akteure mit unterschiedlichen Chancen der Aneignung basiert (vgl.

⁴⁷ Wolfgang Hinte (2007) spricht von Einzelsozialräumen, die pluralisiert seien.

⁴⁸ Den Begriff der Raumwärter bzw. Raumwärterinnen entlehnt Deinet bei Becker/Hafemann/May (1984)

Bourdieu 1991: 29). Die Aufgabe der professionellen Akteure wäre es nach WINKLER (1988) aber gerade (sozialpädagogische) Räume zu öffnen, sie in ihrer Konstruiertheit zu erkennen und Rekonstruktion und Dekonstruktion zu ermöglichen bzw. zu organisieren (vgl. Früchtel et al. 2010a: 200) und „so Sozialraumkonstitution überhaupt erst zu ermöglichen bzw. zu fördern“ (Engelberty 2021: 195).

Wie bereits eingangs geschrieben, ist der Ausgangspunkt der Theorien im gesellschaftlichen Raum und dessen Aneignung zu finden. Ausgehend von der „Wort- und Ideengeschichte des Begriffs“ (Günzel 2010: 90) werden die unterschiedlichen Aspekte von Raum aufgegriffen und differenziert betrachtet: Vom Behälterraum zum relationalen Raum, dem *spatial turn*, möchte ich vor allem auch auf die Bedeutung von privaten, halb-öffentlichen und öffentlichen Räumen hinweisen, haben sie doch m. E. einen besonderen Stellenwert im Leben wohnungsloser Menschen; so spielt sich dieses häufig im öffentlichen Raum ab, da sie meist keine privaten Rückzugsmöglichkeiten haben. Dies führt immer wieder auch zu Problemen und Konflikten, da es unterschiedliche, teilweise gegensätzliche Rauminteressen verschiedenster Gruppen gibt. Raum ist mit Ansprüchen und Macht besetzt. So bietet auch der private Raum von Freunden und Bekannten, der mitgenutzt wird, weil die jungen erwachsenen Wohnungslosen teilweise dort Unterschlupf finden, keinen Schutzraum bzw. Privatsphäre. Ebenso ist der private Raum innerhalb von Einrichtungen der Jugendhilfe oder Eingliederungshilfe nicht immer geschützt; dies mag zum einen an Regeln und Hausordnungen liegen, zum anderen aber auch daran, dass dieser Raum für Nutzer*innen zwar der Privatraum, für die dort tätigen Fachkräfte aber der Arbeitsplatz ist. MIRIAM MEUTH spricht in Anlehnung an KESSL und SUSANNE MAURER (2005) davon, dass Wohn-Ort und pädagogischer Ort zusammenfallen, da das „Wohnen [...] zum Gegenstand und Mittel von pädagogischen Praktiken“ (Meuth 2017: 2) wird. KESSL spricht hier auch von der „Institutionalisierung des Privaten“ (Kessl 2017: 171). Diese Annäherung an unterschiedliche Raumtheorien und damit zusammenhängende Fragestellungen mündet in LEFEBVREs Theorie der Produktion des Raums. Neben der Konstitution von Raum geht er auch ausführlich auf dessen Wahrnehmung ein und zeigt auf, dass es zwischen der Praxis des Raumes, also dessen Herstellung bzw. Produktion, sowie der Planung und Wahrnehmung eine deutliche Diskrepanz geben *kann*. So wird Raum nicht nur gedacht, geplant und konzipiert, sondern auch erlebt und erlitten. Dieser Aspekt ist mir vor dem Hintergrund der Fragestellung, wie junge erwachsene Wohnungslose Raum aneignen und wie sie sich in diesem darstellen bzw. inszenieren, wichtig, zeigt er doch eben sehr deutlich die Unterschiede auf, mit denen Raum konzipiert, geschaffen und erlebt wird. Für LEFEBVRE (1974) ist die Konstituierung von Raum in Anlehnung an MARX mit der Warenproduktion vergleichbar, daher geht er in seiner Theorie von einem Prozess der Herstellung und Produktion von Raum aus. Seine These der Produktion

des Raumes fußt auf der Annahme, dass jede Gesellschaft ihren je eigenen Raum produziert: „A second implication is that every society - and hence every mode of production with its subvariants (i.e. all those societies which exemplify the general concept - produces a space, its own space“ (Lefebvre 1991: 31) und Raum somit ein gesellschaftliches Produkt sei. Weiter geht er davon aus, dass sich demnach der so produzierte Raum auch nur aus der jeweiligen Gesellschaft heraus erschließen und verstehen lasse – als soziales Produkt (vgl. Schmid 2010: 30): „Der tätige Mensch modifiziert die Natur – um ihn herum und in ihm. Er schafft seine eigene Natur, indem er auf die Natur einwirkt. [...] Indem er sie nach seinen Bedürfnissen umformt, ändert er sich in seiner Tätigkeit und schafft sich neue Bedürfnisse. Er bildet und erfasst sich als Macht, indem er Gegenstände hervorbringt, ‚Produkte‘“ (Lefebvre 1966: 95). LEFEBVREs Theorie der Produktion des Raumes besteht aus einer dreidimensionalen Dialektik, bei der sich eine *räumliche Praxis*, die *Repräsentation des Raumes* und die *Räume der Repräsentation* als „Gesamtheit von drei dialektisch miteinander verknüpften Produktionsprozessen [...], die sich gegenseitig implizieren“ (Schmid 2010: 205) darstellt. Dies führt dazu, dass „Raum [...] zugleich konzipiert, wahrgenommen und gelebt“ (ebd.: 208) wird. Der hier von LEFEBVRE verwendete Begriff des Sozialen Raumes unterscheidet sich jedoch wesentlich von dem, wie er von BOURDIEU gebraucht wird; während BOURDIEU von einem abstrakten, mentalen Raum ausgeht, in dem sich die sozialen Positionen darstellen und abbilden, bezieht sich LEFEBVRE auf die Welt der objektiven gesellschaftlichen Normen und Werte, „die eine Verbindung herstellt zwischen der physisch-materiellen Welt und der mentalen Welt, der ‚subjektiven‘ Welt der reinen Gedanken.“ (Schmid 2010: 208 f.). Zwischen der Trias der *räumlichen Praxis*, der *Repräsentation des Raumes* und den *Räumen der Repräsentation* kann eine Differenz bestehen, handelt es sich bei den Repräsentationen doch um den „konzipierte[n] Raum der Wissenschaftler, der Planer, der Urbanisten, der Technokraten, die ihn zerlegen und neu gestalten“ (ebd.: 210), somit um den herrschenden Raum in einer Gesellschaft als einen Entwurf, einen Plan, ein Konzept, das sich „durch und in einer spezifischen räumlichen Praxis“ (ebd.: 230) materialisiert, indem es gebaut bzw. produziert wird. Ist der Raum fertiggestellt, wird bzw. muss er von den Nutzer*innen angeeignet, genutzt und erlebt werden „mit den Konzepten und Vorstellungen [...], die sich die ‚Benutzer‘ machen und in ihre Alltagswelt einbauen“ (ebd.) und so zu *Räumen der Repräsentation* machen. Für DEINET stellt es sich folgendermaßen dar: Über die konkrete Inbesitznahme eines Ortes hinaus bedeutet Aneignung also die „sehr viel komplexere Vorstellung, dass Kinder und Jugendliche sich handelnd gegenständliche und symbolische Kultur erschließen und dass gegenständliche und geschaffene ‚Räume‘ für die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen eine wichtige Rolle spielen“ (Deinet 2014).

Die *räumliche Praxis* und die *Repräsentation des Raumes* haben also erhebliche Auswirkungen bzw. Einfluss auf die *Räume der Repräsentationen*, da der konzipierte Raum bereits einer (gedanklichen) Nutzung zugeführt wird und somit Freiräume eingeschränkt werden. Die Lebenswelt von Jugendlichen und jungen Erwachsenen verändert sich durch den Wegfall eben dieser Freiräume, da immer mehr Räume monofunktionalisiert werden (Krafeld 2004: 128). Plätze und Flächen werden häufig so konzipiert, dass sie nur noch einem Zweck dienen und eine andere (zweckentfremdete) Nutzung oft durch die Ordnungsbehörden sanktioniert wird. Dies führt dazu, dass Jugendliche und junge Erwachsene kaum Räume zur Verfügung haben, über die sie die primäre Verfügungsgewalt besitzen, da diese häufig exklusiv den Erwachsenen zur Verfügung stehen (ebd.: 130). DEINET nennt diese Räume *verregelt*, da sie mit Normen und Regeln der Mehrheitsgesellschaft besetzt sind. Werden diese Räume dann doch (zweckentfremdet) angeeignet, so entstehen zwangsläufig Konflikte. BOURDIEU bezeichnet die „Kämpfe um die Aneignung des Raumes“ (Bourdieu et al. 2010: 121) als eine Form der Austragung sozialer Konflikte, da soziale Ordnungen immer auch in den Besitzverhältnissen über Räume ihren Ausdruck in Form von Nutzung, Regulierung, symbolischer und physischer Besetzung finden. Die symbolische Inbesitznahme von öffentlichem Raum durch Jugendliche und junge Erwachsene zeigt sich durch *eigensinnige* Aneignungsprozesse, wie dem Spraysen, dem Skaten oder dem Chillen auf Bahnhofsvorplätzen, in Einkaufsmalls oder in Parks – *verregelte* Flächen und Orte werden *zweckentfremdet*. Für ALEXANDER FLOHÉ und REINHOLD KNOPP ist die Monofunktionalisierung ein radikaler Wandel, war doch „[d]er öffentliche Raum [...] traditionell ein Bereich, der einer konkreten, vorbestimmten Nutzung entzogen war. Genau diese Unbestimmtheit droht in unseren Städten mehr und mehr zu verschwinden. An ihre Stelle tritt ein wohl kalkulierter Mix an Infrastrukturen, die reale oder vermeintliche Konsumbedürfnisse befriedigen“ (Flohé/Knopp 2009: 33). Die Folge ist, dass unerwünschte Verhaltensweisen unterbunden und bestimmte Personen bzw. Gruppen ausgeschlossen werden, d. h. die Chancen und Möglichkeiten der Aneignung von öffentlichem Raum sind nicht für alle Stadtbewohner*innen gleich (vgl. Frey 2004: 224). Diese Aspekte haben m. E. einen entscheidenden Einfluss auf das Erleben und die Aneignung von Raum bei den jungen erwachsenen Wohnungslosen und ihren Darstellungen und Inszenierungen, geschieht Aneignung doch auch immer im Spannungsfeld zwischen subjektiven raumbezogenen Interessen und Bedürfnissen und vorherrschenden *Repräsentationen von Raum* und damit verbundenen räumlichen Ordnungen, d. h. Raum, wie er gedacht und gestaltet wird von den (Jugendhilfe-)Planern und so den Hintergrund der Aneignung bildet, auf dem die *Räume der Repräsentation* entstehen. Hierin sind zwangsläufig Konfliktlinien eingebettet, die man festmachen kann zwischen den *Repräsentationen des Raumes* und den *Räumen der*

Repräsentation oder konkreter ausgedrückt: zwischen dem *System* und der *Lebenswelt*.⁴⁹ Die jungen erwachsenen Wohnungslosen eignen sich Raum auf ihre jeweils eigene Art und Weise an und eben gerade nicht so, wie er geplant und konzipiert wurde; Konflikte und Problematiken sind daher vorprogrammiert, da sich unterschiedliche Rauminteressen entgegenstehen. LEFEBVRE geht davon aus, dass „jede gesellschaftlich relevante Konstellation von Akteuren, jede Institution oder Gruppe (von der Familie bis zum Nationalstaat) [...] ihre[n] jeweils spezifischen ‚eigenen‘ Raum“ (ebd.) produziert und so eine „Ordnung der gesellschaftlichen Wirklichkeit im Gleichzeitigen“ (ebd.) entsteht, die als relationaler Raum zu verstehen ist. D. h. die so produzierten Räume grenzen sich nicht etwa gegeneinander ab, sondern überlagern sich, durchdringen sich und scheinen miteinander verwoben zu sein. Es kann also *den* sozialen Raum nicht geben, da er sich nicht eindeutig bestimmen oder klar abgrenzen lässt. LEFEBVRE geht deshalb davon aus, dass es „eine unbestimmte Vielzahl von sozialen Räumen [gibt], für die der Begriff ‚sozialer Raum‘ die nicht zählbare Gesamtheit bezeichne. Wenn diese Räume isoliert betrachtet würden, bliebe jeder von ihnen bloße Abstraktion. Als konkrete Räume hingegen, als Netzwerke, als Märkte, seien sie miteinander artikuliert. Diese Räume zerstören sich nicht gegenseitig, sondern durchdringen und überlagern sich“ (ebd.: 215). Diese Räume, also auch „der Raum eines Zimmers, eines Hauses oder Gartens, obwohl vom sozialen Raum durch Schranken und Mauern, durch alle Zeichen des Privateigentums abgetrennt“ (ebd.), liegen im sozialen Raum nicht nur nebeneinander, sondern schieben sich ineinander, überlagern sich, prallen auch aufeinander und setzen sich zusammen.

Mit den *Repräsentationen des Raumes* und den Vorstellungen der Technokraten, Architekten und Planer sind Homogenitätsvorstellungen der jeweils existierenden Gesellschaft verbunden, ein Aspekt, den ich an dieser Stelle mit einbringen möchte, da sich diese Homogenitätsvorstellungen auch in der Sozialen Arbeit widerspiegeln. So soll sozialpädagogisches Handeln als intermediäre Instanz⁵⁰ doch möglichst immer dazu führen, dass ein Raum der Homogenität entsteht und Normalität weitestgehend wiederhergestellt wird (vgl. Kessl/Reutlinger 2007: 73 ff.), damit Jugendliche und junge Erwachsene wieder ein *normales* Leben führen sollen bzw. können. In der hier vorliegenden Untersuchung möchte ich jedoch aus Adressatensicht herausarbeiten, wie gerade das „Aushalten von Nicht-Homogenität“ (ebd.) möglich ist und welche Räume bzw. Orte bereitgestellt werden müssten, dass im Sinne eines LEFEBVRE *Räume der Repräsentationen* entstehen können, die gegebenenfalls die Ordnung der gesellschaftlichen Werte und Normen unterlaufen und diesen entgegenstehen. WINKLER (1988) beschreibt, dass es eben gerade nicht um den Inhalt des Aneig-

⁴⁹ In Anlehnung an Jürgen Habermas (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. Band I und II

⁵⁰ Vgl. Hinte, Wolfgang (1994); Fehren, Oliver (2008)

nungsgeschehens gehe, also darum, ob gesellschaftlich notwendige Normen und Werte angeeignet werden sollen bzw. können, sondern „vielmehr um die Sicherung oder Wiederherstellung der Subjektivität in ihrer Dynamik“ (ebd.: 153). Ähnlich wie LEFEBVREs Theorie der Produktion des Raumes, bei der die Produktion nie abgeschlossen ist und bei der das Produzieren und das Reproduzieren von Räumen dazu führen, dass, sobald eine Raumproduktion abgeschlossen ist, bereits der Ausgangspunkt einer neuen Produktion gebildet wird, sieht WINKLER das Subjekt einem ständigen Wandel unterworfen, der seinen Ausdruck in einer ständigen Veränderung und Aneignung findet.

Es sind Herrschaftsverhältnisse im Raum vorhanden, die auch als gesellschaftskritische Argumentationslinie in Bezug auf die Anerkennung alternativer Lebensentwürfe dienen. Das zweistufige Gesellschaftsmodell mit der Unterscheidung in System und Lebenswelt, das auf HABERMAS zurückgeht und welches er in seinem Hauptwerk „Theorie des kommunikativen Handelns“ ausführlich bearbeitet, dient als Hintergrund der Fragen, die in Auseinandersetzung mit LEFEBVRE und WINKLER bearbeitet werden sollen. Die beiden Sphären *System* und *Lebenswelt* bedingen sich nach HABERMAS gegenseitig, wirken aufeinander ein und doch „sind diese von ihm analytisch [...] als zwei grundverschiedene Modi der Integration in Gesellschaft konzipiert“ (May 2011: 46). Während das Handeln in der einen Sphäre kommunikativ stattfindet, herrscht in der anderen Sphäre zweckrationales bzw. strategisch-instrumentelles Handeln; während auf der einen Seite die Teilhabe der Individuen in der Gesellschaft im Rahmen der Sozialintegration bearbeitet wird, ist es auf der anderen Seite die Systemintegration, die den Zusammenhalt einer Gesellschaft bestimmt.⁵¹ Bezieht man die beiden Sphären auf LEFEBVRE, so würde ich das zweckrationale Handeln dem zuordnen, was LEFEBVRE als *Repräsentationen des Raumes* beschrieben hat, und das kommunikative Handeln eher dem zuordnen, was LEFEBVRE *Räume der Repräsentation* nennt. Auch bei HABERMAS beziehen sich die beiden Sphären aufeinander, bedingen sich gegenseitig und beeinflussen sich. Ähnlich wie LEFEBVRE geht HABERMAS in seiner Theorie von einer massiven Veränderung der Gesellschaft aus, die in einer Dreiteilung der Welt mündet, „in eine objektive, eine subjektive und eine soziale Welt mit je eigenen Anforderungen und Handlungsmustern“ (Bonacker 1997: 28). Erst durch die beiden Sphären *Lebenswelt* und *System* lassen sich die wechselhaften und komplexen Prozesse der gesellschaftlichen Veränderung und Rationalisierung verstehen. Das Hauptproblem moderner Gesellschaften sieht HABERMAS im Eindringen bürokratischer Instanzen des *Systems* mit den jeweiligen Medien in die *Lebenswelt*. HABERMAS kritisiert die sich immer weiter ausbreitende Bürokratie, die in die *Lebenswelt* der Menschen eingreift. Für HABERMAS geht es in seiner Gesellschaftstheorie darum, „eine neue Balance zwischen den Gewalten der gesellschaftlichen Integration“

⁵¹ Die Unterscheidung zwischen System- und Sozialintegration geht auf David Lockwood (1979) zurück

(Habermas 1990a: 36) herzustellen, was nur „durch einen normativ gesicherten oder kommunikativ erzielten Konsens“ (Habermas 1981b: 179) möglich zu sein scheint. In der „Produktivkraft Kommunikation“ (Habermas 1993: 36) sieht er das Mittel, „gegen die ‚Gewalten‘ der beiden anderen Steuerungsressourcen, Geld und administrative Macht“ (Habermas 1985a: 158) vorzugehen. HABERMAS kritisierte den Begriff der Arbeit, wie er beispielsweise durch MAX HORKHEIMER, THEODOR W. ADORNO und HERBERT MARCUSE verwendet wurde, und ersetzt ihn durch den empathischen Begriff der Interaktion, woraus seine Theorie des kommunikativen Handelns als Gesellschaftstheorie entstand. So sah er einen fundamentalen Unterschied zwischen der Subjekt-Objekt-Beziehung (welcher er die Zweckrationalität und die Verdinglichung zuordnete) und der Subjekt-Subjekt-Beziehung (die für ihn kommunikative Rationalität und gegenseitige Anerkennung bedeutete) (vgl. Masschelein 1991: 206). So ist er auch der „Überzeugung, daß die gesellschaftliche Wirklichkeit nicht in Begriffen der ‚Arbeit‘ und ‚Produktion‘, sondern nur in Begriffen der ‚Arbeit‘ und ‚Interaktion‘ zu verstehen ist.“ (ebd.: 13) OSKAR NEGOT und KLUGE kritisierten diesen Ansatz, da „dem herrschaftsfreien Kommunikationszusammenhang [...] Stachel und zunächst eine Wurzel der Kommunikation; der fremdbestimmten Arbeit [...] die ihr angehörende eigensinnige Unterseite [fehlten], die gerade auf die Fremdbestimmung antwortet und historisch die Kristallisation der Selbstregulierung trägt“ (Negt/Kluge 1981: 997). HABERMAS entwirft hier ein sehr idealtypisches Kommunikationsbild des herrschaftsfreien Diskurses, welches ihm viel Kritik eingebracht hat und das in der Folge vor dem Hintergrund der untersuchten Zielgruppe auch überprüft werden soll. HABERMAS bezieht sich in seinen Gedanken auf GEORG WILHELM FRIEDRICH HEGEL, der in seiner frühen Zeit noch ein Konzept verfolgte, in dem das „höchst komplexe dialektische Verhältnis zwischen Natur und Geist“ (Ranchio 2016: 198) sich von dem zwischenmenschlichen Verhältnis unterscheidet, was letztlich zu einer Unterscheidung von Sprache, Arbeitsprozess und Kampf um Anerkennung bzw. Interaktion kristallisiert, die als Medien zwischen Subjekt und Umwelt vermitteln. Die Sprache manifestiert sich in der Benutzung von Symbolen, durch die das Subjekt mit der Umwelt in Beziehung tritt, was dazu führt, dass – im Sinne MARTINA LÖW – Dinge bzw. soziale Güter eine Bedeutung bekommen und so verknüpft und positioniert werden können. So können auch Aussagen getroffen werden „über die Herstellung von Beziehungen zwischen diesen Elementen“ (Löw/Sturm 2019: 16). Neben der Kategorie der Interaktion fungiert die Sphäre der Arbeit als Medium eines dialektischen Prozesses (vgl. Habermas 1968). Während die Dialektik der Arbeit auf die Aneignung von Naturgegenständen abzielt, vollzieht sich der Bildungsprozess von Ich-Identitäten in der Dialektik der Interaktion; im „Kampf um Anerkennung“ (Honneth 2003) sieht HEGEL die Voraussetzungen eines Dialogs zwischen Subjekten, um das *Sich-Erkennen-im-Anderen*: „Das Verhältnis beyder Selbstbewußtseyn ist also so bestimmt, daß sie sich selbst und einander durch den Kampf auf Leben und Tod bewähren.- Sie müssen in

diesen Kampf gehen, denn sie müssen die Gewißheit ihrer selbst, für sich zu seyn, zur Wahrheit an den Andern, und an ihnen selbst erheben. [...] Das Individuum, welches das Leben nicht gewagt hat, kann wohl als Person anerkannt werden; aber es hat die Wahrheit dieses Anerkanntseyns als eines selbstständigen Selbstbewußtseyns nicht erreicht. Ebenso muss jedes auf den Tod des Andern gehen, wie es sein Leben daransetzt“ (Hegel 1841: 139). Das Subjekt setzt sich mit anderen gleich, unterscheidet sich von anderen und erkennt sich in anderen; darin begreift HABERMAS die Konstitution des Ich „aus Prozessen der Bildung, nämlich der kommunikativen Einigung entgegengesetzter Subjekte.“ (Habermas 1968: 23) HABERMAS zeigt auf, dass es Ähnlichkeiten zwischen Sprache bzw. Interaktion und Arbeit gibt, da beide auf symbolischen Strukturen aufbauen: Um ein Werkzeug benutzen zu können, um einen Arbeitsprozess zu strukturieren, muss das Subjekt Symbole verwenden. HABERMAS versucht, MARX' dialektischen Materialismus mit der Dialektik von Arbeit und Interaktion neu zu fassen, indem er diese beiden ursprünglichen Kategorien in vier unterschiedliche Begriffe der Handlungsrationalität führt: das teleologische Handeln (Arbeit), das kommunikativen Handeln (Interaktion) sowie das normenregulierte und das dramaturgische Handeln. Ich möchte an dieser Stelle nur auf den ersten Begriff eingehen, da die anderen Kategorien an späterer Stelle noch ausführlicher behandelt werden sollen. Die Arbeit als Handeln zielt auf die Befriedigung bestimmter Wünsche oder Bedürfnisse ab und steht mit der objektiven Welt in Bezug, d. h. es handelt sich um einen teleologischen Bezug, welcher der Logik des Erfolgs unterliegt. HABERMAS scheint stark zu verkürzen, wenn er den Arbeitsbegriff mehr oder weniger auf das instrumentelle Handeln reduziert, dessen Ausführung nur im Rahmen von Kommunikationsprozessen denkbar scheint. Für ihn stellt sich Arbeit in Gesellschaften kategorial offensichtlich als rein instrumentelles Handeln dar. Letztlich sind die auf Arbeitsteilung beruhenden Prozesse für die Bildung der modernen okzidentalen Gesellschaft notwendig (vgl. Elias 1987).

Die Aneignung von Raum, also die Auseinandersetzung mit Umwelt und Objektivität, ist neben der Wahrnehmung und dem Erleben von Raum ein weiterer Aspekt, der in diesem Teil aufgegriffen und behandelt werden soll. So wird Raum nicht nur wahrgenommen, erlebt und erlitten, sondern auch aktiv angeeignet. Während das eine eher passiv geschieht, handelt es sich bei dem anderen um einen aktiven Prozess; m. E. ein wichtiger Umstand, der unterstreicht, dass es sich bei den jungen erwachsenen Wohnungslosen nicht um *Opfer* handelt, die sich ihrem Schicksal willenlos oder kraftlos ergeben (haben), sondern um Subjekte, die aktiv handeln und deren Lebenswelt – auch wenn es sich hierbei um Lebensentwürfe handelt, die den gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen widersprechen mögen – als aktive Auseinandersetzung mit der sie umgebenden Welt zu verstehen ist. DEINET versteht den Prozess der Aneignung als einen „schöpferische[n] Prozess der eigentätigen Auseinander-

setzung mit der gegenständlichen und symbolischen Kultur und Gestaltung und Veränderung von Räumen und Situationen“ (Deinet 2004: 177). Das Aneignungskonzept in Anlehnung an die kulturhistorische Schule der sowjetischen Psychologie ist vor allem mit dem Namen ALEXEJ NIKOLAJEWITSCH LEONTJEW verbunden als „Entwicklung des Menschen als tätige Auseinandersetzung mit seiner Umwelt“ (ebd.: 178), die durch weite Teile „bereits durch menschliche Tätigkeit geschaffen bzw. verändert wurde“ (ebd.). Aneignung ist demnach mehr als die bloße Inbesitznahme von Dingen, Objekten oder Raumstrukturen, mehr als die bloße Anpassung an gesellschaftliche Bedingungen und Vorgaben; Aneignung ist das „Erschließen, Begreifen, aber auch Verändern, Umfunktionieren und Umwandeln“ (Deinet/Reutlinger 2014: 11) der vorgegebenen Räume und Strukturen. Im Hinblick auf die jungen erwachsenen Wohnungslosen möchte ich mit der vorliegenden Untersuchung einen Einblick geben, wie sie m. E. eigentätig Räume schaffen und Räume ihrer Lebenswelt verbinden.⁵² Hierbei geht es neben der eigentätigen Auseinandersetzung mit der Umwelt und der kreativen Gestaltung von Räumen mit Symbolen vor allem auch um die Darstellung, Inszenierung und Verortung im öffentlichen Raum und in Institutionen, um die Erweiterung des Handlungsraumes, die Veränderung vorgegebener Situationen und Arrangements, die Erweiterung von Kompetenzen, die Erprobung des erweiterten Verhaltensrepertoires und neuer Fähigkeiten in neuen Situationen sowie die Entwicklung situationsübergreifender Kompetenzen (vgl. Deinet 2004: 178 f.). WINKLERs ortspädagogisches Handeln schließlich greift den Ansatz der aktiven Auseinandersetzung mit der Objektivität auf. WINKLER stellt die Frage, „wie ein Ort beschaffen sein muss, damit ein Subjekt an ihm leben und sich entwickeln kann, damit er auch als Lebensbedingung vom Subjekt kontrolliert wird“ (Winkler 1988: 278), und markiert damit, dass die sozialräumlichen Bezüge konstitutiv für Soziale Arbeit sind. Somit muss – dieser Denkweise folgend – dem Subjekt ein Lebensort zur Verfügung gestellt werden, was damit einhergehend bedeutet, dass sozialpädagogisches Handeln immer Orts handeln darstellt. Darüber hinaus muss dieses Handeln die spezifische Weise im Blick haben, in der eben diese Subjekte in tätiger Auseinandersetzung mit „einer gesellschaftlich konstituierten ‚ortsbezogenen Raumstruktur‘“ (May 2011: 49) Sozialräume schaffen und aneignen. Neben der praktischen Frage, wie solch ein Ort gestaltet werden sollte, dient die *Theorie der Sozialpädagogik* auch als Reflexionsebene der Praxis Sozialer Arbeit. Raum stellt sich hier in einer doppelten Konstruiertheit dar: So werden Sozialräume eben in tätiger Auseinandersetzung mit einer bereits konstituierten ortsbezogenen Raumstruktur hergestellt, d. h. dass jeder Aneignungsprozess in den Zusammenhang einer sozialen Situation eingebettet ist und sich jede Situation durch einen räumlichen Zusammenhang auszeichnet, indem Subjekte aufeinandertreffen, kommunizieren, sich Machtverhältnisse zeigen, Stereotype auf-

⁵² Den Hintergrund bilden Interviews in Anlehnung an Andreas Witzels Problemzentriertes Interview

treten etc. (Winkler 1988: 168 f.). Die Praxis der Sozialen Arbeit steht also zwangsläufig vor der Frage, wie Gelegenheiten und Situationen gestaltet und ermöglicht werden können, die eine gelingende Aneignung zulassen. Die Verknüpfung der beiden Ansätze von WINKLER und LEFEBVRE scheinen mir vor dem Hintergrund des HABERMAS'schen Gesellschaftsmodells geeignet, um die zentrale Frage der vorliegenden Arbeit zu bearbeiten: Welche räumlichen und sozialen Bedingungen benötigen junge erwachsene Wohnungslose, „um sich in ihren Bedürfnissen und Vermögen verwirklichen zu können“? (May 2011: 44) und das Alltagsleben „im Sinne Lefebvres zu etwas zu machen, in dem sie sich selbst wiederfinden können, verstehen und dann in einem ‚sozialpädagogischen Ortshandeln‘ im Sinne Winklers aufgreifen zu können.“ (ebd.). Oder: Wie eignen sich junge erwachsene Wohnungslose sozialen Raum an? Raumaneignung bei Kindern und Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen meint allerdings über die konkrete Inbesitznahme eines Ortes hinaus auch das „aktive Handeln des Subjektes, seine Auseinandersetzung mit der räumlichen und sozialen Umwelt, indem es diese zu eigen macht und sich gleichzeitig gestaltend in ihr wiederfindet bzw. wiederfinden kann.“ (Deinet/Reutlinger 2014: 11).

Dies scheint auf den ersten Blick eine „kleine Werkzeugkiste“, eine „petites boites à outils“ im Sinne eines FOUCAULT zu sein, möglicherweise mag hier auch der Eindruck einer gewissen Willkür entstehen; um diesem jedoch gegenzusteuern, möchte ich den verschiedenen Ansätzen und Theorien, vor allem auch jenen, die in Bezug zur Armutsforschung stehen, mit dem Begriff der „Entfremdung“ gleichsam eine Klammer verleihen, welche den Rahmen spannt zwischen den Ansätzen, ist Entfremdung doch sowohl bei LEFEBVRE, HABERMAS (der von Verdinglichung spricht) als auch bei WINKLER (der das Thema in den *Modi der Differenz* verortet) ein Thema, das explizit oder ebenso implizit behandelt wird. In der Auseinandersetzung mit den genannten Theorien, aber auch in den Gesprächen mit den Nutzer*innen des Angebotes stellte sich mir immer wieder zwangsläufig die Frage nach der Entfremdung; wenngleich es sich hierbei um ein Phänomen handelt, das seit vielen Jahrzehnten ausführlich in der Wissenschaft diskutiert und behandelt wird. So zeigen die Aufsätze von ZIEGLER (2018) und SCHAARSCHUCH (2019), dass es sich nach wie vor um eine aktuelle wissenschaftliche Diskussion handelt, die ich ebenfalls aufgreifen möchte, da dies in Bezug auf die Zielgruppe der jungen erwachsenen Wohnungslosen m. E. ein wichtiges Thema ist. Der Begriff der Entfremdung, der das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft bezeichnet, wurde seit JEAN-JACQUES ROUSSEAU in der sozialwissenschaftlichen Literatur von verschiedenen Denkern, wie HEGEL, ÉMILE DURKHEIM, SIMMEL, MARX, WEBER, ARNOLD GEHLEN oder auch LEFEBVRE aufgegriffen und verwendet. Dadurch ergeben sich Anknüpfungspunkte zu den verschiedenen Theorien und Begriffen, die einen „roten Faden“ darstellen.

2. Gesellschaftlicher Raum

In den vergangenen Jahren hat der Raum eine zentrale Rolle in den Sozialwissenschaften eingenommen. Mittlerweile ist die Rede vom Raum keine neue mehr, vielmehr wird seit einigen Jahren in den unterschiedlichen Disziplinen wie der Soziologie, der Ethnographie, der Kulturwissenschaften und der Geographie vermehrt und intensiv über den Raum gesprochen. Die Sozialraumorientierung ist in aller Munde und wird nicht nur in der Jugendhilfe angewendet, sondern auch in anderen Bereichen der Sozialen Arbeit; man könnte fast meinen, es ginge nicht mehr ohne. Der *spatial turn* (Soja 1989), wie er auch gerne in der Soziologie genannt wird und zu diesem Phänomen geführt hat, liegt nun schon einige Jahre zurück, hat aber nachhaltig gewirkt. MARKUS SCHROER weist darauf hin, dass Raum als Kategorie in der Moderne von der Kategorie Zeit verdrängt worden sei: „Die These von der zunehmenden Irrelevanz des Raums scheint vielmehr auch den Theorien der Moderne insgesamt eingeschrieben zu sein. Von Emile Durkheim und Georg Simmel über Talcott Parsons bis Niklas Luhmann und Zygmunt Bauman wird dem Raum im Laufe des Modernisierungsprozesses eine immer kleiner werdende Rolle zugesprochen“ (Schroer 2018: 5). Dies begründet er mit den Globalisierungsprozessen und „[der] Beschleunigung, die als Grunderfahrung der Moderne gelten kann“ (ebd.: 6), und konstatiert eine neuerliche Hinwendung zum Raum mit Verweis auf AUGÉ und FOUCAULT, dass wir in einer „Epoche des Raumes“ (Foucault 1992: 34) leben, die sich durch eine „Ordnung der Gleichzeitigkeiten“ (Schroer 2018: 7) auszeichne. Ein Aspekt, den ich bereits benannt und später erneut aufgreifen möchte, definiert er doch Raum als ein Nebeneinander unterschiedlicher Einzelräume, als eine Überlappung von Sozialräumen, die sich auch als ein „Nebeneinander der verschiedenen [...] Kulturen, Lebensstile, Werte, Moden usw. diagnostizieren, [...] die durch keine vereinheitlichende Klammer mehr zusammengehalten werden, sondern gleichberechtigt nebeneinander existieren“ (ebd.: 9). Daneben findet Soziale Arbeit auch immer im Raum statt und so ist für WINKLER einerseits das Handeln entscheidend für den Erfolg in der Erziehung, gleichzeitig stellt für ihn der Ort aber eine genauso wichtige und entscheidende Komponente im Prozess dar. Lange Jahre war der Raum in der Wissenschaft klar besetzt und definiert: Als Behälter, der gefüllt werden kann und der offensichtlich schon immer existent ist. Raum war lange Zeit als „derart selbstverständlich vorausgesetzt [...], dass eine nähere Auseinandersetzung mit ihm unnötig erscheinen musste“ (ebd.: 10). Die hat sich im Laufe der vergangenen Jahre allerdings radikal geändert und soll im Folgenden näher beleuchtet werden. SCHROER weist jedoch auch darauf hin, dass bei der „Wiederkehr des Raums [...] dagegen zumeist nicht nur vom physischen Raum die Rede [ist], sondern vom sozialen Raum“ (ebd.: 12).

2.1. Veränderung von Raumkonzepten

Alle neueren Vorstellungen vom Raum gehen davon aus, „dass Raum nicht länger als naturhaft gegebener materieller Hinter- oder erdgebundener Untergrund sozialer Prozesse unveränderbar und für alle gleichermaßen existent angenommen werden kann“ (Löw/Sturm 2019: 4). Raum wird vielmehr in seiner doppelten Konstituiertheit wahrgenommen, da er selbst sozial produziert wird und somit „sowohl Gesellschaft strukturierend als auch durch Gesellschaft strukturiert und im gesellschaftlichen Prozess sich verändernd begriffen“ (ebd.) werden kann. Raum ist „als etwas sozial Entstehendes und Wirkendes anzusehen“ (Herrmann 2010: 7). Mit DURKHEIM und SIMMEL sind es gleich zwei Vertreter der Soziologie, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts das Verhältnis von Gesellschaft und Raum aufgreifen und thematisieren. Bis dahin sind es gängige Konzepte von zweidimensionalen Behälterräumen, welche die Vorstellung der „etablierten deterministischen Denkmodelle[] der politischen Geografie und der Geopolitik wie auch von den Standorttheorien der Ökonomie“ (ebd.: 2) prägen. Raum als Behälter gedacht, kann nach LÖW und GABRIELE STURM nicht als kreativitätsfördernd und lebensunterstützend angesehen werden, sondern muss „eher als entwicklungshemmende Leere oder als ein Hindernis, das Kosten verursacht“ (ebd.) wahrgenommen werden. Auf die Gesellschaft übertragen bedeutet dieses Konzept, dass der Staat als Behälter der Gesellschaft gesehen werden kann bzw. muss und „politische oder Nachfrage-Dominanz das Ordnungsraster für das verbleibende Leben produzieren“ (ebd.). Hier spiegelt sich ALBERT EINSTEINs Vorstellung „von Raum als eine den Körpern übergeordnete Realität“ (May 2008c: 19), die zu der Vorstellung führt, dass menschliches Handeln „immer in diese Räume eingelagert zu sein [schien], und die logische Frage schien dann: Welche Auswirkungen haben diese Räume auf das jeweilige Handeln der Akteure?“ (Kessl/Reutlinger 2007: 7). ARMIN NASSEHI konstatiert ebenfalls, „dass der Raumbegriff zunächst völlig unproblematisch erscheine und dass soziologisch ausschließlich von Interesse sei, wie die soziale Ordnung räumliche Extension im Sinne sozialer Anordnung benutze“ (Engelberty 2012: 34). Raum wird hier „als territoriale Bedingung oder Umgebung sozialer Zusammenhänge“ (Kessl/Reutlinger 2007: 7) angesehen, was bedeuten kann, dass es sich hierbei vor allem um Stadtteile, Bezirke, Straßenzüge handele; Sozialraum stellt in dieser Vorstellung also lediglich bestimmbare Quartiere dar (Kessl/Reutlinger 2007: 28). Sozialraum und der Sozialräumliche Ansatz wird häufig, vor allem in der Verwaltung, immer noch so verstanden: Städte werden in Stadtteile, Bezirke und Quartiere eingeteilt und bewertet. Im Rahmen von sogenannten Sozialdatenmonitorings werden dann Hilfen zugeteilt und bewilligt. Nach wie vor scheint es sich bei dem Begriff des Sozialraums um „Planungs- und Steuerungsräume“ zu handeln (vgl. May 2008d: 69), die nach wie vor als „Containerraum“ angesehen werden, was aber dazu führt, dass man „der Komplexität und Heterogenität sozialer Zusammenhänge nicht gerecht werden“ (Kessl/Reutlinger 2007: 23) kann. Der Sozialräumliche Ansatz, den

HINTE, GERHARD LITGES und WERNER SPRINGER in ihrer Publikation „Vom Feld zum Fall“ vorstellen, ist m. E. noch nicht überall in der Jugendhilfe angekommen. Die Vorstellung vom Container, in dem etwas stattfindet, umschreibt der Physiker Carl Friedrich von Weizsäcker mit dem Bild der Mietskasernen, „in die Körper einziehen. Die Gebäude selbst bestehen bereits und geben den Körpern einen bestimmten Rahmen vor“ (Kessl/Reutlinger 2007.: 20). Diese Vorstellung, die der alltäglichen Annahme entspricht, „dass Menschen *im* Raum leben“ (Herrmann 2010: 9; Hervorhebung i. Orig.) nimmt Raum als naturgegeben wahr, „dem insofern kaum eine soziale Bedeutung zukommt“ (ebd.: 10). „Raum ist aber mehr, Raum stellt immer das Ergebnis menschlichen Handelns dar, d. h. Menschen konstituieren Raum“ (Engelbert 2012: 34), was schließlich in den 1990ern zu einem lebhaften Diskurs zu den Überlegungen des Raumbegriffs führte. DIETER LÄPPLE (1991) erhob gegenüber den Geisteswissenschaften den Vorwurf der „Raumblindheit“ (vgl. Wüst 2008: 40). Folgt man der *Containerisierung*, wie es BENNO WERLEN nennt, bedeutet es, „dass irgendeine Gegebenheit als Inhalt eines Behältnisses thematisiert wird“ (Werlen: 20). Raum wird „spätestens seit Einsteins Relativitätstheorie“ (Schroer 2018: 27) in neueren Überlegungen als relational angesehen, Raum ist nicht mehr nur noch ein Container, ein naturgebener „neutraler, dreidimensionaler, durch Länge, Breite und Höhe bestimmter sowie mathematisch-physikalisch zu beschreibender ‚Behälter‘“ (Herrmann 2010: 10), sondern „ist Ausdruck gesellschaftlicher Ordnungsrelationen“ (ebd.: 11). Dieser Ansatz bezeichnet die Relationen und Beziehungen von Dingen, Sachen und Menschen und lässt so erst durch diese Beziehungen einen Raum entstehen. SCHROER (2006) definiert es folgendermaßen: „Entscheidend ist, dass sich die Lagebeziehung eines jeden Dings aus dem ‚Bezug auf jedes andere‘ herleiten lässt. Die Lage eines Körpers ergibt sich aus seiner jeweiligen Relation zu einem anderen, also immer nur ‚in Relation zu‘ und nicht absolut.“ (ebd.: 40) Geographische Grenzen treten zugunsten der Beziehungen in den Hintergrund. Raum und Inhalt lassen sich demnach nicht voneinander trennen, sondern sind untrennbar aufeinander bezogen. Man könnte nun davon ausgehen, dass das eine Konzept in der Wissenschaft durch das andere Konzept ersetzt worden sei. STEPHAN GÜNZEL (2010) sieht hier die Gefahr von Raumfallen, SCHROER verweist darauf, dass das „Ziel einer raumsoziologischen Perspektive“ (Schroer 2018: 15) nicht sein solle, „die lange Zeit vorherrschende Container-Theorie durch eine relationale Raumauffassung schlicht zu ersetzen. Ziel wäre es [...] vielmehr, ein Verständnis des Raums zu entwickeln, der dem Raumdeterminismus des Behälterkonzepts ebenso entgeht wie dem Raumvoluntarismus des relationalen Raumkonzepts“ (ebd.).

Hier kommt der Sozialökologie der Chicagoer Schule um ROBERT EZRA PARK eine nicht unbedeutende Rolle zu, sah sie ihre Aufgabe doch darin, „die wohlgeordnete und wechselseitig vorteilhafte Balance eines Zusammenlebens von Menschen in einem territorial um-

grenzten Raum auszuloten“ (May 2008c: 19). Dabei sahen sie die Stadt als (menschliches) Habitat an, das „als Produkt menschlicher Naturgesetze wie von Kommunikation, Konsens und Sitte“ (Löw/Sturm 2019: 8) zu verstehen sei, was dazu führt, dass „die Raumordnung eines menschlichen Lebensraums [...] niemals stabil [ist], sondern immer eine historische Momentaufnahme“ (ebd.). Somit arbeiten PARK und die Chicagoer Schule zwar auch mit einem Container- oder Behälterbegriff, da dort Sozialraum als „deutlich abgegrenztes Wohnviertel theoretisiert wird, welches über bestimmte kulturelle Eigenheiten verfügt“ (May 2008c: 20), allerdings wurde die Gesamtstadt als Ansammlung verschiedener Gebiete angesehen, „die sich als Ergebnis der Industrialisierung und des urbanen Wachstums in Form konzentrischer Kreise um den Stadtkern gruppieren“ (ebd.). MAY konstatiert dem sozialökologischen Ansatz zwar, dass dieser weiterhin mit dem Containerbegriff arbeite, aber doch daran interessiert sei, welche Probleme es in den einzelnen Gebieten gäbe und wie man diesen begegnen könne, so dass mit WINKLER die Frage gestellt werde, „wie ein Ort beschaffen sein muss, damit ein Subjekt an ihm leben und sich entwickeln kann, damit er auch als Lebensbedingung vom Subjekt kontrolliert wird“ (Winkler 1988: 278 f.). PARK bezog sich mit seinen Annahmen auf SIMMEL, der sich mit Vergesellschaftungsformen beschäftigte und die „Relevanz des einen, abstrakten, unbeweglichen Raumes der Moderne in den Hintergrund zugunsten vielfältiger räumlicher Kontexte [rückte], die sich aus der besonderen Gestaltung der Dinge ergeben“ (Löw et al. 2008: 31). Für die Chicagoer Schule ging es vor allem darum, die Entstehung sozialer Ungleichheit beim Übergang von einer traditionellen landwirtschaftlich geprägten Gesellschaftsform zur modernen Industriegesellschaft erklären zu können und die damit verbundene Frage, wie Integration in einer modernen Gesellschaft möglich ist, die sich aus unterschiedlichen *communities*⁵³ zusammensetzt. Der Untersuchungsgegenstand der Arbeit ist der Alltag (wie später auch bei LEFEBVRE), um so Einblicke und Einsichten in die Perspektiven der Handelnden und deren Wirklichkeiten zu bekommen und daraus milieuspezifische Lebenswelten zu verstehen und in Relation zu anderen setzen zu können. ERVING GOFFMANN betont eben diesen Beziehungscharakter von sozialen Räumen, der durch die interaktive Herstellung derselben entsteht, und arbeitet mit Begriffen wie Bühne, Rahmen oder vordere und rückwärtige Regionen, um so nicht in ein Behälterkonzept zu verfallen und gleichzeitig auf den räumlichen Charakter sozialer Phänomene zu verweisen (vgl. Löw/Sturm 2019: 8). Raum wird hier als Beziehungsraum definiert, der das Ergebnis menschlichen Tuns darstellt. ANTHONY GIDDENS schließlich greift GOFFMANNs Überle-

⁵³ Unter *communities* versteht Park soziale Gruppen mit gemeinsamer ethnischer oder gruppenspezifischer Gruppenzugehörigkeit. In den 1920er Jahren waren diese Gruppen auch räumlich an bestimmten Orten zentriert (z. B. Chinatown, das italienische Viertel, das französische Viertel etc.). In vielen amerikanischen Städten gibt es auch heute noch Viertel, die diese Bezeichnungen tragen, z. B. in San Francisco Chinatown, Japantown, Russian Hill, French Quartier, Little Italy, Mission District und so einerseits auf historische Gegebenheiten hinweisen, andererseits aber auch immer noch ethnisch und kulturell geprägt sind.

gungen in den 1980er Jahren auf und prägt den Begriff der Dualität von Struktur; Raum wird hier als Ort zum Bezugsrahmen für Interaktion, „während umgekehrt die diversen Interaktionsbezugsrahmen für die Spezifizierung der Kontextualität von Raum und Zeit verantwortlich sind“ (ebd.: 6). D. h. gesellschaftliche Strukturen wirken nicht rigide determinierend, sondern sind „Medium und Ergebnis sich wiederholenden Handelns“ (Löw et al. 2008: 59). Für GIDDENS ist der Mensch mit all seinen Fähigkeiten und Kenntnissen sowohl Schöpfer als auch Produkt gesellschaftlicher Regeln und Ressourcen, d. h. Akteure und gesellschaftliche Strukturen reproduzieren sich wechselseitig, was einer Dualität von Struktur entspricht. So seien die „Regeln und Ressourcen [...] in die Produktion und Reproduktion sozialen Handelns einbezogen [...] [und stellen] gleichzeitig die Mittel der Systemreproduktion“ (Giddens 1988: 70) dar. Durch die Routinen werden gesellschaftliche Institutionen reproduziert, aber auch das eigene Handeln habitualisiert. Raum hat für ihn einen wichtigen Stellenwert, der neben der Zeit das „Kernstück der Sozialtheorien“ (ebd.: 161) darstelle, als ein Ort, der sich über das Soziale definiere. So finden Handlungen im Raum statt, soziale Beziehungen sind im Raum eingebettet und als ortsgebundene Interaktionszusammenhänge zu verstehen (vgl. Löw et al. 2008: 60); Raum als der Ort, „an bzw. in dem Ereignisse stattfinden und der in spezifischer Weise vorgefunden wird“ (ebd.). Auch hier zeigt sich, dass an einem Raumausschnitt mehrere soziale Ereignisse zeitgleich stattfinden können, allerdings bleiben in seiner Theorie „verschiedene Räume an einem Ort jedoch undenkbar“ (ebd.). GIDDENS beschreibt diesen Umstand mit dem Wort Regionalisierung und meint damit eine Verknüpfung von geografischer Region und sozialer Zuschreibung: So werden Häuser in verschiedene Zimmer aufgeteilt, die unterschiedliche Zuweisungen besitzen und die man auch über die Kategorie Zeit in verschiedene Zonen unterteilen kann, wie etwa in Arbeitsperioden und Schlafperioden.

WERLEN kritisiert GIDDENS dahingehend, dass dieser auch mit einem Containerbegriff arbeite, der nicht nur eine räumliche, sondern auch noch eine zeitliche Dimension enthalte (Werlen 2005: 23). Dem Raum werde, so WERLEN weiter, eine „konstitutive Kapazität bzw. eine das Soziale prägende Kraft zugewiesen“ (ebd.), was zu einem gewissen Widerspruch führe, da an anderer Stelle den Subjekten mit ihren Handlungen eine zentrale Rolle bei der „Konstitution der Gesellschaft“ (ebd.) zugewiesen werde. Mit Verweis auf GIDDENS Behauptung „A society is a group of people who live in a particular territory“ (Giddens 1995: 746) legt WERLEN zwei Aspekte der Containerisierung des Sozialen als Problem offen, da Raum demnach „erstens als natürlich-objekthaft, jedem sozialen Handeln vor-gegeben ‚gesetzt‘“ (Werlen 2005: 23) wird „und zweitens wird ihm eine Kraft zugewiesen, die sozialem Handeln nicht nur unzugänglich ist, sondern auf dieses konstitutiv wirkt“ (ebd.). WERLEN nutzt jedoch das Konzept der Regionalisierung als Grundlage, um einen Perspektivwechsel von einer „Geographie der Objekte“ (Werlen 1997: 250) zu einer „Geographie der Subjekte“ (ebd.) vor-

zunehmen. Den Ausgangspunkt für diesen Perspektivwechsel sieht WERLEN darin, dass Raum als „eine sozial konstituierte Gegebenheit verstanden werden“ (Werlen 2005: 24) soll, wobei die „sozialen Praktiken der Regionalisierung [...] auf das Verhältnis von Handeln, Körper und physisch-materiellem Kontext und nicht auf einen vorausgesetzten Container-Raum“ (ebd.) verweisen. Raum erhält seine Bedeutung nach WERLEN aus der Körperlichkeit der Handelnden, aus der Interaktion und der sozialen Produktion und Reproduktion. Er weist m. E. stärker als GIDDENS darauf hin, dass der Begriff der Regionalisierung nicht nur unterschiedliche Zuweisungen beinhalte im Sinne von „Begrenzung und Unterteilung von Schauplätzen bzw. räumlichen Ausschnitten“ (ebd.: 26), sondern seine zentrale Bedeutung „vielmehr in der Aneignung“ (ebd.) habe. WERLEN spricht davon, dass wir *die Welt leben*, und fordert ein, dass „das alltägliche Geographie-Machen auf wissenschaftliche Weise zu untersuchen“ (Werlen 1997: 39) sei, „beziehen die Subjekte die ‚Welt‘ auf sich“ (ebd.: 253). Der Körper ist für WERLEN zentral, bildet er doch das „Zentrum der in die Außenwelt gerichteten Tätigkeiten“ (Werlen 1995: 236) und ermöglicht überhaupt erst das Geographie-Machen, das als das Auf-sich-beziehen von Welt zu verstehen ist, als regionalisierende Alltagspraktiken. Somit steht nicht die Bildung und Konstruktion von Raum in WERLENS Fokus und auch nicht das Handeln im Raum, sondern „die Formen der Aneignung der Welt der physisch-materiellen Gegebenheiten“ (Werlen 2005: 28) – also die räumlichen Bezüge des menschlichen Handelns. „Im Rahmen von ‚regionalisierenden Alltagspraktiken‘ werden dann über sinnhafte Zuschreibungen und Symbolisierungen [...] Relationierungen mit der physisch-materiellen Welt“ (Werlen 1999: 262) hergestellt. Diese unterteilt er in *zweckrationales*, *normorientiertes* und *kommunikatives* bzw. *verständigungsorientiertes* Handeln, abhängig von der subjektiven Ausrichtung.⁵⁴ Begriffe bzw. Bezeichnungen, welche WERLEN auf einen globalen Zusammenhang bezieht⁵⁵, die aber auch HABERMAS verwendet hat und auf die ich später noch näher eingehen werde. WERLEN vernachlässigt m. E. aber den Aspekt, dass Raum – auch wenn er nicht als ein *Apriori* zu verstehen ist und auch nicht einen besonderen Gegenstand beschreibt (Werlen 2005: 29) – mehr ist als *nur* von Subjekten konstituierte Gegebenheit, dass Raum auch Auswirkungen auf die Subjekte hat. Raum ist nicht nur

⁵⁴ Diese Unterscheidungen entsprechen den Erkenntnishorizonten der klassischen Handlungstheorien, welche den jeweiligen Arten der spezifischen Dimension menschlicher Alltagspraxis entsprechen (vgl. Werlen 1997: 255 f.). „Die zweckrationalen Handlungstheorien (Pareto, Weber, Entscheidungstheorien bzw. rational choice theory) zeichnen sich durch den selektivsten Zugriff auf die soziale Wirklichkeit aus. Eine mittlere Position nimmt die normorientierte Handlungstheorie in der struktur-funktionalistischen Tradition von Talcott Parsons u. a. ein. Die interpretative, verständigungsorientierte Handlungstheorie von Schütz (...) ist als umfassendste Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit zu betrachten“ (Werlen 1997: 256).

⁵⁵ So bedeuten zweckrationale Orientierungen beispielsweise die Grundlage für eine „rationale Kalkulation der Standortwahl“ (Werlen 1997: 260); Normorientierungen sind als „Regelung des Zugangs zu Nutzungen oder den territorial definierten Ausschluss davon“ (Werlen 2004: 31) anzusehen. Verständigungsorientierung meint die Konstruktion von „subjektspezifischen, häufig auch intersubjektiv geteilten, räumlich kodierten ‚Sinnregionen‘“ (Werlen 1997: 264), wie z. B. emotionale Bezüge zu bestimmten Orten oder Gegenden.

das Produkt von handelnden Personen, sondern strukturiert auch Handeln. Diese Dualität von Raum bedeutet, dass „Räume nicht einfach nur existieren, sondern dass sie im Handeln geschaffen werden und als räumliche Strukturen, eingelagert in Institutionen, Handeln beeinflussen können“ (Löw et al. 2008: 63).

2.2. LÖW und WEICHHART als Brücke zu LEFEBVRE

Die Dualität von Raum geht auf LÖW zurück, in Anlehnung an die Dualität von Struktur und Handeln nach GIDDENS. Wie bereits beschrieben, gibt es in der Raumsoziologie des 20. Jahrhunderts zwei Konzepte, die sich gegenüberstehen: Den Behälterraum und den Beziehungsraum. Während wir bei Behälterraumkonzepten davon ausgehen, dass diese *von außen nach innen* konzipiert werden, also von der Vorstellung eines neutralen Gefäßes, das leer sein und mit Menschen, Dingen und Eigenschaften gefüllt werden kann (vgl. Löw/Sturm 2019: 15), unterstellen wir beim Beziehungsraum oder Relationalen Raum, dass dieser *von innen nach außen* konzipiert wird, „häufig ohne festgelegten Referenzpunkt“ (ebd.), und beschreiben Raum als das Ergebnis der Beziehungen zwischen Dingen, Tätigkeiten, Menschen, Institutionen oder Weltbildern (ebd.). Der Beziehungsraum „nimmt die Beziehungen der Dinge in den Fokus und lässt durch diese Relationen einen Raum bzw. eine strukturelle Dimension erst entstehen. Dem Raum wird keine eigene Realität zugeschrieben, die der des Handelns gegenübersteht. Raum wird erst im Handeln konzipiert“ (Engelbert 2012: 36). Die Soziologin LÖW definiert Raum daher als „relationale (An)Ordnung von Menschen und sozialen Gütern“ (Löw 2001: 224), nach der sich Raum durch das Platzieren von sozialen Gütern und/oder Menschen konstituiert. Der Mensch ist nach dieser Vorstellung nicht nur Raumproduzent, indem er z. B. Möbel in einem Zimmer anordnet oder ein Schild anbringt, um eine Botschaft zu vermitteln (ebd.: 153 f.), sondern auch selbst Teil von Räumen, die ohne dessen Anwesenheit und Positionierung völlig andere Räume darstellen würden (ebd.: 154). Menschen, so LÖW und STURM weiter, „weisen von allen Bausteinen der Räume die Besonderheit auf, dass sie sich selbst platzieren und Platzierungen verlassen. Darüber hinaus beeinflussen sie mit Mimik, Gestik oder Sprache die Raumkonstruktion.“ (Löw/Sturm 2019: 17). Als Beispiel nennt LÖW hier die Technodisco, die ohne die tanzenden Menschen einen völlig anderen Raum darstellen würde (Löw 2001: 154). Bilder von Silent Discos zeigen sehr eindringlich, dass sich Raum aber nicht nur durch die Platzierung, die (An)Ordnung von Gegenständen, Gütern und Menschen konstituiert, sondern auch über Geräusche und Musik: Die Bilder von tanzenden Menschen, die sich scheinbar in einem gleichen Rhythmus bewegen, sind ohne Musik zu hören befremdlich. Und doch zeigen sie m. E., dass es mehr

braucht als nur den Prozess des Platzierens, den LÖW *Spacing* nennt (Löw 2001). „Mit dem Begriff (An)Ordnung wird betont, dass Räume sowohl auf der Praxis des Anordnens (als Leistung der wahrnehmend-kognitiven Verknüpfung wie als Platzierungspraxis) basieren als auch eine gesellschaftliche Ordnung vorgeben. Diese Ordnung im Sinne von gesellschaftlichen Strukturen ist jeglichem Verhalten und Handeln vorgängig wie zugleich auch Folge von Verhalten und Handeln“ (Löw/Sturm 2019: 15). Neben der räumlichen Kontextualität beziehen LÖW und STURM aber auch eine zeitliche Kontextualität in ihre Überlegungen mit ein, um so die „Dynamik der Räume, ihre Prozesshaftigkeit, ihr Gewordensein, ihre Vielfältigkeit, aber auch ihre Strukturierungskraft“ (ebd.: 12) begreifen zu können. Neben dem *Spacing* bedarf es nach LÖW auch einer *Syntheseleistung*, damit Räume konstituiert werden können, denn Räume sind nicht beliebig platzierbar, sondern an Orte gebunden, die nach EINSTEIN „mit einem Namen bezeichnete (kleine) Teile der Erdoberfläche“ (Einstein 1960: XII) darstellen. Diese konkret benennbaren Stellen haben aber auch die Eigenart, dass „mit der analytischen Trennung von Raum und Ort die Möglichkeit der parallelen Konstitution mehrerer Räume an einem Ort gegeben“ (Engelberty 2012: 37) sein kann. Erst über die Syntheseleistung, also „über Wahrnehmungs-, Erinnerungs- und Vorstellungsprozesse werden Güter und Menschen zu Räumen zusammengefasst“ (Früchtel et al. 2010a: 199). HABERMAS würde hier vom Wissensvorrat einer Gesellschaft sprechen. Dies kann allerdings dazu führen, dass Orte unterschiedliche Räume darstellen können. Am Beispiel der Kirche lässt sich dies sehr gut veranschaulichen: Für die Küsterin bzw. den Küster ist es der Arbeitsort oder der Arbeitsplatz, für die bzw. den Kunstliebhaber*in ist die Kirche ein Museum mit Kunstgegenständen, für die bzw. den Gläubige*n die emotionale Verbundenheit zu ihrem bzw. seinem Glauben, für die bzw. den Trauernde*n der Zufluchtsort etc. Ausschlaggebend ist der kulturelle und soziale Hintergrund, der darüber entscheidet, wie wir Raum erleben. BECKER et al. gehen über diese (gängige) Definition hinaus und erweitern diese Annahmen um Formen der Vertrautheit: „[b]ezogen auf die materiellen Gegeben- und Gelegenheiten (kognitive Vertrautheit), auf die kodifizierten Nutzungsregeln, also Nutzungswünsche und -vorstellungen (effektive Vertrautheit) und auf einen konkreten Ort sowie die dortige Platzierung und Positionierung sozial Handelnder (soziale Vertrautheit). Erst wenn diese Kriterien erfüllt sind, kann man von einer gebrauchswertorientierten Rauman eignung sprechen, im Sinne eines gruppen-, institutions- und praxiszusammenhangsspezifischen Netzwerks“ (Engelberty 2012: 83).

LÖW und STURM verweisen mit ihrem Konzept der Raumkonstitution zwar darauf, dass der Mensch Raumproduzent ist und (Raum-)Ordnungen entstehen, die wiederum Auswirkungen auf die handelnden Menschen haben und so auch Macht- und Herrschaftsverhältnisse zum Ausdruck bringen, aber m. E. wird das subjektive Erleben und Erfahren von Raum als Thema nur gestreift: Über die Synthese werden Elemente aktiv verknüpft. LÖW und STURM

gehen aber nicht darauf ein, was dieses Erleben und Erfahren für die Subjekte bedeutet: „Sie können unterschiedlich erfahren werden“ (Löw/Sturm 2019: 18) als Zugangschance oder Ausschluss. Aber was bedeutet das konkret? Der Sozialgeograph YI-FU TUAN stellt das wahrnehmende Individuum und dessen kognitive Prägung durch die *Raumerfahrung* in den Mittelpunkt seines Konzepts des *Raumerlebens*. Sein Raumbegriff orientiert sich „stark an der Erfahrungswelt des Individuums und damit an der Lebenswelt“ (Herrmann 2010: 16). Raumerfahrung meint die Wahrnehmung von Räumen mit ihren Eigenschaften, wie beispielsweise räumliche Enge oder Weite; allerdings mit allen Sinnen, was schließlich zu einem sinnlichen Raumerleben führt. TUAN verweist darauf, dass Raumerfahrungen nicht nur in Abhängigkeit von kulturellem oder sozialem Wissen und Erfahrungen gemacht und wahrgenommen werden, sondern „auch in Bezug auf das Alter, das Geschlecht oder andere Eigenschaften des Individuums, wie z. B. eine körperliche oder geistige Behinderung“ (ebd.): Menschen, die sich nicht frei oder nur eingeschränkt bewegen können, erleben Raum anders als agile Menschen. „Dies impliziert, dass sich Raumwahrnehmung und Raumerleben verändern kann: Solange wir jung und nicht beeinträchtigt sind, können wir uns frei im Raum bewegen, aber ‚an old person moves with about with increasing difficulty. Space seems to close in on him‘ (Tuan 1977: 53)“ (Engelberty 2012: 39). Auch der Sozialgeograph WEICHHART geht in seinem Konzept des *erlebten Raumes* m. E. näher auf die Frage der konkreten Bedeutung ein. Von einem ähnlichen Ansatz ausgehend wie LÖW, stellt er die „Wahrnehmung des betrachtenden Subjekts in den Mittelpunkt seines Ansatzes“ (Herrmann 2010: 15), der ebenfalls auf dem relationalen Raum basiert. Interessant ist bei seinem Ansatz, dass er die Bedeutung des Wortes Raum mehrdimensional rekonstruiert und sich nicht auf *eine* Bedeutung festlegt, sondern die unterschiedlichen Bedeutungen verknüpft. Weichhart stellt fest, dass je nachdem, „in welcher *Bedeutung* das Wort ‚Raum‘ verwendet wird, [...] wir auch berücksichtigen [müssen], *von wem* und *zu welchem Zweck* es verwendet wird“ (Weichhart 2008: 76; Herv. i. Orig.). So ist Raum in einer ersten Bedeutung ein Erdraumausschnitt, der auch als eine Art Adressangabe verstanden werden kann (vgl. ebd.: 77). In einer zweiten Bedeutung ist Raum aber auch ein Containerraum, ein leerer Raum, der "*unabhängig* von [seiner] dinglich-materiellen Erfülltheit" (ebd.; Herv. i. Orig.) existiert. Raum, der für „immaterialle Relationen und Beziehungen oder für etwas Gedachtes“ (ebd.: 78) steht, die eine logische Struktur zum Ausdruck bringen, abhängig vom betrachtenden Subjekt, stellt das dritte Konzept dar. Hierbei handelt es sich um *Begriffsräume* oder *Merkmalsräume*, die der Möglichkeit von Unterscheidungen dienen, wie dem Farbenraum oder dem Zahlenraum. Das vierte Raumkonzept geht davon aus, dass Raum erst durch die „Relationen zwischen physisch-materiellen Dingen und Körpern“ (ebd.: 79) entsteht. Das fünfte Konzept ist das des *erlebten Raumes*, das jedes Individuum im Alltagshandeln verwendet und „der mit *subjektivem Sinn* und *subjektiver Bedeutung* aufgeladen wird“ (ebd.: 82; Herv. i. Orig.), der sich aus

gruppenspezifischen Werturteilen und kollektiven Imaginationen speist. Der erlebte Raum ist ein kognitives Konstrukt, ein „aus subjektiver Wahrnehmungsperspektive verzerrtes und interpretiertes Bild der Realität“ (ebd.: 83), welches zur subjektiven Wirklichkeit der Außenwelt wird (vgl. ebd.: 82). Dieses Konzept beinhaltet Erfahrungen, Empfindungen, Vorstellungen und Gefühle – sehr viel stärker als es im Konzept von LÖW und STURM betont wird. Der erlebte Raum wird nicht nur wahrgenommen – synthetisiert –, sondern vielmehr interpretiert, besetzt, belegt und auch erlebt, ja sogar erlitten. In einer weiteren Konzeption ist Raum für WEICHHART auch ein a priori, eine Dimension, „die vor aller Erfahrung“ (ebd.: 84; Herv. i. Orig.) liegt und in einer letzten Bedeutung als sozial konstituierter und konstruierter Raum (vgl. ebd.: 326), der für bestimmte Zwecke geschaffen wurde, um „standardisierte Handlungsvollzüge zu ermöglichen“ (ebd.: 322). Bei dieser letzten Deutung schließt WEICHHART an WERLEN an, da durch alltägliche Regionalisierungen räumliche Entitäten produziert werden: „Ein Kaufhaus, eine Schulklasse, eine Arztpraxis existieren als Setting ausschließlich während der Dauer der vom Programm [Regeln, Abläufe, Rollenverteilung, etc.] vorgegebenen Handlungsvollzüge. [...] Die materiellen Gegebenheiten des Milieus [standardisierte materielle Sachkonfigurationen wie Einrichtungsgegenstände, Gebäude, Siedlungsstrukturen etc.] werden durch Kultivierung und Kolonisierung ständig an die Erfordernisse der Handlungsvollzüge angepasst“ (ebd.: 323).

Das *betrachtende Subjekt* nimmt einen Teilbereich der Erdoberfläche im Sinne eines *Erdräumausschnitts* (Weichhart 2008: 82) wahr und bringt es „durch Ordnungen, Hierarchien und Raster in eine geordnete Struktur“ (Engelberty 2012: 37). WEICHHART geht davon aus, dass „Raum als etwas durch materielle Relationen und Beziehungen Konstituiertes sei“ (Weichhart 1999: 77) und dabei eine ordnende Rolle einnehme, „eine logische Struktur, innerhalb derer die gegebenen Elemente gedanklich eingepasst oder verortet werden“ (ebd.). „Als Ordnungsraster wird diese Art von Raum vom jeweiligen Betrachter über die vorfindbare Realität gelegt“ (Engelberty 2012: 37). *Erlebter* Raum entsteht dadurch, dass ein subjektiv wahrgenommener Ausschnitt des Erdräums durch die subjektive Wahrnehmung eines Einzelnen nicht nur zum Zeitpunkt des Erlebens, sondern auch darüber hinaus als gedankliches Konstrukt, „das die Zeit des Erlebens überdauert“ (ebd.) erfasst wird. WEICHHART behauptet, dass „der erlebte Raum [...] dem Menschen als der Inbegriff faktischer Realität“ (Weichhart 1999: 81) erscheint, der „gleichsam die integrale ‚Wirklichkeit‘ der Außenwelt, der wir in unserer individuellen Existenz gegenüberstehen“ (ebd.), repräsentiert. So entsteht ein Gefüge von Meinungen und Zuschreibungen über Raum, das man als „selektives, verzerrtes, interpretiertes Bild der Realität“ (Engelberty 2012: 38) deuten könnte. Ähnlich wie bei LÖW geht WEICHHART davon aus, dass Raum inhaltlich mit subjektivem Sinn und subjektiver Bedeutung aufgefüllt wird, wobei diese Bedeutungs- und Sinnzuschreibungen „in der Regel

auch so etwas wie gruppen- und kulturspezifische Werturteile, Klischees und Imagezuschreibungen“ (Weichhart 2008: 82) beinhalten: „Die meisten von uns haben etwa ein besonderes, subjektives und auf die persönlichen Erfahrungshorizonte bezogenes Bild vom Ruhrgebiet, dem Weinviertel, der Wachau oder der Toskana. Wir könnten aber unschwer Gemeinsamkeiten und Übereinstimmungen in diesen subjektiven Raumbildern entdecken, die man als das *kollektive* Image dieser erlebten Räume bezeichnen kann“ (Weichhart 2008: 82; Herv. i. Orig.). Bestimmte Erfahrungen können also für verschiedene Menschen vergleichbar sein. Trotzdem scheint es immer eine Umdeutung von Beziehungen zwischen Dingen und Körpern zu einem *Substanzbegriff* zu geben, die WEICHHART als *Hypostasierung* (Weichhart 1999: 37) bezeichnet, eine spezifische, subjektiv gefärbte Interpretation der Realität mit dem Ziel, „die jeweils vorfindbare Relationalität der Sach- und Sozialstrukturen ordnend zusammenzufassen und damit auch die Komplexität der Wirklichkeit zu verringern“ (ebd.: 82). WEICHHART ordnet die beiden Konzepte des Containerraums und des Beziehungsraums unterschiedlichen Sphären zu: „Das Konzept des *erlebten Raumes* eher der Alltagswelt, während das Container-Modell eher der Wissenschaft zuzurechnen sei“ (Herrmann 2010: 15 f.). Es scheint also letztlich auch eine Frage der Perspektive zu sein sowie der Intention und des zeitlichen Verlaufs, wie Raum definiert und wahrgenommen wird; JAN WEHRHEIM verweist darauf, dass „Stadtplaner und Architekten [...] Raum regelmäßig als a priori, als Behälter für Gesellschaft und bestimmbares soziales Handeln (Sport treiben, Einkaufen, Wohnen etc.)“ (Wehrheim 2011: 164) produzieren. „Gleichwohl verändert sich der Raum in seiner sozialen Bedeutung als relationaler über die (variable) Anordnung der physikalischen Objekte und Menschen sowie über die Handeln beeinflussende Wahrnehmung dieser Anordnungen durch die einzelnen Subjekte, die wiederum Objekte und Menschen zu Räumen zusammenfügen und interpretieren“ (ebd.).

Auf das Wechselverhältnis zwischen der Produktion von Raum und dessen Wahrnehmung durch die Handelnden verweist auch LÄPPLE, der vier wesentliche Komponenten benennt, die das Konzept gesellschaftlicher Räume charakterisieren (Läpple 1991: 196 ff.). Zunächst ist Raum als gesellschaftlich produziertes materiell-phisches Substrat gesellschaftlicher Verhältnisse anzusehen, bestehend „aus menschlichen, vielfach ortsgebundenen Artefakten, den materiellen Nutzungsstrukturen der gesellschaftlich angeeigneten und kulturell überformten Natur sowie den Menschen in ihrer körperlich-räumlichen Leiblichkeit“ (ebd.: 196). Raum ist also das Ergebnis einer sozialen Produktion. Die zweite Komponente sind die „*gesellschaftlichen Interaktions- und Handlungsstrukturen* bzw. die *gesellschaftliche Praxis* der mit der Produktion, Nutzung und Aneignung des Raumsubstrats befaßten Menschen, die hier als soziale Akteure und unter dem Aspekt ihrer klassenmäßigen Differenzierung betrachtet werden“ (ebd.; Herv. i. Orig.). Geprägt ist diese Praxis nach LÄPPLE durch Machtverhältnisse,

Traditionen, Normen, Kulturen etc. Eine dritte Komponente, „[die] als Vermittlungsglied zwischen dem materiellen Substrat des gesellschaftlichen Raumes und der gesellschaftlichen Praxis seiner Produktion, Aneignung und Nutzung fungiert (ebd.: 196 f.), ist das institutionalisierte und normative Regulationssystem, das „aus Eigentumsformen, Macht- und Kontrollbeziehungen, rechtlichen Regelungen, Planungsrichtlinien und Planungsfestlegungen, sozialen und ästhetischen Normen etc. besteht“ (ebd.) und so den „Umgang mit den raumstrukturierenden Artefakten“ (ebd.) regelt. Der gebaute und produzierte Raum ist also nicht nur Produkt sozialen Handelns, sondern auch Ausdruck gesellschaftlicher Verhältnisse, die zeigen, wer für wen mit welchen Mitteln und zu welchem Zweck Raum produziert. Schließlich besteht ein „*Zeichen-, Symbol- und Repräsentationssystem*“ (ebd.: 197; Herv. i. Orig.), welches mit dem materiellen Substrat verbunden ist. Die raumstrukturierenden Artefakte, z. B. Häuser, Wege, Parks, Kommunikationssysteme etc. „sind durch ihre funktionale oder ästhetische Gestaltung auch *Symbol- und Zeichenträger*“ (ebd.; Herv. i. Orig.), die das Verhalten der Menschen vorstrukturieren. Diese Artefakte beschreibt LÄPPLE in Anlehnung an Halbwachs auch als *kristallisierte Geschichte* bzw. das *kollektive Gedächtnis* (ebd.). Für LÄPPLE ist gesellschaftlicher Raum aus dem „gesellschaftlichen *Herstellungs-, Verwendungs- und Aneignungszusammenhang* seines materiellen Substrats zu erklären, in dem diese vier schematisch unterschiedenen Komponenten miteinander in Beziehung gesetzt werden“ (ebd.; Herv. i. Orig.). Unterschiedliche Gruppen produzieren demnach unterschiedliche Räume, wobei diese Räume auch auf jegliches Handeln der Menschen rückwirken. Raum wird von der Gesellschaft konstituiert und konstituiert Gesellschaft, Räume sind „Ergebnisse und Voraussetzungen“ (Wehrheim 2011: 166). Dies bedeutet aber auch, dass die jeweils Handelnden unterschiedliche Wahrnehmungen, Erinnerungen und Nutzungsvorstellungen haben. LÄPPLE fasst in seiner Charakterisierung die Produktion, Nutzung und Aneignung unter den Begriff der gesellschaftlichen Praxis; auch wenn er darauf hinweist, dass diese durch ihre je eigene Kultur, Tradition und – ich erweitere hier um – Sozialisation geprägt sind, und somit darauf verweist, dass Raum unterschiedlich produziert, genutzt und angeeignet wird, „durch je spezifische Klassen- und Machtverhältnisse“ (Läpple 1991: 196), so fehlt hier m. E. eine weitere Differenzierung. Diese ist bei LEFEBVRE in seinem Konzept der Produktion des Raumes, aber auch in seiner Kritik des Alltagslebens ausgearbeitet und zu finden.

3. LEFEBVREs Raumsoziologie

LEFEBVRE entwickelte eine Theorie der Produktion des Raums, deren Bedeutung vor allem darin liegt, dass sie die Kategorien „Stadt“ und „Raum“ in eine umfassende Gesellschaftstheorie integriert (vgl. Schmid 2010: 9). Seine Theorie verbindet „kulturelle, sprachliche, politische, soziale und ökonomische Aspekte der Raumproduktion in einer vielschichtigen und übergreifenden Konzeption“ (ebd.: 10) und ist daher nicht nur für die Geographie, sondern auch für andere Disziplinen nutzbar. LEFEBVRE arbeitete an seiner Theorie der Raumproduktion vor allem in den 1960er und 1970er Jahren und thematisierte die „Krise der Stadt“, die den „Verlust von alltagsweltlichen Qualitäten, der mit der Ausbreitung urbaner Gebiete und dem an einer funktionalen Logik orientierten Städtebau der Nachkriegszeit verbunden war“ (ebd.), und mündete in der Forderung, dass Menschen nicht aus den Städten in die Vorstädte vertrieben werden, sondern das Recht auf Zugang zu den Möglichkeiten und Chancen haben sollten, welche die Städte ermöglichen (ebd.: 11). Das *Recht auf Stadt* wurde zum geflügelten Wort. LEFEBVREs These der Produktion des Raums geht davon aus, dass Gesellschaft ihren Raum produziert, Raum also ein gesellschaftliches Produkt sei; d. h. Raum lässt sich nur aus der jeweiligen Gesellschaft heraus erschließen und verstehen (vgl. ebd.: 30) – als soziales Produkt. LEFEBVRE bezieht Raumtheorien und Raumkonzepte „dialektisch auf einen materiellen Produktionsprozess und auf einen Bedeutungsprozess zurück (ebd.), wodurch eine dreidimensionale Dialektik des Raumes entsteht (ebd.). Dadurch, dass eine solche Analyse auch immer historisch ist, spielt die „Zeit“ ebenfalls eine gewisse Rolle in seinen Überlegungen. LEFEBVRE machte dies am Beispiel der Stadt deutlich, die immer auch eine historische Konfiguration des Raumes ist; war die Stadt bei MARX und FRIEDRICH ENGELS noch die entscheidende Grundlage des Kapitalismus – versammelten sich dort Produktionsmittel und Arbeitskräfte und zeigte die Stadt die Widersprüche der Industriegesellschaft in ihrer ganzen Deutlichkeit auf (ebd.: 25) – so zeigte die Chicago School of Sociology die Stadt als sozialökologische Einheit. Schließlich wurde in den 1960er Jahren die Krise der Stadt ausgerufen, da „die funktional reorganisierten Städte so stark an alltagsweltlichen Qualitäten eingebüßt hatten, dass sich an verschiedenen Orten öffentliche Kritik und sozialer Protest formierten (ebd.: 27). Auslöser dieser Proteste waren die Modernisierung der Gesellschaft und die damit einhergehenden Urbanisierungsprozesse sowie der funktionale Städtebau: anonyme Wohnblocks in den Vorstädten, die Vertreibung bestimmter Bevölkerungsteile aus den Innenstädten, die Zerstörung einer lebendigen Alltagswelt mit sozialen Bezügen und Beziehungen etc. (vgl. ebd.: 31). Für LEFEBVRE handelte es sich um eine urbane Revolution, die sich in eben diesem grundlegenden Umbruch der Gesellschaft äußerte. An dieser Stelle möchte ich auf MANUEL CASTELLS verweisen, der mit *La question urbaine* auf LEFEBVREs These antwortete und sich dabei vor allem auf die Wohnungsfrage von ENGELS bezog, der „die drängende Wohnungsnot in den Industriestädten seiner

Zeit als eine abgeleitete Größe analysiert, die sich nur im Rahmen einer umfassenden Kapitalismuskritik erfassen lasse“ (Schmidt 2010: 35). Ein Problem, das sich m. E. heute wieder deutlicher zeigt als noch vor wenigen Jahren: Bezahlbarer und angemessener Wohnraum in den Städten und Ballungsgebieten wird immer seltener, Segregation und Gentrifizierung halten verstärkt Einzug, Wohnungen und Häuser als Spekulationsobjekte und als Geldanlage führen dazu, dass viele Menschen sich keine eigene Wohnung leisten können oder eben bei der Auswahl der Mieter*innen bei Wohnungsbaugesellschaften oder privaten Vermietern aufgrund einer Schuldenproblematik oder durch den Bezug von Transferleistungen benachteiligt werden. CASTELLS kritisierte an den Konzepten der Stadtkultur, wie sie beispielsweise von der Chicago School of Sociology propagiert wurde, dass diese gesellschaftliche und kulturelle Phänomene behandelten, die eben nicht durch die Stadt als einer spezifischen ökologischen Form hergestellt worden seien, sondern aus der kapitalistischen Industrialisierung hervorgegangen seien: „Man kann auch nicht sagen, daß dieses Prozesse systematisch ablaufen und auch nicht, daß die kulturellen und gesellschaftlichen Formen durch die ökologischen Formen erzeugt wurden.“ (Castells 1977: 68) CASTELLS kritisierte LEFEBVRE genau für diese These: „Letztlich verschlingt die Problematik aber dann doch den Denker. Von einer *marxistischen Analyse des Phänomens Stadt* ausgehend gelangt er über eine merkwürdige intellektuelle Entwicklung mehr und mehr zu einer *stadtplanerischen Theoretisierung der Problematik des Marxismus*“ (Castells 1977: 76f; Herv. i. Orig.).

LÖW und STURM bezeichnen LEFEBVRE als den „Auslöser der Renaissance der Raumsoziologie“ (Löw/Sturm 2019: 9). Sein 1974 erschienenes Werk „*Production de l'espace*“ nimmt zum einen den Aspekt des relationalen Raumbegriffes auf, zum anderen bindet LEFEBVRE auch in marxistischer Tradition eine Kapitalismuskritik mit in seine Überlegungen ein. So nimmt er Bezug auf einen sozialen Raum, wie es etwa BOURDIEU getan hat, gleichzeitig rekurriert er auf den physischen bzw. natürlichen Raum, der allerdings immer mehr verschwinde und nur noch den Charakter eines Hintergrundbildes habe: “The first implication is that (physical) natural space is disappearing. Granted, natural space was - and it remains - the common point of departure: the origin, and the original model, of the social process - perhaps even the basis of all 'originality'. Granted, too, that natural space has not vanished purely and simply from the scene. It is still the background of the picture” (Lefebvre 1991: 30). Die Natur als Vorbild, das es nachzubilden gilt; auf diesen Aspekt werde ich später noch einmal zurückkommen. Dies bedeutet aber auch, dass wir uns als Gesellschaft verändern, da wir es mit einem veränderten Raum zu tun haben: „Menschen erinnern sich an natürliche Räume, besetzen sie mit Phantasien, finden sie jedoch nicht mehr in der Praxis vor. Raum ist demzufolge heute immer sozialer Raum und als solcher ist er nicht nur Produkt des Gesellschaftlichen, sondern jede Gesellschaft bringt ihren je spezifischen Raum hervor“ (Löw/Sturm 2019: 9). Raum verändert sich und ist somit auch an die Kategorie der Zeit ge-

bunden; LEFEBVRE arbeitet in seiner Theorie der Produktion des Raumes mit einer Raum-Zeit-Achse und zeichnet so die Entwicklung der Stadt nach, bei der die beiden Dimensionen Raum und Zeit sich gegenseitig bedingen, durchdringen und beeinflussen. Er geht davon aus, dass Verständigungsprozesse nötig sind, um Lösungen zu suchen bzw. zu finden. Er nimmt an, dass menschliche Gruppen Probleme haben, die zugleich real sind und zu ihrer Wirklichkeit gehören: „Eine Gruppe oder die Individuen einer Gruppe zu erfassen und in den Griff zu bekommen, das heißt, die Problematik dieser Gruppe in einem gegebenen Augenblick und in einer gegebenen Situation zu bestimmen“ (Lefebvre 1975b II: 128). MAY geht davon aus, dass diese Problematiken das „Alltagsleben einer Gruppe, wie auch die darin eingelassenen Ansätze der Konstitution von Sozialräumen in erster Linie prägen“ (vgl. May 2010: 44). Um diese spezifischen Probleme einer Gruppe angehen zu können, sollten Vorschläge in Form sogenannter „strategischer Hypothesen“ gemacht werden, „die sich an Taktik und Strategie jener gesellschaftlichen Gruppen orientierten, deren Modelle, Normen, Werte, Haltungen und Verhaltenshierarchien das Individuum am ehesten für sich gelten ließe“ (ebd.: 129). Für LEFEBVRE ist dies nur möglich im Rahmen eines Verständigungsprozesses, der aushandeln sollte, was als Lösung möglich sei und wie ein sozialräumlicher Rahmen auszusehen habe. Wichtig ist auch die Herausarbeitung objektiver Möglichkeiten, die im Gegensatz zu rein subjektiven Wunschvorstellungen auch den Umkreis von Mitteln benennen, die dem Subjekt verfügbar sind bzw. selbst produziert werden können, um Raum zu realisieren (vgl. May 2011: 45). Hier kann man Bezüge zu HABERMAS System-Lebenswelt-Theorem und zu WINKLERS ortspädagogischem Handeln herstellen; während der eine (HABERMAS) ein Kommunikationsmodell entwirft, das Verständigungsprozesse erklärt und im Idealfall einen herrschaftsfreien Diskurs darstellt, geht der andere (WINKLER) der Frage nach, welche Räume den Adressaten Sozialer Arbeit zur Verfügung gestellt werden müssen, damit diese von ihnen angeeignet werden können. Die Frage nach den Mitteln, welcher es dazu bedarf, sollte dem vorliegenden Projekt zugrunde gelegt werden, wenn man das Bemühen der jungen Wohnungslosen, ihr Alltagsleben im Sinne LEFEBVREs zu etwas zu machen, in dem sie sich selbst wiederfinden können, verstehen und aufgreifen möchte. Mit dem Versuch, sich Raum im Rahmen der Bedürfnisverwirklichung zu schaffen, geht die Frage einher, welche räumlichen und sozialen Bedingungen geschaffen werden bzw. vorliegen müssten, damit die Jugendlichen und jungen Erwachsenen dies in adäquater Weise tun können. Dies findet jedoch nicht nur vor dem Hintergrund der eigenen Lebenswelt statt, sondern ist auch immer mit dem Komplementärbegriff des Systems verbunden und bewegt sich so zwischen den beiden Modi der System- und Sozialintegration: Auf der einen Seite geht es um jene Form des Zusammenhalts der Teile des sozialen Systems, die sich unabhängig von den individuellen Motiven und Beziehungen des Einzelnen ergibt und durchsetzt, auf der anderen Seite geht es um die Motive, Orientierungen, Absichten und die Beziehungen der

Einzelnen zueinander. Gleichzeitig bedeutet ein Aushandeln zwischen Gruppen oder zwischen Professionellen und Klient*innen immer auch ein Machtgefälle; bei LEFEBVRE klingt dieses Aushandeln wie HABERMAS herrschaftsfreier Diskurs, aber hiervon kann man wahrscheinlich in der Praxis nicht ausgehen. Ein Aushandeln bedeutet häufig: Klare Vorgaben von Seiten des Jugendamtes, Erwartungshaltungen gegenüber den Adressaten der Sozialen Arbeit an eine Mitwirkungspflicht und klare Hierarchien, die Konsequenzen und Sanktionen erwartbar machen, aber auch an ganz praktische Fragestellungen und Probleme in der Praxis Sozialer Arbeit, wie Übertragung und Gegenübertragung.

Anders als HABERMAS geht LEFEBVRE in seiner Theorie der Raumproduktion vom Bild der Warenproduktion aus. So versucht er die doppelte Konstituiertheit von Raum zu fassen, indem er die Produktion von Raum eben mit diesem Bild der Warenproduktion beschreibt, gleichzeitig aber den Raum als Medium gesellschaftlicher Verhältnisse in den Fokus stellt: „The spatial practice of a society secretes that society’s space; it propounds and presupposes it, in a dialectical interaction; it produces it slowly and surely as it masters and appropriates it. From the analytic standpoint, the spatial practice of a society is revealed through the deciphering of its space” (Lefebvre 1991: 38). Aus seiner materialistischen Perspektive ist Raum nicht nur bloße Repräsentation, die allein im Kopf entsteht, sondern nur mit einer entsprechenden sozialen Praxis denkbar. Raum ist gesellschaftliche Wirklichkeit, die nur das Ergebnis eines konkreten (materiellen) Produktionsprozesses sein kann (vgl. Schmidt 2010: 203). Hier klingen schon erste Unterscheidungen an hinsichtlich der Konzeption und der Produktion von Raum: Raum wird durch die räumliche Praxis einer Gesellschaft hervorgebracht, gesetzt, vorausgesetzt in einem dialektischen Prozess, Raum wird also erzeugt, produziert, gleichzeitig beherrscht und angeeignet und nicht zuletzt muss dieser Raum auch entdeckt, analysiert und entziffert werden. Die *räumliche Praxis* produziert den wahrgenommenen Raum, der sich auf eine physisch-materielle Welt bezieht. Nach LEFEBVRE handelt es sich hierbei um ein Zusammenspiel aus Materialität, Bedeutung und der sozialen Praxis, die als soziales Produkt einen sozialen Raum entstehen lassen. Die räumliche Praxis kann also als materieller Aspekt der sozialen Praxis verstanden werden (ebd.). Dieser dynamische Raum wird stets abgewandelt, so dass nichts von dem, was einmal erzeugt oder produziert worden ist, je verschwinden kann: “The initial basis or foundation of social space is nature - natural or physical space. Upon this basis are superimposed - in ways that transform, supplant or even threaten to destroy it - successive stratified and tangled networks which, though always material in form, nevertheless have an existence beyond their materiality: paths, roads, railways, telephone links, and so on. Theory has shown that no space disappears completely, or is utterly abolished in the course of the process of social development - not even the natural place where that process began. 'Something' always survives or en-

dures - 'something' that is not a *thing*. Each such material underpinning has a form, a function, a structure - properties that are necessary but not sufficient to define it“ (Lefebvre 1991: 402 f.). Ich würde diese Aussage LEFEBVREs sogar dahingehend interpretieren, dass selbst nach Zerstörung und Krieg etwas übrigbleibt; seien es Ruinen oder auch nur das Wissen um etwas, das früher war. Die räumliche Praxis ist der wahrgenommene Raum, der auf Erfahrungen aufbaut, abhängig von subjektiven oder kollektiven Wahrnehmungs-, Vorstellungs- und Erinnerungsprozessen, die LÖW als Syntheseleistungen zusammenfasst. Raum ist physisch erfahrbar; er kann erzeugt und benutzt werden. Raum hat nach LEFEBVRE neben der physisch-materiellen Ebene der Raumproduktion aber auch noch eine gedanklich-symbolische Ebene. Hierbei handelt es sich um einen Raum, der rein gedanklich erfasst wird. Er spricht hier von der *Repräsentation des Raumes*. So setze die Verknüpfung von einzelnen wahrgenommenen, materiellen Elementen zu einem Raum eine gedankliche Leistung, eine bestimmte Vorstellung von Raum voraus. Repräsentationen haben einen spezifischen Einfluss auf die Produktion von Raum, da sie in gewissem Sinne Voraussetzung jeder räumlichen Praxis sind. Die Repräsentationen der Räume entstehen auf der Ebene des Diskurses, durch das Medium der Sprache. Hier kann man den Bezug zu HABERMAS herstellen: „Sprecher und Hörer verständigen sich aus ihrer gemeinsamen Lebenswelt heraus über etwas in der objektiven, sozialen oder subjektiven Welt“ (Habermas 1981b: 192). Die Repräsentationen der Räume sind aus LEFEBVREs Sicht zunächst Konzepte oder Konzeptionen des Raumes. Es ist der „konzipierte Raum der Wissenschaftler, der Planer, der Urbanisten, der Technokraten, die ihn zerlegen und neu gestalten, aber auch der Raum bestimmter Künstler, die sich in den Vorhöfen der Wissenschaft ansiedeln und das Erlebte und das Wahrgenommene mit dem Konstruierten gleichsetzen“ (Schmid 2010: 216). Dies zeigt sich beispielsweise in den gesellschaftlichen Proportionslehren: “Arcane speculation about numbers, with its talk of the golden number, moduli and 'canons', tends to perpetuate this view of matters” (Lefebvre 1991: 38). Darüber hinaus konstatiert LEFEBVRE den Repräsentationen des Raumes eine gewisse Dominanz: “This is the dominant space in any society (or mode of production). Conceptions of space tend, with certain exceptions to which I shall return, towards a system of verbal (and therefore intellectually worked out) signs” (ebd.). Als dritte Ebene der Raumproduktion gibt es in seiner Theorie noch eine sozial-repräsentative, die er *Räume der Repräsentation* nennt. Hierbei handelt es sich um den Raum der Bewohner*innen, der Benutzer*innen, so wie sie ihn erleben: „Es ist der beherrschte – und somit erfahrene – Raum, den die Imagination abzuwandeln und anzueignen sucht. Er überlagert den physischen Raum, indem er dessen Objekte symbolisch gebraucht.“ (Lefebvre 1991: 39) Es handelt sich also um das Alltagsleben, das in diesen Räumen der Repräsentationen Gestalt annimmt. Es sind Darstellungsräume, die etwas repräsentieren: gesellschaftliche oder subkulturelle Werte, Traditionen, Träume, kollektive Erfahrungen und Erlebnisse (vgl.

Schmid 2010: 223): It is the “space as directly *lived* through its associated images and symbols, and hence the space of 'inhabitants' and 'users', but also of some artists and perhaps of those, such as a few writers and philosophers, who *describe* and aspire to do no more than describe. This is the dominated - and hence passively experienced - space which the imagination seeks to change and appropriate. It overlays physical space, making symbolic use of its objects. Thus representational spaces may be said, though again with certain exceptions, to tend towards more or less coherent systems of non-verbal symbols and signs” (Lefebvre 1991: 38 f.). Im Vergleich zum abstrakten Raum der Architekten ist der Raum der Benutzer*innen ein konkreter Raum und somit auch ein subjektiver Raum. Es ist ein Raum der Subjekte, der Repräsentationen und nicht des Kalküls. Es ist der Raum ihrer täglich erbrachten Leistungen (vgl. Schmid 2010: 229) und somit ständig in Bewegung, neue „Benutzer*innen“ oder „Bewohner*innen“ erleben den Raum unterschiedlich und verändern den Raum im Sinne der räumlichen Praxis. LEFEBVRE kritisiert den Begriff der Benutzer*innen, der Bewohner*innen: “Let us now turn our attention to the space of those who are referred to by means of such clumsy and pejorative labels as 'users' and 'inhabitants'. No well-defined terms with dear connotations have been found to designate these groups. Their marginalization by spatial practice thus extends even to language. The word 'user' (*usager*), for example, has something vague - and vaguely suspect - about it. 'User of what?' one tends to wonder. Clothes and cars are used (and wear out), just as houses are. But what is use value when set alongside exchange and its corollaries? As for 'inhabitants', the word designates everyone- and no one. The fact is that the most basic demands of 'users' (suggesting 'underprivileged') and 'inhabitants' (suggesting 'marginal') find *expression* only with great difficulty, whereas the *signs* of their situation are constantly increasing and often stare us in the face” (Lefebvre 1991: 362).

EDWARD SOJA bezieht sich in seiner Theorie des *Thirdspace*, verstanden als Raum der Repräsentation, auf LEFEBVREs Raumkonzept. Er bezieht räumliche Praktiken und Raumrepräsentationen derart aufeinander, dass „das Reale und das Imaginäre, Dinge und Gedanken auf gleicher Ebene miteinander verbunden“ (Soja 2005: 107) werden, ohne dass das eine noch das andere im Vordergrund stehen würden. SOJA spricht von Gegenräumen, einem Begriff, den auch schon LEFEBVRE, vor allem aber FOUCAULT benutzt hat; von „Räumen des Widerstands gegen die herrschende Ordnung, die gerade aus ihrer untergeordneten, peripheren oder marginalisierten Lage heraus entstehen“ (ebd.: 108). FOUCAULT führt in diesem Zusammenhang den Begriff der Heterotopie ein, lokalisierte Utopien als wirksame Orte, als „Gegenplatzierungen oder Widerlager“ (Foucault 1992: 39), die bestimmte gesellschaftliche Illusionen zerstören oder Defizite aufdecken. Dies ähnelt dem, was LEFEBVRE als den Raum beschreibt, den die Imagination abzuwandeln und sich anzueignen

sucht: „This is the [...] space which the imagination seeks to change and appropriate“ (Lefebvre 1999: 39). Subkulturen, Wohnungslose, Jugendliche, Drogenabhängige, die den vorgefundenen Raum der Planenden, der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, den konzipierten Raum der Technokratinnen und Technokraten zerlegen und gleichsam eine Heterotopie nicht nur erfahren oder erleiden, sondern vielmehr aneignen und abwandeln wollen.

Der Ausgangspunkt der Raumproduktion bei LEFEBVRE ist die räumliche Praxis, also der wahrgenommene und wahrnehmbare Raum. „Diese Wahrnehmung impliziert unmittelbar einen konzipierten Raum: Wir können einen Raum nicht wahrnehmen, ohne ihn zuvor (gedanklich) konzipiert zu haben. Aber diese Konzeption des Raumes ist immer auf ein Ziel und damit wiederum auf eine räumliche Praxis hin ausgerichtet, und sie ist immer auch mit Macht verbunden“ (Schmidt 2010: 226). Hier ist schon die Verknüpfung der unterschiedlichen Ebenen zu erkennen, die sich durchdringen und gegenseitig bedingen. MOSCOVICI spricht in diesem Zusammenhang davon, dass „der Raum [...] also in einem dialektischen Zusammenhang der sozialen Repräsentation der verschiedenen Gruppen“ (Moscovici 2001) stünde. So entstünden auch immer Konfliktsituationen, sobald bestimmte Akteure ihre Raumkonzepte in den gelebten, konkreten materiellen Raum übertragen und so in den räumlichen Alltag anderer Gruppen, die ihr Leben nach ihren eigenen Raumkonzeptionen gestalten, eingreifen (Lefebvre 1991, Santos 1996, Moscovici 2001). Wichtig erscheint mir in diesem Zusammenhang aber auch die Differenzierung bzw. Verknüpfung zwischen den Räumen der Repräsentationen und den Repräsentationen der Räume zu sein, denn „die Repräsentation des Raumes, wie sie beispielsweise von Wissenschaftlern oder Urbanisten entworfen wird, kann deshalb erheblich vom Raum der Repräsentationen differieren, den die Bewohner in ihren Köpfen haben und der integraler Bestandteil ihrer sozialen Praxis ist“ (Schmidt 2010: 229). Beziehen sich die drei Dimensionen des Wahrgenommenen, des Konzipierten und des Erlebten auf unterschiedliche und unterscheidbare Felder, die von verschiedenen Akteuren besetzt werden, kann es aus meiner Sicht durchaus zu Unterschieden und auch Konflikten kommen. Die Spezialist*innen entwerfen ein Konzept, es gibt Auftraggeber*innen und es gibt Adressat*innen. Genau dies ist im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe als auch der Wohnungslosenhilfe der Fall: Die Kostenträger, also der Landkreis, die Kreisfreie Stadt oder der überörtliche Sozialhilfeträger sind Auftraggeber, die Träger der Sozialen Arbeit als Anbieter sind die Planer*innen und die Adressat*innen sind die potentiellen Nutzer*innen, die ihren Alltag in einem Raum der Repräsentationen verbringen. Vielleicht nutzen die jungen Wohnungslosen die Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe und der Jugendhilfe auf andere Art und Weise, als dies die Planer*innen, also die Träger der Sozialen Arbeit sich vorgestellt haben.

LEFEBVRE beschäftigt sich auch mit Lebensstilen, wobei er in Anlehnung an die MARX'sche/ENGELS'sche Idee einer Aufhebung der Arbeitsteilung „die Fragmentierung des Ganzen der modernen Welt zu einer anderen und neuen Gesamtheit zu rekonstruieren“ (May 2011: 42) versucht. Wie bereits eingangs beschrieben, nimmt LEFEBVRE hierzu die Problematik einer Gruppe in einer raum-zeitlich eingegrenzten Situation in den Fokus (vgl. ebd.: 36). Auf der Suche nach geeigneten Lösungen sollten passende Hypothesen entwickelt werden, die „zwischen Begriffen und Tatsachen ebenso zu vermitteln [hätten] wie zwischen den faktischen Gegebenheiten und den Lösungen der Probleme“ (ebd.: 42). Dieser Umstand zeigt sich darin, dass LEFEBVRE – aus seiner materialistischen Sicht heraus – im spezifischen gesellschaftlichen Kontext von einer Arbeitsteilung ausgeht, die eine Spezialisierung und damit auch ein Auseinanderfallen der verschiedenen Momente der Produktion des Raumes impliziert (Schmidt 2010: 230). Die Entwicklung und Produktion des Raumes beschreibt LEFEBVRE anhand der Stadt und des Prozesses der Urbanisierung. Den Prozess der globalen Urbanisierung zeichnet er anhand des ruralen, industriellen und des urbanen Feldes nach, wobei das urbane Feld als Vorläufer einer global urbanisierten Welt zu verstehen ist. Diese Entwicklung von den archaischen Gesellschaften, die einen religiös-politischen Raum leiblich erfahren, zu den verstädterten Gesellschaften, die in einem abstrakten Raum leben, ist als fortschreitende Abstraktion in der Produktion des Raums dargestellt. Diese Verschiebung dient nach LEFEBVREs Auffassung vor allem den Herrschenden, nämlich durch Reduktion und Homogenisierung, indem Differenzen aufgelöst werden, zum Erhalt und Ausbau ihrer Macht. Demgegenüber stehen die Residuen als nicht-reduzierbare Elemente und Überbleibsel als Gegenkraft in der Auseinandersetzung um die Zukunft und Entwicklung der Gesellschaft.⁵⁶ War es in vorgeschichtlichen Gesellschaften, die archaisch geprägt waren, vor allem die Verbindung zur Natur durch bestimmte Symbole, so waren es in historischen Gesellschaften die Aneignung und Zerstörung der natürlichen Umwelt, die das Verhältnis zur Natur darstellten. Die Mitglieder dieser Gesellschaften lebten hierdurch innerhalb bestimmter Normen, die nicht hinterfragt wurden, die als gegeben erschienen: “The members of archaic societies obey social norms without knowing it - that is to say, without recognizing those norms as such. Rather, they live them spatially: they are not ignorant of them, they do not misapprehend them, but they experience them immediately” (Lefebvre 1991: 230). Die verstädterte Gesellschaft schließlich scheint ein *Dazwischen* zu sein, ein *oui et non*, bleibt sie doch in ihrer post-historischen Praxis „dem hypothetischen und ‚vorläufigen Charakter‘ der Projektionen einer ‚Welt der Differenzen‘ angemessen, offen“ (Guelf 2010: 237). Die verstädterte Gesellschaft mit ihrer post-historischen Praxis befindet sich in einem

⁵⁶ „Der Intention, einen politischen, homogenen und beherrschbaren Raum zu produzieren und zu reproduzieren, widersetzt sich der schöpferische Impetus als residuales Element.“ (Guelf 2010: 264)

Spannungsfeld zwischen Totalität, Zentralität, Poiesis⁵⁷, Poesie, Verlangen; Mimesis und Residuen werden zu Hoffnungsträgern, die sich der Homogenisierung, Akkumulation und der Reduktion durch die Herrschenden entgegenstellen. LEFEBVRE nutzt das Bild der Stadt, um dieses Thema darzustellen, um diesen Prozess zu veranschaulichen: „Nur scheinbar haben wir uns die ‚Stadt‘ zum Thema gestellt, um ihre Entstehung, ihre Veränderung, ihren Wandel zu beschreiben und zu analysieren. In Wirklichkeit haben wir nur ein virtuelles Objekt aufgezeigt; es hat uns die Möglichkeit zur Darstellung der Raum-Zeit-Achse gegeben. Die Zukunft hat ein Licht auf die Vergangenheit geworfen. An Hand des Virtuellen haben wir das Erreichte untersuchen und einordnen können“ (Lefebvre 1972b: 29). Mit der *regressiv-progressiven Methode* bewegt sich LEFEBVRE vom Virtuellen hin zum Gegenwärtigen und kann sowohl das Vergangene analysieren, als auch auf das Zukünftige schließen. LEFEBVREs Schlussfolgerung ist das *Ende der Stadt*. LEWIS MUMFORD beschreibt es folgendermaßen: „Das Zusammenwachsen städtischen Gewebes, das heute so viele Soziologen für das Endstadium in der Entwicklung der Stadt halten, ist in Wirklichkeit keine neue Art von Stadt, sondern eine Anti-Stadt. Genau wie beim Begriff der Anti-Materie vernichtet die Anti-Stadt die Stadt, wann immer sie mit ihr zusammenstößt“ (Mumford 1963: 589). Ausgangspunkt dieser Zerstörung ist die zentrale Stellung der Stadt, die Aufhebung der Stadt-Land-Dichotomie, der Gegensatz zwischen Urbanem und Dörflichem. „Die kritischen Phasen der Entwicklung stehen für ihren unaufhörlichen Identitätsverlust. Der Übergang von der Handels- zur Industriestadt, der Agrargesellschaft zur Stadtgesellschaft führt dazu, dass das Urbane sich wie ein Geschwür über das Land ausbreitet. [...] der Begriff [Stadt; Anm. d. Verf.] wird zur historischen Kategorie“ (Guelf 2010: 243). Die Industrialisierung als treibende Kraft führt zu einer Trennung zwischen Praxis⁵⁸ – als sinnlich-menschliche Tätigkeit – und Poiesis – als schöpferisches Vermögen. Die Stadt als Produkt wird vom Menschen produziert, aber der Mensch produziert nicht nur Produkte, nicht nur die Stadt, sondern auch sich selbst, daher kommt dem Begriff der Praxis als „Ausgangs- und Endpunkt“ (Guelf 2010: 260) auch eine besondere Bedeutung zu: „Die Praxis ist die ‚schöpferische Energie‘, die ‚Handeln und Denken, materielle Arbeit und Erkenntnis‘ als ‚totale Tätigkeit‘ begreift“ (ebd.). LEFEBVREs zentrale Forderung nach einem Recht auf Stadt geht mit einem Recht auf Anderssein einher; „neben menschenwürdigem Wohnen [beinhaltet es] auch kreative Teilhabe an der Gestaltung des Alltagslebens“ (ebd.: 310). „The 'right to difference' is a formal designation for something that may be achieved through practical action, through effective struggle namely, concrete differ-

⁵⁷ *Poiesis* meint das „schöpferische Vermögen des Menschen, ein Produkt, eine Erkenntnis durch wissenschaftliche oder sonstige Arbeit hervorzubringen.“ (Guelf 2010: 38)

⁵⁸ Nach Marx beinhaltet die Praxis „die Ebene und die Weise der menschlichen ‚Realität‘ und den Bezug zu dieser Realität. Obwohl sich das Denken aus der Praxis heraushebt, bleibt es zugleich auf sie bezogen und in ihr begründet“ (Guelf 2010: 280).

ences" (Lefebvre 1991: 396). Zentrale Themen wie die Urbanisierung, Herrschaftsansprüche der Technokratinnen und Technokraten sowie Expertinnen und Experten mit partikularen Interessen, Homogenisierung als Gleichschaltung, Zerstörung der Umwelt und Natur waren zentrale Themen, die LEFEBVRE bereits in den 1960er Jahren aufnahm und bearbeitete. FERDINAND MATHIAS GUELF verweist darauf, dass die späten Schriften LEFEBVREs von einem zunehmenden Pessimismus begleitet gewesen seien und der Begriff der Utopie immer weiter in den Hintergrund getreten sei (Guelf 2010: 294).

3.1. Die Stadt als Ausgangspunkt der urbanen Revolution

Für LEFEBVRE ist die Stadt als Gebilde der Ausgangspunkt seiner Überlegungen, verbunden mit dem Alltagsleben der dort lebenden Menschen. Gleichzeitig ist die Stadt Ausdruck menschlicher Kreativität, ein *Oeuvre*, ein Gesamtwerk, das allerdings an Authentizität verloren hat und sich durch die Urbanisierung in einem dialektisch ablaufenden Prozess mit einem offenen und unbestimmten Ausgang befindet. In seinem Ruf nach dem *Recht auf Stadt* – die Revolution in Verbindung mit der Urbanisierung – sieht LEFEBVRE die Hoffnung, dass sich die Individuen aus den Fängen der kapitalistischen Produktionsverhältnisse befreien und aktiv in die gesellschaftliche Praxis einbringen. WEBER definiert die Stadt als eine „(mindestens relativ) geschlossene Siedlung“ (Weber 1920: 1), die neben einer Befestigung, einen Markt, ein eigenes Gericht als auch eine gewisse Autonomie durch Verwaltung und Behörden aufweist (vgl. ebd.: 11). Auch wenn sich die Definition zunächst auf die mittelalterliche Stadt bezieht, so zeigt sie doch die Vorstellung von einer Stadt, die als abgegrenzte gesellschaftliche Einheit anzusehen ist, „die sich aus sich selbst heraus, mit als Zentrum eine[r] auf eigenen Regeln und Gesetzen fußende[n], von der Außenwelt losgelöste[n] politische[n] Körperschaft konstituiert“ (Guelf 2010: 15). Diese Annahme lässt sich auch bei der „Chicago School of Sociology“ wiederfinden, welche die Stadt als sozialen Organismus ansieht, der eigenen Gesetzmäßigkeiten unterliegt. In der „Charta von Athen“ wurde ein Konzept der funktionalen Stadt erarbeitet, das von LE CORBUSIER überarbeitet und modernisiert wurde: „Die Stadt [...] als funktionelle Einheit von Wohnen, Arbeiten, Erholung, Fortbewegung“ (ebd.). Bei MARX und ENGELS ist die Stadt der Gegenpol zu ihrer ländlichen Umgebung: Hier konzentrieren sich die Bevölkerung, die Produktionsmittel und das Kapital auf sehr kleinem Raum, was dazu führt, dass sie „zum dominierenden Element der gesellschaftlichen Entwicklung“ (ebd.) wird. LEFEBVRE greift ausdrücklich die Ansätze von MARX auf, da in den 1960er Jahren das Thema Stadt und Verstädterung die bestimmenden Themen seiner Arbeit sind; hier sind es vor allem die exzessive Urbanisierung der Städte, die Land-

flucht, die Rückkehr vieler *Algerienfranzosen* und die wachsende Zahl von *Gastarbeitern*, die in Wellblechquartieren, sog. *bidonvilles* leben. In der Folge entstehen im Rahmen eines „Billigwohnprogramms“ (ebd.: 16) Siedlungen; die sog. *sarcellisation* werden zum „Inbegriff des menschenverachtenden Urbanismus“ (ebd.) und ziehen vor allem lohnabhängige Arbeiter*innen und Beschäftigte aus der Kernstadt an. In diesen hochverdichteten Siedlungen treffen unterschiedliche soziale und kulturelle Milieus und Gruppen aufeinander, was zu Konflikten führt. Auch der städtebauliche Versuch, sog. *Villes Nouvelles* zu erschaffen, indem die traditionellen Gemeinden um Paris durch eine Konzentration aus Arbeit, Dienstleistung und Beschäftigung sowie Wohnen miteinbezogen wurden, um Konflikte zu entschärfen und die reinen Wohnquartiere aufzuwerten, führten nur zu neuen Problemen: hier die angestammte Bevölkerung, die eine halb-ländliche Lebensweise führte, und dort die Zuziehenden mit einer städtischen Lebensweise. Bezugnehmend auf den Stadt-Land-Gegensatz bei MARX und ENGELS untersuchte LEFEBVRE die bäuerlichen Gemeinschaften in seiner ursprünglichen Heimat, den Pyrenäen. Die Industrialisierung der Agrarproduktion führte hier zu einer Veränderung der Bevölkerung, die mit „Entvölkerung und Verlust der ländlichen Eigenschaften (,dépaysanisation‘)“ (Guelf 2010: 25) einhergingen: „Die traditionelle Dorfgemeinschaft geht in größeren Einheiten auf, ist nicht mehr auf Eigenversorgung bedacht, unterwirft sich, indem sie deren Erzeugnisse konsumiert, den Strukturen der Industriegesellschaft“ (ebd.). Die verstädterte Lebensweise geht nach LEFEBVRE aus der Industrialisierung hervor, die als „die Agrarproduktion beherrschende und aufbrauchende Gesellschaft“ (Guelf 2010: 19) zu verstehen ist, „die dann entsteht, wenn die alten Stadtformen zerfallen“ (ebd.). Die Stadt *verschlingt* das Ländliche, das Rurale und dominiert es, indem sie „ein mehr oder weniger engmaschiges Netz über das Land legt“ (ebd.: 26). Dies führt auch dazu, dass nicht nur die Infrastruktur der Städte übernommen wird, sondern auch die Logik und Werte, „wie urbaner Lebensstil und urbanes Denken“ (ebd.). LEFEBVREs Ansatz scheint im 21. Jahrhundert aktueller zu sein denn je: Mit Annahme, dass bis 2050 knapp zehn Milliarden Menschen auf der Erde leben werden, wird immer mehr Fläche bebaut oder dem Verkehr geopfert. Wohngebiete und Industrieanlagen werden gebaut und führen dazu, dass wertvolle Frei- und Lebensräume verschwinden. Vor dem bereits beschriebenen Hintergrund der Entwicklung der Städte in Frankreich in den 1950er und 1960er Jahren kritisiert LEFEBVRE die Bestrebungen der Regierenden, „gesellschaftliche Probleme urbanistisch lösen zu wollen“ (Guelf 2010: 19). Dieses Verständnis zielt auf einen Container-Raum ab, bei dem die Stadt als „materieller, erdgebundener Untergrund“ (ebd.) angesehen wird, der durch eine „technische und technokratische Gestaltung“ (ebd.) bespielt und gefüllt werden kann. LEFEBVRE hingegen geht von einem Raumkonzept aus, bei dem Raum selbst als sozial bzw. durch die gesellschaftliche Praxis produziert wird. Raum ist somit das Produkt eines konkreten materiellen Produktionsprozesses sowie komplexer sozialer Interaktionen. Die Entwicklungsstufen der Stadt

und der Gesellschaft vom ruralen, industriellen und urbanen Raum werden durch ihnen zugeordnete Räume erweitert: Der *absolute, abstrakte, widersprüchliche* und *differentielle* Raum zeichnet den Weg in die globale Verstädterung. In *die Revolution der Städte* schreibt LEFEBVRE: „Das Urbane ließe sich somit als Ort definieren, an dem Konflikte ihren Ausdruck finden“ (Lefebvre 1972b: 186). In der *Metaphilosophie* weist LEFEBVRE darauf hin, dass die (soziale) Praxis von der Differenz geprägt sei, die ihren Ursprung in den Besonderheiten bzw. den Eigenheiten habe, die eng an geographische, ethnische und klimatische Besonderheiten gebunden sei. Diesen Differenzen lägen sog. Residuen zugrunde, nicht reduzierbare Elemente, die „das Recht auf und die Wichtigkeit von Differenzen plastisch machen“ (Guelf 2010: 21). Losgelöst vom entfremdeten Denken und Handeln bewirken sie etwas Neues und setzen „durch ihre Verschiedenheit (Differenz) den jeweiligen ‚Systemen‘, die sie ‚aufsaugen‘ und von ‚innen zerstören‘ wollen, ein ‚schöpferisches Vermögen‘ entgegen, das in permanentem Widerstand verändernd wirkt“ (ebd.) und entwickeln ein revolutionäres Potential, „das an die Stelle des Proletariats in der marxistischen Analyse tritt“ (ebd.). Der Versuch, diese Differenzen zu begradien und aufzulösen, „entspricht einer Reduzierung der Vielfalt, eine ideologische Homogenisierung, die das eigene Gesetz als das allgemein gültige zu legitimieren trachtet“ (ebd.). Ähnlich wie HABERMAS von der Kolonialisierung der Lebenswelten spricht, schreibt LEFEBVRE von einer Gleichmachung, einer Homogenisierung der Individuen; ein Thema, mit dem sich auch die vorliegende Arbeit beschäftigt. Übertragen auf unsere Gesellschaft, auf die einzelnen Subsysteme, scheint es auch bei den jungen erwachsenen Wohnungslosen so zu sein, dass hier eine Homogenisierung, eine einzig gültige Wahrheit gewünscht wird von Seiten der Kostenträger, namentlich dem Jugendamt, dass die Jugendlichen und jungen Erwachsenen auf die *richtige Bahn* gelenkt werden sollen. Vielleicht sind aber gerade die alternativen Lebensentwürfe als Residuen, als Eigenheiten, als Besonderheiten anzusehen und anzuerkennen. LEFEBVRE spricht von der Krise der Stadt und zeichnet dieses Bild, welches er an anderer Stelle auch den Zerfall der Stadt nennt anhand der historischen Entwicklung der Stadt bzw. der Städte nach: vom antiken Stadtstaat Griechenlands über die römische Stadt, die orientalischen und mittelalterlichen Städte, die Handelsstadt bis hin zur Industriestadt, Kleinstadt und Großstadt. GUELF verweist darauf, dass die (Teil-)Analysen, die Projektions- und Deutungsmuster der Aktualität stetig hinterherhängen (vgl. Guelf 2010: 27). Der Prozess führt schließlich in LEFEBVREs Denken zu einer Explosion der Stadt, da sie aufgrund des schnellen Wachstums unmöglich kontrolliert werden könne, die Stadt verliere ihre Form und nenne sich nur noch aus Gewohnheit Stadt: Die Städte verwandeln sich in „gewaltige Konglomerate, die keinerlei Form mehr haben. Städte nennt man sie nur noch aus Gewohnheit. Das Phänomen Stadt zerfällt, indem es sich entfaltet“ (Lefebvre 1975a: 123). LEFEBVRE zufolge entsteht eine urbane, eine verstädterte Gesellschaft, „womit mehr eine Tendenz, eine Richtung, eine Virtualität und

weniger ein *fait accompli* zum Ausdruck gebracht werden sollen.“ (Lefebvre 1972b: 8; Herv. i. Orig.). Die verstädterte Gesellschaft wird somit Definition als auch Hypothese seiner Überlegungen, wird zum Objekt, das „überall und mitten in der ‚bürokratisch gelenkten Konsumgesellschaft‘ wächst“ (ebd.: 10), welches es erlaubt „eine Raum-Zeit-Achse zu zeichnen und die Geschichte der Stadt von ihrer Entstehung bis zu ihrer Veränderung zu beschreiben und zu analysieren“ (Guelf 2010: 35). LEFEBVRE nutzt hierzu die bereits erwähnte „regressiv-progressive Methode“, die sich in Anlehnung an MARX, *regressiv* vom Virtuellen hin zum Gegenwärtigen bewegt, wodurch eine Analyse des Vergangenen ermöglicht wird, als auch *progressiv*, „d. h. das Gewesene lässt eine Bewegung erkennen, die Neues ankündigt“ (ebd.). Angewandt auf die sozialen Strukturen des sozialen Zusammenlebens und der Gesellschaft werden einerseits Gründe in der Vergangenheit analysiert, die zu einer bestimmten Lage geführt haben, als auch die Weiterführung dieser Entwicklung in die Zukunft, um so Hypothesen und Vorhersagen in Bezug auf die Entwicklung des Zukünftigen abzugeben. Den Nullpunkt auf der Raum-Zeit-Achse der hypothetischen Urbanisierung (wie GUELF es nennt) „setzt Lefebvre bei den ersten Menschenhorden an: Sammler, Fischer, Jäger und (vielleicht) Hirten. Indem sie Zeichen setzen, Flurnamen erfinden, Landmarken angeben, benennen sie den Raum. Dieser Raum wird, ohne jedoch in seinen Strukturen vollkommen verändert zu werden, durch den Bauern aufgeteilt. Überall auf der Welt folgt dem anfänglichen Dorf die Stadt, was jedoch nicht bedingt, dass sie aus dem Dorf hervorgeht. Vorrangig ist das die Stadt, die Einfluss auf das Leben auf dem Land nimmt“ (Guelf 2010: 48). Hiervon ausgehend beschreibt LEFEBVRE die politische Stadt, die von Adligen, Priestern, Kriegsherren bestimmt wird. Die politische Stadt ist „ganz und gar Ordnung, Erlaß Macht“ (Lefebvre 1972b: 14). Der Versammlungsort, die Agora des antiken Stadtstaates, wird durch den Markt verdrängt, um den sich Kirche und Rathaus gruppieren: „Als wirtschaftliches, religiöses und politisches Zentrum steht die politische Stadt zumeist in Konflikt mit dem sie umgebenden Land“ (Guelf 2010: 49). Die Stadt als intellektuelles und strategisches Zentrum steht dem Land „mit seinen Mythen und dunklen Kräften gegenüber“ (ebd.). Diese Veränderung im Mittelalter, die etwa im 14. Jahrhundert vollzogen ist, führt dazu, dass das Land „nun nichts – oder nichts mehr – als die ‚Umgebung der Stadt, ihr Horizont, ihre Grenze“ (Lefebvre 1972b: 17) ist. Es kommt zu einer Verschiebung und einer Neuordnung der sozialen Strukturen, die „Wirklichkeit der Stadt“ (Guelf 2010: 50) führt zur „Wiedergeburt des Logos“ (Lefebvre 1972b: 18). Schließlich geht die Handelsstadt in die Industriestadt über. Es scheint, als ob die Industrie unaufhaltsam an Macht und Einfluss gewinnen würde, „als beherrschende Wirklichkeit zerstört sie überlieferte Werte, sorgt für ‚ungeheure Verwirrung, die Vergangenes und Mögliches, Gutes und Schlechtes ineinander verflucht‘ und führt neben der Krise der Agrargesellschaft zu einer Krise der Stadt“ (Guelf 2010: 51 f.). LEFEBVRE wählt für seinen Zugang das Alltagsleben, den „*pratique sociale*“; in Anlehnung an ENGELS, der die gesellschaftlichen

Verhältnisse im England des 19. Jahrhunderts untersucht und beschreibt und dafür den direkten Zugang, den „caractère direct“ wählt statt den wissenschaftlichen Zugang, den „caractère scientifique“. Der Blick ENGELS und die Fokussierung auf die Stadt und die urbanen Phänomene, die Dichotomie zwischen Stadt und Land, die Zentralisierung des Kapitals und der Produktionsmittel, die Industrie, die Dörfer bildet, die wiederum weitere Betriebe und weitere Industrie anzieht, die Entwicklung zu Kleinstädten und später zu großen, zentralen Städten, zu Mega-Städten wird von LEFEBVRE aufgenommen und weiterentwickelt. Hatte MARX in seinen frühen Schriften keine relevanten Texte, die sich mit der Stadtanalyse beschäftigten, so finden sich in der „Deutschen Ideologie“ Widersprüche zwischen Stadt und Land: Die Trennung zwischen geistiger und materieller Arbeit fällt zusammen mit der Trennung zwischen Stadt und Land. Während sich Handel und Gewerbe in der (mittelalterlichen) Stadt konzentrieren, bestimmen die Agrarwirtschaft und die damit zusammenhängenden Lebensverhältnisse das Leben auf dem Land: „Die größte Teilung der materiellen und geistigen Arbeit ist die Trennung von Stadt und Land [...] Die Trennung von Stadt und Land kann auch gefaßt werden als die Trennung von Kapital und Grundeigentum, als der Anfang einer vom Grundeigentum unabhängigen Existenz und Entwicklung des Kapitals, eines Eigentums, das bloß in der Arbeit und im Austausch seine Basis hat“ (MEW 1962, Bd. 3: 50). Mit dieser Veränderung verändert sich auch die Gesellschaft und die Stadt „wird zum bestimmenden Element der gesellschaftlichen Entwicklung. Sie sprengt das mittelalterliche Feudalsystem und schafft den Übergang zu kapitalistischen Produktionsverhältnissen“ (Guelf 2010: 47). LEFEBVRE geht davon aus, dass jede Produktionsweise ihren je typischen Stadtypus hervorbringt, der wiederum „die komplexen Gesellschaftsverhältnisse illustriert“ (Guelf 2010: 58). Mehrwert, Produktion, Realisierung und Verteilung verlagern sich auf die Ebene der Stadt, die als *Superstruktur* über Produktivkräften und Produktionsweisen thront. Diesen Status verliert die Industriestadt wieder, da sie diese lediglich verwaltet. Die beiden Begriffe Logos und Physis finden in dieser Analyse keine Berücksichtigung: „Was geschieht nun, genau gesehen im Verlauf dieser kritischen Phase aus dem, was wir und unter ‚Natur‘, ‚Vernunft‘ verstehen? Die Stadt-Land-Beziehung wandelt sich von Grund auf; lässt sich eine diesem Wandel entsprechende Veränderung bzw. Verzerrung bei den genannten Begriffen feststellen“ (Lefebvre 1972b: 31). Die Stadt und die Industrie negieren die Natur, ja, sie ersetzen sie sogar. Die Stadt erscheint als eine zweite Natur; mit ihren Materialien versucht sie, die Natur zu imitieren: “we produce only the reproducible, and hence we produce only by reproducing or imitating past production. This is the ultimate contradiction: inasmuch as the capacity to produce space produces only reproductions, it can generate nothing but the repetitive, nothing but repetition. The production of space is thus transformed into its opposite: the reproduction of things in space. And mimesis (simulation, imitation) becomes merely a reproducibility grounded in received knowledge, technology and power, because reproducibility is what en-

sures the renewal (or reproduction) of existing social relations” (Lefebvre 1991: 377). LEFEBVRE sieht in dieser zweiten Natur, in diesem Streben nach Imitation eine Utopie. Diese Krise, dieser Wunsch zeigt die Unzulänglichkeit des Stadtlebens: „In der kritischen Phase erscheint als vorrangiges Problem die *Natur*. Verbündete und Konkurrenten zugleich, verwüsten Industrialisierung und Verstädterung die Natur. Wasser, Erde, Luft, Licht, die ‚Elemente‘ sind von der Vernichtung bedroht. Eines Tages wird der Preis zu zahlen sein. Um das Jahr 2000 herum werden – mit oder ohne Atomkrieg – Luft und Wasser derart verschmutzt sein, dass das Leben auf der Erde schwierig geworden sein wird“ (Lefebvre 1972b: 32). Mit der Analyse der Stadt als historische Konfiguration auf einer Raum-Zeit-Achse zeigt LEFEBVRE zwar den Prozess und die Entwicklung der zunehmenden Verstädterung auf, „vermag aber nicht die Urbanisierung als gesamtgesellschaftliches Phänomen begreifbar zu machen“ (Guelf 2010: 60), ist die Stadt doch selbst Produkt der jeweiligen Produktionsweise der herrschenden Gesellschaft. LEFEBVRE geht daher in seiner Erklärung und Analyse über die historische Kategorie Stadt hinaus, der „Blick wechselt von der Stadt der jeweiligen Gesellschaft zum Phänomen des Urbanen als Gesellschaft“ (ebd.). Die jeweiligen Denk-, Handlungs- und Lebensweisen des Urbanisierungsprozesses werden nach LEFEBVRE in drei (raum-zeitliche) Felder, Schichten oder Momente gegliedert: Das Rurale, das Industrielle und das Urbane, die es erlauben, „u. a. Empfindungen, Wahrnehmungen, soziale Theorien und soziale Praktiken zu analysieren und zu interpretieren“ (Guelf 2010: 19). LEFEBVRE verweist in *the production of space* auf eine Entwicklung, eine zeitliche Abfolge dieser drei Momente. Allerdings gestaltet sich der Übergang teilweise schwierig bzw. unterschiedlich je nach Region und Produktionsverhältnissen, so dass auch Momente nebeneinander bestehen können, da sie sich nicht präzise voneinander abgrenzen lassen. Den drei Epochen (ländlich, industriell und verstädtert) entsprechen nach LEFEBVRE unterschiedliche Wahrnehmungen, Bilder, Vorstellungen, soziale Theorien und soziale Praktiken. Reduziert auf die Industrialisierung kann die Verstädterung „nicht als neues bestimmendes Paradigma erkannt werden“ (Guelf 2010: 62). In Anlehnung an MARX’ *Pariser Manuskripte* ordnet LEFEBVRE die Begriffe *Bedarf*, *Arbeit* und *Genuss* den drei Momenten zu: Der Bedarf wird der ländlichen, die Arbeit der industriellen und der Genuss der verstädterten Gesellschaft zugeordnet. So erlaubt es die Arbeit dem Menschen, die natürlichen Gegenstände zur Befriedigung seiner Bedürfnisse durch produzierte zu ersetzen. Neue Bedürfnisse werden durch immer weitere Produkte gestillt, die sich immer weiter vom Original, von der Natur entfernen.

3.2. Praxis und Produktion

LEFEBVRE nimmt in der *Produktion des Raums* immer wieder Bezug auf die Begriffe *Praxis* und *Produktion*: "In Hegelianism, 'production' has a cardinal role: first, the (absolute) Idea produces the world; next, nature produces the human being; and the human being in turn, by dint of struggle and labour, produces at once history, knowledge and self-consciousness- and hence that Mind which reproduces the initial and ultimate Idea" (Lefebvre 1991: 68). Die Praxis ist der Angelpunkt aller theoretischen Anstrengungen, der Ausgangspunkt und das Ziel aller theoretischen Bemühungen, die wieder in die Praxis münden sollen (vgl. Schmid 2010: 78). Grundlegend für diese Überlegungen ist die Selbstproduktion des Menschen, eine Annahme, die LEFEBVRE auch bei MARX entlehnt: „Ein *Wesen* gilt sich erst als selbständiges, sobald es auf eignen Füßen steht, und es steht erst auf eignen Füßen, sobald es sein *Dasein* sich selbst verdankt“ (MEW 40: 544; Herv. i. Orig.) und weiter: „Ein Mensch, der von der Gnade eines andern lebt, betrachtet sich als ein abhängiges Wesen. (ebd.) Für MARX ist der Mensch ein Naturwesen, ein Bestandteil der Natur, das sich selbst produziert und sich so seine Welt und damit auch sich selbst schafft. LEFEBVRE geht – wie MARX auch – davon aus, dass der Mensch ein Teil der Natur ist und „als Naturwesen nicht nur produziert, sondern auch sich selbst produziert“ (Guelf 2010: 18). Die menschliche Gesellschaft ist der Ausgangspunkt des Prozesses der Produktion, da das Individuum nicht isoliert, sondern in der Gesellschaft produziert. „Indem er seine Welt schafft, schafft er sich selbst“ (ebd.: 39). LEFEBVRE formuliert es folgendermaßen: „Der Mensch ist unmittelbar Naturwesen [...] Den Ausgangspunkt seiner ‚Produktion‘ bildet mithin die biologische und materielle Natur mit allem, was sie an Unbekanntem und Tragischem in sich birgt [...] Der Mensch ist zunächst eine biologische Möglichkeit gewesen, wobei diese Möglichkeit nur durch einen langen Kampf Wirklichkeit werden konnte, in dem der Mensch die zunehmende Verantwortung für sein Sein auf sich nimmt“ (Lefebvre 1966: 92). Hier stellt sich die Frage, wie sich der Mensch selbst erzeugt bzw. selbstproduziert? Für MARX ist es die Arbeit, die menschliche Arbeit, die den Menschen erzeugt und die das Menschsein als solches bestimmt und ausmacht. Für LEFEBVRE ist es die Tätigkeit, die *action*, die zum „Sein, der Menschwerdung, der Selbstproduktion des Menschen“ führt: „Der tätige Mensch modifiziert die Natur – um ihn herum und in ihm. Er schafft seine eigene Natur, indem er auf die Natur einwirkt. Er hebt sich in die Natur auf und hebt diese in sich auf. Indem er sie nach seinen Bedürfnissen umformt, ändert er sich in seiner Tätigkeit und schafft sich neue Bedürfnisse. Er bildet und erfasst sich als Macht, indem er Gegenstände hervorbringt, ‚Produkte‘. Er schreitet fort, indem er die mit seinem eigenen Tun gesetzten Probleme löst“ (Lefebvre 1966: 95). Und da, „[w]o Marx den Begriff der *Arbeit* setzt, verwendet Lefebvre konsequent ‚activité‘, ‚action‘ und ‚acte‘.“ (Guelf 2010: 42; Herv. i. Orig.) Diese Unterscheidung der Tätigkeit scheint insofern eine Relevanz zu besitzen, da die Begriffe *activité* und *action* im Französischen mehrdeutig sind; bei LEF-

EBVRE bedeutet der Begriff *action* nicht nur die bloße Handlung, sondern auch die Tat, die Aktion und den Widerstand als befreiendes Moment miteinschließt, PETER SCHMID spricht gar davon, dass er „die Lebensäußerung der menschlichen Existenz in ihrer Totalität“ umfasse (Schmid 2010: 81). *Praxis* gestaltet menschliche Beziehungen und verweist darauf, dass „jede gesellschaftliche Tätigkeit [...] in einer Geschichte“ (Guelf 2010: 18) steht, von dieser beeinflusst wird und selbst Schöpferin der Geschichte ist. LEFEBVREs Praxisbegriff orientiert sich an HEGEL und MARX: „Hegel hat für den Begriff der Praxis, indem er sowohl die Arbeit, ihre Organisation, die Produktion im weitesten Sinne, individuelle und gesellschaftliche Bedürfnisse, Erziehung und Familie, die Politik und die Geschichte mit einbezogen hat, eine möglichst breite Ebene geschaffen“ (Guelf 2010: 41). Die Art des Bedürfnisses und der Befriedigung sind bei HEGEL zentral, gefolgt von der Arbeit des Individuums als Vermittlung und Befriedigung dieser Bedürfnisse. Die Realität besteht aus dialektischen Widersprüchen, die ihre eigene Veränderung und Zukunft erzeugen; der Geist gerät mit sich selbst in Widerspruch und so in eine objektive Wirklichkeit. Den Begriff der Praxis entleiht LEFEBVRE bei HEGEL: „Worin besteht das bei Hegel zu entnehmende positive Element? Unseres Erachtens im Begriff der Praxis“ (Lefebvre 1975a: 44), wobei erst MARX einen materialistischen Praxisbegriff herausarbeitet (Schmid 2010: 82), der auf der praktischen Ebene gedacht ist und nicht auf derjenigen des Geistes. Der Mensch als gegenständliches Wesen ist tätig, indem er Tätigkeit als gegenständliche Tätigkeit denkt und anwendet und nicht als bloße Abstraktion des Geistes versteht: „Das gegenständliche Wesen wirkt gegenständlich, und es würde nicht gegenständlich wirken, wenn nicht das Gegenständliche in seiner Wesensbestimmung läge. Es schafft, setzt nur Gegenstände, weil es durch Gegenstände gesetzt ist, weil es von Haus aus *Natur* ist. In dem Akt des Setzens fällt es also nicht aus seiner ‚reinen Tätigkeit‘ in ein *Schaffen des Gegenstandes*, sondern sein *gegenständliches* Produkt bestätigt nur seine *gegenständliche* Tätigkeit, seine Tätigkeit als die Tätigkeit eines gegenständlichen natürlichen Wesens“ (MEW Bd. 40: 577; Herv. i. Orig.) und weiter: „Alles gesellschaftliche Leben ist wesentlich *praktisch*“ (MEW Bd. 3: 5; Herv. i. Orig.). Für LEFEBVRE ist der Praxisbegriff Anfang und Ende, „Ursprung allen Denkens und als Quelle aller Lösung, als grundlegende Beziehung des lebendigen Menschen zur Natur und seiner eigenen Natur“ (Schmid 2010: 84). MARX und ENGELS stellen durch die Rückkehr zum Materialismus HEGELs Dialektik vom Kopf, auf dem sie stand, wieder auf die Füße: „Wir fassten die Begriffe unsres Kopfs wieder materialistisch als die Abbilder der wirklichen Dinge, statt die wirklichen Dinge als Abbilder dieser oder jener Stufe des absoluten Begriffs. Damit reduzierte sich die Dialektik auf die Wissenschaft von den allgemeinen Gesetzen der Bewegung, sowohl der äußern Welt wie des menschlichen Denkens - zwei Reihen von Gesetzen, die der Sache nach identisch, dem Ausdruck nach aber insofern verschieden sind, als der menschliche Kopf sie mit Bewußtsein anwenden kann, während sie in der Natur und bis jetzt auch

größtenteils in der Menschengeschichte sich in unbewußter Weise, in der Form der äußern Notwendigkeit, inmitten einer endlosen Reihe scheinbarer Zufälligkeiten durchsetzen. Damit aber wurde die Begriffsdialektik selbst nur der bewusste Reflex der dialektischen Bewegung der wirklichen Welt, und damit wurde die Hegelsche Dialektik auf den Kopf, oder vielmehr vom Kopf, auf dem sie stand, wieder auf die Füße gestellt“ (MEW Bd.21: 292f.). Die Welt ist also keine Verwirklichung einer göttlichen Idee oder des menschlichen Denkens, sondern lässt sich als objektive Wirklichkeit aus ihrer materiellen Existenz und deren Entwicklung heraus erklären. An die Stelle des göttlichen Absoluten bei HEGEL und dessen Idealismus tritt das materiell-ökonomische Absolute der Produktion und des damit zusammenhängenden Prozesses. Die objektive Realität existiert also außerhalb und auch unabhängig vom menschlichen Bewusstsein: „Es ist nicht das Bewusstsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewusstsein bestimmt“ (MEW Bd. 13: 9). Die Praxis wird so zum „Ort‘ der Verwirklichung des Menschen [...] und ist Teil der Produktion im erweiterten Sinn: Nicht nur Güter, auch Werke werden produziert und geschaffen, ebenso [...] das ‚menschliche Sein‘ durch es selbst, was die Produktion von gesellschaftlichen Beziehungen impliziert“ (Guelf 2010: 42). LEFEBVRE greift diese philosophische Entwicklung von HEGEL über MARX auf: „Wird die abstrakte Tätigkeit des Geistes, die noch im deutschen Idealismus das Setzen des Seins bestimmt, bei Marx zur gegenständlichen Tätigkeit, die den Menschen als gegenständliches Wesen ausmacht, so ist es bei Lefebvre also die ‚action‘, die Tat“ (ebd.).

LEFEBVRE erklärt die Praxis „zur einfachsten und am schwersten aufzuklärenden Kategorie, zur abstraktesten und konkretesten, die sich zugleich auf die Alltäglichkeit und auf die ganze Gesellschaft bezieht“ (Lefebvre 1975b III: 62). Die gesellschaftliche Praxis ist mehr als das Machen, würde sie dadurch doch auf die „individuellen, mehr oder weniger handwerklichen Operationen an einer gegebenen Materie“ (ebd.) reduziert; jedoch deckt der Begriff der Produktion „seinerseits auch noch nicht den ganzen Umfang der Praxis“ (ebd.). Doch ist neben dem Begriff der *Praxis* auch der Begriff der *Produktion* von einer grundlegenden Wichtigkeit in LEFEBVREs Theorie: „Durch die Tätigkeit produziert sich der Mensch selbst aus der Natur“ (Schmid 2010: 85). Hatte für HEGEL die Produktion noch eine determinierende Bedeutung, eine überaus wichtige Rolle: Zunächst produziere die erste, die absolute Idee die Welt und danach die Natur das menschliche Wesen. Der Mensch wiederum, aufgrund seiner Kämpfe und seiner Arbeit, produziere zugleich die Geschichte, die Erkenntnis und das Bewusstsein, also den Geist, der die anfängliche und endgültige Idee reproduziere.“ (Lefebvre 1991: 68) Für MARX und ENGELS bedeutet Produktion zunächst, dass Menschen als soziale Wesen ihr eigenes Leben, ihr eigenes Bewusstsein, ihre eigene Welt produzieren [...], dass es nichts gäbe in der Geschichte oder in der Gesellschaft, was nicht erreicht oder pro-

duziert werden müsse (ebd.). Allerdings verengen sie den Gedanken auf das *Produkt*. Und somit verengen sie den Prozess der Herstellung auf die Arbeit – Kreativität, Erfindungsreichtum oder Vorstellungskraft vernachlässigen sie: Produktion, Produkt, Arbeit. Ausgangspunkt ist die Natur, dann die Arbeit, darauf fußend die Organisation der Arbeit und schließlich die Arbeitsinstrumente inklusive der Technologie und des Wissens. LEFEBVRE schließlich macht – ausgehend von HEGEL und MARX – den Begriff der Produktion für seine Theorie fruchtbar, indem er unter Produktion alles versteht, was vom Menschen als soziales Wesen hervorgebracht wird: „das eigene Leben, die Geschichte, das Bewusstsein, die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Welt (einschließlich der sozialen Zeiten und Räume) [...] Auch die logische Form – eine abstrakte Form, die leicht als zeitlos und nichtproduziert, d. h. metaphysisch angesehen werden könnte – wurde gemäß Lefebvres Verständnis produziert. Die Produktion im weiten Sinne reduziert sich also nicht auf die Herstellung von Produkten, sie umfasst nicht nur Dinge und tauschbare materielle Güter, sondern auch Wissen, Kunstwerke, ja sogar Fröhlichkeit, Vergnügen und Verbrechen“ (Schmid 2010: 85). Formen, Systeme und Strukturen sind demnach Produkte von *Praxis*. LEFEBVRE kritisierte die perspektivische Verengung der Produktion bei MARX auf das Ökonomische, da so wesentliche Aspekte des menschlichen Lebens und Handelns ausgeblendet seien. Der Begriff der Arbeit hingegen spielt bei LEFEBVRE keine Rolle, da er die Produktion nicht nur auf die Ökonomie und die Arbeit bezieht, sondern auf alle menschliche Tätigkeiten: „Schafft sich der Mensch bei Marx durch die Arbeit aus dem Reich der Notwendigkeit, um sich dann (in einer fernen Zukunft) in der selbstbestimmten Arbeit als Mensch zu entfalten, ist bei Lefebvre die Kreation, die schöpferische Tätigkeit von Anfang an wesentlicher Teil der Selbstschaffung des Menschen – eine immer schon vorhandene Möglichkeit der Befreiung“ (Schmid 2010: 87). Die Produktion als Prozess weist darauf hin, dass es sich hier um einen dialektisch ablaufenden und nachvollziehbaren Vorgang handelt.

3.3. Der Alltag als Kristallisationspunkt

Die Theorie der Produktion des Raumes entstand aus LEFEBVREs Erforschung des Alltagslebens und der damit zusammenhängenden Annäherung an das Phänomen der Urbanisierung. Seine Forschungsstrategie leitete er von der „dialektischen Auffassung vom Weltlich-Werden der Philosophie“ (Schmid 2010: 113) ab, die er als „Metaphilosophie“ bezeichnete und die nichts Anderes bedeutete, als sich „dem Banalen und Trivialen der menschlichen Praxis“ (ebd.) hinzuwenden, der „poetischen Erforschung der Praxis“ (ebd.). Diese Praxis war zunächst der Alltag und damit verbunden das Phänomen der Urbanisierung der Gesellschaft, welches er analysierte. Die urbane Gesellschaft und die industrielle Gesellschaft ver-

stand er als konfliktgeladenen Doppelprozess, bringe doch die Industrialisierung die Urbanisierung hervor, „die ihrerseits ein Potential, eine Möglichkeit, eine Chance enthält: die Entstehung einer urbanen Gesellschaft auf Weltmaßstab“ (ebd.: 114). „Lefebvres Kritik des Alltäglichen leitete sich direkt aus seiner Kritik der Philosophie ab“ (ebd.: 115), was ihn zu der Aussage veranlasste: „Kurzum, wir erklären das tägliche Leben zum Objekt der Philosophie, gerade weil es Nicht-Philosophie ist. Wir verordnen sogar, daß sie in dieser Eigenschaft das philosophische Objekt ist. [...] Die Gewißheit, die der Philosoph sucht, hat nichts gemein mit der Sicherheit, von der der tägliche Mensch träumt“ (Lefebvre 1972a: 30). Der Alltag sei demnach der Ort der banalen Tätigkeiten, der Wiederholungen, der Gesten, der Ort der Probleme der Produktion im weiteren Sinne: „Und jetzt *das Alltägliche*? Alles zählt dort. Weil dort alles gezählt wird: Geld, Minuten. Alles wird dort abgezählt in Metern, Kilogramm, Kalorien. Nicht nur die Gegenstände, sondern die Lebenden und die Denkenden. Es gibt eine Demographie der Dinge (die ihre Zahl und die Dauer ihrer Existenz mißt), wie es eine Demographie der Tiere und der Personen gibt. Und dennoch werden diese Leute geboren und leben und sterben. Sie leben gut oder schlecht. Im Alltäglichen verdienen sie ihr Leben oder verdienen es nicht, und zwar in doppeltem Sinn: nicht überleben oder überleben, nur überleben oder voll leben. Im Alltäglichen genießt man oder leidet man. Hier und jetzt“ (Lefebvre 1972a: 29f.; Herv. i. Orig.). Durch die Gesten werden auch die Räume der Repräsentationen mit den Repräsentationen des Raumes verbunden, durch sie werden abstrakte Aktionen zu realen: “Gestural systems embody ideology and bind it to practice. Through gestures, ideology escapes from pure abstraction and performs actions (for example, the clenched-fist salute or the sign of the cross). Gestural systems connect representations of space with representational spaces or, at least, they do so under certain privileged conditions” (Lefebvre 1991: 215). LEFEBVRE unterscheidet verschiedene Arten von Gesten, wie alltägliche Gesten von besonderen Gesten, die man wohl eher als Rituale bestimmen könnte: “The fact is that the multiplicity of codes has determinants which are susceptible of categorization: everyday gestures differ from the gestures associated with feasts, the rites of friendship contrast with the rights of antagonism, and the everyday microgestural realm is clearly distinct from the macrogestural one, which is the realm of crowds in action. There are also, are there not, gestures - signs or signals - which allow passage from one code or subcode to another, interrupting the one so as to open the way to the other? Undoubtedly so” (Lefebvre 1991: 215 f.). Der Alltag ist somit auch für LEFEBVRE Ausgangspunkt einer kritischen Gesellschaftstheorie: „Keine Erkenntnis der Gesellschaft ohne Kritik dieser Gesellschaft, ihrer Repräsentationen (Ideologien) und ihrer anerkannten Begriffe“ (Lefebvre 1975a: 356). BRIGITTE BARGETZ weist darauf hin, dass LEFEBVRE das Alltagsleben „zugleich als Ausdruck und Raum der Gestaltung von Politik und Ökonomie [begreift und] [...] davon aus[geht], dass Politik und Ökonomie in den Widersprüchen des Alltags zugleich hervortreten und hervorgebracht wer-

den. [...] Zweitens zeigt sich Lefebvres Auffassung von Ambivalenz in seinem Machtverständnis, da er dem Alltagsleben eine (politische und ökonomische) Bedeutung zuschreibt, die sich sowohl in entmächtigenden als auch ermächtigenden Effekten niederschlägt“ (Bargetz 2016: 103). Das Alltägliche ist für LEFEBVRE das, was zunächst als unbedeutend, unerkannt und banal erscheint, da es auf das verweise, was jeden Tag ist und sich stetig wiederholt (vgl. Lefebvre 1988: 78), was s. E. dazu führte, dass der Alltag in der Wissenschaft abqualifiziert und ausgeblendet wurde. Für LEFEBVRE galt es allerdings, das Besondere im Banalen aufzuzeigen. In seinen Untersuchungen verwendet er verschiedene Alltagsbegriffe, denen LEFEBVRE in dieser Ausdifferenzierung selbst „nie in aller Gründlichkeit gefolgt“ (Bargetz 2016: 105 f.) ist: Das *Alltagsleben*, das *Alltägliche* und die *Alltäglichkeit*. Das Alltagsleben (daily life) habe es schon immer gegeben (vgl. Seigworth 2000; Grossberg 2003) und sei ein „empirischer Begriff jenseits von Konzeptualisierung und Repräsentation. Durchdrungen von Werten, Riten und Mythen“ (Bargetz 2016: 105). Das Alltägliche (the everyday) hingegen markiert den Eintritt in die Moderne und ist als „Produkt der historischen Konfrontation zwischen Alltagsleben und Moderne, zu einem Produkt der Allgegenwart des Konsumverhaltens und der technischen Kontrolle“ (ebd.) anzusehen und ist durch Trivialität und Gleichklang (Wiederholungen), aber auch Macht gekennzeichnet; ein Aspekt, auf den ich noch einmal zurückkommen werde. Die Alltäglichkeit (everydayness) schließlich ist eine Qualität, eine „Art und Weise, wie das Alltägliche gelebt wird“ (Grossberg 2003: 105), vielleicht aber auch erfahren und erlitten wird. Die zentrale Funktionsweise des Alltags ist für LEFEBVRE durch einen Modus der Repetition gekennzeichnet, wobei dieser Modus nicht als „Wiederkehr des genau Gleichen, sondern als stetige Veränderung“ (Bargetz 2016: 106) zu begreifen sei. So entstehen stets neue Zyklen aus bereits bestehenden Zyklen in einer Art Kreisbewegung (vgl. Lefebvre 1987 oder 1975: 302). Bezogen auf den Alltag bedeuten diese Repetitionen eine beständige Veränderung und Modifikation der Gesellschaft, „da kein Zyklus und daher auch keine alltägliche Wiederholung auf genau denselben Ausgangspunkt zurückkommen kann“ (Bargetz 2016: 106). LEFEBVRE verweist darauf, dass Wiederholungen „*Produktion* im weitesten Sinne“ (Lefebvre 1972a: 31; Herv. i. Orig.) und schöpferische Tätigkeiten erst ermöglichen, also Bedingungen schaffen, „in denen die Objekte oder Werke produzierenden Tätigkeiten sich selbst re-produzieren, wieder-beginnen, ihre konstitutiven Bedingungen wieder-aufnehmen, oder sich im Gegenteil durch graduelle Modifizierungen oder Sprünge verändern“ (ebd.: 31 f.); so ist auch die Produktion von Raum zu verstehen. In den Wiederholungen liegt nach LEFEBVRE auch die Grundlage für Herrschaft und Ausbeutung, sichern sie doch das Fortbestehen und die Ausweitung kapitalistischer Produktionsverhältnisse, „da diese unmittelbar an das tägliche Konsumverhalten und die kapitalistische Aneignung menschlicher Bedürfnisse ebenso wie an die Aufrechterhaltung der Arbeitskraft und somit der Produktionsbedingungen gekoppelt sind“ (Bargetz 2016: 108). Der Alltag ist inso-

fern in die gesellschaftlichen Machtverhältnisse eingebunden und durch die alltäglichen Wiederholungen – sei es der Politik und der Ökonomie – auch erst möglich, die Gesellschaft zu verwalten. So besteht ein „wechselseitiges Verwiesenseits- und Konstitutionsverhältnis zwischen kapitalistischen Produktionsweisen und dem Alltagsleben“ (ebd.:). Der Mensch muss sich im Alltagsleben verwirklichen (Lefebvre 1987 oder 1975), d. h. das Alltägliche ist als gemeinsames Merkmal aller Menschen anzusehen, das sich nicht auf bestimmte Bereiche oder Tätigkeiten beschränkt, sondern auf alle Lebensbereiche bezieht. Der Alltag hat nach LEFEBVRE insgesamt eine subjektive und strukturelle Wirkmächtigkeit auf Gesellschaft. Für LEFEBVRE beinhaltet der Alltag aber auch eine Reihe von Widersprüchen, die sich in einer gewissen Ambivalenz ausdrücken: So geben die Wiederholungen eine gewisse Sicherheit und Handlungsorientierung für den einzelnen Menschen, gleichzeitig manifestieren sie aber Herrschaftsansprüche; einerseits stellt das Alltagsleben durch die unmittelbare Befriedigung von Bedürfnissen Zufriedenheit her, andererseits entsteht durch die Sehnsucht und den Wunsch nach Veränderung im Alltag eine Unzufriedenheit.

Wie bereits dargestellt existiert nach LEFEBVRE der Alltag, seit es Gesellschaften gibt, und doch sei das Konzept erst sehr viel später aufgetaucht (vgl. Hess 1988: 51); daher spricht er auch von *Stil*, wenn er sich im Kontext früherer Gesellschaften bewegt: Stil des Lebens, Stil der Werke oder Stil der Zivilisationen. Ausgehend von einer Gesellschaft, deren Alltag „von den Anforderungen des Betriebes geformt und auf die Unternehmensrationalität hin abgestimmt ist“ (Lefebvre 1972b: 36) charakterisiert er die Nachkriegsgesellschaft des Zweiten Weltkrieges als „bürokratische Gesellschaft des gelenkten Konsums“⁵⁹ (ebd.). Damit verweist LEFEBVRE auf eine Wirklichkeit, die durch „eine unerbittliche analytische Praxis in getrennte, funktionale, organisierte, strukturierte Sektoren des Lebens aufgespaltet wird: die Arbeit, das Privatleben, die Freizeit – eine Trennung, die an den Siedlungsräumen ablesbar ist“ (ebd.). So sind auch das Privatleben und die Freizeit nationalstaatlich gesteuert durch den Neo-Kapitalismus, d. h. auch die privatesten Lebensbereiche sind hegemonial besetzt: “Once a conquest of the working class, in the shape of paid days' off, holidays, weekends, and so on, leisure has been transformed into an industry, into a victory of neocapitalism and an extension of bourgeois hegemony to the whole of space. As an extension of dominated space, leisure spaces are arranged at once functionally and hierarchically. They serve the reproduction of production relations. Space thus controlled and managed constrains in specific ways, imposing its own rituals and gestures (such as tanning), discursive forms (what should be said or not said), and even models and modulations in space (hotels, chalets- the emphasis being on private life, on the genital order of the family). Hence this space too is

⁵⁹ Lefebvre bezeichnet mit diesem Ausdruck ein Modell, das auf einer nationalstaatlich gestützten Kopplung von Massenproduktion und Massenkonsum basiert, bei dem der staatlichen Steuerung eine zentrale Bedeutung zukommt.

made up of 'boxes for living in', of identical 'plans' piled one on top of another or jammed next to one another in rows" (Lefebvre 1991: 383 f.). Für LEFEBVRE zeigt sich so eine moderne Zerrissenheit des Menschen, bedingt durch die systematische Funktionalisierung und Institutionalisierung der Gesellschaft, die ihre Wurzeln in einer Passivität, Nicht-Partizipation und Konditionierung habe (vgl. ebd.). Die radikale Kritik der Alltäglichkeit führt LEFEBVRE zu einer Kritik der Gesamtheit der modernen Welt, von der Kultur über den Staat, die Technik, die Institutionen und die Strukturen: „Niemand kann die Alltäglichkeit ertragen. Sie ist unerträglich und unannehmbar [...] Keiner akzeptiert sie“ (Lefebvre 1975a: 331). Die Lösung muss in einer Überwindung des Alltags liegen. Waren sich die Surrealisten und die *Philosophes* einig, was die Kritik des Alltags anging, so hatten sie doch unterschiedliche Vorstellungen davon, wie dieser überwunden werden konnte: Die Surrealisten sahen die Poesie als einzige Möglichkeit, während die *Philosophes* nur den Weg einer Revolution sahen. LEFEBVRE versucht zwischen diesen beiden Positionen für sich zu vermitteln, da er die Grenzen einer poetischen Strategie durchaus erkennt, und sieht „die Antwort auf diese Fragen im Projekt einer Veränderung der Alltäglichkeit, die dem Alltagsleben seine fehlgeleiteten Reichtümer zurückerstattet“ (Lefebvre 1975a: 135), in einer Strategie der Residuen, die für ihn „das revolutionäre Projekt einer Befreiung impliziert“ (Lefebvre 1972a: 24): „Es bleibt demnach nur noch ein einziger Weg offen: Das Alltägliche von der Philosophie her zu beschreiben und zu analysieren, um dessen Dualität, dessen Verkommenheit und Fruchtbarkeit, Armut und Reichtum zu zeigen. Was das revolutionäre Projekt einer Befreiung impliziert, die aus dem Alltäglichen die ihm inhärente schöpferische Tätigkeit, das unvollendete Werk herauslösen würde.“ (ebd.) LEFEBVRE spricht von einer Revolution des Alltags, die einen Aufstand gegen die Ausbeutung der Arbeitskraft, aber auch eine Auflehnung gegen die neokapitalistische Programmierung des Alltagslebens beinhaltet (vgl. Ronneberger 2002: 44) und sich in einer „permanente[n] kulturelle[n] Revolution“ (Lefebvre 1972a: 263) ausdrücken sollte. Das Ziel der revolutionären Praxis ist die Veränderung der Alltäglichkeit, wenn „die Leute [...] nicht mehr ihre Alltäglichkeit leben können“ (ebd.: 51). Die Revolution sollte daher nicht nur den „Staat und die Eigentumsverhältnisse“ (ebd.: 275) verändern, sondern auch das Leben als Ganzes. Diese kulturelle Revolution beinhaltet den *Kampf um die Stadt*.⁶⁰ LEFEBVREs Vorstellung, die Kunst könne der fortschreitenden Homogenisierung und Reduktion der Herrschenden durch Spontaneität und Unmittelbarkeit und das Aufzeigen neuer Perspektiven entgegenzutreten, beinhaltet die Ansicht, dass die Stadt nicht nur Produkt ist, sondern auch Werk – *Oeuvre*. Die Stadt ist nicht nur das Resultat sozialer und ökonomischer Praxis,

⁶⁰ Neben dem Kampf um die Stadt sind es zwei weitere Merkmale, die eine kulturelle Revolution des Alltagslebens auszeichnen: ein „Übergang des Alltäglichen zum Fest“ (Lefebvre 1972a: 278) als Ausdruck affektiver, lustvoller und spielerischer Elemente sowie die Bedeutung des Moments, des Hier und Jetzt sowie eine „sexuelle Reform und Revolution“ (ebd.: 276).

sondern auch das Werk von Architekten und Urbanisten. Der abstrakte Raum führt jedoch dazu, dass der kreative Anteil am *Oeuvre* – die Repräsentation des Raumes – reduziert wird. Die Architekten arbeiten mehr funktional als kreativ. Gleichzeitig ist das Kunstwerk die Schnittstelle zwischen dem gelebten Raum (*espace vécu*) und dem konzipierten Raum (*espace conçu*), „da der gelebte Raum, Resultat der Praxis, der zwischenmenschlichen Beziehungen, dem Schöpfer Nährboden und Inspiration [...] für seine Kreation ist“ (Guelf 2010: 275) und verbindet beide miteinander.

3.4. Die Urbanisierung und die urbane Gesellschaft

Das Phänomen der Urbanisierung war für LEFEBVRE in den 1960er Jahren vor allem in den ländlichen Gebieten zu beobachten und stellte eine direkte Verknüpfung mit der Industrialisierung dar. Ausgehend von der Stadt Mourenx, einer Retortenstadt, „untersuchte er den Schock, den der radikale Einfall der Modernität in die ländliche Gesellschaft auslöste“ (Schmid 2010: 121). Erst ab 1970 etwa beschäftigte er sich dann mit den Transformationsprozessen, welche die Urbanisierung in den Städten auslöste. Da das Phänomen in den 1960er und 1970er Jahren kaum erforscht wurde, gab es auch keinen analytischen Rahmen, an dem sich LEFEBVRE orientieren konnte. Er suchte stattdessen in den Schriften von MARX und ENGELS nach einer Theorie der Städte, konstatierte jedoch selbst, „dass das sogenannte marxistische Denken die Fragen des Städtischen und des Raumes lange Zeit vernachlässigt habe“ (ebd.: 122). In ENGELS Text *Die Lage der arbeitenden Klasse in England*, welcher die industrielle Revolution in England am Beispiel Manchesters beschreibt, findet LEFEBVRE „wesentliche Erkenntnisse, die später verschüttet und wieder neu entdeckt wurden“ (ebd.: 123): Die Stadt erscheint in ENGELS Darstellung einerseits als „das am weitesten entwickelte Feld der industriellen Gesellschaft“ (ebd.), andererseits aber auch als der Ort, „wo deren Widersprüche am heftigsten aufeinanderprallen“ (ebd.). Für MAY erfüllte *die Lage der arbeitenden Klasse in England* eine politische Funktion, klagte ENGELS doch die Zustände für die arbeitende Bevölkerung durch die Industrialisierung und die damit einhergehende Ausbeutung der Menschen an: So werde „der Mensch, der Arbeiter, nur als ein Stück Kapital angesehen, dem der Fabrikant dafür, dass es ihm zu Benutzung sich hingibt, Zinsen, unter dem Namen Arbeitslohn erstattet“ (MEW Bd.2: 254). ENGELS beschreibt, wie aus der Entstehung einer Fabrik heraus Dörfer entstehen, welche die Ansiedlung weiterer Dienstleister notwendig machen (Handwerker, Schneider, Bäcker etc.), gleichzeitig entstehen neue Fabriken – aus dem Dorf wird eine kleine Stadt, je größer die Stadt, desto größer die Ansiedlung; wobei ENGELS auch den Gegensatz und die Konkurrenz zwischen der Stadt und dem Land beschrieb (vgl. ebd.). ENGELS untersuchte die damals neuen Fab-

rikstädte wie Nottingham, Birmingham, Glasgow und eben Manchester. Er beobachtete und analysierte das Leben der Arbeiter in Manchester, kritisiert die Lebensverhältnisse sowie das industrielle Arbeiten und die damit zusammenhängende Reduzierung des Menschen zur Ware Arbeit: in der Kritik der Verstädterung und der sozialräumlichen Konzentration, aber auch als „Herd der Arbeiterbewegung, in ihnen haben die Arbeiter zuerst angefangen, über ihre Lage nachzudenken und gegen sie anzukämpfen, in ihnen kam der Gegensatz zwischen Proletariat und Bourgeoisie zuerst zur Erscheinung, von ihnen sind Arbeiterverbindungen, Chartismus und Sozialismus ausgegangen“ (MEW Bd.2: 349). MAY verweist mit Blick auf MIKE BRAKE (1981) auch darauf, dass „Engels Analyse nicht nur in der Sozialökologie englischer Arbeiterviertel (vgl. ebd. 45 ff. u. 62 ff.), sondern auch in der Devianzforschung aufgegriffen wurde (vgl. ebd.: 47 ff. u. 61 ff.)“ (May 2008a: 34), so in den 1950er und 1960er Jahren als „Form von Sozialraumanalyse englischer Arbeiterviertel [...], die im Gegensatz zu ihrer tendenziellen Pathologisierung in der Sozialökologie Chicagoer Prägung danach trachtete, den angesichts struktureller Zwänge rationalen Charakter dort gehäuft auftretender devianter Lebensweisen herauszuarbeiten“ (ebd.: 31). Interessant erscheint mir in diesem Zusammenhang der Aspekt, dass sich die „tradierte proletarische Lebensweise gerade unter Jugendlichen in ein ganzes Spektrum subkultureller Lebensstile ausdifferenzieren begann“ (ebd.). MAY führt auch PHIL COHEN (1972) an, der eine ähnliche Untersuchung im Londoner Eastend durchführte und damit auf „die Verweisungszusammenhänge zwischen der Vielfalt subkultureller Ausdrucksformen von Jugendlichen in diesem Viertel und der historischen Problemlage der Arbeiterklasse in ihrer gesellschaftlichen Dynamik“ (ebd.: 35) hinwies. SCHMID betont, dass LEFEBVRE bei MARX und ENGELS zunächst keine brauchbare Analyse der Urbanisierung finden konnte, da beide „nur den Beginn dieses Prozesses erlebt [hatten], und sie waren nicht in der Lage, dessen weitreichende historische und soziale Bedeutung zu erkennen“ (Schmid 2010: 125): Für MARX und ENGELS spielte „der Gegensatz zwischen Stadt und Land eine entscheidende historische Rolle bei der Entwicklung des Kapitalismus“ (ebd.: 124), da sie „den Widerspruch zwischen Stadt und Lande einerseits in den Kontext der gesellschaftlichen Arbeitsteilung zwischen materieller und geistiger Arbeit, andererseits in denjenigen der Trennung von Kapital und Grundeigentum“ (ebd.) stellten. Die Stadt sei demnach die entscheidende Bedingung „für eine vom Grundeigentum unabhängige Existenz und Entwicklung des Kapitals“ (ebd.). LEFEBVRE fand jedoch „wertvolle Hinweise über die Stadt und insbesondere über die historischen Zusammenhänge zwischen Stadt und Land.“ (Lefebvre 2016: 123). Einflussreicher für LEFEBVRE waren jedoch zeitgenössische Kritiken des Städtebaus der 1960er Jahre, „die übereinstimmend eine ‚Krise der Stadt‘ konstatierten“ (Schmid 2010: 124.). Von einer „totalitären Macht des herrschenden Urbanismus“ (ebd.) sprach die Situationistische Internationale und über „The Death and Life of Great American Cities“ schrieb JANE JACOBS 1961. LEFEBVRE nahm diese frühen Re-

flexionen und Kritiken am modernen Städtebau auf und setzte seine eigenen Analysen in den Kontext des von MARX und ENGELS beschriebenen Gegensatzes von Stadt und Land (vgl. Schmid 1990: 126): So komme es zu einer Transformation der ländlichen Gebiete, indem „die Industrialisierung der landwirtschaftlichen Produktion alle anderen Probleme dominiere“ (Schmid 1990: 126). Die Folge: Städte und Agrarstädte treten an die Stelle von Dörfern. Das *Land* werde gleichsam durch die Städte, durch die Verstädterung, zersetzt und aufgelöst: „[D]ie expandierende Stadt greift das Land an, zerfrisst es, löst es auf.“ (Lefebvre 2016: 108). LEFEBVRE spricht vom *Stadtgewebe*, welches wuchere und sich ausdehne und schließlich die Überbleibsel des ländlichen Daseins verschlinge (Lefebvre 1972b: 9). Als Gesamtheit der Erscheinungen, „welche die Dominanz der Stadt über das Land manifestieren“ (ebd.), entstehe so ein urbanes System von Objekten und Werten: „Wasserversorgung, Elektrizität, Gas, Automobil, Fernsehen, Plastikutensilien, ‚modernes‘ Mobiliar, was auch neue Anforderungen an die Dienstleistungen stellt [...], urbane Vergnügungen, urbane Kleidung“ (Schmid 2010: 127) etc. Gleichzeitig geht LEFEBVRE davon aus, dass auch die Städte zersplittern, d. h. „der Urbanisierungsprozess transformiert [...] nicht nur die traditionellen Formen der agrarischen Gesellschaften, er führt gleichzeitig auch zu einer grundlegenden Veränderung der Städte“ (ebd.: 128). Die Großstädte drohen durch ihr Wachstum zu explodieren oder gar zu verschwinden, da „Vororte, Wohnviertel oder Industriekomplexe, Satellitenstädte, die sich kaum von verstädterten Marktflecken unterscheiden“ (Lefebvre 1972b: 10) zu Kolonien der Großstadt werden. Beide Prozesse, die LEFEBVRE beschreibt, die Ausbreitung des Stadtgewebes und die Explosion der Stadt, stellen die Gesellschaft als Ganzes in Frage, die doppelte Krise der Stadt führt dazu, dass die Stadt das Land in sich aufsaugt (Lefebvre 1975a: 123) und LEFEBVRE letztlich zu der These der vollständigen Urbanisierung der Gesellschaft führt – sowohl räumlich als auch sektoral: “In empirical terms, what this means is that neocapitalism and neo-imperialism share hegemony over a subordinated space split into two kinds of regions: regions exploited for the purpose of and by means of *production* (of consumer goods), and regions exploited for the purpose of and by means of the *consumption of space*” (Lefebvre 1991: 353). Für LEFEBVRE steht der Begriff „urbane Gesellschaft“, der in der Geschichte verschiedentlich benutzt und gefüllt wurde – von dem griechischen Stadtstaat über die orientalische und mittelalterliche Stadt bis hin zur Handels- und Industriestadt sowie die Kleinstadt oder die Megalopolis (vgl. Schmid 2010: 129) – für eine Gesellschaft, „die aus der Industrialisierung hervorgegangen ist und die Agrarproduktion dominiert und aufsaugt.“ (ebd.) Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass es seit einigen Jahren einen großen Wunsch bei vielen Menschen gibt, sich wieder selbst versorgen zu können: Urban Gardening, das Halten von Nutztieren sogar in den Großstädten zeigen vielleicht auch hier den Wunsch, den „uralten Konflikt zwischen Stadt und Land“ (Lefebvre 1975a: 123) aufzulösen.

LEFEBVREs Rede der „urbanen Gesellschaft“ oder „des Urbanen“ versteht er als ein „virtuelles Objekt“: Es bringt keinen endgültigen Zustand, kein *fait accompli* zum Ausdruck, sondern eine Tendenz, eine Richtung, eine Virtualität“ (Schmid 2010: 129; Herv. i. Orig.). Dies beinhaltet nicht nur die urbane Wirklichkeit, sondern auch Möglichkeiten und Potentiale, „die urbane Gesellschaft ist demnach zugleich eine Hypothese und eine Definition, die sich auf ein ‚Objekt‘ bezieht, das nicht schon zum Zeitpunkt ihrer Formulierung vorhanden sein muss (Lefebvre 1972b: 9, 11, 23). Die Krise der Stadt zeigt aber auch Chancen und Möglichkeiten auf, da sie neue Aspekte der urbanen Wirklichkeit deutlich macht und erhellt; so entstehen Nischen und Aneignungsmöglichkeiten durch das Auftauchen von Gegensätzen, die kreativ genutzt werden können. Ein Vorwurf LEFEBVREs an der wissenschaftlichen Analyse der Stadt ist der fehlende „ganzheitliche Ansatz“: „Die Wissenschaft der Stadt entlehne ihre Methoden, Verfahren und Konzepte den Teilwissenschaften“ (Schmid 2010: 130); dadurch werde einerseits die Stadt als Objekt zersetzt und parzelliert, andererseits könne nur eine strategische Systematisierung und Programmierung erreicht werden. So sei es lediglich möglich, eine „Spektralanalyse der Stadt, oder ein ‚Gespenst‘ der Stadt““ (ebd.: 131) zu produzieren. LEFEBVRE verwendet hier den Begriff *spectre*, der einerseits Spektrum bedeutet, andererseits aber auch Gespenst. Um die Stadt und das Urbane aber ihrer bzw. seiner „Globalität, Universalität oder Totalität“ (ebd.) gänzlich erfassen zu können, bedürfe es nach LEFEBVRE daher einer analytischen Wissenschaft der Stadt. Er vergleicht die Stadt mit dem „in Teilschnitten zerlegte[n] Alltag“ (Lefebvre 2016: 143), mit dem „zerstückelte[n], unverbundene[n] Menschenwesen.“ (ebd.) Die Stadt sei nicht nur Sprache, sondern auch Praxis (vgl. ebd.) und so bildet sich für seine weiteren Untersuchungen aus der These der vollständigen Urbanisierung der Gesellschaft der „virtuelle, zukünftige, utopische Ausgangspunkt“ (ebd.), indem er „einen Prozess (die Urbanisierung), ein virtuelles Objekt (die urbane Gesellschaft) [...] und eine konkrete Praxis (die urbane Praxis)“ (Schmid 2010: 131) definiert. LEFEBVRE versteht unter der Urbanisierung also viel mehr als nur die bloße Ausdehnung und Erweiterung der Städte in einem geographischen Sinne, für ihn handelt es sich um „sehr komplexe, mehrschichtige und widersprüchliche Prozesse, die kulturelle, soziale, ökonomische und auch sprachliche Aspekte einschließen“ (ebd.: 132). Das Urbane ist nach LEFEBVRE weder als System zu verstehen, noch ist es Objekt oder Subjekt, das Urbane, die Stadt ist *reine Form*, „die sich als Punkt der Begegnung, als Ort einer Zusammenkunft unterschiedliche[r] Aspekte versteht“ (Guelf 2010: 128). Alles drängt hin zum Urbanen und lebt in ihm. Das Urbane als reine Form ist eine mentale durch den Akt des Denkens hervorgerufene Existenz, in der sich alle Ereignisse und Wahrnehmungen gleichzeitig zusammenbringen lassen. Die soziale Existenz wird bestimmt von Gütern, Produkten, Handlungen und Tätigkeiten, Produktion und Konsum, die sich im direkten Umfeld des Urbanen befinden. Alles wird gleichzeitig erfahren.

3.5. Die Entwicklung der Stadt

LEFEBVRE versucht daraufhin, seine Thesen aus unterschiedlichen Perspektiven zu analysieren und sich dem Phänomen der Urbanisierung aus unterschiedlichen Blickwinkeln anzunähern. Zunächst wählt er einen historischen Ansatz und stellt Überlegungen vom *Nullpunkt der Urbanisierung* – also der reinen Natur – zur vollständigen Urbanisierung der Stadt an; über die Jäger und Sammler, die Raum bereits markierten und Landmarken setzten, den Übergang zur Sesshaftigkeit und die Gründung des Dorfes und die sich daraus entwickelten Städte entsteht die *politische Stadt*, die „ganz und gar Ordnung, Erlaß, Macht“ (Lefebvre 1972b: 14) ist. Hier zeigten sich nach LEFEBVRE schon erste Konflikte zwischen Stadt und Land, bildete die politische Stadt doch das ökonomische, religiöse und politische Zentrum mit intellektueller Arbeit, indem sich „Funktionen der Organisation und Leitung, politische und militärische Aktivitäten, Philosophie und Wissenschaften“ (Schmid 2010: 134) konzentrierten, dort der ländliche Raum, der sich durch materielle Arbeit auszeichnete, von der Stadt kontrolliert wurde und Abgaben leisten musste. Die Entwicklung der Städte zu Handels- und später Industriestädten führte nach LEFEBVRE spätestens mit dem Übergang „vom Handels- und Bankenkapitalismus zum Konkurrenzkapitalismus“ (ebd.: 136) zu einer Krise, die auch die Stadt betraf. Das Besondere an der Industriestadt war laut LEFEBVRE der Verlust der klassischen Eigenschaften der urbanen Wirklichkeit: Die Stadt verlor ihr organisches Ganzes, ihr begeisterndes Bild und ihren abgemessenen und beherrschten Raum (ebd.). Sie entwickelte sich zu einer formlosen Stadt, die sich durch „eine Agglomeration von kaum städtischem Charakter, ein Konglomerat von Städten und Ortschaften“ (Lefebvre 1972b: 20 f.) auszeichne, was LEFEBVRE zu der Frage veranlasste, ob die Stadt überhaupt noch existiere. Somit kam es zu einer „monströsen Ausbreitung“ (Schmid 2010: 136) urbaner Gebiete und gleichzeitig zu einer Zerstörung oder Auflösung der „historischen Stadt, die vor dem Kapitalismus existierte“ (ebd.: 137). LEFEBVRE spricht hier von Explosion und Implosion, da es einerseits zu einer ungeheuren Konzentration von Menschen, Tätigkeiten, Dingen und Gegenständen, Geräten und Arbeitsmitteln in der urbanen Wirklichkeit käme und gleichzeitig ein ungeheures Auseinanderbersten zahlloser und zusammenhangsloser Fragmente wie Randgebiete, Vororte und Satellitenstädte gäbe (vgl. Lefebvre 1972b: 20). LEFEBVRE spricht von der *Nicht-Stadt*, gar von der *Anti-Stadt*, welche die bis dahin gekannte Stadt erobere und durchdringe, was schließlich zu einer vollständigen Urbanisierung der Gesellschaft führe (vgl. ebd.). In der historischen Konfiguration der Stadt, wie sie hier kurz beschrieben wurde, lehnt sich LEFEBVRE an „preliminären Überlegungen von Marx und Engels zur abendländischen Stadt an“ (Schmid 2010: 137) und stellt einen Zusammenhang zwischen Produktionsweise und Stadtentwicklung her, d. h. jede Produktionsweise hat einen bestimmten Stadt-Typus produziert, „der sich unmittelbar ‚ausdrückt‘, sichtbar und ablesbar am Terrain, und so ansonsten höchst abstrakte, juristische, politische, ideologische Gesell-

schaftsverhältnisse begreiflich macht“ (Lefebvre 1972b: 30). Interessant ist bei seinen Überlegungen, dass jede Stadt, dass jede urbane Formation einen Aufstieg, Höhepunkt und Abstieg kennt und dass die Fragmente und Trümmer danach für andere Formationen dienen, auf denen sie wiederum aufbauen in Form von Destrukturierung und Restrukturierung (vgl. Schmid 2010: 138). War für MARX und ENGELS die Aufhebung des Gegensatzes von Stadt und Land im Sinne einer Beseitigung der großen Städte⁶¹ eine der grundlegendsten Bedingungen für die Schaffung einer kommunistischen Gemeinschaft, so sah LEFEBVRE eine andere, radikalere Aufhebung, die eben „nicht zur Vernichtung des Landes und zur Auflösung der Stadt führt, also nicht in eine kompromisshafte Synthese, sondern in eine völlige Neukonstitution des Städtischen mündet“ (Schmid 2010: 139). Die Begriffe Stadt und Land lassen sich demnach nicht mehr „auf eine statische räumliche Morphologie reduzieren“ (ebd.), sondern sind vielmehr „integrale Teile der Gesellschaft“ (ebd.), die nicht mehr „als zwei unterschiedlichen Produktionsweisen [zu] fassen“ (ebd.) sind, obwohl sie „gleichermaßen von der Industrialisierung dominiert“ (ebd.: 140) werden. Diese Erkenntnis der dialektischen Aufhebung des Stadt-Land-Gegensatzes führt bei LEFEBVRE zu der Annahme, dass sich die Urbanisierung als totales Phänomen erweist, „das die gesamte Gesellschaft und somit Stadt und Land gleichermaßen erfasst“ (Lefebvre 1972b: 55). Die Stadt dehnt sich, diesem Gedanken folgend, „auf die gesamte Gesellschaft aus und lässt sich in diesem Sinne auch nur als gesamtgesellschaftliches Phänomen begreifen“ (Schmid 2010: 140). Dieser Erkenntnis folgend, nähert sich LEFEBVRE dem Phänomen der Urbanisierung nicht ausschließlich über die historische Kategorie der Stadt bzw. des Stadt-Land-Gegensatzes, sondern nimmt in einem zweiten Schritt nun auch die gesamtgesellschaftlichen Konfigurationen in den Fokus und erweitert so den Blick: „von der Stadt ‚in‘ der jeweiligen Gesellschaft zum Urbanen ‚als‘ Gesellschaft“ (ebd.). LEFEBVRE benennt drei raum-zeitliche Kraft- oder Konfliktfelder, die er auch als *Kontinente* bezeichnet und „die auf jeweils spezifischen gesellschaftlichen Widersprüchen und Auseinandersetzungen basieren“ (ebd.: 141): Das Rurale, das Industrielle und das Urbane. Diese drei Felder sind als umfassende Denk-, Handlungs- und Lebensweisen zu verstehen, die sich nicht nur überlagern oder aufeinanderfolgen, sondern „gewissermaßen Projektionsflächen [bilden], auf denen nicht nur ‚soziale Phänomene‘ sichtbar werden, sondern auch Empfindungen und Wahrnehmungen, Raum und Zeit, Bilder und Vorstellungen, Sprache und Rationalität, Soziale Theorien und Praktiken“ (ebd.).⁶² Zwischen diesen Feldern oder Kontinenten zeigen sich „kritische Phasen oder Zonen, die schmerzhaft Übergänge oder Umschlagpunkte markieren“ (ebd.).

⁶¹ Die sollte in der klassischen marxistischen Vorstellung durch über das Land verteilte industrielle Siedlungen in einer Art Stadtdörfer oder Landstädte geschehen (vgl. Schnaidt 1988).

⁶² Als Beispiel nennt Lefebvre hier die Länder der sog. „Dritten Welt“, in denen landwirtschaftliche, industrielle und urbane soziale Formationen gleichzeitig stattfinden.

1. Das rurale Feld wird vom ländlichen und bäuerlichen Leben bestimmt, d. h. die Produktion basiert hauptsächlich auf der Landwirtschaft und wird von den Gegebenheiten der Natur bestimmt. Es handelt sich um eine Gesellschaft, die sich im Raum orientiert, die den Räumen und Orten Namen gibt, die sie markiert und benennt, die sich auf Merkmale in der Natur beziehen. Magie und Mystik, Religion und Naturereignisse bestimmen die Tätigkeiten dieser Gemeinschaften; Tage, Jahreszeiten, Feste und anderes werden Bestandteil des Jahres und bestimmen so die Zyklen. Die Produktion bestimmt sich am Bedarf der Mitglieder der Gemeinschaft und ist an die Launen der Natur gebunden: Naturkatastrophen wie Dürren oder Überschwemmungen, Hagel und Frost gehören zum Leben und zur Versorgung. Die Stadt des ruralen Feldes ist die politische Stadt, also die Form, in der eine Trennung zwischen Stadt und Land erkennbar ist, in der es eine Teilung zwischen materieller und geistiger Arbeit, zwischen Produktion und Handel, zwischen Landwirtschaft und Handwerk gibt. Die Entwicklung der Handelsstadt führen zu Verwerfungen zwischen der Stadt und dem Land, da sich Eigentumsverhältnisse verändern.
2. Der Übergang vom ruralen Feld zum industriellen Feld hingegen markiert die erste kritische Phase, ist doch das industrielle Feld vom Ökonomischen dominiert, d. h. „die Industrie bemächtigt sich der Natur und verbraucht ihre Energien, um austauschbare, verkäufliche Dinge zu produzieren, die nicht von/in der Natur sind. Die Produktivität wird zum Fetisch erhoben, die ‚Natur‘, auch die des menschlichen Wesens, wird verwüstet“ (Schmid 2010: 142). Das industrielle Feld strebe so „nach einer Homogenität, nach einer rationalen, durch die Planung erzwungene Einheit“ (ebd.), welche zu „einem geplanten, verplanten Raum“ (ebd.: 143) werde und so an die „Stelle der Heterogenität der Natur“ (ebd.: 142 f.) trete. Der Mensch will sich nicht weiter der Natur unterwerfen und dieser ausgeliefert sein: Magie und Mystik weichen der Vernunft, die Technik ersetzt und vereinfacht die menschliche Arbeit, das Leben wird nun durch Gesetze und Verordnungen der herrschenden Klasse geordnet und bestimmt. Der Bedarf wird durch die Arbeit ersetzt, zum Fetisch gewordene Produktivität, versucht der Mensch sich der Natur zu bemächtigen, da sie zu einem Produkt geworden ist. Der Mensch bemächtigt sich der Energie- und Rohstoffquellen und verarbeitet sie zu austauschbaren und verkäuflichen Produkten. Raum wird somit auch auf Produktionskriterien bezogen, um objektivierbar und messbar zu sein, in dessen Mittelpunkt die Kalkulation und die Optimierung steht, also die „Kosten der Distanzüberwindung, der Beförderung von Objekten und Informationen“ (ebd.: 143). Das Prinzip der Arbeitsteilung wird auf alle Bereiche angewandt und wird zu einer universellen Kategorie. Die Arbeitsteilung untermauert die herrschenden sozialen Strukturen, was dazu

führt, dass jegliche schöpferische Tätigkeit verloren geht. Für LEFEBVRE ist das industrielle Moment als Übergang zum urbanen Moment zu sehen: Als Etappe, als Werkzeug, als Vorläufer. Beide Momente können nicht getrennt voneinander betrachtet werden, befinden sie sich doch in einem komplexen dialektischen Prozess, „der vom Wachstumsgedanken, der wirtschaftlichen Produktion einerseits und der Entwicklung des sozialen Lebens andererseits bestimmt ist“ (Guelf 2010: 66). LEFEBVRE kritisiert die industrielle Epoche massiv: „Sie sah sich als produktiv und schöpferisch, imstande, die Natur zu beherrschen und glaubte, die Determinismen der Materie durch die Freiheit der Produktion ersetzen zu können. De facto [...] war sie radikal widersprüchlich und konfliktgeladen. Sie glaubte, die Natur zu beherrschen, und zerstörte sie von Grund auf. Sie gab vor, das Chaos der Spontaneität durch eine kohärente Rationalität zu ersetzen, und trennte und schied alles, was sie berührte. Sie zerriss die Bindungen und brachte die homogene Ordnung an die Macht. Bei ihr wurde das Mittel zum Zweck und der Zweck zum Mittel: Die Produktion wurde zur Strategie, die Produktivität zur Philosophie, der Staat zur Gottheit“ (Lefebvre 1972b: 186 f.).

3. Die Industrialisierung bringt in der zweiten kritischen Phase nach LEFEBVRE nun die Urbanisierung hervor „und diese wird zum dominanten Prozess, der schließlich die gesamte Erde erfasst“ (Schmid 2010: 143); gleichsam einem Umsturz bildet sich auf Basis der Industrialisierung eine grundlegende Transformation der Gesellschaft: Industrialisierung und Urbanisierung sind „nicht mehr unabhängig voneinander zu betrachten, sondern als hochkomplexer und konfliktgeladener Doppelprozess zu begreifen, als Prozess mit zwei dominanten Aspekten: Wachstum und Entwicklung, ökonomische Produktion und soziales Leben. Die beiden Aspekte dieses Prozesses bilden eine konfliktive, dialektische Einheit: Die Industrialisierung liefert die Bedingungen und die Mittel der Urbanisierung, und die urbane Gesellschaft bildet die Orientierung, den Sinn, das Ziel der Industrialisierung und der industriellen Produktion.“ (ebd.: 144). Aus dem Widerspruch der Industrialisierung und der Urbanität geht nach LEFEBVRE die urbane Gesellschaft hervor (Lefebvre 1972b: 161). Das urbane Feld ist blind, (noch) schwer greifbar, (noch) nicht einzuordnen; die „Verstädterung kann, einzig auf die Industrialisierung reduziert, nicht als neues bestimmendes Paradigma erkannt werden“ (Guelf 2010: 62). Die Beschäftigung mit einem „noch leeren Feld setzt eine Abkehr von tradierten Sichtweisen und Analysen voraus“ (ebd.: 68). Es bedarf neuer Konzepte wie der Isotopie, der Heterotopie und der Utopie: Gleichzeitigkeit und Zentralität sind die bestimmenden Elemente und die daraus resultierenden Differenzen. „[...] jeder Ort und jeder Augenblick existieren nur als Teil eines Ganzen, durch Kontraste und Gegensätze, die den Ort mit anderen Orten, den Augenblick mit anderen

Augenblicken verbinden und somit herausheben“ (Lefebvre 1972b: 43). Die Isotopie ist der Ort und das, was ihn umgibt, was ihn ausmacht. Die Heterotopie ist ein Ort, „der bezüglich des untersuchten Ortes Eigenheit beansprucht“ (Guelf 2010: 70) und die Utopie ist der Nicht-Ort, das Anderswo, das sich am Göttlichen, der Macht, dem Imaginären orientiert und über konkrete Dimensionen hinausgeht. Mit den Konzepten der Isotopie und der Heterotopie ist es möglich, Eigenschaften von Räumen zu charakterisieren, „vorrangig die des differentiellen Raumes“ (ebd.: 139). „Der andere Ort und der Ort des Anderen, das ausgeschlossen und gleichzeitig einbezogen wird“ (Lefebvre 1972b: 138), charakterisiert die Heterotopie; meist widersprüchliche Orte, die durch neutrale Räume wie Straßen, Kreuzungen, Parks oder Flüsse getrennt sind. Die Unterscheidung zu Isotopien ist dynamisch und multifunktional: „Einerseits befinden sie sich in einem dynamischen Prozess, andererseits können Räume verschiedene Funktionen, z. B. je nach Tages- bzw. Nachtzeit, erfüllen“ (Guelf 2010: 140).

LEFEBVRE ordnet diesen drei Feldern oder Kontinenten jeweils einen Moment zu, der sich im sozialen Geschehen feststellen ließ: den Bedarf, die Arbeit und den Genuss. In Anlehnung an MARX und seine *Pariser Manuskripte*, postuliert LEFEBVRE die Industrialisierung als eine „transitorische Phase, die von den Ursprüngen, dem Bedarf, zur wahren Menschwerdung des Menschen und damit zum Genuss, überleite“ (Schmid 2010: 145): Die urbane Gesellschaft stehe demnach für den Genuss.

LEFEBVRE versteht seine Theorie des Urbanen als Erweiterung und Ergänzung der Marx'schen Analyse von Industrialisierung und Urbanisierung: „Marx unterschied Wachstum von Entwicklung allein dadurch, dass er es vermied, das Quantitative mit dem Qualitativen zu verwechseln; trotzdem gehörten seiner Ansicht nach (quantitatives) Wachstum und (qualitative) Entwicklung der Gesellschaft zusammen. Eine trübe Erfahrung zeigt, dass das durchaus nicht stimmt“ (Lefebvre 1972b: 178). MARX erkannte, so die Kritik von LEFEBVRE, nur eine Seite des Prozesses, nämlich die (quantitative) Industrialisierung, jedoch nicht die andere Seite, die (qualitative) Urbanisierung. Die Industrialisierung habe in einer „Epoche der Herrschaft der politischen Ökonomie“ (Schmid 2010: 146) „eine virtuell unbegrenzte Ausweitung des Tauschwertes erlaubt“ (Schmid 2010: 145), die sich auch darin zeige, dass es eine eigene Logik, eine eigene Sprache, ja sogar eine eigene Welt gäbe und die so alle Hürden beseitigt habe (ebd.). Durch die Praxis aber könne dieser Ökonomismus aufgehoben werden und der Gebrauchswert könnte wieder über dem Tauschwert an erster Stelle stehen, „in und durch die urbane Gesellschaft, die von derjenigen Wirklichkeit ausgeht, die nicht widersteht und die das Bild des Gebrauchswertes bewahrt: die Stadt“ (ebd.: 146). Den wichtigsten Gebrauch der Stadt sieht er daher „im Fest, das unproduktiv konsumiert, ohne einen anderen

Nutzen als dem Spaß und dem Vergnügen“ (ebd.), wird – die Stadt als Ort des Begehrens. Ich kann LEFEBVREs Gedanken insofern folgen und unterstreichen, dass die Stadt als Zufluchtsort der Wünsche und Gedanken viele unproduktive Konsummöglichkeiten bietet, was Menschen suchen, um sich zu entspannen, um ihre Gedanken zu zerstreuen und um Spaß zu haben im Sinne des unproduktiven Konsumierens – vom Theater über das Kino, Gaststätten und Restaurants, kulturelle Veranstaltungen, Märkte, Feste und Vieles mehr; aber gleichzeitig herrscht gerade in der Stadt nach wie vor ein liberaler Ökonomismus, den LEFEBVRE der „Epoche der Herrschaft der politischen Ökonomie“ (ebd.) der industriellen Epoche zuschreibt: Wohnen als Luxusgut, Häuser und Wohnungen als Anlageobjekte, um damit Profit zu generieren. Gerade in den Metropolen der Welt scheint Wohnen zum Luxusgut geworden zu sein und der Tauschwert m. E. vielerorts nach wie vor an erster Stelle noch vor dem Gebrauchswert zu stehen. LEFEBVRE erhofft sich in Anlehnung an die industrielle Revolution, die MARX angesichts der Zustände in Zeiten der Industrialisierung herbeisehnte, eine *urbane Revolution*, aus der ein neuer Humanismus entstehen sollte – habe doch die Industriegesellschaft „den alten Humanismus praktisch dementiert“ (ebd.: 147): „Der Weg, der sich auftut, ist der zu einem in, durch und für die urbane Gesellschaft geschaffenen Humanismus“ (Lefebvre 1972b: 77). LEFEBVRE wünscht sich einen „selbstbewussten, genussfähigen Menschen mit seinen allseits entwickelten Fähigkeiten“ (Schmid 2010: 147), die urbane Gesellschaft als letzte Etappe auf dem Weg zur Menschwerdung: „das Ende der Herrschaft des Ökonomischen, die Befreiung des *désir*, die Entdeckung des Kontinents des Genusses, die Wiederherstellung des Gebrauchswertes“ (ebd.). Ihm ist sehr wohl bewusst, dass die Verwirklichung einer solchen urbanen Gesellschaft mehr Wunsch als Wirklichkeit ist und sein kann, daher entwirft er dieses Bild auch eher als Projektion oder als Ausdruck – als „Möglich-Unmögliches“ (Lefebvre 1972b: 23). Im Gegensatz zu MARX, dessen Ziel es war, „dass alle Mitglieder der Gesellschaft in den Genuss der Früchte ihrer Arbeit kommen sollten“ (ebd.: 148) – waren für ihn Arbeit und Genuss dialektisch miteinander verschränkt – so entwarf LEFEBVRE die Utopie einer Gesellschaft, „die sich jenseits von Produktivismus und Arbeitsethik den wichtigen Dingen des Lebens hingibt – dem Spiel, dem Genuss, dem Begehren“ (ebd.).⁶³

Die Krise der Stadt markiert für LEFEBVRE den Übergang von der industriellen zu urbanen Gesellschaft, was dazu führt, dass „die Phänomene und Prozesse, die heute den Alltag und den Produktionsprozess bestimmen, in Begriffen dieser urbanen Gesellschaft zu analysieren [seien]: In einer urbanisierten Welt gibt es keine Stadt mehr und kein Land, sondern nur unterschiedliche urbane Konfigurationen“ (ebd.: 155), die in die Frage münden: Was bedeutet

⁶³ Lefebvre hatte aber scheinbar einen ungebrochenen und naiven Glauben „an den technischen Fortschritt, der den Menschen eines Tages von der Arbeit befreien sollte“ (Schmid 2010: 148 f.).

Stadt in einer urbanisierten Welt? LEFEBVRE bricht mit dem herkömmlichen Verständnis der Stadt, indem er sie „als eine historische Kategorie [betrachtet], die sich mit dem Industrialisierungsprozess auflöst“ (ebd.: 156), was dazu führt, dass Stadt sich nicht mehr als abgrenzbare Einheit fassen lässt und das Erkenntnisinteresse sich „auf die Analyse eines Transformationsprozesses, der Urbanisierung, und der darin angelegten Möglichkeit der Entstehung einer urbanen Gesellschaft“ (ebd.) verschiebt. Dadurch greifen auch die herkömmlichen theoretischen Instrumentarien zur Erfassung der urbanen Wirklichkeit nicht mehr; die Stadt muss in eine neue Ordnung, einen gesamtgesellschaftlichen Kontext eingebettet und inhaltlich neu bestimmt werden. LEFEBVRE baut eine Struktur, die aus drei Ebenen oder Ordnungen besteht, um die gesellschaftliche Wirklichkeit zu identifizieren.

3.6. Die Ordnung der gesellschaftlichen Wirklichkeit

LEFEBVREs Gedanken sind recht komplex, zumal er immer wieder neue Begriffe wie *Feld*, *Dimension*, *Kontinent*, *Formante* etc. einführt. Was zunächst verwirren kann, soll die Gedanken und Ansätze aber strukturieren und einordnen helfen. Im Zusammenhang mit der Verstädterung führt LEFEBVRE den Begriff der *Ebene* ein. Dieser erlaubt es ihm, neben dem der *Dimension* die Darstellung der Stadt, die teilweise verwirrend ist, zuzuordnen. Um das Phänomen der Verstädterung entziffern zu können, müssen die verschiedenen, sich teilweise überlagernden und nebeneinanderliegenden *Codes* ermittelt werden. So wird neben der sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung, die auf der Raum-Zeit-Achse als Landwirtschaft, Industrie und verstädterte Gesellschaft skizziert wurde, eine weitere Unterscheidung eingeführt. Die Betrachtung der Stadt als eine im Verfall begriffene Formation bedarf einer gesamtpolitischen Analyse. Daher führt LEFEBVRE die *Ebenen* ein: Zunächst setzt er eine private Ebene *P*; sie steht für das Alltagsleben. Dieser Ebene steht eine globale, eine allgemeine Ebene *G* gegenüber, die für die ferne Ordnung, für den Staat und den Weltmarkt steht. Dazwischen setzt LEFEBVRE eine mittlere Ebene *M*, die ein vermittelndes Moment innehat und für die genuine Stadt steht als Mittlerin zwischen dem Allgemeinen und dem Privaten. Durch dieses Konstrukt kann LEFEBVRE den Alltag, die Stadt und den Staat in ein Schema integrieren, „welches eine dezidiert historische Betrachtungsweise räumlicher Konfigurationen [impliziert], denn die Ebenen der gesellschaftlichen Wirklichkeit sind nicht a priori gegeben, sondern sie haben sich historisch entwickelt und sie sind durch spezifische Prozesse gekennzeichnet“ (ebd.: 157). LEFEBVRE beschreibt so den Prozess der Globalisierung und die Dominanz der industriellen Rationalität im Privaten, ebenso die Rolle des Städtischen: Einerseits in der Auflösung begriffen, andererseits aber als Ressource, indem sie die

unterschiedlichen Elemente der Gesellschaft zusammenführt, definiert er Stadt als ein Zentrum mit der Besonderheit, dass sich „auf und in den Ruinen der alten Stadt [...] Ansätze einer neuen urbanen Praxis heraus[bilden], bei der die Stadt wiederentdeckt und neugeschaffen wird: als Entscheidungszentrum auf Weltmaßstab“ (ebd.). LEFEBVRE ersetzt daher den Begriff Stadt durch das Urbane bzw. die urbane Gesellschaft, kommt dadurch aber in einen Konflikt, denn einerseits löst sich die Stadt im Urbanisierungsprozess auf, andererseits „besitzt die Stadt eine historische Existenz, die nicht ignoriert werden kann. Noch gibt es kleine und mittelgroße Städte, und es wird sie noch lange geben. Das Bild oder die Darstellung der Stadt können weiterbestehen und unter eigenen Voraussetzungen überleben, eine urbanistische Ideologie und urbanistische Projekte ins Leben rufen. In anderen Worten: das ‚wirkliche‘ soziologische *Objekt* ist in diesem Falle Bild und – vor allem – Ideologie!“ (Lefebvre 1972b: 65; Herv. i. Orig.). Eine Möglichkeit, diesen Widerspruch aufzuheben, bestünde darin, „die materielle von der sozialen Morphologie zu trennen: Die Stadt würde auf diese Art zur unmittelbar gegenwärtigen Wirklichkeit, zu einer praktisch-sinnlichen, architektonischen Gegebenheit. Demgegenüber stünde die urbane Gesellschaft als gesellschaftliche Wirklichkeit, die sich aus Beziehungen zusammensetzt“ (Schmid 2010: 161). LEFEBVRE entscheidet sich aber gegen diese Auflösung des Dilemmas, da das Urbane so von der materiellen Wirklichkeit losgelöst lediglich in „einer Art imaginärer Transzendenz nach der spekulativen Existenzweise von Wesen, Geist und Seele entworfen“ (ebd.: 162) wäre.

Bei dem Versuch einer Neudefinition der Stadt greift LEFEBVRE auf die bereits beschriebenen raum-zeitlichen Ebenen oder Ordnungen: Die Ebene *P*, die als nahe Ordnung beschrieben wurde und die das Private bezeichnet, wird von LEFEBVRE auch als die Ebene der praktisch-sinnlichen Wirklichkeit beschrieben, „als Ebene der unmittelbaren, persönlichen und zwischenpersönlichen Beziehungen zwischen den Personen und den Gruppen, aus denen sich die Gesellschaft zusammensetzt“ (ebd.: 163). Er zählt hierzu vor allem die Familie, die Nachbarschaft, organisierte Körperschaften etc. Diese Beziehungen können „enger oder ausgedehnter, mehr oder weniger organisiert und strukturiert sein“ (ebd.) und sind mit einer bestimmten Art zu leben und zu wohnen verbunden. LEFEBVRE spricht hier auch in Anlehnung an die Chicago School of Sociology von der ökologischen Ebene. Das Wohnen erachtet LEFEBVRE als zentral; gleichzeitig verweist er mit den beiden Begriffen *l’habitat* und *l’habiter* auf die Problematik des Wohnens hin: Während der eine Begriff – der *Habitat* – die Reduktion des Wohnens ausdrückt und auf die elementaren Bedürfnisse wie das Essen, Schlafen und Zeugen verweist bzw. reduziert, unterdrückt es „die Verschiedenheit der Lebensweisen, die Vielfalt ‚der Verstädterungstypen‘, der ‚patterns‘“ (Guelf 2010: 96). Es ist ein Denken und Empfinden in Schachteln und Käfigen, in Wohnmaschinen, die ihren Ausdruck in den städtebaulichen Entwicklungen es Frankreichs der 1960er Jahre findet. Demgegen-

über drückt das Wohnen, *l'habiter*, „die Beziehung des ‚menschlichen‘ Wesens zur Natur und zu seiner eigenen Natur, zum ‚Sein‘ und zu seinem eigenen Wesen“ (Lefebvre 1972b: 90) aus. Letztlich zeigt sich hier bereits die Trennung zwischen Denken, Bauen und Wohnen, die LEFEBVRE später in der *Produktion des Raums* weiter ausgearbeitet hat. Der Wohnraum als Darstellungsraum eines authentischen Lebens vermag der „Vorherrschaft des Globalen, des Logischen und des Strategischen“, der ‚verkehrten Welt‘ etwas entgegenzusetzen (Guelf 2010: 99). Steht das Haus für das Individuum sowie das individuelle Sein und Bewusstsein, so „weist die Stadt, die wie die Gesellschaft aus Individuen und Häusern besteht, in Raum und Zeit über diese Dimension hinaus. [...] Das Verhältnis zwischen Haus und Stadt ähnelt dem von individuellem Bewusstsein und gesellschaftlicher Praxis“ (ebd.). Die beiden Ebenen des Globalen und des Privaten denken auch in unterschiedlichen *sozialen Logiken*, die sich auf unterschiedlichen Ebenen bewegen: „Die dem Zwang zum Wachstum unterworfenen Logik des Raums, die Logik des Urbanismus, die des politischen Raums und die Wohnung prallen aufeinander und zertrümmern sich zuweilen gegenseitig“ (Lefebvre 1972b: 94). Die Ebene G als die ferne Ordnung, die oberste und allgemeinste Ebene der gesellschaftlichen Wirklichkeit, stellt LEFEBVRE der nahen Ordnung gegenüber; es ist die Ebene der Gesamtgesellschaft und die Aktionsebene der Institutionen, die Gesellschaft organisieren und regulieren, wie etwa die Kirche und der Staat. LEFEBVRE versteht die Ebene G als eine Ebene, die mit Macht ausgestattet ist: „Sie umfasst die moralischen und juristischen Prinzipien, die staatliche Gewalt, die politischen Strategien, die ‚Klassenlogiken‘ die Institutionen, und sie wird durch einen juristischen Code (der formalisiert sein kann oder auch nicht), durch eine ‚Kultur‘ und durch Bedeutungszusammenhänge [...] reguliert“ (Schmid 2010: 164). LEFEBVRE verortet hier den Kapitalmarkt, die Raumplanung oder die industrielle Produktion sowie allgemeine Prozesse, wie etwa den Warentausch oder die Industrialisierung – die Ebene der fernen Ordnung „entspricht deshalb auch der Welt der Ware“ (ebd.). Die Ware wird zum Fetisch. Die globale Ebene G stellt das Zentrum der politischen Macht dar, die man auch anhand der Infrastruktur der Städte wie Straßen, Autobahnen, Verkehrsgewebe etc. sowie ihrer Architektur, wie Bauten, Monumente, Projekte erkennen kann. Die globale Ebene beugt sich den Anforderungen und Gesetzen der Industrie. Die Verstädterung ist eine konkrete Abstraktion, die auf Handel, Verträgen und Abmachungen zwischen den Individuen basiert. Aber auch Strategien und Machtpositionen spiegeln sich in der Verstädterung: „So zeichnen sich die staatliche Ebene und ihre Vertreter (G) allein schon, da sie sich im Besitz der Macht wähnen, durch Autorität und Missachtung der anderen Ebenen aus, was einer Eingrenzung (Reduktion) gleichkommt“ (ebd.: 102). Staat und Industrie, Macht und Gewinnstreben versuchen die Stadt in ihrer tradierten Form zu vereinnahmen, „indem sie auch in den Bereich des Wohnens eingreifen, das Leben des Einzelnen bis in die Privatsphäre ordnen und bestimmen“ (ebd.: 104). Somit kommt es zu einem Ende des *habiter* und zu einer

Ausweitung des *habitat*. Der Mensch lebt als Nomade, der flexibel und beruflich mobil sein soll, um sich so den jeweiligen Gegebenheiten der industriellen und wirtschaftlichen Markt- und Arbeitslage anpassen zu können. Nicht die Gemeinschaft steht im Mittelpunkt, sondern unablässiger Aufbruch. Dies zeigt sich, so LEFEBVRE, auch in der Architektur des Wohnraums, die sich zweckorientiert darstellt und die dazu führt, dass „die Ebenen und Dimensionen begradigt und gleichgemacht“ (Lefebvre 1972b: 107) werden. Hier zeigen sich bereits die unterschiedlichen Ebenen des Raums, die geplant, gebaut und erlitten werden, haben doch die Planungen und Umsetzungen der Architekten im Frankreich der 1950er und 1960er Jahre wenig mit der „Wohnerfahrung der Betroffenen“ (Guelf 2010: 107) zu tun. Der Gegenentwurf ist das *Recht auf Stadt*, verbunden mit dem Wunsch, das „Urbane soll, weitab von den bekannten und erprobten Strukturen, für eine neue Form von Zusammenleben, Zusammengehörigkeit, persönlicher und kollektiver Entwicklung, für eine neue Gesellschaft stehen“ (ebd.: 108). Dazwischen verortet LEFEBVRE die Ebene *M*, die städtische Ebene, die auch einen spezifischen Code besitzt, „der sich um bestimmte Institutionen ausrichtet, wie die Stadtbehörden mit ihren Dienstleistungen, ihren Informationskanälen, ihren Versorgungsnetzen und ihrer Entscheidungsmacht“ (ebd.). Sie besitzt kein Eigenleben, kann aber strategisch genutzt werden durch Ideologien und Institutionen. Es handelt sich bei der mittleren Ebene *M* um die urbane Gesellschaft. Die drei Ebenen entsprechen auch nach LEFEBVREs Verständnis für Stadtplanung und Städtebau unterschiedlichen Disziplinen bzw. Zuständigkeiten: So entspricht die Ebene *G* der Planung und der Ökonomie, die Ebene *M* dem Städtebau und der Stadtplanung und die Ebene *P* die Architektur. Bezieht man die drei Ebenen nun auf die Stadt, so ergibt sich folgendes Bild: In der Stadt bzw. auf der städtischen Ebene kristallisiert sich die ferne Ordnung in Institutionen und Ideologien, wird wahrnehmbar als Substrat der gesamten Gesellschaft, der Produktionsverhältnisse und des Staates und gleichzeitig bildet die Stadt den Rahmen des Wohnens, in dem das private Leben, die nahe Ordnung stattfindet mit unmittelbaren, persönlichen und zwischenpersönlichen Beziehungen – der Ort der Familie und Nachbarschaft. Stadt ist demnach für LEFEBVRE „eine Projektion der Gesellschaft auf das Terrain, oder auch ein Aufriss der Gesellschaft auf dem Terrain“ (ebd.: 166).⁶⁴ Demnach kann es bedeuten, dass die Stadt die ferne Ordnung auf das Terrain und die Fläche des unmittelbaren Lebens projiziert und so eine Ordnung vorschreibt, oder aber, dass die ferne Ordnung sich in die Wirklichkeit einschreibt und so sichtbar, vom Denken wahrgenommen und erfasst wird, indem die Gesellschaft auf die Fläche geworfen wird (vgl. Schmid 2010: 166). Mit *Einschreiben* meint LEFEBVRE die *Schrift* der Stadt, also die Bauwerke und Monumente, die Straßen und Plätze, die Leerräume, aber auch die Begegnungen und Feste, Zeremonien – wenn man so will, die Handschrift derjenigen, die dort gelebt und

⁶⁴ Lefebvre benutzt das Wort *projeter*, das sowohl mit projizieren als auch mit werfen oder schleudern übersetzt werden kann.

gewirkt haben bzw. leben und wirken. Auch hier kann man wieder die drei Ebenen anlegen: So wird die Ebene der fernen Ordnung, die Ebene *G*, durch Monumente und große Bauwerke, Autobahnen, Ministerien und Behörden, Kathedralen und Kirchen repräsentiert, die eine übergeordnete Macht voraussetzen, und gleichzeitig „ein Weltbild auf den Boden“ (ebd.: 167) projiziert als Ausdruck dominanter sozialer Verhältnisse. Die mittlere Ebene, die Ebene *M*, würde durch Straßen und Plätze, durch Alleen und öffentliche Gebäude repräsentiert, während die Ebene der nahen Ordnung, die Ebene *P*, durch private Wohngebäude und Wohnblocks, Einfamilienhäuser und Villen, Baracken und Slums dargestellt wird (vgl. ebd.). Durch die unterschiedlichen Einschreibungen der unterschiedlichen Ebenen kann Stadt niemals als „ein einziges semantisches, semiotisches oder semiologisches System“ (ebd.) erfasst werden, es kann keine „urbane Sprache“ [geben], die aus einer Gesamtheit von Zeichen besteht [...] Die Stadt lässt sich deshalb nicht als ein Bedeutungs-, Sinn- oder Wertesystem erfassen: Die verschiedenen Ebenen der Wirklichkeit verbieten jede Systematisierung“ (ebd.). LEFEBVRE schließt daraus, dass es sich bei der Stadt um „eine partielle und offene Totalität [handelt], die selbst eine Ebene von größeren Totalitäten ist“ (ebd.: 168) und so nur als die bereits beschriebene Zwischenebene sein kann, „die sich historisch verändert, auch und gerade in Relation zu den beiden anderen Ebenen“ (ebd.). In *la production de l'espace* ordnet LEFEBVRE den Ebenen Eigenschaften zu, denen er sich mittels der Kategorie der Dimensionen annähert: „[D]ie Stadt als Projektion und Text ist ein ‚Raum der Repräsentation‘, die Stadt als Gelände von Strategien ist eine ‚Repräsentation des Raumes‘, und die städtische Praxis ist im umfassenden Sinne eine ‚räumliche Praxis‘“ (ebd.:168 f.). Wie bereits angedeutet, sind die Ebenen veränderbar bzw. sind Veränderungen unterworfen, die Ebene *G* als institutioneller Raum, der Raum des Staates oder der Nation ist demnach nicht absolut gegeben, sondern ein historisches Produkt, das wiederum selbst Veränderungen unterworfen ist. Für LEFEBVRE liegt der zentrale Aspekt in einer Tendenz, „sich auf einen weltweiten Maßstab auszudehnen“ (ebd.: 170), sich sozusagen zu „mondialisieren“ (ebd.); einen Prozess oder einen Aspekt, den er direkt mit der Warenwelt verbunden sieht und der seiner Ansicht nach dazu führt, dass „das Nationale und das Lokale integriert und desintegriert [werde]. Dies ist ein Prozess voller Widersprüche, verbunden mit dem Konflikt zwischen einer weltweiten Arbeitsteilung und der Bemühung um eine andere, rationellere Weltordnung“ (ebd.). LEFEBVRE sieht die Globalisierungsdebatte bereits zu diesem Zeitpunkt herannahen: „[d]ie Mondialisierung der Produktion und der von den Produkten durchlaufenden Zyklen, die globalen Investitionen und die Akkumulation des produktiven Kapitals auf Weltmaßstab, die Mondialisierung der Kapitalmärkte und damit des Transfers von Mehrwert“ (ebd.: 171). Dieser Gegensatz, diese Widersprüche führen LEFEBVRE schließlich zu der Annahme, dass die Ebenen miteinander verschmelzen, die Gegensätze sich auflösen und die alten Räume zerplatzen (vgl. ebd.). So sieht er auch die Veränderung auf der Ebene *P*, der priva-

ten, der nahen Ordnung, die sich zwischen den beiden Begriffen Habitat und Wohnen festmachen lässt: Der Habitat bezeichne eine „technokratische Reduktion des Wohnens auf eine bloße Funktion“ (ebd.: 172), während „das Wesentliche, die Grundlage, der Sinn“ (ebd.: 173) vom Wohnen herkämen. Die Menschen verlören durch den Wegzug aus der Stadt – einerseits durch die Schaffung von Trabantenstädten in der Peripherie, andererseits durch den Bau von Einfamilienhäusern in Siedlungen – ihr urbanes Bewusstsein: „[F]erngehalten von der Stadt, verliere das Proletariat den Sinn für das Werk, ferngehalten von den Orten der Produktion, disponibel für verstreute Unternehmen, lasse es in seinem Bewusstsein die schöpferische Fähigkeit verfließen [...] Das soziale Bewusstsein beziehe sich immer weniger auf die Produktion, sondern richte sich auf die Alltäglichkeit, den Konsum“ (ebd.: 173 f.), zerrieben zwischen den beiden Ebenen *G* und *P*, zerrieben zwischen der nahen und der fernen Ordnung, zerrieben zwischen dem Privaten und der Gesamtgesellschaft. LEFEBVRE unterstellt dem Staat und der Ökonomie, dass sie die urbane Gesellschaft entwerten, ja zerstören wolle, indem die Stadt ausschließlich auf die Industrie ausgerichtet sei. Er fordert eine urbane Revolution, eine Rückeroberung der Stadt ausgehend vom Wohnen, die Industrialisierung, die Ökonomie solle sich dem Urbanen unterordnen: „Die Vorherrschaft des Globalen, des Logischen und des Strategischen ist noch Teil der ‚auf den Kopf gestellten Welt‘, die es wieder aufzurichten gilt“ (Lefebvre 1972b: 92 f.).

3.7. Die Zentralität der Stadt und die Totalität

Die Zentralität bestimmt das Urbane: „Wir haben das Wesen des Phänomens der Verstädterung in der *Zentralität* entdeckt, aber in einer Zentralität, gekoppelt mit der dialektischen Bewegung, die sie einsetzt und zerstört, sie schafft oder zerbricht. Der Sinn des urbanen Raum-Zeit-Gebildes ist darin zu sehen, dass jeder Punkt zentral werden kann“ (Lefebvre 1972b: 126; Herv. i. Orig.). Jede historische Periode, jede Gesellschaft hat ihre eigene Zentralität: “Each period, each mode of production, each particular society has engendered (produced) its own centrality: religious, political, commercial, cultural, industrial, and so on. The relationship between mental and social centrality must be defined for each case. The same goes for the conditions under which a given centrality will come to an end - whether it ruptures, explodes, or is rent apart” (Lefebvre 1991: 332). War es in der antiken Stadt die Agora oder das Forum, der zentrale Platz, der sich durch Leere auszeichnete, durch nicht bebaute Fläche, als Ort für Zusammenkünfte, so war es im Mittelalter der Marktplatz, zentral gelegen, offen für Händler und deren Waren, in der kapitalistischen Stadt gruppieren sich die Geschäfte um die Altstadt, die Ware wird zum bestimmenden Faktor. Die Zentralität verändert

sich mit der Zeit, sie zerstört sich, um sich im Spiel von Raum und Zeit neu zu konstituieren. Die Stadt ist den jeweiligen Produktionsweisen unterworfen. In der urbanen Stadt kann jeder Ort zum Zentrum werden, durch die Fähigkeit, „unterschiedliche Dinge in Beziehung zueinander zu setzen, schafft die urbane Situation die Möglichkeit zu akkumulieren“ (Guelf 2010: 127). Die Stadt „zentralisiert die Schöpfungen“ (Lefebvre 1972b: 127). Hier entstehen aber auch Auseinandersetzungen und Konflikte, da Institutionen und Gruppen aufeinandertreffen. Aus diesen Überlegungen heraus definiert LEFEBVRE die Stadt als Zentrum, als Ort der Akkumulation von Menschen, Produkten, Symbolen, Wissen, Kapital etc., als Ort des Austauschs, der Annäherung, des Zusammentreffens, als urbane Situation, „in der unterschiedliche Dinge zueinanderfinden und nicht länger getrennt voneinander existieren“ (Schmid 2010: 178). Im urbanen Raum scheint alles geschehen zu können und es geschieht auch immer etwas, indem sich Menschen treffen oder ein Fest stattfindet; ein Raum kann sich auch leeren, Menschen können ausgeschlossen werden und Macht kann sich entfalten durch Grenzen – sichtbar oder unsichtbar –, durch Regeln und Vorschriften oder hierarchisierte Strukturen: „Diese Form [des Urbanen; Anm. d. Autors] hat keinerlei spezifischen Inhalt, aber alles drängt zu ihr, lebt in ihr“ (Lefebvre 1972b: 128). Hier möchte ich einen Bezug zu den jungen erwachsenen Wohnungslosen herstellen, die sich auch im Zentrum aufhalten, die sich treffen und Raum aneignen, die aber auch ausgeschlossen werden durch unsichtbare Grenzen und Regeln und hierarchisierte Strukturen. Unterschiedliche, teils entgegengesetzte, Rauminteressen führen dazu, dass die jungen erwachsenen Wohnungslosen vertrieben werden oder sich rechtfertigen müssen. LEFEBVRE beschreibt diesen unbestimmten Aspekt damit, dass die Zentralität eine bloße Form, deren Inhalt theoretisch unbestimmt (Lefebvre 1972b: 128) und deren Bestimmung von der jeweils vorherrschenden gesellschaftlichen Situation und Wirklichkeit abhängig sei: Die Stadt kann also „je nach aktueller gesellschaftlicher Situation immer etwas anderes bedeuten“ (Schmid 2010: 179). So war die Stadt schon immer ein Ort des Zusammentreffens und der Vereinigung – etwa durch religiöse Stätten –, der Konzentration von Handwerk im Urbanen, Werkstätten und Manufakturen. Somit wurde die Stadt zu einer Produktivkraft. LEFEBVRE scheint auch hier seiner Zeit weit voraus gewesen zu sein, geht er doch von der Annahme aus, dass die Stadt, das Städtische in der Gesellschaft der 1970er Jahre eine Zentralität für Informations- und Datenverarbeitung darstellt: „Kenntnisse und Informationen aus aller Welt können an einem Punkt vereinigt und bearbeitet werden [...] Die Kommunikation beschleunigt sich bis zur Quasi-Unmittelbarkeit“ (ebd.: 180). Stadt wird durch die „Intellektualisierung [...] des produktiven Prozesses“ (ebd.) zu einem Entscheidungszentrum, denn dort „vereinigen [sie] die Gestaltung und die Information, die Fähigkeiten zur Organisation und zur institutionellen Entscheidungsfindung, und sie erscheinen wie ein Projekt auf dem Weg zur Verwirklichung einer neuen Zentralität – derjenigen der Macht“ (ebd.). Es kommt also nicht, wie MARX und ENGELS es konstatierten, zu einer Auf-

lösung der Stadt, sondern vielmehr zu einer Neudefinition von Stadt, die sich durch die neue Zentralität als Entscheidungs- und Machtzentrum darstellt und so die alten Zentren ablöst. Bildlich gesprochen, zerstört die Industrialisierung die historische Stadt, doch auf den „Ruinen der historischen Stadt und ihrer landwirtschaftlichen Umgebung“ (ebd.: 181) entsteht die urbane Gesellschaft. Dies hat zur Folge, dass die Stadt „nicht mehr länger nur [den] passive[n] Behälter von Produkten und Produktion“ (ebd.) darstellt, sondern die Stadt ist das, „was in der auseinanderfallenden urbanen Wirklichkeit fort dauert und sich festigt, das Entscheidungszentrum wird zu einem Produktionsmittel und zu einem Dispositiv der Ausbeutung der sozialen Arbeit durch diejenigen, die über die Information, die Kultur und die Entscheidungsmacht verfügen“ (ebd.). In dieser Aussage stecken verschiedene Annahmen, die LEFEBVRE im Folgenden weiter ausbaut und näher beschreibt: Die Stadt im Wandel; von einem passiven Behälter im Sinne des absolutistischen Raumverständnisses hin zu einem Raum der Relationen. EINSTEIN, der den Raum mit Bezug auf GALILEO und ISAAC NEWTON als Behälter bezeichnete, in dem etwas gelagert ist, verglich den Raum mit einer Schachtel, in der man Reiskörner oder Kirschen unterbringen könne, und die Schachtel dann ihr Raum sei; ein Schachtel-Raum, in dem alle körperlichen Objekte enthalten sind und außerhalb dessen es keine körperlichen Objekte geben könne, führte ihn zu der Annahme, dass der Raum zwar auf alle körperlichen Objekte wirkt, diese aber nicht auf den Raum rückwirken können, ein Wandel hin zur Stadt als Ergebnis von Beziehungsverhältnissen. Ein weiterer Punkt ist die Ausbeutung als materialistischer Gesichtspunkt: Die arbeitende Bevölkerung in den Städten wird nur als Arbeitskraft gesehen, als ein Stück Kapital, dem der Fabrikant Lohn zahlt. Für die Arbeiter, die Produzenten bedeutet Ausbeutung, dass sie die Macht eines fremden Willens, der ihr Tun seinem Zweck unterwirft, ertragen müssen (MEW Bd. 23: 351). Schließlich zeigt sich die Macht auch in der Aneignung des Raumes: In den Zentren leben die Privilegierten, die weniger Privilegierten hingegen leben an unterschiedlichen Orten, während sich die Mächtigen in den Kapitalen und den Metropolen niederlassen, werden die Produktion und Arbeiterklasse in die Peripherie vertrieben. In den Zentren verdichtet sich der Reichtum und die Macht – das Kapital. Und doch gibt es einen Kampf um die Zentralität, die Stadt bleibt ein Schmelztiegel und ein Brennpunkt. LEFEBVRE verweist auf die Studentenunruhen 1968, die zeigen, dass das Urbane sich präsentiert, „als eine widersprüchliche Einheit, als Ort des Zusammenpralls und der Konfrontation, als Ort, an dem Konflikte Ausdruck finden“ (ebd.: 183): “As for the class struggle, its role in the production of space is a cardinal one in that this production is performed solely by classes, fractions of classes and groups representative of classes. Today more than ever, the class struggle is inscribed in space. Indeed, it is that struggle alone which prevents abstract space from taking over the whole planet and papering over all differences. Only the class struggle has the capacity to differentiate, to generate differences which are not intrinsic to economic growth *qua* strategy,

'logic' or 'system' - that is to say, differences which are neither induced by nor acceptable to that growth. The forms of the class struggle are now far more varied than formerly. Naturally, they include the political action of minorities" (Lefebvre 1991: 55). Diese Unruhen, dieser Kampf werden heute m. E. nicht mehr geführt, scheinbar haben wir uns damit abgefunden, dass sich die Reichen und Mächtigen in den Städten niedergelassen haben und die weniger privilegierten Menschen sich immer weiter in die Peripherie ausdehnen müssen. Wohnraum wird in den Ballungsgebieten heute immer teurer, was zum einen daran liegt, dass die Schere zwischen Arm und Reich immer weiter auseinanderklafft, zum anderen aber auch daran, dass mit Immobilien spekuliert und gehandelt wird. In den Zentren der westlichen Welt, von London über New York oder San Francisco bis hin nach Frankfurt am Main oder den angrenzenden Speckgürtel, ist es schwierig, bezahlbaren und angemessen Wohnraum zu finden. Dies betrifft auch die jungen erwachsenen Wohnungslosen im Projekt Dock#30: Für sie ist es fast aussichtslos, eine eigene Wohnung zu finden oder anzumieten. Das Rhein-Main-Gebiet ist ein Zuzugsgebiet für all jene, die in Frankfurt, Mainz oder Wiesbaden arbeiten. Durch die Verschärfung des Wohnraummangels gibt es immer wieder Diskussionen, dass Wohnraum bezahlbar sein müsse, aber diese Diskussionen werden m. E. nur sehr leise geführt und möglicherweise auch nur in einem kleinen, geschlossenen Rahmen. Die Auseinandersetzung um die Macht in den Zentren, wie sie LEFEBVRE noch in den 1960er und 1970er Jahren beschrieben hat, gibt es m. E. nicht mehr. Versuche einiger Kommunen, den sozialen Wohnungsbau voranzutreiben, führen auch nur zu überschaubaren Ergebnissen; viele der betroffenen Menschen, die auf der Suche nach geeignetem und bezahlbarem Wohnraum sind, scheinen sich mit ihrer Situation abgefunden zu haben – zumindest ist bei ihnen kein Kampf um die Stadt zu erkennen.

Um weiter mit LEFEBVRE zu argumentieren: Die politischen Kräfte festigen das Entscheidungszentrum. Das „Recht auf die Straße“ (Lefebvre 1972b: 144), welches LEFEBVRE noch eingefordert hat, also das „Recht, nicht aus der Gesellschaft und der Kultur in einen Raum abgedrängt zu werden, der zum Zweck der Diskriminierung produziert wurde“ (Schmid 2010: 184), dieses Recht ist ebenso wenig (für alle) umsetzbar wie das Recht auf Arbeit und Ausbildung oder Gesundheit. LEFEBVRE schließt bei seinen Überlegungen aber auch junge und kreative Leute, städtische Intellektuelle und Kulturschaffende mit ein – für die das Recht und der Kampf um die Stadt wohl zutreffend sein mögen – aber für die „unterprivilegierten und prekarisierten Bevölkerungsgruppen“ (ebd.: 188) trifft es m. E. nicht zu. Trotzdem scheint LEFEBVREs Neudefinition der Stadt, des Urbanen zuzutreffen: „Eine urbane Gesellschaft zu schaffen bedeutet, in einer urbanisierten Welt ‚städtische Orte‘ zu schaffen, Orte der Begegnung und des Zusammentreffens, Orte der Zentralität, die allen Bevölkerungskreisen offenstehen“ (ebd.). Hier kann ich LEFEBVRE wiederum zustimmen: Denn auch wenn die Stadt

mit ihren Zentren die Möglichkeiten für bezahlbaren und angemessenem Wohnraum stark eingrenzt und limitiert, so ist die Stadt doch ein Ort der Begegnung, der allen offensteht. Allerdings entstehen hier auch wiederum Konflikte zwischen den unterschiedlichen Rauminteressen unterschiedlicher Gruppen und Personen – Vertreibung, Auseinandersetzungen und Probleme entstehen dort, wo diese unterschiedlichen Interessen aufeinandertreffen: so zum Beispiel im Umfeld des Projektes, wo sich junge erwachsene Wohnungslose treffen, zum Dealen, Konsumieren oder einfach nur zum Abhängen. Auch hier wiederum zeigen sich Machtstrukturen daran, wer welche Mittel einsetzen kann: Ordnungsbehörden können mit Platzverweisen klare Machtmittel einsetzen, mit denen spezifische Rauminteressen durchgesetzt werden. Die Dialektik des Städtischen ist also durch einen inneren Widerspruch gekennzeichnet, den man auch im Rahmen des Projektes Dock#30 ablesen kann: „Auf der einen Seite besteht die Produktivität der Zentralität darin, dass unterschiedliche Elemente der Gesellschaft zusammengeführt werden und miteinander reagieren. Auf der anderen Seite besteht jedoch die Tendenz, dass der Zugang zu dieser Ressource von bestimmten Interessen kontrolliert und damit die ‚Produktivität‘ des Städtischen zugleich limitiert wird“ (Schmid 2010: 190).

Die Entwicklung der Menschheit und die Entwicklung der Stadt definiert LEFEBVRE als „ein breites konfliktgeladenes (dialektisches) Werden“ (Guelf 2010: 217). Das Werden bringt immer wieder neue Widersprüche hervor: „Jedes Mal, wenn es abgeschlossen scheint, brechen neue Widersprüche auf, setzt es erneut an und zerstört die vermeintlich erreichte Stabilität“ (ebd.). Das Werden basiert auf der *Praxis*, der Aneignung der Natur und der Umwelt, ist abhängig von der *Poiesis*, der *Mimesis* und dem *residualen Charakter* der Menschen. LEFEBVRE versteht die Totalität „als ein methodologisches Konzept, das Einzelwissenschaften in einen Bezugsrahmen setzt, sie allgemein und universell betrachtet, verhindert, dass ‚die parzellierten Forschungen und Disziplinen [...] zu isolierten Fakten, zu einer wirren Masse empirische[r] Daten‘ werden“ (ebd.: 219). Der Begriff der Totalität ist für LEFEBVRE unverzichtbar, umfassen doch Theorie und Praxis, „sobald es sich um die menschliche Wirklichkeit handelt, stets implizit oder explizit eine Konzeption der Totalität (d. h. der Gesellschaft und des Menschen). Ohne diesen Begriff gibt es keinen Bezugsrahmen, keine Allgemeinheit und erst recht keine Universalität. Ohne ihn verliert die wissenschaftliche Erkenntnis bald selbst jede ‚Struktur‘. Sie verzettelt sich in parzellierte Forschungen, in denen die gesellschaftliche Arbeitsteilung durchschlägt, statt beherrscht und erkannt zu werden“ (Lefebvre 1975b, Bd. II: 7). Bezogen auf den praktischen Gebrauch der Totalität bedeutet dies, dass eine Teilhabe von Gruppen nur dann möglich ist, wenn es „eine (illusorische) Repräsentation oder (wahre) Erkenntnis der gesellschaftlichen Totalität [gibt] [...] Ohne den Anspruch auf Totalität nehmen Praxis und Theorie das ‚Wirkliche‘ hin, wie es ist, sie akzeptieren die ‚Dinge‘ wie sie

sind: fragmentarisch, geteilt, voneinander abgesondert. Die Tätigkeiten und mithin auch die Individuen ‚verdinglichen‘ sich wie die Dinge und trennen sich nach deren Vorbild. Die Forderung nach Totalität ist nur eine andere Seite der Partizipation.“ (ebd.) LEFEBVRE behauptet, dass „[j]ede menschliche Tätigkeit, die in der gesellschaftlichen Praxis bestimmte Form angenommen hat“ (Lefebvre 1975b, Bd. II: 8), das Universale wolle und sich als total verstehe. Und doch ist der Alltag, das Alltägliche, aufgeteilt in „getrennte, funktionale, organisierte (und als solche strukturierte) Sektoren: Arbeit (Fabrik oder Büro), Privatleben (Familie und Wohnort) und Freizeit“ (Lefebvre 1975a: 120). Diese Aufteilung spiegelt sich im Urbanismus: Die Stadt-Land-Trennung mit ihrer Teilung in körperliche und geistige Arbeit führt zu einem Abfall von der Totalität, zu einer Teilung von Physis und Logos, Theorie und Praxis. War für MARX noch klar, dass die Versöhnung nur von unten, vom Proletariat ausgehen kann, ist es für LEFEBVRE die Konzeption des Raumes, die sowohl soziale, urbane, wirtschaftliche und epistemologische Funktionen erfüllt. Nicht der mathematische oder metaphysische Raum soll zentral stehen, sondern der gelebte Raum, der *l'espace vécu*, der Heterogenität und so „Grenzen überschreitende Diversität“ (Guelf 2010: 223) zulässt. In Verbindung mit dem sozialen Zusammenleben muss es das Ziel sein, einen für die verstädterte Gesellschaft geschaffenen Humanismus herzustellen, „der sich mit dem im Entstehen begriffenen ‚menschlichen Wesen‘ mit all seinen Bedürfnissen anpasst“ (Guelf 2010: 88). LEFEBVRE spricht von „irgendeinem ‚Ding‘, das kein Ding ist“, einem unbestimmten Verlangen, das die menschliche Geschichte unentwegt nach vorne treibt“ (ebd.: 89). Es geht ihm um nichts weniger als die „Rekonstruktion einer Totalität“ (Lefebvre 1975a: 122), in der sich der entfremdete Mensch als totaler Mensch wiederfindet und sich entfalten kann und letztlich auch um die Versöhnung des Menschen mit der Natur: „Der totale Mensch ist das zunächst zerrissene, aufgespaltene und an Notwendigkeit und Abstraktion gekettete lebendige Subjekt – Objekt. Durch diese Zerrissenheit hindurch bewegt er sich auf die Freiheit zu; er wird Natur, aber frei. Er wird Totalität wie die Natur, aber indem er sie beherrscht“ (Lefebvre 1966: 132f.). Dem Totalitätsgedanken „steht eine Welt der permanenten Bewegung, eine ‚Welt der Differenzen‘“ (Guelf 2010: 223) entgegen. LEFEBVRE weist dem „menschlichen Totalphänomen“ (Lefebvre 1975b, Bd. II: 16) die Dimensionen Bedürfnis, Arbeit und Genuss zu. Der Mensch als Bedürfniswesen „teilt sich dieses Schicksal mit allen anderen Lebewesen: Menschlich wird der Mensch nur mit menschlichen Bedürfnissen, die künstlich sind im Verhältnis zur Natur, aber erzeugt vom menschlichen Werden“ (ebd.), vermittelt durch die Arbeit. Die Arbeit als weitere Dimension hat eine eigene Realität, welche „die gesellschaftliche Tätigkeit mit ihren Bedingungen und Attributen“ (ebd.: 17) charakterisiert; auch wenn es Analogien zur Natur gibt, „so verleiht doch allein der Mensch den Mitteln und Vermittlungen zwischen ihm und der Natur eine eigene Existenz: als Instrumente, Materialien, Sprache, Technik, Produkte und Objekte“ (ebd.). LEFEBVRE greift das Beispiel der Spinne von MARX auf, die ihr Netz webt, und stellt

die Frage, ob die Spinne bewusst arbeitet und produziert oder nur ihren Instinkten folgt: „Marx wondered whether a spider could be said to work. Does a spider obey blind instinct? Or does it have (or perhaps better, is it) an intelligence? Is it aware in any sense of what it is doing? It produces, it secretes and it occupies a space which it engenders according to its own lights: the space of its web, of its stratagems, of its needs. Should we think of this space of the spider's as an abstract space occupied by such separate objects as its body, its secretory glands and legs, the things to which it attaches its web, the strands of silk making up that web, the flies that serve as its prey, and so on? No, for this would be to set the spider in the space of analytic intellection, the space of discourse, the space of this sheet of paper before me, thus preparing the ground too inevitably for a rejoinder of the type: 'Not at all! It is nature (or instinct, or providence) which governs the spider's activity and which is thus responsible for that admirable and totally marvellous creation, the spider's web with its amazing equilibrium, organization, and adaptability.' Would it be true to say that the spider spins the web as an extension of its body? As far as it goes, yes, but the formulation has its problems. As for the web's symmetrical and asymmetrical aspects and the spatial structures (anchorage points, networks, centre/periphery) that it embodies, is the spider's knowledge of these comparable to the human form of knowledge?” (Lefebvre 1991: 173) Die Spinne denkt aber nicht, wie wir es tun, sondern produziert, handelt in einer ihr eigenen Art: “Clearly not: the spider produces, which manifestly calls for 'thought', but it does not 'think' in the same way as we do” (ebd.). Im Gegensatz zu anderen Lebewesen produziert der Mensch bewusst, mit einer Absicht, mit einem Ziel, immer reflektiert und nicht intuitiv. Auch wenn sich die Produktion und das Handeln in Wiederholungen manifestiert, so unterscheidet es sich doch von den Handlungen anderer Lebewesen. Übertragen auf den sozialen Raum bedeutet diese Erkenntnis, dass aus der räumlichen Praxis ein sozialer Raum aufgrund eines Produktionsprozesses entsteht. Weiter gefasst: Jede Aktivität bringt einen Raum hervor, d. h. der Leib und seine Entfaltungsmöglichkeiten produzieren den Raum. Die Leiblichkeit mit ihren Sinnen – dem Geruchssinn, Geschmackssinn, Gehör und dem Visuellen – wird aber durch den abstrakten Raum vereinnahmt; “Under the reign of King Logos, the reign of true space, the mental and the social were sundered, as were the directly lived and the conceived, and the subject and the object” (Lefebvre 1991: 407). Die Leiblichkeit und die Sinne “widerstehen dem Versuch der Verabsolutierung und Vereinheitlichung“ (Guelf 2010: 203). Der Leib vereint das Zyklische mit dem Linearen: “The body does not fall under the sway of analytic thought and its separation of the cyclical from the linear. The unity which that reflection is at such pains to decode finds refuge in the cryptic opacity which is the great secret of the body. For the body indeed unites cyclical and linear, combining the cycles of time, need and desire with the linearities of gesture, perambulation, prehension and the manipulation of things - the handling of both material and abstract tools“ (Lefebvre 1991: 203). Die Abkehr vom Zykli-

schen zum Linearen im Raum und der Gesellschaft führt dazu, dass die Zeit nicht mehr im Einklang mit dem Rhythmus, den die Natur vorgibt, steht, sondern von den Gesetzen der Marktwirtschaft dominiert wird. Nicht nur der Raum, auch die Zeit verkommt zur Ware. Es kommt zu einer Zerstörung der Rhythmen und Zyklen durch sich immer wiederholende lineare Abläufe. LEFEBVRE behauptet, dass die Natur nicht produziert, dass Blumen und Bäume, Sträucher und Pflanzen keine Produkte im eigentlichen Sinne sind: "Why do I say that nature does not produce? The original meaning of the word suggests the contrary: to lead out and forward, to bring forth from the depths. And yet, nature does not labour: it is even one of its defining characteristics that it *creates*. What it creates, namely individual 'beings:', simply surges forth, simply appears. Nature knows nothing of these creations – unless one is prepared to postulate the existence within it of a calculating god or providence. A tree, a flower or a fruit is not a 'product' – even if it is in a garden. A rose has no why or wherefore; it blooms because it blooms" (Lefebvre 1991: 70). Das Bild der Rose, die einfach nur blüht, dient dem Bild für mögliches zweckfreies Handeln des Menschen; Entwicklung losgelöst von Zwang, Strukturen oder Produktionszwängen. So ist die Arbeit zunächst das Mittel, um elementare und natürliche Bedürfnisse zu befriedigen, doch schon bald verändert sie die Bedürfnisse, was schließlich dazu führt, dass „der Ausdruck ‚Bedürfnis‘ nicht mehr angemessen“ (ebd.) erscheint, da er sich nicht mehr mit der Wirklichkeit deckt. Das Bedürfnis ist nicht länger Ausdruck des Mangels, sondern Ausdruck des Wunsches (auf der individuellen Ebene) bzw. des Vermögens (auf der gesellschaftlichen Ebene). Eine Reduzierung des Menschen auf das eine oder das andere würde aber nach LEFEBVREs Vorstellung zu kurz greifen und „würden das menschliche Wesen verstümmeln, indem wir den *Genuß* außer acht ließen. Das Vermögen und Wille gewordene, zum Wunsch verwandelte Bedürfnis strebt ausdrücklich nach dem Genuß. Die Arbeit verliert ihren Sinn und ihre Realität, wenn sie nicht im Genuß endet oder den Weg zum Genuß eröffnet: Die Arbeit ist gesellschaftlich und kollektiv, das Vermögen individuell oder interindividuell. Die Arbeit ist unverzichtbar für die *Aneignung* der Natur durch den Menschen, doch allein der Genuß macht diese Aneignung wirksam“ (ebd.: 19; Herv. i. Orig..) Die drei Dimensionen durchdringen sich, bedingen sich und befruchten einander „in einer aufsteigenden Spirale, die sich durch die Geschichte zieht und die Geschichtlichkeit des Menschen konstituiert“ (ebd.: 20).

3.8. Die Produktion des Raumes

Auch wenn es sich bei den vorherigen Kapiteln um eine recht ausführliche Hinführung zu LEFEBVREs Theorie einer Produktion des Raumes handelte, so scheint sie m. E. doch unerlässlich, zeigt sie einerseits seine Beschäftigung mit dem Thema Stadt, andererseits auch seine immer wiederkehrende dreidimensionale Dialektik, die uns auch wieder bei der Pro-

duktion des Raumes begegnet wird. Der Raum als Produkt ist auch nur dann zu verstehen, wenn man LEFEBVREs Auseinandersetzung mit MARX und dessen Theorien einbezieht. Im Folgenden soll nun LEFEBVREs These zur Produktion des Raumes vorgestellt werden, die das bisher Geschriebene zusammenfasst: die Stadt als historische Konfiguration, als gesellschaftliche Wirklichkeit, als mittlere und mittelbare Ebene zwischen der nahen und der fernen Ordnung, der Versuch, den Alltag, die Stadt und den Staat auf einer übergeordneten Ebene zusammenzufassen – auf der Ebene des Raumes. Die Stadt als Raum zu fassen, bedeutet zu analysieren, wie Stadt produziert wird, wie Stadt Raum besetzt und sich diesen aneignet. LEFEBVRE unternimmt den Versuch, eine allgemeine Theorie zum Verhältnis von Raum und Gesellschaft zu entwerfen. Ausgehend von der Frage, ob Raum an sich existiert oder ein bloßes abstraktes Konzept darstellt, entwickelt er eine Theorie der Produktion des Raumes.

In den 1980er Jahren werden „die sozialen und gesellschaftlichen Probleme zu Raumproblemen stilisiert“ (Guelf 2010: 151), was auch dazu führt, „den städtischen Raum im Rahmen eines gesellschaftspolitischen Konzepts zu planen“ (ebd.). Dies führt weiterhin dazu, dass Raum in Kategorien wie *gesund* und *krank* unterteilt wird. Zu sehen ist dies auch in sozialpolitischen Programmen wie dem der *Sozialen Stadt* oder ähnlichen Angeboten: Da, wo der Raum *krankt*, wo es viele Defizite und Probleme zu geben scheint, werden Programme aufgelegt und Mittel bereitgestellt, um den Raum *gesund* zu lassen. GUELF (2010) weist darauf hin, dass auch die Urbanisten und Architekten sich „homme de synthèse“, als „penseur et praticien“ sehen und „den Raum nach tradierten Mustern einer idealen Stadt [...] zu gestalten“ (ebd.) versuchen. LEFEBVRE kritisiert diesen – vom Gedanken einer Totalität geleiteten – Wunsch nach einer neuen Ordnung, „die Verstädterung zum Wohle der Allgemeinheit zu steuern“ (ebd.: 152). LEFEBVRE nähert sich dem Thema Raum und Zeit über die philosophischen Ansätze seit der Antike; geht ARISTOTELES von Raum und Zeit als Kategorien aus, die sinnliche Faktoren benennen und klassifizieren, so geht DESCARTES von einer radikalen Trennung zwischen dem Körper und Geist aus: die menschliche Erkenntnis, die erschaffende und denkende Substanz, die an das Geistige gebunden ist – *res cogitans* – und der Körper, die körperlichen Dinge und deren Substanz, die an die Ausdehnung im Raum gebunden sind – *res extensa*. Diese Trennung führt nach LEFEBVRE zu der Vorstellung eines absoluten Raumes: „As Object opposed to Subject, as *res extensa* opposed to, and present to, *res cogitans*, space came to dominate, by containing them, all senses and all bodies. Was space therefore a divine attribute? Or was it an order immanent to the totality of what existed?“ (Lefebvre 1991: 1). Diese Trennung, von DESCARTES eingeführt, konnte weder von BARUCH DE SPINOZA, GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ noch NEWTON aufgehoben werden. IMMANUEL KANT greift den Begriff der Kategorie erneut auf und macht ihn

den Menschen zugänglich: Nebeneinander, Nacheinander und Übereinander sind Präpositionen, mit denen wir Raum erklären können, sind es doch Ordnungsbegriffe, die strukturieren. Aber auch hier bleibt der Raum „idealistisch, da er dem Denken und nicht der Praxis entspringt“ (Guelf 2010: 154). Die Erkenntnistheorie des 20. Jahrhunderts nimmt DESCARTES Trennung erneut auf und weist dem *cogito* eine Vormachtstellung zu, was zu einer Trennung zwischen der mentalen und sozialen Praxis führt: “Most if not all authors ensconce themselves comfortably enough within the terms of mental (and therefore neo-Kantian or neo-Cartesian) space, thereby demonstrating that 'theoretical practice' is already nothing more than the egocentric thinking of specialized Western intellectuals - and indeed may soon be nothing more than an entirely separated, schizoid consciousness” (Lefebvre 1991: 24). LEFEBVRE versucht den Raum zu befreien: So habe Gott in den Vorstellungen der jeweiligen Philosophen zunächst den Raum geschaffen: 'To produce space': this combination of words would have meant strictly nothing when the philosophers exercised all power over concepts. The space of the philosophers could be created only by God, as his first work; this is as true for the God of the Cartesians (Descartes, Malebranche, Spinoza, Leibniz) as for the Absolute of the post-Kantians (Schelling, Fichte, Hegel)” (ebd.: 73). Denn dieser Vorstellung liegen die Illusion einer Transparenz und einer Undurchsichtigkeit zugrunde, die sich gegenseitig nähren und enthalten: „The illusion of transparency turns out (to revert for a moment to the old terminology of the philosophers) to be a transcendental illusion: a trap, operating on the basis of its own quasi-magical power, but by the same token referring back immediately to other traps - traps which are its alibis, its masks” (ebd.: 29). In der Illusion der Transparenz ist der Raum ein logisches Milieu, ein mentaler und rein geistiger Raum, dem jegliche Materialität fehlt. In der materialistisch geprägten Interpretation hingegen erscheint ein Bild der Undurchsichtigkeit: „Thus space, for the philosophers, was split into two: into intelligible space on the one hand (the essence and transparency of the spiritual absolute), and unintelligible space on the other (the degradation of the spirit, absolute naturalness outside the spiritual realm). Consequently, they opted now for one, now for the other - now for space-as-form, now for space-as-substance, sometimes for the luminous space of the Cosmos, sometimes for the shadow-filled space of the world” (ebd.: 406). Bei HEGEL ist der Raum ein Produkt der historischen Zeit: “The Hegelian view of space as product and residue of historical time” (ebd.: 22). LEFEBVRE versucht die unterschiedlichen Ansätze miteinander zu verbinden: Hat der Idealismus die Vorstellung eines geistigen Raums ohne materielle Basis und ohne Berücksichtigung der praktisch-sinnlichen Welt, so hat der naive Materialismus den Fokus auf der Substanz der Dinge und übersieht allzu leicht „den Menschen als handelndes Wesen, der den Dingen erst eine Bedeutung und eine Gestalt verleiht“ (Guelf 2010: 155). Für LEFEBVRE ist der Raum ein Produkt; bereits in der Revolution der Städte beschreibt er diesen Ansatz: „Heute gehört der ganze Raum in den Bereich der Produktion, ist

Produkt durch Kauf, Verkauf, Austausch der Teile des Raums“ (ebd.: 165). Raum ist gesellschaftliche Wirklichkeit, das Ergebnis eines konkreten materiellen Produktionsprozesses, weder Subjekt noch Objekt: Der soziale Raum ist ein soziales Produkt – „(Social) space is a (social) product. This proposition might appear to border on the tautologous, and hence on the obvious. There is good reason, however, to examine it carefully, to consider its implications and consequences before accepting it“ (Lefebvre 1991: 26; Herv. i. Orig.), das nach einer Analyse der Umstände fragt, die diese Produktion ermöglichen und ausmachen. Als Ausgangspunkt dienen die Produktionsverhältnisse der jeweiligen Gesellschaft, die Aufschluss über den Prozess geben.

3.9. Dialektik

Die erkenntnistheoretischen Grundlagen der Theorie der Produktion des Raums liegen einerseits – wie bereits beschrieben – auf der spezifischen urbanen Situation im Paris der Zwischenkriegszeit und andererseits auf den Arbeiten der deutschen Dialektik mit HEGEL, MARX und FRIEDRICH NIETZSCHE, mit den „großen Fragen der Menschheit: um Sein und Bewusstsein, Objekt und Subjekt, Form und Inhalt, die Selbstschaffung des Menschen und das Ende der Geschichte, den absoluten Staat und die große Revolution, den Tod Gottes und die Schaffung des Übermenschen“ (Schmid 2010: 71). Konkret: LEFEBVRE eignet sich im kritischen Rückgriff auf HEGEL die Grundzüge der klassischen Dialektik an, erarbeitet in Anlehnung an MARX einen materialistischen Praxisbegriff und übt in Anlehnung an NIETZSCHE eine radikale Kritik des Denkens, der Sprache und der Philosophie. Durch diese drei Elemente erarbeitet LEFEBVRE eine grundlegend veränderte Dialektik des Gleichzeitigen. Die Dialektik als „die tiefe Überzeugung, dass die menschliche Wirklichkeit in ihrem Innern von Widersprüchen gekennzeichnet ist und sich nur über ein Verständnis dieser Widersprüche erfassen lässt“ (Schmid 2010: 77), bedeutet für LEFEBVREs Darstellung: „Das Gesetz der Logik sagt: ‚Kein Gedanke oder Wirklichkeit ohne Kohärenz‘. Die Dialektik proklamiert: ‚Es gibt weder Gedanken noch Wirklichkeit ohne Widersprüche‘.“ (Lefebvre 2004: 12f.). Eine intensive Auseinandersetzung mit seiner Arbeit zur Dialektik würde den Rahmen der vorliegenden Arbeit sprengen und doch will ich versuchen, einen kurzen Blick in seine Gedankenwelt zu eröffnen, da sich seine „dreidimensionalen Dialektik“ durch sein gesamtes Werk zieht und auch in seinen Ausführungen zu Stadt und Raum Anklang findet und so „den Schlüssel zum Verständnis der drei Dimensionen der Produktion des Raumes bildet“ (Schmid 2010: 111). Es handelt sich hierbei um eine Dialektik, die bei HEGEL ansetzt, um sie durch die soziale Praxis von MARX einer radikalen Kritik zu unterziehen und schließlich durch die

Kunst, Poesie, Musik und das Drama bei NIETZSCHE aufzuheben (Lefebvre 1991: 406). Die drei Philosophen stehen hierbei jeweils für ein spezifisches Moment seiner Dialektik: „Marx bildet die Affirmation, das Setzen des Seins durch die Praxis. Demgegenüber steht Hegel für den Begriff, das Wort und damit die Negation, den Tod. Nietzsche schließlich verkörpert die Negation der Negation: Die Poesie, die das Wort dem Tod entreißt, die den Begriff ebenso wie die Welt transzendiert, auf eine höhere Stufe hebt und so – und nur so – zur höheren dialektischen Wahrheit gelangt“ (Schmid 2010: 110). Konkret bedeutet dies eine „dreidimensionale Figur der gesellschaftlichen Wirklichkeit: das erste Moment bildet die materielle gesellschaftliche Praxis als Ausgangspunkt des Lebens und der Analyse. Sie steht im Widerspruch zum zweiten Moment, dem Denken, dem Wort und der Schrift, die Lefebvre als Abstraktion und als konkrete Macht, als Zwang versteht. Das dritte Moment bildet die Poesie, das Begehren, der Wille zur Macht als Form der Transzendenz, die dem Werden gegenüber dem Tod zum Durchbruch verhelfen“ (ebd.: 111). Im Gegensatz zur *klassischen* dreidimensionalen Figur der Dialektik „These – Antithese – Synthese“, die häufig HEGEL angedichtet wird bzw. „Affirmation – Negation – Negation der Negation, die wieder zur Affirmation wird und in dessen Verlauf sich die Geschichte immer weiter fortentwickelt, wird [diese] gewissermaßen in sich selbst aufgehoben: Die drei Momente werden gleichwertig, alle drei Momente sind gleichermaßen aufeinander bezogen“ (Schmid 2010: 111).⁶⁵ LEFEBVRE will mit seiner triadischen bzw. ternären Dialektik „nicht mehr die Konstruktion des Werdens und auch nicht die Produktion des Werdens, sondern die Analyse des Werdens“ (Schmid 2010: 112) beschreiben und so das „Entdecken oder Erkennen eines Sinnes, eines Horizontes des Werdens, von Möglichkeiten, Ungewissheiten, Chancen“ (ebd.) ermöglichen. LEFEBVRE denkt in dieser triadischen Dialektik, um so die Dualität *Subjekt* und *Objekt*, *mentaler* und *physischer* Raum, *geistig* und *materiell* zu überwinden; hierzu entwirft er *Felder (champs)*, denen er entsprechende Räume zuordnet: Dem physischen Feld – die Natur, der Kosmos, die Materialität – weist er den physischen Raum zu, der sich durch die praktisch-sinnliche Wahrnehmung der Natur auszeichnet. Dem mentalen Feld – die Logik, die formale Abstraktion – entspricht der mentale Raum, wie er durch die Wissenschaften, die Mathematik und die Philosophie definiert wird. Das soziale Feld schließlich – Projekte und Projektionen, Symbole und Utopien – als geistig metaphysisches Feld spiegelt sich im sozialen Raum wider mit dem Verlangen, den Symbolen, den Projektionen und dem Imaginären. Die ersten beiden Felder bzw. Räume nehmen die Descart'sche Trennung von Körper und Geist – res

⁶⁵ May verweist darauf, dass sich diese Unterscheidung „weder bei *Marx* und *Engels*, noch bei *Kant* und *Hegel* oder gar den antiken Dialektikern“ (May 2021a: 99; Herv. i. Orig.) fände. Für Hegel war diese Triade ein bloß „äußerliches lebloses Schema“. Nach May geht der Prozess der „These – Antithese – Synthese“ „wohl auf Johann Gottlieb Fichtes ‚Grundlage der gesammelten Wissenschaftslehre‘ zurück“ (ebd.), wobei er betont, dass „das charakteristische Moment von Dialektik [...] jedoch auch hier nicht im These-Antithese-Synthese-Schema“ (ebd.) liege.

cogitans und *res extensa* – auf, was dazu führt, „in einen reinen Idealismus zu verfallen“ (Guelf 2010: 158); daher setzt LEFEBVRE diesen beiden Feldern bzw. Räumen den sozialen Raum entgegen: Dadurch ist Raum nicht nur wahrnehmbar (materiell) und konzipierbar (mental), sondern auch erlebbar (sozial). LEFEBVRE verweist auf seine dreigeteilte Dialektik: „A triad: that is, three elements and not two. Relations with two elements boil down to oppositions, contrasts or antagonisms [...] their dualism is entirely mental, and strips everything which makes for living activity from life, thought and society“ (Lefebvre 1991: 39). Der menschliche Körper dient ihm als *Erklärungsmodell* für die drei Momente des Sozialen Raumes: “In seeking to understand the three moments of social space, it may help to consider the *body*. All the more so inasmuch as the relationship to space of a 'subject' who is a member of a group or society implies his relationship to his own body and vice versa. Considered overall, social practice: the use of the hands, members and sensory organs, and the gestures presupposes the use of the body of work as of activity unrelated to work. This is the realm of the *perceived*.” (Lefebvre 1991: 40; Herv. i. Orig.) Ohne dies weiter ausführen zu wollen, möchte ich hier einen Verweis auf die Leiblichkeit aufzeigen, die LEFEBVRE in seinen Gedanken ausführt und damit verdeutlicht, dass der Mensch – im Gegensatz zu anderen Säugetieren – nicht nur produziert, sondern auch plant, imaginiert, erfährt, erlebt etc. So werden die nahe und die ferne Ordnung, die Ebenen *G* und *P*, sowie die vermittelnde Ebene *M* um die Dimension der Leiblichkeit, einer sinnlichen Dimension, erweitert: Der Leib wird der Ebene des Privaten zugeordnet, „der sich durch die verschiedenen Wahrnehmungssinne auszeichnet“ (Guelf 2010: 200 f.) und so erst eine Verbindung zum Raum herstellt. Die Gesetze des Raumes sind auch die Gesetze des Leibes; „die Merkmale des Raumes werden vom Leib bestimmt, der die Qualitäten (Richtung, Länge, Breite, Zentralität usw.) an ihn heranträgt. Auf der Suche nach einer einheitlichen Theorie stellt LEFEBVRE die Frage, warum bisherige Ansätze nicht weiterverfolgt worden sind: „If the search for a unitary theory of physical, mental and social space was adumbrated several decades ago, why and how was it abandoned? Did it cover too vast a field - a veritable chaos of ideas, some of them poetic, subjective or speculative, while others bore the stamp of technical positivity? Or was it simply that this line of inquiry turned out to be sterile?“ (Lefebvre 1991: 21) und gelangt gedanklich wieder zu HEGEL. Dies bedeutet, dass es eine Vielzahl, eine Unzahl an sozialen Räumen gibt, ja geben muss, in „denen sich die jeweiligen ‚Codes‘ (hier: Zeichenerklärung, Konventionen der Schrift und der Lesart) sowie die Objekte, Ziele, Maßstäbe verändern. Keiner dieser Räume ist abgegrenzt, noch kann er gänzlich verschwinden. Sie interagieren, überlagern und implizieren sich“ (Guelf 2010: 158). Aus einer materialistischen Perspektive heraus *kann* Raum keine bloße Repräsentation sein, die im Kopf entsteht, sondern es bedarf einer entsprechenden sozialen Praxis (Schmid 2010: 200), d. h. Raum kann nicht alleine imaginiert werden, ohne dass er auch geschaffen wird. Für LEFEBVRE hat die Auseinandersetzung mit

der Philosophie insgesamt nicht zu einer Auflösung der Widersprüche des Raumes geführt, daher greift er auf MARX und dessen Kritik zurück „und versucht von hier aus, den Raum in eine historische, dialektische und materialistische Gesellschaftstheorie einzuführen, oder vielmehr eine konsequent räumliche materialistisch-dialektische Gesellschaftstheorie zu entwickeln“ (ebd.: 202). Raum ist demnach für LEFEBVRE nicht nur ein gedankliches Konstrukt, sondern basiert auch auf einer konkreten Materialität, gleichzeitig ist Raum aber auch nicht bloß eine Schachtel oder ein Behälter, das sich als Objekt fassen lässt. Raum ist also gesellschaftliche Wirklichkeit als Ergebnis eines materiellen Produktionsprozesses – und weder Subjekt noch Objekt (vgl. Schmid 2010: 203). Der Produktionsprozess geht von Subjekten und deren sozialen Beziehungen aus, nicht von abstrakten Ideen oder materiellen Dingen; der soziale Raum ist demnach ein soziales Produkt, geschaffen von Menschen, durch deren Aktionen und Handlungen. Damit wendet er sich gegen die Vorstellung, der Raum habe schon vor den Dingen existiert, die ihn besetzen, „es gibt keinen Raum vor der Praxis, der Raum an sich, als universelle Kategorie, existiert nicht“ (ebd.: 204). Interessant ist auch LEFEBVREs Absage an eine „individualistische Perspektive, ist doch ‚Produktion‘ für Lefebvre immer ein gesellschaftlicher, d. h. kollektiver Prozess“ (ebd.).⁶⁶ Er versucht nun, diese drei Felder – das physische, das mentale und das soziale Feld – zu einer Dreiheit zu verbinden: „Das Wahrgenommene“, „das Konzipierte“ und „das Gelebte“, in räumlichen Begriffen als „räumliche Praxis“, „als Repräsentationen des Raumes“ und als „Räume der Repräsentationen“. LEFEBVRE bezeichnet diese Reihe von Begriffen als *Momente*, *Aspekte* oder *Formanten* der Produktion des Raumes (vgl. ebd.: 207). Die Produktion des Raumes bedeutet für ihn die „Gesamtheit von drei dialektisch miteinander verknüpften Produktionsprozessen [...], die sich gegenseitig implizieren“ (ebd.):

1. Da ist zunächst die materielle Produktion, die eine räumliche Praxis und damit auch den wahrnehmbaren Aspekt des Raumes (*espace perçu*) produziert. Sie führt zur Schaffung von materiellen Gegebenheiten, die mit den Sinnen wahrgenommen werden können, es ist ein „Raum der Interaktion, der die Tätigkeiten der Menschen, die diesen Raum hervorbringen, ihn benützen, beleben, bevölkern, einschließt. Unter diesem Gesichtspunkt bildet beispielsweise eine Straße zur Tages- oder Nachtzeit jeweils einen unterschiedlichen ‚Raum‘“ (Schmid 2010: 320).

2. Der konzipierte Raum (*espace conçu*) der Wissenschaftler*innen, der Planer*innen, der Urbanisten und Technokraten, der Künstler*innen, die ihn kognitiv erarbeiten, ihn zerlegen und neu gestalten, findet sich in den Repräsentationen der Räume (*représentation de l'espace*). Die Repräsentationen stehen in direkter Verbindung mit den jeweils vorherrschen-

⁶⁶ Lefebvre steht hier in einer materialistischen Tradition von Marx nach dem Vorbild von Hegel, Smith und Ricardo.

den Produktionsverhältnissen einer Gesellschaft, wobei die bestehenden Konzeptionen intellektuell zu einem System verbaler und intellektuell erarbeiteter Zeichen werden: „Conceptions of space tend, with certain exceptions to which I shall return, towards a system of verbal (and therefore intellectually worked out) signs“ (Lefebvre 1991: 39). Der so konzipierte Raum kann in Modellen und Plänen lesbar gemacht werden. Dadurch kann das Zerstreute und auf den ersten Blick Zusammenhanglose zusammengebracht werden; LEFEBVRE spricht von einem theoretischen Fehler, der aufgehoben werden kann: „The theoretical error is to be content to see a space without conceiving of fit, without concentrating discrete perceptions by means of a mental act, assembling details into a whole ‚reality‘, without apprehending contents in terms of their interrelationships within the containing forms“ (ebd.: 95). Hierin steckt auch ein strategisches Handeln, das den Weg vom Abstrakten zum Konkreten beinhaltet. Das Konzipierte beruht auf wissenschaftlichen und praktischen Erkenntnissen (verbal). Raum wird durch gesellschaftliche Konzeptionen definiert und festgelegt, die von gesellschaftlichen Konventionen abhängen, die gelernt und angeeignet werden, die aber auch diskutiert, bekämpft und neu ausgehandelt werden, ist also von Macht durchdrungen.

3. Auf der symbolischen Ebene gibt es die Ebene des gelebten Raumes (*espace vécu*), die sich über Bilder und Symbole ausdrückt, beispielsweise in der künstlerischen Darstellung. Die Symbolisierungen haben teilweise einen verborgenen, unterirdischen und komplexen Charakter: „Representational space is alive: it speaks. It has an affective kernel or centre: Ego, bed, bedroom, dwelling, house; or: square, church, graveyard. It embraces the loci of passion, of action and of lived situations, and thus immediately implies time. Consequently it may be qualified in various ways: it may be directional, situational or relational, because it is essentially qualitative, fluid and dynamic“ (ebd.: 42). Es ist der erlebte Raum der Bewohner*innen und der Benutzer*innen, der Künstler*innen, der Schriftsteller*innen und der Philosoph*innen – es ist der beherrschte Raum, der erlitten wird, der Raum, den sich die Imagination anzueignen versucht: „space as directly lived through its associated images and symbols, and hence the space of ‚inhabitants‘ and ‚users‘, but also of some artists and perhaps of those, such as a few writers and philosophers, who describe and aspire to do no more than describe. This is the dominated - and hence passively experienced - space which the imagination seeks to change and appropriate. It overlays physical space, making symbolic use of its objects“ (ebd.: 39). Das Gelebte führt zu Repräsentationen, die vom Körper ausgehen (non verbal). „Die Bedeutungsproduktion, die mit den Räumen der Repräsentation verbunden ist und die einen erlebten und gelebten Raum (*espace vécu*) produziert.“ (Schmid 2010: 207 f.). LEFEBVRE schreibt hier vom „poetischen Prozess, der das ‚Reich der Freiheit‘ ankündigt und der die beiden anderen Dimensionen transzendiert“ (Schmid 2010: 320).

Der zentrale Aspekt an dieser Theorie „ist die Gleichzeitigkeit der drei Momente: Der Raum wird zugleich konzipiert, wahrgenommen und gelebt“ (ebd.: 208). Die drei Aspekte sind untrennbar miteinander verbunden und ergeben nur zusammen betrachtet Sinn: „Dass das Gelebte, das Konzipierte und das Wahrgenommene zusammenkommen, so dass sich das ‚Subjekt‘, das Mitglied einer sozialen Gruppe, von einem zum anderen bewegen kann, ohne sich zu verlieren, das drängt sich auf. Konstituieren sie deshalb eine Kohärenz? Vielleicht, unter günstigen Umständen“ (ebd.). Der Begriff des sozialen Raumes, den LEFEBVRE verwendet, unterscheidet sich jedoch wesentlich von dem, wie er etwa von BOURDIEU (1991) oder WERLEN (1988) gebraucht wird; zeichnet er sich bei dem einen als rein abstrakter, als mentaler Raum aus, in dem sich soziale Positionen darstellen, so bezieht er sich bei dem anderen auf die Welt der objektiven gesellschaftlichen Normen und Werte, „die eine Verbindung herstellt zwischen der physisch-materiellen Welt und der mentalen Welt, der ‚subjektiven‘ Welt der reinen Gedanken“ (Schmid 2010: 208 f.). LEFEBVREs sozialer Raum ist als ein materieller wie dialektischer Begriff zu verstehen, der sich weitestgehend auf die gesellschaftliche Praxis bezieht und „die Opposition von mentalem und physischem Raum [...] überwindet und transformiert“ (Schmid 2010: 209) und somit „der umfassende Begriff, der den durch eine soziale Praxis produzierten Raum bezeichnet“ (ebd.), wobei „sich das Wahrnehmen auf einen physisch-materiellen Raum bezieht, das Konzipieren auf einen mentalen und das Erleben schließlich auf einen sozialen“ (ebd.). Somit scheint LEFEBVRE den Begriff sozialer Raum in einem doppelten Sinne zu verwenden: einerseits als gesellschaftlich produzierten Raum, als Raum der sozialen Praxis und andererseits als Ergänzung bzw. Transformation der beiden Begriffe physisch-materieller Raum und mentaler Raum. SCHMID (2010) verweist in diesem Zusammenhang auf einen Gegensatz, den ich hier allerdings nicht erkennen kann bzw. will, da sich die beiden Verwendungen nicht gegenseitig ausschließen oder aufheben. M. E. handelt es sich lediglich um verschiedene Ebenen, die LEFEBVRE hier beleuchtet.

3.10. Die drei räumlichen Begriffe nach LEFEBVRE

Mit Blick auf die Produktion des Raums entwirft LEFEBVRE eine weitere, konzeptuelle Triade, die bereits angeklungen ist: Die räumliche Praxis (*pratique spatiale*), die Repräsentation des Raumes (*représentation de l'espace*) und die Räume der Repräsentation (*espace de représentation*). Die räumliche Praxis als Produktion und Reproduktion des Raums basiert auf dem nicht reflexiven Alltag: „Die *räumliche Praxis* einer Gesellschaft sondert ihren Raum ab; in einer dialektischen Interaktion setzt sie ihn und setzt ihn gleichzeitig voraus: Sie pro-

duziert ihn langsam, aber sicher, indem sie ihn beherrscht und ihn sich aneignet. In der Analyse lässt sich eine räumliche Praxis entdecken, indem man ihren Raum entziffert.“ (Dünne/Günzel 2006: 335; Herv. i. Orig.). So werden spezielle Orte und Gesamträume produziert und reproduziert, die Kontinuität und relativen Zusammenhalt sichern, vorausgesetzt es besteht eine gewisse Kompetenz und Performanz. Der so produzierte Raum ist ein Raum, der in der praktisch-sinnlichen Welt wahrnehmbar ist als erfahrener und erlittener Raum (*espace perçu*). Im Folgenden soll die Dreiheit der räumlichen Begriffe – die räumliche Praxis, die Repräsentation des Raumes und die Räume der Repräsentationen – näher ausgeführt und erläutert werden.

3.10.1. Die räumliche Praxis

Die räumliche Praxis produziert einen wahrgenommenen Raum oder einen Wahrnehmungsraum, bei dem es sich um die praktisch-sinnliche Welt handelt, „in den sich die Handlungen von kollektiven Akteuren in Form von dauerhaften Objekten und Wirklichkeiten einschreiben“ (Schmid 2010: 210 f.). Die räumliche Praxis kann demnach als der materielle Aspekt der sozialen Praxis verstanden werden: “The spatial practice of a society secretes that society’s space; it propounds and presupposes it, in a dialectical interaction; it produces it slowly and surely as it masters and appropriates it. From the analytic standpoint, the spatial practice of a society is revealed through the deciphering of its space” (Lefebvre 1991: 38). Diese Aussage LEFEBVREs umfasst zwei Aspekte: Zum einen wird Raum produziert und reproduziert – als materieller Aspekt – zum anderen muss dieser Raum aber auch dechiffriert werden. Das bedeutet, dass die räumliche Praxis „Produktion und Reproduktion, spezifische Orte und räumliche Ensembles, die jeder sozialen Formation eigen sind“ (Schmid 2010: 211), umfasst, die immer einer gewissen Kohärenz bedarf, die gleichzeitig eine „gewisse räumliche ‚Kompetenz‘ und ‚Performanz‘“ (ebd.) einfordert. Diese Kompetenz weist darauf hin, dass jede*r weiß, welche spezifischen Orte und Räume mit bestimmten Begriffen und Beschreibungen gemeint sind: “Everyone knows what is meant when we speak of a 'room' in an apartment, the 'corner' of the street, a 'marketplace', a shopping or cultural 'centre', a public 'place', and so on. These terms of everyday discourse serve to distinguish, but not to isolate, particular spaces, and in general to describe a social space. They correspond to a specific use of that space, and hence to a spatial practice that they express and constitute” (Lefebvre 1991: 16). Grundlegend geht LEFEBVRE also davon aus, dass die Worte und Beschreibungen von spezifischen Räumen einem Gebrauch dieses Raumes entsprechen und somit auch einer räumlichen Praxis, die sie ausdrücken. Der theoretische Kristallisationspunkt dieser räumli-

chen Praxis ist ein mentaler Akt, der dieser vorausgeht, Raum lässt sich nur wahrnehmen, wenn er auch vorher gedanklich konzipiert worden ist. Damit Raum unterscheidbar ist, d. h. damit es überhaupt spezifische Räume geben kann, muss er notwendigerweise besetzt werden, „und zwar durch einen konkreten, spezifischen Körper. Der relative Raum lässt sich so als abstrakter, mathematischer Raum und gleichzeitig als konkreter, ‚körperlicher‘ Raum fassen, durch den die Körper existieren und ihre materielle Existenz manifestieren“ (Schmid 2010: 212).⁶⁷ Die Eigenschaften des Raumes, so LEFEBVRE weiter, seien so vom Körper bestimmt und angewandt auf den sozialen Raum. So kommt er zu dem Schluss, dass „aus der räumlichen Praxis [...] ein – materieller – sozialer Raum [entsteht], der nicht dem menschlichen oder dem transzendenten Geist zugeschrieben werden kann, sondern einer ‚Besetzung‘ des Raumes, die sich nur genetisch, d. h. in der Abfolge von produktiven Handlungen, verstehen lässt. Jede im Raum gegebene Wirklichkeit lässt sich demnach durch eine Genese in der Zeit darstellen und erklären. Umgekehrt bringt eine Aktivität, die sich in der (historischen) Zeit abspielt, einen Raum hervor und nimmt nur in einem Raum praktische Wirklichkeit, konkrete Existenz an“ (ebd.: 212 f.). Das Besetzen des Raumes kann nur durch den lebendigen Körper, durch seine Energie und seine Handlungen zustande kommen, da der relative Raum nicht leer sein kann. D. h. Raum kann keine vorbestimmte oder transzendente Existenz besitzen, der Raum ist auch weder Subjekt noch Objekt, „er ist auch kein Ding, das wie andere behandelt werden könnte. Er ist eher ein ‚Rahmen des Lebens‘“ (ebd.: 213), in dem wir als Menschen handeln und uns situieren. Konkret bedeutet dies aber, dass wir – besinnend auf den Ausspruch, Raumkonstitution sei kein individualistischer, sondern ein kollektiver Prozess – über gesellschaftliche Beziehungen sozialen Raum produzieren. Im Zusammenhang mit dem Neo-Kapitalismus sehen wir die räumliche Praxis so in der Architektur, dem Städtebau, der Planung, aber auch im Alltagsleben und der urbanen Wirklichkeit: „Die räumliche Praxis verkörpert eine enge Verknüpfung zwischen dem wahrgenommenen Raum, zwischen der Alltagsrealität (den täglichen Routinen) und der urbanen Wirklichkeit (den Strecken und Netzen, welche die Orte der Arbeit, des ‚Privat‘-Lebens und der Freizeit zusammenschließen). Diese Verknüpfung erscheint widersprüchlich, da sie die Orte miteinander verbindet, die am weitesten voneinander entfernt scheinen. [...] Die ‚moderne‘ räumliche Praxis zeigt sich also – um ein extremes, aber bezeichnendes Beispiel zu nehmen – im Alltagsleben eines Bewohners in einer Sozialwohnung in der Banlieue. Das soll nicht heißen, dass Autobahnen und die Luftverkehrspolitik außer Acht gelassen werden darf.“ (Lefebvre 1991: 38). Netze und Verbindungen, Straßen und Kanäle, Eisenbahnen und Fluglinien modifizieren und transformieren den wahrgenommenen Raum, aber auch die Ware bildet

⁶⁷ Lefebvre schreibt diese Überlegungen Leibniz zu, doch nach Schmid (2010) beziehen sie sich mehr auf den Mathematiker Herman Weyl, der mathematische Operationen zur Klärung des Wesens von Symmetrien untersuchte.

einen Teil der räumlichen Praxis; so bilden sich Warenkreisläufe und Tauschnetzwerke, die im Weltmarkt münden. Es entstehen unterschiedlichste Beziehungen und Netzwerke verschiedenster Akteure, die ihren soziale Raum produzieren. Am Beispiel des Arbeitsprozesses als Raum der Arbeit beschreibt LEFEBVRE die unterschiedlichen Teile und Beziehungen; so besteht der Raum der Arbeit aus Produktionseinheiten, wie den Unternehmen, den Büros, aber auch den bäuerlichen Betrieben. Hinzu kommen die Netzwerke, welche diese Einheiten verbinden, sowie die Instanzen, welche die Netzwerke ordnen, was zu einer gewissen Kohärenz führt, „die Konflikte und Widersprüche einschließt. Der Raum der Arbeit ist somit das Ergebnis von (repetitiven) Gesten und (seriellen) Handlungen der produktiven Arbeit, aber auch der technischen und sozialen Arbeitsteilung und damit der lokalen, nationalen und weltweiten Märkte und schließlich der Besitzverhältnisse“ (Schmid 2010: 215). LEFEBVRE betont, dass es viele Märkte gibt, allerdings sind es vor allem der *market in land* und der *market in work*, an denen man den Triumph des Kapitalismus ablesen kann: “We know that there are many markets, existing on many levels (local, regional, national, worldwide): the market for (material) commodities, the labour market, the market for capital, the market in leases (whether for agricultural land or for building-land), the market for works, signs and symbols, and so forth. These different markets constitute a unity, namely the world market understood in the broadest possible sense. They are all connected, yet all retain their distinctness. They are superimposed upon one another without becoming confused with one another, spaces interpenetrating according to a law already evoked above - the law of composition of non-strategic spaces, which is analogous to the physical law of superimposition and composition of small movements. There are two markets whose conquest represents the ultimate triumph of the commodity and of money: the market in *land* (a precapitalist form of property) and the market in *works* (which, as 'non-products', long remained extra-capitalist)” (Lefebvre 1991: 342; Herv. i .Orig.). Dies zeigt aber auch, dass es den sozialen Raum nicht gibt, nicht geben kann – lässt er sich doch nicht eindeutig bestimmen oder klar abgrenzen. LEFEBVRE geht davon aus, „dass es nicht einen sozialen Raum gebe, sondern eine unbestimmte Vielzahl von sozialen Räumen, für die der Begriff ‚sozialer Raum‘ die nicht zählbare Gesamtheit bezeichne. Wenn diese Räume isoliert betrachtet würden, bliebe jeder von ihnen bloße Abstraktion. Als konkrete Räume hingegen, als Netzwerke, als Märkte, seien sie miteinander artikuliert. Diese Räume zerstören sich nicht gegenseitig, sondern durchdringen und überlagern sich“ (Schmid 2010: 215). Die Orte im sozialen Raum, also auch „der Raum eines Zimmers, eines Hauses oder Gartens, obwohl vom sozialen Raum durch Schranken und Mauern, durch alle Zeichen des Privateigentums abgetrennt“ (ebd.), liegen im sozialen Raum nicht nur nebeneinander, sondern schieben sich ineinander, überlagern sich, prallen auch aufeinander und setzen sich zusammen.

3.10.2. Die Repräsentationen des Raumes

Repräsentationen des Raumes entstehen nicht auf der Handlungsebene, sondern auf der Ebene des Diskurses, auf der Ebene der Sprache und bringen so den konzipierten, den gedanklich erfassten Raum hervor: „*Representations of space*: conceptualized space, the space of scientists, planners, urbanists, technocratic subdividers and social engineers, as of a certain type of artist with a scientific bent – all of whom identify what is lived and what is perceived with what is conceived. (Arcane speculation about Numbers, with its talk of the golden number, moduli and 'canons', tends to perpetuate this view of matters.) This is the dominant space in any society (or mode of production). Conceptions of space tend, with certain exceptions to which I shall return, towards a system of verbal (and therefore intellectually worked out) signs. (Lefebvre 1991: 38f.; Herv. i. Orig.). LEFEBVRE zählt neben der Sprache und dem Diskurs auch Karten und Pläne sowie Informationen durch Bilder und Zeichen zu den Repräsentationen des Raumes (Lefebvre 1991: 233), und auch wenn diese Repräsentationen notwendigerweise abstrakt seien, so träten sie doch in die soziale und politische Praxis (Schmid 2010: 216). LEFEBVRE erklärt dies damit, dass die festgelegten Beziehungen zwischen den Objekten und den Menschen eine praktische Bedeutung dahingehend hätten, „dass sie sich in die räumlichen Texturen einfügen und diese damit verändern“ (ebd.), als „Einprägungen oder Abdrücke von wirksamen Kenntnissen und Ideologien“ (ebd.: 217). Sie entstehen aus der Natur heraus und bilden diese ab, sind politische und strategische Räume: „What such a map reveals, its meaning - not, perhaps, to the most ingenuous inspection, but certainly to an intelligent perusal with even minimal preparation - is at once clear and hard to decipher. A diagonal band traverses the supposedly one and indivisible Republic like a bandolier. From Berre-l'Etang to Le Havre via the valleys of the Rhone (the great Delta), the Saone and the Seine, this stripe represents a narrow over-industrialized and over-urbanized zone which relegates the rest of our dear old France to the realm of underdevelopment and 'touristic potential'. Until only recently this state of affairs was a sort of official secret, a project known only to a few technocrats. Today (summer 1973) it is common knowledge – a banality [...] These spaces are *produced*. The 'raw material' from which they are produced is nature. They are products of an activity which involves the economic and technical realms but which extends well beyond them, for these are also political products, and strategic spaces“ (Lefebvre 1991: 84; Herv. i. Orig.). Konkret verweist er auf die Bedeutung des Bauwesens und der Architektur – nicht „im Sinne der Errichtung eines isolierten Gebäudes, sondern als Projekt, das sich in einen räumlichen Kontext, eine Textur einfügt“ (Schmid 2010: 217) als Voraussetzung jeder räumlichen Praxis. LEFEBVRE beschreibt die Entwicklung der Räume der Repräsentationen aus den Repräsentationen des Raumes mit Blick auf die Künstler*innen, Architekten und Urbanisten heraus: “The cause of, and reason for, this transformation was the growth of productive forces - of crafts, of early industry, and

of agriculture. But growth could only occur via the town-country relationship, and hence via those groups which were the motor of development: the urban oligarchy and a portion of the peasantry. The result was an increase in wealth, hence also an increase in surplus production, and this in turn had a retroactive effect on the initial conditions. Luxurious spending on the construction of palaces and monuments gave artists, and primarily painters, a chance to express, after their own fashion, what was happening, to display what they perceived. [...] Out of this process merged, then, a new representation of space: the visual perspective shown in the works of painters and given form first by architects and later by geometers. Knowledge emerged from a practice, and elaborated upon it by means of normalization and the application of a logical order. [...] Indeed this *representational space* continued to figure in many works of painters and architects. The point is merely that *some* artists and men of learning arrived at a very different *representation of space*: a homogeneous, clearly demarcated space complete with horizon and vanishing-point" (Lefebvre 1991: 79; Herv. i. Orig.). Für die Städte- und Raumplaner*innen, so LEFEBVRE, scheint es sich beim Raum um einen leeren Raum zu handeln, bei dem sie „jeder Aktivität auf dem Terrain ein[en] Raum zuweisen“ (Schmid 2010: 218) können. Die Repräsentation des Raumes ist demnach ein Konzept oder eine Konzeption des Raumes, nicht aber Raum selbst, „es kennzeichnet und bezeichnet alle möglichen Räume, abstrakte wie ‚wirkliche‘“ (ebd.: 217). Die Repräsentationen des Raumes sind von Wissen durchdrungen, enthalten sie doch Annahmen, Beschreibungen und Fragmentierungen und „bezeichnen das Gewusste, das aber immer relativ und in Veränderung begriffen ist. Sie sind somit zwar objektiv, doch revidierbar“ (ebd.: 218). Die Repräsentationen der Räume sind verbunden mit dem Wissen, nicht mit der Erkenntnis: „Während die Erkenntnis von einer Kritik ausgeht und sich dem Möglichen öffnet, ist das Wissen mit der Macht und der Ideologie verbunden. Es basiert auf einer Strategie der Reduktion, und damit auch der Trennung. Für eine Erkenntnis der Produktion des Raumes, und damit auch eine Kritik des Wissens. Sie hat die Ideologien einer abstrakten Räumlichkeit zu zerstören, die sich nicht als Ideologien zu erkennen geben, sondern explizit als Wissen“ (ebd.). Raum in dieser Vorstellung als leerer Raum gedacht, den es zu füllen gilt, als geometrischer Raum, „in dem sich nur Begriffe, Logiken und Strategien auf höchster rationaler Ebene befinden“ (ebd.), findet sein Ende in „der Darstellung eines endlich gefüllten, von den Ergebnissen dieser Logiken und Strategien besetzten Raumes“ (ebd.). Karten und Pläne mit ihren Legenden und Codes spiegeln dieses technokratische Denken wider und zeigen räumliche Strategien der Technokraten, der Urbanisten und Planer*innen auf. Für LEFEBVRE sind die Repräsentationen des Raumes von Ideologien durchdrungen und bereiten ihm ein gewisses Unbehagen: „Die Ideologie [...] verschleiert dem Bewusstsein und im Bewusstsein [...] die Widersprüche. Schlimmstenfalls verzögert sie deren Wirkungen; unterdrücken kann sie sie nicht“ (Lefebvre 1974: 81).

3.10.3. Räume der Repräsentationen

Die Räume der Repräsentationen beschreiben die erfahrenen Räume, die sich durch komplexe Symbolismen präsentieren, „die an die heimliche und unterirdische Seite des sozialen Lebens gebunden sind“ (Schmid 2010: 222). Es handelt sich hierbei um das Alltagsleben, „das in den Räumen der Repräsentationen Gestalt annimmt, oder das ihnen vielmehr Gestalt verleiht“ (ebd.), aber auch um die Kunst und die Poesie: Die Räume der Repräsentationen, „space as directly lived through its associated images and symbols, and hence the space of 'inhabitants' and 'users', but also of some artists and perhaps of those, such as a few writers and philosophers, who describe and aspire to do no more than describe. This is the dominated - and hence passively experienced - space which the imagination seeks to change and appropriate. "It overlays physical space, making symbolic use of its objects. Thus representational spaces may be said, though again with certain exceptions, to tend towards more or less coherent systems of non-verbal symbols and signs.“ (Lefebvre 1991: 39). Es handelt sich also eher um gelebte als konzipierte Räume mit besonderen Eigenschaften: Sie sind qualitativ, fließend und dynamisch und können direktional, situativ und relational eingestuft werden, sie haben sich keiner Kohärenz und keiner Kohäsion zu unterwerfen und sie sind von Imaginärem und von Symbolismen durchdrungen, sie haben die Geschichte als Ursprung – „die Geschichte eines Volkes und die Geschichte von jedem Individuum, das zu diesem Volk gehört“ (Schmid 2010: 222). Träume, Bilder und Symbole, Kindheitserinnerungen und Wünsche, Vorstellungen und die Sehnsucht bilden die Räume der Repräsentationen, es sind „Darstellungsräume“, die ‚etwas‘ repräsentieren. [...] Sie repräsentieren gesellschaftliche ‚Werte‘, Traditionen, Träume – und nicht zuletzt auch kollektive Erfahrungen und Erlebnisse“ (ebd.: 223): “Representations of space are certainly abstract, but they also play a part in social and political practice: established relations between objects and people in represented space are subordinate to a logic which will sooner or later break them up because of their lack of consistency. Representational spaces, on the other hand, need obey no rules of consistency or cohesiveness. Redolent with imaginary and symbolic elements, they have their source in history - in the history of a people as well as in the history of each individual belonging to that people. Ethnologists, anthropologists and psychoanalysts are students of such representational spaces, whether they are aware of it or not, but they nearly always forget to set them alongside those representations of space which coexist, concord or interfere with them; they even more frequently ignore social practice. By contrast, these experts have no difficulty discerning those aspects of representational spaces which interest them: childhood memories, dreams, or uterine images and symbols“ (Lefebvre 1991: 41). Somit kann Raum also mit Symbolen und Inhalten, mit Codes und Botschaften gefüllt und geschrieben werden; gleichzeitig wird dieser Raum gelesen von anderen, dechiffriert und decodiert – mit allen Sinnen. “To what extent may a space be read or decoded? A satisfactory

answer to this question is certainly not just around the corner. As I noted earlier, without as yet adducing supporting arguments or proof, the notions of message, code, information and so on cannot help us trace the genesis of a space; the fact remains, however, that an already produced space can be decoded, can be *read*. Such a space implies a process of signification. And even if there is no general code of space, inherent to language or to all languages, there may have existed specific codes, established at specific historical periods and varying in their effects. If so, interested 'subjects', as members of a particular society, would have acceded by this means at once to *their* space and to their status as 'subjects' acting within that space and (in the broadest sense of the word) comprehending it" (Lefebvre 1991: 17; Herv. i .Orig.). Es entsteht „ein unerschöpfliches Feld von Verschiebungen, Verzerrungen, Schwankungen, Ungleichheiten und Substitutionen“ (Schmid 2010: 223). Problematisch ist, dass unterschiedliche räumliche Codes existieren, „der Raum ist überladen mit Botschaften, die sich vermengen und eine Unordnung entstehen lassen“ (ebd.). So gibt es nach LEFEBVRE Räume, in denen sich ein*e Schreiber*in ausdrückt und ihren bzw. seinen Parcours in den Raum einschreibt, Räume, die erzeugt werden, um gelesen zu werden – womit strategische Absichten und Handlungen verschleiert werden sollen, wie in der Monumentalität (vgl. ebd.). “Does it make sense to speak of a 'reading' of space? Yes and no. Yes, inasmuch as it is possible to envisage a 'reader' who deciphers or decodes and a 'speaker' who expresses himself by translating his progression into a discourse. But no, in that social space can in no way be compared to a blank page upon which a specific message has been inscribed (by whom?). Both natural and urban spaces are, if anything, 'over-inscribed': everything therein resembles a rough draft, jumbled and self-contradictory. Rather than signs, what one encounters here are directions multifarious and overlapping instructions. If there is indeed text, inscription or writing to be found here, it is in a context of conventions, intentions and order (in the sense of social order versus social disorder). That space signifies is incontestable. But what it signifies is dos and don'ts- and this brings us back to power. Power's message is invariably confused - deliberately so; dissimulation is necessarily part of any message from power. Thus space indeed 'speaks'- but it does not tell all. Above all, it prohibits. Its mode of existence, its practical 'reality' (including its form) differs radically from the reality (or being-there) of something written, such as a book. Space is at once result and cause, product and producer; it is also a stake, the locus of projects and actions deployed as part of specific strategies, and hence also the object of wagers on the future- wagers which are articulated, if never completely” (Lefebvre 1991: 142 f.). Hier verortet LEFEBVRE die Macht – die sich nicht decodieren lässt – und der Staat, der über die vorhandenen Codes verfügt, um zu manipulieren (ebd.: 224): “When 'Ego' arrives in an unknown country or city, he first experiences it through every part of his body - through his senses of smell and taste, as (provided he does not limit this by remaining in his car) through his legs and feet. His

hearing picks up the noises and the quality of the voices; his eyes are assailed by new impressions. For it is by means of the body that space is perceived, lived- and produced. [...] On the far side of the readable/visible, and equally absent from Barthes's perspective, is power. Whether or not it is constitutional, whether or not it is disseminated through institutions and bureaucracies, power can in no wise be decoded. For power has no code. The state has control of all existing codes. It may on occasion invent new codes and impose them, but it is not itself bound by them, and can shift from one to another at will. The state manipulates codes" (Lefebvre 1991: 162). Zeichen und Symbole, Codes stehen teilweise auch stellvertretend für andere Dinge, sie verschleiern und täuschen, wollen etwas anderes sein und sind doch dies: „The world of signs passes itself off as a true world, and perhaps after all it has the right to do so - which would involve further compromise of the True (the absolute). The rule of this world is founded, then, on transparency. It leads, however, into opacity and into naturalness (not that of 'nature', but that of the signs of nature). This is a fraudulent world, indeed the most deceptive of all worlds - the world-as-fraud. A world where that which contains is hidden in corners or lurks on the sidelines. When there is talk of art and culture, the real subject is money, the market, exchange, power. Talk of communication actually refers only to solitudes. Talk of beauty refers to brand images. Talk of city-planning refers to nothing at all" (ebd.: 389). Raum enthalte auch interferierende Anweisungen und Vorschriften im Kontext von Konventionen und Ordnungen, die LEFEBVRE als Handlungen sieht, die blind, spontan und gehorsam gelebt werden (ebd.: 143). "As to whether there is a spatial code, there are actually several. [...] Space lays down the law because it implies a certain order - and hence also a certain disorder (just as what may be seen defines what is obscene). [...] It is produced with this purpose in mind; this is its *raison d'être*. The 'reading' of space is thus merely a secondary and practically irrelevant upshot, a rather superfluous reward to the individual for blind, spontaneous and lived obedience" (ebd.). Das Lesen folgt demnach auf das Produzieren des Raumes, „nichts geht von sich aus im Raum, geht es doch um wirkliche oder mögliche Handlungen, und nicht um mentale Zustände, um besser oder weniger gut erzählte Geschichten. Im produzierten Raum reproduzieren die Handlungen den ‚Sinn‘, selbst wenn sich die Handelnden darüber nicht im Klaren sind“ (Schmid 2010: 224). "This space was produced before being read; nor was it produced in order to be read and grasped, but rather in order to be lived by people with bodies and lives in their own particular urban context. In short, 'reading' follows production in all cases except those in which space is produced especially in order to be read" (Lefebvre 1991: 143). Die Decodierung stellt aber auch eine Gefahr dar, denn jeder Versuch, einen Raum zu entziffern, kann dazu führen, dass er auf eine Botschaft reduziert wird. Die Räume der Repräsentation sind scheinbar die terminologische Umkehrung der Repräsentationen des Raumes, denn sie „verweisen demnach nicht auf den Raum selbst, sondern auf etwas anderes“ (Schmid 2010:

319). Die Räume der Repräsentation als das „Gelebte“ lassen sich auch als die Produktion von Bedeutung fassen. “There is a proper role for the decoding of space: it helps us understand the transition from representational spaces to representations of space, showing up correspondences, analogies and a certain unity in spatial practice and in the theory of space” (Lefebvre 1991: 163). Die drei genannten Dimensionen brauchen einander und beziehen sich aufeinander: Wir können Raum nur dann wahrnehmen, wenn er vorher auch konzipiert wurde, wobei diese Konzeption immer auf ein Ziel und somit auf die räumliche Praxis ausgerichtet ist, verbunden mit Macht. Gleichzeitig wird der Raum auch erfahren und erlitten, die Praxis „impliziert damit eine Symbolik“ (Schmid 2010: 226) und bezieht sich dialektisch auf die anderen beiden Dimensionen, „überlagert den physischen Aspekt des Raumes, indem die materiellen Elemente bzw. ihre Anordnung zu Trägern von Bedeutungen werden. Sie ist aber auch dialektisch mit dem konzipierten Raum verschränkt, der einerseits selbst Symbolismen enthält, andererseits dazu tendiert, den erlebten Raum zu bestimmen und zu dominieren“ (ebd.: 227). Für LEFEBVRE sind die Verhältnisse der drei Momente niemals einfach oder stabil (Lefebvre 1991: 46) und auch die Frage, ob es möglich sei, dass sich ein einheitlicher Code entwickle, der die drei Dimensionen im Alltag zusammenbringen könne, beantwortet LEFEBVRE nicht eindeutig. Am Beispiel der „Produktion des ‚modernen‘ architektonischen Raumes“ lässt sich dies verdeutlichen: Ein Architekt bekommt ein Stück Raum zugewiesen, das er *be-planen* kann; allerdings handelt es sich bei diesem Raum nicht um das leere Blatt Papier des Schriftstellers oder die weiße Leinwand des Künstlers: „Let us for a moment consider the space of architecture and of architects, without attaching undue importance to what is said about this space. It is easy to imagine that the architect has before him a slice or piece of space cut from larger wholes, that he takes this portion of space as a 'given' and works on it according to his tastes, technical skills, ideas and preferences. In short, he receives his assignment and deals with it in complete freedom” (Lefebvre 1991: 360). Und weiter: “Within the spatial practice of modern society, the architect ensconces himself in his own space. He has a *representation of this space*, one which is bound to graphic elements - to sheets of paper, plans, elevations, sections, perspective views of facades, modules, and so on. This *conceived* space is thought by those who make use of it to be *true*, despite the fact - or perhaps because of the fact - that it is geometrical: because it is a medium for objects, an object itself, and a locus of the objectification of plans. Its distant ancestor is the linear perspective developed as early as the Renaissance: a fixed observer, an immobile conceptual field, a stable visual world. The chief criterion of the architectural plan, which is 'unconsciously' determined by this perceptual field, is whether or not it is realizable: the plan is projected onto the field of architectural thought, there to be accepted or rejected” (Lefebvre 1991: 361; Herv. i. Orig.). Der Architekt ist immer von seinen Auftraggebern abhängig und deren Berechnungen (Lefebvre 1991: 360). Der Architekt konzipiert den

Raum subjektiv, wobei der Raum mit objektiven Bedeutungen beladen ist; Raum bekommt somit eine bestimmte Repräsentation des Raumes: „Diejenigen, die sich dieses konzipierten Raumes bedienen, halten ihn für wahr, obwohl oder gerade weil er geometrisch ist“ (Schmid 2010: 229).⁶⁸ Die objektive Seite, die sich hier ebenso wie in Plänen, Karten oder Konzepten erkennen lässt, ist auf „eine Realisierung hin ausgerichtet und mit der Macht verbunden“ (ebd.: 233). Der mentale Raum ist also objektiv und somit gesellschaftlich gültig. Es handelt sich um einen abstrakten Raum – demgegenüber stehen die Bewohner*innen, die Nutzer*innen, für die es der „Raum ihrer täglich erbrachten Leistungen, ein konkreter Raum, und damit auch ein subjektiver Raum ist. Er ist ein Raum der ‚Subjekte‘, nicht des Kalküls, er ist ein Raum der Repräsentationen“ (ebd.: 229). Er ist integraler Bestandteil ihrer sozialen Praxis. Es handelt sich allerdings nicht nur um eine individualistische Perspektive – subjektiv meint hier vielmehr immer zugleich individuell und gesellschaftlich: Das Erlebte ist „zwar subjektiv, jedoch gesellschaftlich hergestellt“ (ebd.: 234).⁶⁹ Zwischen den Repräsentationen des Raumes und den Räumen der Repräsentationen kann eine große Differenz bestehen. Konkret kann man diesen Prozess folgendermaßen beschreiben: Ein*e Planer*in oder Architekt*in entwirft einen Bauplan, der sich auf eine räumliche Praxis bezieht, dadurch, dass es eine*n Auftraggeber*in und auch künftige*n Nutzer*in gibt. Bei der Umsetzung des Konzeptes „materialisiert es sich durch und in einer spezifischen räumlichen Praxis“ (ebd.: 230), indem es gebaut wird von Spezialist*innen. Ist es fertiggestellt, wird das Gebäude angeeignet, genutzt und erlebt „mit den Konzepten und Vorstellungen [...], die sich die ‚Benutzer‘ machen und in ihre Alltagswelt einbauen“ (ebd.). Die Repräsentationen des Raumes und die Räume der Repräsentationen bestimmen in einem dialektischen Wechselspiel das soziale Zusammenleben, wobei sich das Konzipierte von der Praxis zu entfernen scheint, während das Erlebte scheinbar konzeptlos „dahin[vegetiert], unfähig, strategisch und effektiv zu handeln“ (Guelf 2010: 162). Die drei konzeptuell verbundenen Räume sind abhängig von der jeweiligen Epoche, Produktionsbedingungen und Gesellschaften unterschiedlich an der Produktion des Raumes beteiligt. Sie bedingen und durchdringen sich gegenseitig, da Raum gleichzeitig konzipiert, wahrgenommen und gelebt wird, was bedeutet, dass ihr Verhältnis untereinander und zueinander weder stabil noch kohärent ist.

⁶⁸ Merleau-Ponty (1945) unterscheidet in einen physischen Raum, der durch Wahrnehmung hergestellt wird, einen geometrischen Raum, der gedanklich erfasst wird, und einen mythischen Raum, der erlebt wird als Raum des Traumas, der Schizophrenie, der Kunst.

⁶⁹ In „Metaphilosophie“ stellt Lefebvre dem Erlebten das Geschichtliche gegenüber, denen er die Begriffe Alltägliche und Staatliche zuordnet, und fordert, „daß das ‚Erlebte‘ seine vom geschichtlichen getrennte Trivialität verliert und das Geschichtliche aufhört, sich in der Praxis, beherrscht von blinden Mächten, von staatlichen und politischen Kräften, vom Erlebten abzusondern“ (Lefebvre 1975a: 81).

3.11. Grundlegende Schwierigkeiten zwischen den beiden Begriffstriaden

Das Wahrgenommene, das Konzipierte und das Gelebte verweisen auf ein Subjekt, das sie in einer räumlichen Praxis zusammenführt: „and this [...] implies (and explains) a *subject* – that subject in whom lived, perceived and conceived (known) come together within a spatial practice.“ (Lefebvre 1991: 230; Herv. i. Orig.). Die räumliche Praxis, Repräsentationen der Räume und die Räume der Repräsentationen verweisen hingegen auf einen gesellschaftlichen Produktionsprozess, der sich durch Arbeitsteilung und Spezialisierung auszeichnet, der letztlich „ein Auseinanderfallen der verschiedenen Momente der Produktion des Raumes impliziert“ (Schmid 2010: 230). LEFEBVRE setzt diese beiden Begriffstriaden allerdings gleich, d. h. für ihn scheint es hier keine Differenzierung zu geben. Er geht von einer „dialektischen und materialistischen Konzeption der Gesellschaft aus“ (ebd.: 234) und nimmt an, dass Akteure und Aktionen immer zugleich individuell als auch gesellschaftlich zu fassen sind. Daher lehnt er auch eine Trennung der Dimensionen schlichtweg ab. Ausgehend von der Sprache und inspiriert von NIETZSCHE fasst er „die Gesellschaft als einen Raum und eine Architektur von Konzepten, Formen und Gesetzen, deren abstrakte Wahrheit der Wirklichkeit der Sinne, des Körpers, der Wünsche und Begehren auferlegt wird“ (Lefebvre 1991: 139). Auch in seiner Theorie der Sprache löst er diese dialektisch in einem dreidimensionalen Schema auf. Den Begriff der Repräsentationen entlehnt er NIETZSCHE; ersetzen wir doch das Chaos von Eindrücken und Empfindungen, wenn wir etwas sehen und wahrnehmen, mit einem Bild, einer stimmhaften Repräsentation, einem Wort, einer Metamorphose – „The words of spoken language are simply metaphors for things.“ (Lefebvre 1991: 138). LEFEBVREs Dreidimensionalität der Sprache besteht aus einer syntagmatischen Dimension – den formalen Verbindungsregeln, der Kombination der Zeichen, dem Satzbau, der Syntax – einer paradigmatischen Dimension – der Selektion und der Substitution bezogen auf einen Code, einem System von Bedeutungen, den Paradigmen – und einer symbolischen Dimension – dem Symbol „in seiner Bedeutung für die Menschen einer bestimmten Gesellschaft“ (Schmid 2010: 236). Bezogen auf den Raum und auf die Stadt lassen sich diese Dimensionen übertragen: Das Paradigmatische mit seinen Gegensätzen – Stadt vs. Land, innen vs. außen, Zentrum vs. Peripherie – steht für Grenzen und Zugänge; das Syntagmatische – Wege, Straßen und Flüsse, Beziehungen und Netzwerke – steht für die Verbindungen und das Symbolische – Monumente, Stile, privilegierte Orte – steht für die Symbole des Staates.

Ein weiterer Bezugspunkt seiner Theorie ist die Phänomenologie, die in den Begriffen das *Wahrgenommene*, das *Konzipierte* und das *Erlebte* deutlich werden. Das Wahrnehmen ist ein zentraler Begriff der Phänomenologie, der mit einem Subjekt verbunden ist; LEFEBVRE verknüpft diesen Begriff mit dem der sozialen Praxis und macht damit deutlich, dass Wahrnehmung nicht nur ein mentaler Vorgang ist, der sich im Kopf abspielt, sondern dass das

Objekt in seiner Gesamtheit erzeugt werden muss (Lefebvre 1991: 113). Beim Begriff des Erlebens verweist LEFEBVRE auf die Phänomenologie und den Existentialismus. Das Erleben ist für ihn auch nicht vom Konzipierten zu trennen, vielmehr sei das Erleben nur mit dem Konzipierten zu verstehen. Die Verknüpfung des Erlebten mit dem Raum entlehnt LEFEBVRE auch von anderen, hier ist vor allem MAURICE MERLEAU-PONTY zu nennen, der den Begriff *erlebter Raum* bereits 1945 als eine Determinante gebrauchte, um den *physischen Raum* zu untergliedern. Stärker war LEFEBVRE allerdings noch von GASTON BACHELARD (1987) beeinflusst, der eine klassische phänomenologische Analyse des *erlebten Raumes* vornahm. Das Konzipierte findet sich auch bei BACHELARD, „und zwar explizit in Abgrenzung zum imaginierten Raum“ (Schmid 2010: 240). Den phänomenologischen Zugang zu den drei Dimensionen der Produktion des Raumes bezeichnet LEFEBVRE mit dem Wahrgenommenen (*percu*), dem Konzipierten (*concu*) und dem Gelebten (*vecu*). Der wahrgenommene Raum (*espace percu*) lässt sich mit den Sinnen erfassen und umfasst alles, was man mit den Sinnen – Augen, Mund, Nase, Ohren – wahrnehmen kann und bezieht sich direkt auf die Materialität des Raumes: “When 'Ego' arrives in an unknown country or city, he first experiences it through every part of his body - through his senses of smell and taste, as (provided he does not limit this by remaining in his car) through his legs and feet. His hearing picks up the noises and the quality of the voices; his eyes are assailed by new impressions. For it is by means of the body that space is perceived, lived- and produced” (Lefebvre 1991: 162). Der konzipierte Raum (*espace concu*) lässt sich nicht wahrnehmen, ohne dass er zuvor konzipiert worden wäre und ist somit mit der Produktion von Wissen verbunden. Der gelebte Raum (*espace vecu*) ist das Leben oder Erleben des Raumes, das, was der Mensch in seiner Alltagspraxis erfährt und erlebt. Dieses „Mehr“, von dem LEFEBVRE spricht, lässt sich m. E. nur mit „künstlerischen Mitteln ausdrücken“ (Schmid 2010: 317). Bezugnehmend auf MARX und die Ware, den damit verbundenen Tauschhandel, zieht LEFEBVRE einen Vergleich, denn nur mit einem einfachen Tausch der Waren erschöpft sich das Geschäft nicht; es braucht vielmehr verbale Kommunikation, Sprache, Zeichen und schließlich auch einen „affektive[n] Aspekt, ein[en] Austausch von Gefühlen und Leidenschaften“ (Schmid 2010: 318).

Die Psychoanalyse schließlich als dritter Bezugspunkt: Das Wahrgenommene entspricht dem Realen oder der Praktik, das Konzipierte dem Symbolischen und das Erlebte dem Imaginären (Schmid 2010: 242). LEFEBVRE weist jedoch explizit daraufhin, dass er nicht auf einer psychologisch-begründbaren Ebene argumentiert, sondern seine Theorie gewisse Verhältnisse als materielle begründe (ebd.). Setzen psychologische Theorien am Individuum an, so behandelt LEFEBVRE die Gesellschaft als Ganzes.

3.12. Die Produktion des Raumes als Prozess

LEFEBVRE geht in seiner materialistisch-dialektischen Denkweise davon aus, dass der soziale Raum ein soziales Produkt sei, das es im Kontext der Geschichte zu analysieren gebe. Der Raum, aber auch die Prozesse, die ihn verändern, verändert sich mit der jeweiligen Gesellschaft: „Eine zweite Annahme ist, dass jede Gesellschaft [...] einen Raum produziert, ihren eigenen Raum. (Lefebvre 1991: 31). Daher behauptet er, dass jede Gesellschaft ihren eigenen, spezifischen Raum produziere und der Raum ein historisches Produkt sei: „Das Geschichtliche und seine Konsequenzen, das ‚Diachronische‘, die Etymologie der Orte, d. h. das was dort passierte und den Ort veränderte, hat sich in den Raum eingeschrieben. Die Vergangenheit hat ihre Spuren – Schriften der Zeit – hinterlassen. Aber dieser Raum mit seinen Verbindungen und Verknüpfungen ist immer auch ein gegenwärtiger Raum, gegeben als ein gegenwärtiges Ganzes, das sich im Prozess der Produktion befindet. So präsentieren „sich Produktionsprozess und Produkt als zwei untrennbare Aspekte, nicht als zwei trennbare Ideen“ (Lefebvre 1991: 37) Dies bedeutet aber auch, dass man viele Aspekte berücksichtigen muss, will man den jeweiligen spezifischen Raum einer Gesellschaft analysieren, d. h. vor allem die Verbindungen zwischen der räumlichen Praxis, der Repräsentation des Raumes und den unterschiedlichen Räumen der Repräsentationen, also auch ihre „Verfelchtungen, Verwerfungen, Verschiebungen und gegenseitigen Interaktionen“ (Lefebvre 1991: 42). Weiterhin ist die Produktionsweise der jeweiligen Gesellschaft zu berücksichtigen, und hier ist interessant, dass LEFEBVRE hierzu neben der Arbeit auch Produktionsweisen einbezieht, die Raum formen und verändern, obwohl oder gerade weil sie nicht produktiv sind: „Durch Gewalt (Kriege und Revolutionen), politische und diplomatische List, und letztlich durch Arbeit.“ (Lefebvre 1991: 412) Bei jedem Übergang von der einen Produktionsweise auf eine andere verändert sich Raum, entsteht ein neuer Raum. Das Ganze geschieht vor dem Hintergrund des „Naturraumes“, sozusagen dem Ausgangspunkt der Produktion des Raumes: „Das ‚Rohmaterial‘ aus dem Räume produziert werden, ist die Natur“ (ebd.: 84), das ganz im Sinne der dialektisch-materialistischen Denkweise, im Produkt aufgeht. So entsteht in einem langsamen und arbeitsreichen Prozess eine zweite Natur (ebd.: 409), die aus der ursprünglichen Natur hervorgeht, transformiert wird und so den sozialen Raum bildet, d. h. „in diesem Prozess löst sich der produzierte Raum vom Naturraum und transformiert sich in eine zweite Natur, die auf den produktiven gesellschaftlichen Fähigkeiten beruht“ (Schmid 2010: 251). Für LEFEBVRE verkörpert dieser neue Raum neue Qualitäten als „die Vereinigung und die Begegnung, die Gleichzeitigkeit alles gesellschaftlich existierenden [...] als urbane Wirklichkeit, die Stadt als Anti-Natur oder Nicht-Natur“ (ebd.) – als städtische Natur. LEFEBVRE stellt somit also auch eine Verbindung zur Dimension der Zeit her: Da jede Gesellschaft ihren individuellen Raum schafft und hervorbringt, entsteht auch eine soziale Zeit. „If space is a product, our knowledge of it must be expected to reproduce an expound the

process of production. The 'object' of interest must be expected to shift from *things in space* to the actual *production of space*" (Lefebvre 1991: 36 f.; Herv. i. Orig.). Produkt und Prozess sind aber keine unterschiedlichen Ideen, sondern zwei untrennbar miteinander verbundene Aspekte (ebd.: 37); der Raum als historisches Produkt steht für die Gesamtheit der Geschichte: „The historical and its consequences, the ‚diachronic‘, the ‚etymology‘ of locations in the sense of what happened at a particular spot or place and thereby changed it – all of it becomes inscribed in space. The past leaves its traces; time has its own script. Yet this place is always, now and formerly, a *present* space, given as an immediate whole, complete with its associations and connections in their actuality. Thus production process and product present themselves as two inseparable aspects, not as two separable ideas" (ebd.: 37). Produkt und Produktion befinden sich in einer ständigen Wechselwirkung, sind miteinander verschränkt und bedingen sich gegenseitig. Das, was war, bildet die Grundlage für das, was kommen mag. Raum und Zeit sind untrennbar miteinander verbunden und gleichzeitig wird die Geschichte des Raumes zur Geschichte der Stadt. LEFEBVRE verweist aber auch darauf, dass Raum nicht im Sinne einer Ware produziert werde: „the active groups did not ‚produce‘ space in the sense in which a vase, a piece of furniture, a house, or a fruit tree is ‚produced‘" (ebd.: 37).

3.13. Raum als historisches Produkt

Um die Entwicklung der Geschichte des Raums, die parallel zur Geschichte der Stadt und der Gesellschaft verläuft, nachzuzeichnen, benutzt LEFEBVRE die bereits erwähnte Raum-Zeit-Achse und ordnet den verschiedenen Stadttypen verschiedene Räume zu: Der absolute Raum der Antike und des Mittelalters, der abstrakte Raum der Industriestadt und der differentielle Raum als Projektion einer verstädterten Gesellschaft. Die Übergänge der Räume sind nach LEFEBVRE fließend.

3.13.1. Vom absoluten zum abstrakten Raum

Am Beispiel der mittelalterlichen Stadt zeichnet LEFEBVRE nach, wie ein solcher Prozess alle drei Dimensionen der Produktion des Raumes einbezieht einschließlich der Verwerfungen, Verschiebungen und Interferenzen. So entstehen urbane Landschaften als Zentren, die sich in die Vertikale erheben, als Gegenentwurf zur „unheilvollen Utopie der unterirdischen

Welt“ (Schmid 2010: 256) und gleichzeitig habe die soziale Praxis „ohne zu wissen, wohin sie führt, den Raum frei für etwas anderes“ (ebd.: 257) gemacht. Die Stadt mit ihren eingeschriebenen Symbolen der Kathedralen und Tempel verlor ihren sakralen Charakter und wurde zum „Ort der Akkumulation von Wissen und danach von Reichtümern“ (ebd.); LEFEBVRE sieht diese Veränderung vor allem in den Märkten und Marktplätzen, die ihren Platz zunehmend innerhalb der Städte fanden, der Marktplatz als Mittelpunkt des Ortes und nicht mehr als der ausgelagerte Platz außerhalb der Stadtmauern. Diese Entwicklung wurde allerdings nicht konzipiert – so LEFEBVRE weiter –, sondern produziert, d. h. nicht die Repräsentation der Räume, sondern die soziale Praxis war für diese Transformation verantwortlich. Schließlich entwickelten sich die Repräsentation des Raumes, indem Künstler und Architekten diese Perspektive aufnahmen und anwendeten, woraus „eine gemeinsame Sprache, ein Konsens, ein Code, bei der das Wahrgenommene, das Konzipierte und das Gelebte eine Kohärenz bildeten“ (ebd.: 258), “Codes will be seen as part of a practical relationship, as part of an interaction between 'subjects' and their space and surroundings. I shall attempt to trace the coming-into-being and disappearance of codings/decodings.” (Lefebvre 1991:18). So konnte der Raum, konnte die Stadt gelesen, aber auch produziert werden. Der absolute Raum wird von LEFEBVRE den archaischen Gesellschaften zugeordnet, den Gesellschaften der Antike, dem symbolischen Raum des Mittelalters bis hin zur Renaissance. Der absolute Raum wird erlebt, ist eher an den Körper als den Intellekt gebunden: „Here and there, in every society, absolute space assumes meanings addressed not to the intellect but to the body, meanings conveyed by threats, by sanctions, by a continual putting-to-the-test of the emotions. This space is 'lived' rather than conceived, and it is a representational space rather than a representation of space; no sooner is it conceptualized than its significance wanes and vanishes” (Lefebvre 1991: 235 f.). LEFEBVRE ordnet den absoluten Raum also eher den Repräsentationen des Raumes zu als den gelebten Raum. Raum erhält in dieser Form bereits Markierungen und Ortsbestimmungen, die sich an Eigenarten der Natur und Umwelt orientieren, wie Flüsse, Berge, Vegetation etc., und die dazu dienen, den Raum zu kennzeichnen. Diese Bilder und Symbole werden von Jägern, Hirten und Nomaden benutzt und gespeichert, bezeichnet und mit Symbolcharakter belegt: „Thus mental and social activity impose their own meshwork upon nature's space, upon the Heraditean flux of spontaneous phenomena, upon that chaos which precedes the advent of the body; they set up an order which, as we shall see, coincides, but only up to a point, with the order of words” (Lefebvre 1991: 117). Der natürliche Raum verändert sich und wird zum repräsentativen Raum mit seinen Möglichkeiten der Darstellungen. Eine weitere Veränderung ist der Versuch der Antike, eine „chaotisch empfundene Welt zu harmonisieren“ (Guelf 2010: 165). Sowohl die griechische als auch die römische Gesellschaft strebten nach der Vorstellung eines größeren Bildes: „[D]ie Einheit von Logos und Kosmos [...] als Nachahmung der Kosmischen Ordnung“

(Guelf 2010: 165) bzw. „die Stadt als Spiegelbild der Welt“ (ebd.). Im Mittelalter ist der absolute Raum noch mehr religiös-politisch geprägt: „Aberglaube und okkulte Riten bestimmen das Alltagsleben. Der religiös geprägte Raum der mittelalterlichen Stadt hat symbolischen Charakter“ (ebd.), der jedoch im 12. Jahrhundert zusammenbricht; LEFEBVRE beschreibt es als ein Aufsteigen aus der Dunkelheit in das Licht: „everything which was formerly hidden, the secrets of the world. Even demonic and evil forces. Even natural beings -plants and animals. Even living bodies. As they burst up into the light, bodies took their revenge; the signs of non-body became subordinate to those of the body - including the resurrected body of the living God, of Christ. This was the new alliance of the 'world', opening up now to the light, with the Logos and the Cosmos” (Lefebvre 1991: 259 f.). Die visuelle Logik führt zu einer Säkularisierung des Raums. Es entsteht ein offener, ein entheiliger Raum: Die Bezeichnungen der Orte werden häufig durch nicht religiöse Bezeichnungen ersetzt und es kommt zu einer Anhäufung von Wissen und Reichtum. Die Stadt baut – nicht zuletzt als Handelszentrum – ihre Machtstellung gegenüber dem Land aus: „In this period the town separated from the countryside that it had long dominated and administered, exploited and protected. No absolute rift between the two occurred, however, and their unity, though riven with conflict, survived. The town, in the shape of its oligarchy, continued to exercise control over its domains. From the height of their towers, 'urbanites' continued to contemplate their fields, forests and villages. As for what peasants 'are', the town-dwellers conceived these recently converted pagans either as fantasy or as objectors, and accordingly treated them with embarrassment or contempt, as something out of a fairytale or out of a tale of terror. The urbanites located themselves by reference to the peasants, but in terms of a distantiation from them: there was therefore duality in unity, a perceived distance and a conceived unity” (ebd.: 268 f.). Die Stadt hat eine eigene Logik, die auf Mehrwert und Akkumulation ausgelegt ist: “The town had its own rationality, the rationality of calculation and exchange - the Logos of the merchant. In taking over the reigns of power from the feudal lords, it seized control of what had been their monopoly: the protection of the peasants and the extraction of their surplus labour” (ebd.: 269). Bereits hier zeigt sich eine weitere Veränderung der bestehenden Gesellschaft und eine Ausweitung der Wirtschaft, die dazu führt, dass die Grenzen der Stadt gesprengt werden. An diesem Punkt verortet LEFEBVRE die Konzeptionierung der Stadt: “This was the point at which the town was conceptualized, when representations of space derived from the experience of river and sea voyages were applied to urban reality. The town was given written form – described graphically. Bird’s-eye views and plans proliferated. And a language arose for speaking at once of the town and of the country (or of the town in its agrarian setting), at once of the house and of the city. This language was a *code of space*” (ebd.; Herv. i. Orig.). Dadurch wird es möglich, nicht nur im Raum zu leben, sondern ihn auch zu verstehen, zu produzieren und zu reproduzieren. Die Stadt der Renaissance ver-

steht sich hier noch als Subjekt, als emanzipierte Einheit, als Vermittler in Konfliktsituationen und als Basis sinnvoller und zielgerichteter Geschichte: „Only in the sixteenth century, after the rise of the medieval town (founded on commerce, and no longer agrarian in character), and after the establishment of ‚urban systems‘ in Italy, Flanders, England, France, Spanish America, and elsewhere, did the town emerge as a unified entity – and as a subject. By the time it this asserted itself, however, its eclipse by the state was already imminent. Still, the town became the basic premise of a discourse which offered a glimpse of a harmonious transcendence of the ancient conflict between nature, the world, and the ‚rural animal‘ (Marx) on the one hand, and the artificial, the acquired, and the ‚urban animal‘ on the other. At this unique moment, the town appeared to found a history having its own inherent meaning and goal – its own ‚finality‘, at once immanent and transcendent, at once earthly (in that the town fed its citizens) and celestial (in that the image of the City of God was supplied by Rome, city of cities). Together with its territory, the Renaissance town perceived itself as a harmonious whole, as an organic mediation between earth and heaven” (Lefebvre 1991: 271).

3.13.2. Der abstrakte Raum

Gab es zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert noch einen einheitlichen Code der Städte, so veränderte sich dieser bzw. verschwand: “When codes worked up from literary texts are applied to spaces - to urban spaces, say - we remain, as may easily be shown, on the purely descriptive level. Any attempt to use such codes as a means of deciphering social space must surely reduce that space itself to the status of a *message*, and the inhabiting of it to the status of a *reading*. This is to evade both history and practice. Yet did there not at one time, between the sixteenth century (the Renaissance – and the Renaissance city) and the nineteenth century, exist a code at once architectural, urbanistic and political, constituting a language common to country people and townspeople, to the authorities and to artists - a code which allowed space not only to be ‚read‘ but also to be constructed? If indeed there was such a code, how did it come into being? And when, how and why did it disappear?” (Lefebvre 1991: 7; Herv. i. Orig.). LEFEBVRE beschreibt hier das Bild der Globalisierung, getrieben durch Wachstum und Reichweite, was letztlich dazu führt, dass Raum zur Ware gemacht wird: “In empirical terms, what this means is that neocapitalism and neo-imperialism share hegemony over a subordinated space split into two kinds of regions: regions exploited for the purpose of and by means of *production* (of consumer goods), and regions exploited for the purpose of and by means of the *consumption of space*” (Lefebvre 1991: 353; Herv. i. Orig.). Der Raum verändert sich zusehends, transformiert immer mehr zu einem „Raum der Akkumulation, der Kalkulation, der Planung, der Programmierung und er ist ein Raum, in

dem – durch die weltweite Reichweite der Produktivkräfte und der wissenschaftlichen Erkenntnis – eine Tendenz zur Homogenisierung wirkt“ (Schmid 2010: 261). LEFEBVRE bezeichnet diesen Raum als homogen-zerbrochen, als widersprüchliche Einheit: Als Widerspruch zwischen der Homogenisierung und der Fragmentierung, einerseits global und homogen, es gibt kein Draußen mehr, andererseits parzelliert und zerbrochen, führt er zur Zerstückelung der Gesellschaft, die sich in „konflikthaften gesellschaftlichen Verhältnissen mit einer scheinbaren Logik“ (ebd.: 262) zeigt: „For space ‚is‘ whole and broken, global and fractured, at one and the same time. Just as it is at once conceived, perceived, and directly lived“ (Lefebvre 1991: 356). Ausgehend von der Repräsentation des Raumes handelt es sich hier um den Raum, der sich anhand von Karten und Plänen darstellen lässt; der Raum wird reduziert, d. h. der abstrakte Raum entsteht. Die Produktion des Raumes wird vom Staat als privilegiertes Mittel benutzt, „um seine Rationalität durchzusetzen“ (Schmid 2010: 264), d. h. Raum wird organisiert, „die Waren- und Personenströme zu regeln und die Netzwerke zu kontrollieren, wozu er einen wichtigen Teil des globalen Mehrwerts verwende. Der abstrakte Raum erscheint somit zuallererst als Raum einer staatlich-bürokratischen Ordnung, die sich ‚auf dem Terrain‘ realisiert“ (ebd.). Die Urbanisierung ist somit als die Logik des Staates, „die Urbanisierung und die städtische Praxis ihrer Ordnung unterwerfen“ (ebd.) zu wollen, zu verstehen. Allerdings geschieht dies vor dem Hintergrund einer bereits bestehenden sozialen Praxis, so dass eine neue Ordnung entsteht, die im Widerspruch zu den Vorstellungen der Individuen und Gruppen steht, was letztlich dazu führe, dass der Staat „dem Benutzer als Zwang gegenüber trete“ (ebd.: 265). Und was passiert, wenn die Benutzer*innen, die Bewohner*innen keine Stimme haben? „The failure of this approach, as documented by Goodman, is rich in meaning. When the interested parties- the ‚users‘- do not speak up, who can speak in their name or in their place? Certainly not some expert, some specialist of space or of spokespersonship; there is no such specialization, because no one has a right to speak for those directly concerned here. The entitlement to do so, the concepts to do so, the language to do so are simply lacking. How would the discourse of such an expert differ from that of the architects, ‚developers‘ or politicians?“ (Lefebvre 1991: 364). Die Räume der Repräsentationen werden von der Repräsentation des Raumes dominiert, d. h. Raum beinhaltet Gewalt und Macht, dargestellt durch Verbote, die meist unsichtbar sind, und durch „abstrakte Zeichen und Signifikanten [...] die Räume der Eliten, die guten Quartiere und ‚auserwählten‘ Orte gegen unerwünschte Eindringlinge“ (Schmid 2010: 270) schützen. LEFEBVRE spricht hier auch von *negativer Aneignung des Raumes* unter der Regentschaft des Privateigentums (Lefebvre 1991: 319). GUELF weist darauf hin, dass die Stadtentwicklung als komplexes Geflecht „im Wesentlichen auf der Unterscheidung zwischen einfacher und erweiterter Reproduktion“ (Guelf 2010: 168) liege. MARX sieht im gesellschaftlichen Produktionsprozess einen Reproduktionsprozess, da der stete Anspruch zu konsumieren einer andauernden

Produktion entspricht. Während es sich bei der einfachen Reproduktion um einen zyklischen Prozess handelt, bei dem die Mitglieder einer Gesellschaft zwar wechseln, die gesellschaftlichen Verhältnisse aber weitestgehend stabil bleiben, führt die erweiterte Produktion dazu, dass der erwirtschaftete Mehrwert zu einem vergrößerten produktiven Kapital und in dessen Folge zu einem vergrößerten Produkt führt. Die einfache Reproduktion entspricht einer in sich geschlossenen Gesellschaft, wie der archaischen Gesellschaft, die – obwohl sie auch komplexe Strukturen aufweisen kann – nicht global vernetzt und urbanisiert ist. Der Mehrwert, „[d]as durch Mehrarbeit entstandene Mehrprodukt, das auch hier anzutreffen ist, wird von den herrschenden Gruppen, ‚die noch keine Klassen im genauen und heutigen Sinne waren‘, zur Kreation von Werken bereitgestellt: ‚Werke im weitesten Sinne: Monumente, Feste, vergängliche oder dauerhafte Kunstwerke‘, Rituale und Feste, die nur symbolischen Charakter haben“ (ebd.: 169). Durch die Veränderung der Gesellschaft und damit auch der Stadt und der vorherrschenden Produktionsweise verändern sich auch die Bedingungen des Alltags, der „von den Gesetzmäßigkeiten des kumulativen Prozesses geprägt ist“ (ebd.: 179). Dies führt in der Folge zu einer Abstraktion des Raumes. Die vorhandenen und allgemeingültigen Zeichen und Codes, die bisher dazu gedient haben, „den Raum den in ihnen lebenden Subjekten zugänglich zu machen, sind in einem unauffälligen Verfallsprozess begriffen“ (Guelf 2010: 173). Es kommt zu einem radikalen Wandel, der vieles in Frage stellt: „All that remains of them are relics: words, images, metaphors. This is the outcome of an epoch-making event so generally ignored that we have to be reminded of it at every moment. The fact is that around 1910 a certain space was shattered. It was the space of common sense, - of knowledge (savoir), of social practice, of political power, a space thitherto enshrined in everyday discourse, just as in abstract thought, as the environment of and channel for communications; the space, too, of classical perspective and geometry, developed from the Renaissance onwards -oil the basis of the Greek tradition (Euclid, logic) and bodied forth in Western art and philosophy, as in the form of the city and town. Such were the shocks and onslaughts suffered by this space that today it retains but a feeble pedagogical reality, and then only with great difficulty, within a conservative educational system. Euclidean and perspectivist space have disappeared as systems of reference, along with other former 'commonplaces' such as the town, history, paternity, the tonal system in music, traditional morality, and so forth. This was truly a crucial moment“ (Lefebvre 1991: 25). Die allgemeingültigen Bezüge verlieren ihre Bedeutung, der abstrakte Raum – ebenso wie die abstrakte Malerei – löst sich vom Subjekt und dem Emotionalen. Der abstrakte Raum enthält bereits Widersprüche: Er ist homogen und fragmentiert zugleich. Er ist Ergebnis „einer Praxis, die sich durch Abstraktionen wie Handelswert, Ware, Geld, Kapital und Eigentum auszeichnet. [...] Sie verweisen auf Fragmentierung und Konflikte“ (Guelf 2010: 174). Die kapitalistische Gesellschaft teilt den Raum ein, verplant ihn, kolonialisiert ihn. „If one were to try and enumerate

the 'properties' of abstract space, one would first have to consider it as a medium of *exchange* (with the necessary implication of interchangeability) tending to absorb use. [...] It is in this space that the world of commodities is deployed, along with all that it entails: accumulation and growth, calculation, planning, programming" (Lefebvre 1991: 307). Akkumulation, Wachstum, Kalkulation, Planung und Programmierung sind die Schlagworte und die Prämissen, an denen sich die Gesellschaft und mit ihr der abstrakte Raum entwickeln und verändern. Die damit einhergehende Homogenisierung versucht Differenzen aufzulösen, was auch den Einsatz von Macht und staatlicher Willkür rechtfertigt: „This in no way excludes its political use, however - rather the opposite; the space of state domination and of (military) violence is also the space where strategies are put into effect“ (ebd.). Der abstrakte Raum, der als institutionalisierter und politisch gelenkter Raum verstanden werden kann, versucht auch die Codes in ein Schema zu pressen, die Komplexität des Handelns zu unterbinden.

Bezogen auf die drei Formanten des Raums (räumliche Praxis, Repräsentation des Raumes und die Räume der Repräsentation) zeigt sich, dass die Repräsentation des abstrakten Raumes durch geometrische Formanten erfolgt: Mathematik und Logik. Der Raum zeichnet sich durch Isotropien und Homogenität aus, was dazu führt, dass der dreigeteilte Raum auf zwei Dimensionen reduziert wird: Raum wird auf die Merkmale der Waren reduziert, die den Gesetzen des Marktes entsprechen – der Raum als Ware: “To present the homogeneous/fractured character of space as a binary relationship (as a simple contrast or confrontation) is to betray its truly dual nature. It is impossible to overemphasize either the mutual inherence or the contradictoriness of these two aspects of space. Under its homogeneous aspect, space abolishes distinctions and differences, among them that between inside and outside, which tends to be reduced to the undifferentiated state of the visible-readable realm. Simultaneously, this same space is fragmented and fractured, in accordance with the demands of the division of labour and of the division of needs and functions, until a threshold of tolerability is reached or even passed (in terms of exiguity of volumes, absence of links, and so on)” (Lefebvre 1991: 355). Während beim absoluten Raum „eine Verschiebung vom erlittenen über den erdachten zum gelebten und codierten Raum zu beobachten ist, zeichnet sich der abstrakte Raum durch die Gleichzeitigkeit all dieser Raum-Ebenen aus“ (Guelf 2010: 176). Der abstrakte Raum scheint alle auftretenden Widersprüche zerstören zu wollen: „Abstract space, which is the tool of domination, asphyxiates whatever is conceived within it and then strives to emerge. Though it is not a defining characteristic of abstract space, there is nevertheless nothing secondary or fortuitous about this proclivity. This space is a lethal one which destroys the historical conditions that gave rise to it, its own (internal) differences, and any such differences that show signs of developing, in order to impose an abstract homogeneity“ (Lefebvre 1991: 370). Der gelebte Raum, der Raum der Repräsentation, verliert

an Bedeutung und Vielfalt; das Individuum wird durch Bilder, Zeichen und Symbole erfasst, bis es „selbst keine Präsenz mehr hat, nur mehr repräsentiert ist“ (Guelf 2010: 178). Es entsteht ein formaler und quantifizierter Raum, der den Gesetzen des Geometrischen gehorcht sowie durch die Politik und die Institutionen gelenkt wird und seinen Ausdruck schließlich in einer abstrakten Symbolik und Architektur findet: Dem *phallischen Formanten*. „A symbolism derived from that mis-taking of sensory, sensual and sexual which is intrinsic to the things/signs of abstract space finds objective expression in derivative ways: monuments have a phallic aspect, towers exude arrogance, and the bureaucratic and political authoritarianism immanent to a repressive space is everywhere“ (Lefebvre 1991: 49). Hierdurch wird der Herrschaftsanspruch unmissverständlich unterstrichen und vermittelt einen Eindruck von Macht und Fülle: „Representations of the relations of reproduction- are sexual symbols, symbols of male and female, sometimes accompanied, some- times nor, by symbols of age - of youth and of old age. This is a symbolism which conceals more than it reveals. the more so since the relations of reproduction are divided into frontal, public, overt – and hence coded - relations on the one hand, and, on the other, covert, clandestine and repressed relations which, precisely because they are repressed, characterize transgressions related not so much to sex *per se* as to sexual pleasure, its preconditions and consequences“ (Lefebvre 1991: 32 f.; Herv. i. Orig.). Durch diese Gleichschaltung wird auch jeglicher innovative Zugang zu neuen Entwicklungsprozessen versperrt, was zu einer „Vorherrschaft der Wiederholung („repetition“)" (Guelf 2010: 179) führt. Während MARX und ENGELS die Reproduktion der gesellschaftlichen Verhältnisse ausschließlich auf die Produktion und Reproduktion von Gegenständen und äußeren Strukturen bezogen, „erweitert Lefebvre um die Reproduktion der gesellschaftlichen Beziehungen innerhalb einer Gesellschaft“ (Guelf 2010: 180 f.). „The advent of capitalism, and more particularly 'modern' neocapitalism, has rendered this state of affairs considerably more complex. Here *three* interrelated levels must be taken into account: (1) *biological reproduction* (the family); (2) the *reproduction of labour power* (the working class *per se*); and (3) the *reproduction of the social relations of production* - that is, of those relations which are constitutive of capitalism and which are increasingly (and increasingly effectively) sought and imposed as such“ (Lefebvre 1991: 32; Herv. i. Orig.). Als Referenzrahmen dient ihm das Alltagsleben: „Nicht Teilprozesse werden beobachtet (biologische Reproduktion, materielle Produktion, Konsum und seine Modalitäten), sondern eine detaillierte Analyse der Produktionsverhältnisse, die die Gesellschaftsverhältnisse spiegeln“ (Guelf 2010: 181). Die Natur bzw. der Naturraum (*espace-nature*) sind der Ausgangspunkt der menschlichen Produktion, dienen als Rohmaterial, aus dem eine zweite, urbane Wirklichkeit geschaffen wird. Die urbane Wirklichkeit, die Stadt als Substitut, ist aber eher als Anti-Natur oder Nichtnatur zu verstehen: Die Natur „wird durch den Prozess der Produktion transformiert, aufgebraucht und zerstört“ (ebd.: 182), „It is becoming impossible to escape the notion

that nature is being murdered by 'anti-nature' - by abstraction, by signs and images, by discourse, as also by labour and its products. Along with God, nature is dying. 'Humanity' is killing both of them - and perhaps committing suicide into the bargain" (Lefebvre 1991: 71). LEFEBVRE führt den Begriff der Mimesis ein, das Prinzip der Nachahmung, das für ihn „über das Psychische hinaus[geht] und [...] zur soziologischen Angelegenheit [wird], was sie als eine Ebene der Praxis („modalité de la praxis“) definiert“ (Guelf 2010: 183 f.). Oder: “Mimesis has its role and function in this domination of space: imitation and its corollaries; analogy, and impressions to a greater or lesser degree informed by analogy; resemblances and dissimilarities; metaphor (substitution of one term for another) and metonymy (use of a part to refer to the whole). This role is a contradictory one, however: by assigning a model, which occupies a space, to an as-yet ill-defined desire, imitation ensures that violence (or rather counter-violence) will be done to that desire in its relationship with that space and its occupant” (Lefebvre 1991: 376). Die Arbeitsteilung und Akkumulation der Gesellschaft im abstrakten Raum hat dazu geführt, dass „die Mimesis nur noch als reine Wiederholung ohne sichtbaren kreativen Part“ (ebd.: 186) fungiert. Endgültig von der Poiesis – einem weiteren Begriff, den LEFEBVRE verwendet – getrennt, verkommt sie zur „Pseudomimesis“ (ebd.: 185). “Nature is imitated, for example, but only seemingly reproduced: what are produced are the signs of nature or of the natural realm - a tree, perhaps, or a shrub, or merely the image of a tree, or a photograph of one. In this way nature is effectively replaced by powerful and destructive abstractions without any production of 'second nature', without any appropriation of nature; nature is left, as it were, in a no-man's-land. An actualized 'second nature', far removed from nature proper yet concrete at its own level, would be emancipated from artifice while at the same time retaining no suggestion of the 'natural'. Mimesis, on the other hand, pitches its tent in an artificial world, the world of the visual where what can be seen has absolute priority, and there simulates primary nature, immediacy, and the reality of the body” (Lefebvre 1991: 376). Die Natur verkommt bereits selbst zur zweiten Natur, sie dient lediglich noch als Kopie eines Modells; somit findet keine Reproduktion des Raumes statt, sondern „nur noch die Reproduktion der bereits vorhandenen Objekte und Verhältnisse im Raum“ (Guelf 2010: 186). LEFEBVRE sieht hier eine „Entfremdung der *Form* [...] *durch die Form*“ (ebd.: 187; Herv. i. Orig.), was als strategische Waffe der Herrschenden zu verstehen ist. In „Das Alltagsleben in der modernen Welt“ (1972) versucht LEFEBVRE das Rätsel der Wiederholung zu erforschen. Die Imitation als psychologischer Begriff geht von einer Passivität des Subjekts gegenüber dem Objekt aus; die Imitation geschieht über die Sinne und die Wahrnehmung und führt zu einer „mehr oder weniger vollständige[n] Rekonstruktion eines anderen Objektes“ (Guelf 2010: 188). Allerdings bleibt die Reproduktion „immer unvollständig“ (ebd.: 189), da es zu einer willkürlichen Variation, Modifizierung und Deformation kommt.

3.13.3. Der differentielle Raum

Für LEFEBVRE führt diese Entwicklung zu einem neuen Raum, zu einem utopischen Raum, einem differentiellen Raum, der dann entstehen kann, wenn die „Funktionen, Elemente und Momente der sozialen Praxis“ (Lefebvre 1991: 52) wieder zusammengeführt werden. Dieser findet sich im urbanen Raum. Gesellschaft ist als „Gesamtheit von Handlungen [zu] fassen, die sich in der Zeit abspielen, aber zugleich einen Raum hervorheben und von ihm hervorgehoben werden. Raum und Zeit werden so abwechselnd zu *signifiants* und *signifiés*, zum Bezeichnenden und zum Bezeichneten“ (Schmid 2010: 272; Herv. i. Orig.). Der differentielle Raum ist für LEFEBVRE mit der sozialen Praxis verbunden und somit erlebt. Mit den Begriffen Isotopie und Heterotopie beschreibt LEFEBVRE den differentiellen Raum; während die Isotopie „analoge, miteinander vergleichbare Räume, Orte des Gleichen oder gleiche Orte“ (Schmid 2010: 277) bezeichnet, stehen Heterotopien für „kontrastierende, differentielle Orte oder Räume. Die Heterotopie ist durch den Unterschied zum ursprünglich untersuchten Ort gekennzeichnet und bezeichnet den anderen Ort und den Ort des Anderen, desjenigen, das ausgeschlossen und – dialektisch gesehen – durch diesen Ausschluss gleichzeitig einbezogen wird“ (ebd.). Bei den beiden Begriffen handelt es sich um dynamische Begriffe, da im urbanen Raum immer etwas geschieht, „die sozialen Verhältnisse ändern sich, die Unterschiede und Gegensätze steigern sich zum Konflikt, oder aber sie schwächen sich ab und zerstören sich gegenseitig“ (ebd.). Hier spielen denn auch natürliche Gegebenheiten eine Rolle, wie etwa Straßen, Gassen oder Autobahnen – während die einen gegensätzliche Heterotopien verbinden, trennen die anderen diese als natürliche Grenze. Ein weiterer Begriff, den LEFEBVRE einführt und verwendet, ist der der Utopien – Räume, „die vom Symbolischen und vom Imaginären besetzt sind“ (ebd.: 278). Parks sind solche Utopien, zeigen sie doch eine reine Natur und gleichzeitig eine reine Künstlichkeit (rs: 141 f.), es sind die Nicht-Orte und die Orte, die keinen Ort haben und doch einen Ort suchen, die Orte des Anderswo, die Utopien sind überall und nirgends als „kaum bestimmter, aber gut konzipierter und (bildlich) vorgestellter Ort“ (ebd.) und damit ein Ort der Repräsentation des Raumes: „Meistens befindet sich dieser vorgestellte und wirkliche Ort an der Grenze zur Vertikalität, der Dimension des Begehrens, der Macht, des Gedankens. Zuweilen befindet er sich in der Tiefe, wenn der Romanschriftsteller oder der Dichter sich die unterirdische Stadt, wenn sie sich die der Verschwörung, die dem Verbrechen zugängliche Kehrseite der Stadt vorstellen“ (Lefebvre 1972b: 140). Die erneuerte Stadt als Ort der Heterotopie ist ein differentielles Raum, der die Unterschiede aufzeigt, die in der Gesellschaft auftreten und sich im Raum manifestieren. Diese Unterschiede entstehen nicht aus dem Raum heraus, sondern „aus dem, was sich im dort [im Raum; Anm. d. Verf.] versammelt und mit/in der urbanen Wirklichkeit konfrontiert wird [...] Gegensätze, Kontraste, Überlagerungen und Nebeneinander treten an die Stelle der Entfernungen, der Raum-Zeit-Distanzen.“ (Lefebvre 1972b: 135) Das Urbane schafft die

Voraussetzungen für die „Freiheit, Unterschiede hervorzubringen (zu unterscheiden und zu erfinden, was sich unterscheidet). Das Urbane führt zusammen. Das Urbane formt um, was es zusammenbringt (konzentriert). Es schafft bewußte Unterschiede da, wo unbewußte bestanden: zwischen den Dingen, die ich nur voneinander abhoben [...] vorher dagewesene Ordnungen und Unordnungen. Auch Konflikte.“ (ebd.: 184) Für mich liest sich dieser Anspruch LEFEBVREs als der Wunsch nach Heterogenität, dem Anerkennen des Andersseins in der Gesellschaft, und ich würde Bezüge herstellen zu dem, was er Räume der Repräsentationen nennt: Die Nutzung der Stadt auf ganz unterschiedliche Art und Weise, die dazu führt, dass der gelebte Raum wieder zu einem Ort der Subjekte wird – „offen für die verschiedensten Möglichkeiten“ (Schmid 2010: 279). Für LEFEBVRE liegt der Weg hierzu in einem „Gegenraum“, der in einer Praxis entsteht: In Gegenprojekten oder Gegenplänen gegen die Mächtigen, gegen die Autoritäten – für LEFEBVRE eine utopische Alternative. Die Akkumulation führt auch dazu, dass Differenzen entstehen und angehäuft werden und so zu einem Auseinanderbrechen der Gesellschaft und der ihr zur Verfügung stehenden Produktionsweisen führen. Die Differenzen im urbanen Raum, namentlich die zwischen Zentrum und Peripherie, führen zu Konflikten, die sich in das Zentrum des Urbanen verlagern. Es kommt zu einem scheinbar paradoxen Phänomen: Dem Zentrum steht die Peripherie zwischen Integration und Segregation gegenüber; die Stadt produziert diese Peripherien als Ausdruck von Fragmentierung und Ausgrenzung. „Die ‚Stadt‘ als Zentrum ermöglicht durch die Reproduktion der bestehenden Produktionsverhältnisse eine gesteuerte Organisation des Raumes, bedingt jedoch zugleich seine Zersprengung“ (Guelf 2010: 190). Der abstrakte Raum ist durch seine Fragmentierung nicht an die zeitliche Dynamik archaischer Gesellschaften gebunden: „Eine solche Beziehung wie die zwischen *Zentrum* und *Peripherie* entsteht nicht ‚dialektisch‘ im Verlauf einer historischen Zeitspanne, sondern logisch und strategisch. Das Zentrum organisiert um sich die Peripherie und ordnet sie hierarchisch. [...] Das heißt, dass die Beziehung zwischen Zentrum und Peripherie nur sehr indirekt das Ergebnis vorangegangener Kämpfe zwischen Klassen und Völkern ist. Sie entsteht aus Dispositionen, die vernünftig und in sich kohärent erscheinen und es ursprünglich auch sind. Eine solche räumliche Beziehung wird dialektisch (konfliktbeladen)“ (Lefebvre 1974: 20; Herv. i. Orig.) und führt dazu, dass Differenzen möglichst aufgelöst werden. Diese Konflikte zielen auf die Zerstörung des bestehenden Raums und „künden von der Perspektive der Produktion eines neuen Raumes, der weder den tradierten ökonomischen noch sozialen Gesetzen gehorcht.“ (Guelf 2010: 192) Die Konfliktlinie besteht zwischen den homogenisierenden Kräften der Herrschenden und Machthabenden und ihrem Anliegen, die vorherrschenden Machtverhältnisse zu verfestigen, und dem revolutionären Potential, welches der Differenz innewohnt. LEFEBVRE verwendet hier die beiden Begriffe Logos und Eros (Anti-Logos): „On the contrary, thanks to the potential energies of a variety of groups capable of diverting homogenized

space to their own purposes, a theatricalized or dramatized space is liable to arise. Space is liable to be eroticized and restored to ambiguity, to the common birthplace of needs and desires, by means of music, by means of differential systems and valorizations which overwhelm the strict localization of needs and desires in spaces specialized either physiologically (sexuality) or socially (places set aside, supposedly, for pleasure)" (Lefebvre 1991: 194). Es handelt sich um einen dialektischen Prozess zwischen Technik und technischer Beschaffenheit auf der einen und Poesie und Musik auf der anderen Seite: „Implicit in the great Logos-Eros dialectic, as well as in the conflict between 'domination' and 'appropriation', is a contradiction between technology and technicity on the one hand, and poetry and music on the other. A dialectical contradiction" (ebd.: 392). Die Folge: "The effect in space is the development of multifarious distortions and discrepancies - which should not, however, be mistaken for differences. Possibilities are blocked" (ebd.). Dem Ganzen stellt LEFEBVRE – ganz im Sinne seiner triadischen Dialektik – jedoch auch etwas gegenüber, was nicht reduzierbar ist: Das *Residuale*. Die „nichtreduzierbaren Elemente“ (Guelf 2010: 195), die „in ihrer Verschiedenheit nebeneinander existieren“ (ebd.), führen zu einem „Konzept der Differenz, hier als Resultat des Versuchs, die jeweiligen Eigenheiten ökonomisch, politisch und kulturell zu zerstören“ (ebd.). Sie sind Restbestand einer „ursprünglich, besseren Welt“ (ebd.), Spuren der Hoffnung des Imaginären und des Utopischen. Sie avancieren zu bestimmten Charakteristika, „die über die simple Verschiedenheit hinaus, das Recht auf und die Wichtigkeit der Differenz plastisch machen“ (ebd.: 196). Die Poiesis versammelt „strategisch alle Nichtreduzierbarkeiten, um im Gegenzug der herrschenden Macht und deren Versuch zu homogenisieren, Vielfalt und Heterogenität, ‚Nicht-Konvergenz‘, Diskrepanzen, Disharmonien und Dysfunktionen der Welt entgegenzusetzen“ (ebd.: 197). Es ist ein überaus revolutionärer Gedanke, den LEFEBVRE hier fasst: Schöpferisches Vermögen wird dem System entgegengesetzt, so dass neue Formen des Handelns und Zusammenlebens entstehen mögen. So wohne auch der Mimesis ein Residuum inne, das kreativ wirken könne; trotzdem verlangt LEFEBVRE nach einer Ablösung der Mimesis – der bloßen Imitation – durch die Poiesis – als Schöpferin von Werken. Die Poiesis soll es dem Menschen erlauben, aus der Entfremdung zurückzufinden (vgl. Guelf 2010: 199).

Mehrfach benutzte ich den Begriff des Residualen, der Residuen oder Residuum; LEFEBVRE bezeichnet es „[g]ewissermaßen als Rest, umschrieben durch ‚das, was bleibt‘“ (Lefebvre 1975, Bd.I: 104). Beinhaltet der Begriff der Poiesis eine emanzipatorische Utopie und bildet sozusagen einen kreativen Gegenpol zur repetitiven mimetischen Praxis, bekommt das Residuale eine gewisse Potentialität, Strukturen zu verändern. „Das Residuum ist das nichtreduzierbare Element, das jede systematische Operation unweigerlich hervorbringt. Wenn es unmöglich ist, das ganze Leben theoretisch zu erfassen, bleibt immer ein lebendiger Rest,

der sich der Abstraktion und damit auch der Kontrolle entzieht [...] Diese Residuen enthalten Wertvolles und Essentielles. [...] Die Bürokratie malträtiert vergebens das Individuelle, das Einzigartige, das Deviante. Die Organisation ist ausserstande, das spontane Leben und den Wunsch auszulöschen" (Lefebvre 1975a: 335). LEFEBVRE verweist darauf, dass die Bürokratie das „Staatliche, dessen Struktur und Tätigkeit sie imitiert und zugleich nährt, in den Alltag ein[zieht]“ (ebd.: 121). So dringen Funktionales und Institutionelles in den Alltag ein – ähnlich wie es HABERMAS mit der Kolonialisierung der Lebenswelt beschreibt⁷⁰ – und LEFEBVRE stellt die rhetorische Frage: „Ist das Residuum“ (ebd.), also das Alltägliche, „nicht überhaupt das Kostbarste, was es gibt?“ (ebd.) Wenn Menschen in ihrem Alltag nicht in der Lage sind, den Raum, in dem sie leben, so zu gestalten, wie sie es sich wünschen würden, wenn sie gelebten Raum erleiden müssen, bleibt doch „immer ein Mehr, ein Rest, ein Residuum, in seinen Augen das Wertvollste, ein Unaussprechliches und Unanalysierbares, das sich nur mit künstlerischen Mitteln ausdrücken lässt“ (Schmid 2010: 317). LEFEBVRE behauptet, „[j]edes System hinterläßt ein *Residuum*, das ihm widersteht und an dem ein effektiver (praktischer) Widerstand ansetzen kann“ (Lefebvre 1975a: 332; Herv. i. Orig.). Hier weist er der Zeit eine besondere Bedeutung zu als „der allgemeine und allen gemeinsame Hintergrund, auf dem sich die Formen abzeichnen“ (ebd.). LEFEBVREs Utopie besteht darin, „all diese Nichtreduzierbarkeiten zu versammeln und in der Praxis ein realeres und wahreres (universaleres) Universum zu schaffen“ (Schmid 2010: 109), „[m]an spürt die Residuen auf, man setzt auf sie, man enthüllt ihre kostbare Essenz, man fasst sie zusammen, man organisiert ihre Revolte und totalisiert sie. Jedes Residuum ist ein Nichtreduzierbares, das man sich anzueignen hat“ (Lefebvre 1975a: 334). „War für Marx nicht das *Proletariat* gleichsam ein residuales Element der kapitalistischen Gesellschaft, das, was ihr inhärent ist und zugleich über sie hinausweist? Diese Gesellschaft ist außerstande, sich das Proletariat vom Halse zu schaffen, wie sehr sie sich auch bemüht“ (ebd.: 333; Herv. i. Orig.). Es sei die Aufgabe der Poiesis, die Residuen zu versammeln, die „als Ablagerungen jener Systeme“ (ebd.: 334) anzusehen sind, „die verbissen, aber erfolglos bemüht sind, sich zu Totalitäten zu erheben, sich zu ‚mondialisieren‘. [...] Der *Staat* kämpft verbissen gegen die Freiheit und bezeichnet sie“ (ebd.; Herv. i. Orig.). Hier kommt der Alltäglichkeit in LEFEBVREs Denken ein wichtiger Aspekt zu, denn „so öffnet sie sich, ihr selbst zum Trotz, der von der Poiesis wiederaufgenommenen und erneuerten Totalität. Diese aber, die Poiesis, beginnt damit, daß sie all diese Nichtreduzierbarkeiten versammelt. Ihre Strategie beruht auf der Vielfalt und Heterogenität, auf der ‚Nicht-Konvergenz‘ der diversen ‚Welten‘, auf ihren Diskrepanzen, Disharmonien und Dysfunktionen, in einem Wort: auf ihren *Konflikten*. Ein Residuum hervortreiben, seine Essenz (und seinen essentiellen Charakter) aufzuzeigen, im Gegenzug zu der Macht

⁷⁰ Eine Kolonialisierung, wie von Habermas skizziert, ist aus Lefebvres Sicht nicht möglich, da auch ein Zusammenschluss, eine Versammlung oder Bündelung der Residuen wieder neue Residuen produzieren wird.

oder Kraft, die es niederdrückt und dabei ungewollt herausstellt – das ist eine Revolte. Die Residuen versammeln und zusammenbündeln – das ist ein revolutionärer Gedanke, ein handelndes Denken. [...] [D]as ‚Setzen‘ auf die Residuen [...] fügt [...] ihnen nichts hinzu. [...] Die Residuen sind nicht nur das Kostbarste, sondern auch das, was die Systeme, die es aufsaugen wollen, von innen zerstört. In diesem Sinne muß sich die Poiesis, die sich dieser Residuen bemächtigt, als schöpferisches erweisen als Kreation von Objekten, Akten und, allgemeiner, von Situationen“ (ebd.: 335; Herv. i. Orig.). LEFEBVREs Utopie einer Revolution der Residuen geht aber über einen möglichen Zusammenschluss hinaus: „Im Laufe dieser theoretischen und praktischen Versammlung müssen die residualen Elemente einander begegnen und anerkennen. Sie müssen sich auch verändern: durch Konvergenz und Kampf gegen die Systeme, von denen sie ausgestoßen und durch den Ausstoß bestimmt werden. Das kann nicht durch bloße Koalition oder Addition möglichst vieler Residuen geschehen. Die Welt verändern – das heißt auch die Residuen umwandeln: auf daß jedes einzelne wieder die Würde und Kraft einer *Essenz* erlange, jener *Essenz*, die von derselben Macht, die sie zerstören wollte, überhaupt erst hervorgetrieben wird, die sich erobern läßt und großzügig darbietet“ (ebd. 336; Herv. i. Orig.). Für LEFEBVRE ist es die „große Herausforderung“ (ebd.), der „Handschuh, den wir den Mächten der Etablierten (des Bestehenden) entgegenschleudern“ (ebd.: 337).

3.14. Die Geschichte des Raums als Übergang

Die Einteilung seiner Stadien des Raumes, die LEFEBVRE anhand der Entwicklung der Städte aufzeigt, also vom analogen Raum, dem kosmologischen Raum, dem symbolischen Raum, dem perspektivischen Raum hin zum homogen-zerbrochenen Raum, ordnet er auch verschiedenen Produktionsweisen zu, wobei diese Zuordnung nicht immer kongruent ist; so entstehen auch Lücken in der Zuordnung, da z. B. der perspektivische Raum nicht der Klassifikation der Produktionsweisen entspreche (Habermas 1976: 285). Vielleicht ist dies auch gar nicht weiter wichtig, da sich die Frage stellt, ob LEFEBVRE tatsächlich an einer Klassifizierung bzw. Periodisierung dieser Thematik gelegen war. Es scheint aber so zu sein, dass LEFEBVRE der Gesellschaft konstatiert, an einem Übergang zu stehen, „dem Übergang von einem technizistisch-autoritativen industriellen Entwicklungsmodell hin zu einem differenziellen urbanen“ (Schmid 2010: 286). LEFEBVRE verknüpft die Geschichte des Raumes mit einer klaren Fragestellung und richtet sie auf ein eindeutiges Ziel aus: „Die Frage der Stadt und die Hoffnung auf eine urbane Gesellschaft“ (ebd.: 288). „Le droit à l’espace“, (Lefebvre 1976: 317), das *Das Recht auf Raum*, das die Stadt als Produkt, das im „komplexen Zusammenspiel von räumlicher Praxis, Repräsentation des Raumes und Räumen der Reprä-

sensation bzw. von Wahrgenommenem, Konzipiertem und Erlebtem entsteht“ (Schmid 2010: 288), definiert, soll eine urbane Wirklichkeit der Gesellschaft konstituieren, die allen Teilen der Bevölkerung offensteht, und so eine Situation herstellen, „in der das Wahrgenommene, das Konzipierte und das Gelebte wieder zusammenkommen und eine Einheit bilden, in dem sich die Differenzen erkennen und anerkennen“ (ebd.). Für LEFEBVRE stellen das Fest und die Revolte genau diese Momente dar.

3.15. Die Urbanisierung und das Ende der Geschichte

Die menschliche Entwicklung ist für LEFEBVRE „ein breites konfliktgeladenes (dialektisches) Werden“ (Guelf 2010: 217), bei dem neue Widersprüche auftreten, wenn es abgeschlossen scheint, welche die „vermeintlich erreichte Stabilität“ (ebd.) zu zerstören scheinen. Dieses Werden bezeichnet LEFEBVRE mit den bereits genannten Begriffen Poiesis und Praxis: „Die Poiesis als menschliche Aktivität, die sich die Natur (Physis) anzueignen gewillt ist“ (ebd.), ist als kreativer Teil anzusehen, als Residuum der Mimesis, und „verkörpert den Impetus, den Willen zur ‚action‘, der es erlauben soll, die verlorengegangene Heimat wiederzufinden“ (ebd.). Die Praxis dagegen steht für die menschlichen Beziehungen und die sozialen Interaktionen. Nach LEFEBVRE sei das menschliche Leben im abstrakten Raum eingeteilt in „getrennte, funktionale, organisierte (und als solche strukturierte) Sektoren: Arbeit (Fabrik oder Büro), Privatleben (Familie und Wohnort) und Freizeit“ (Lefebvre 1975a: 120) – eine Aufteilung, die sich in den modernen Gesellschaften widerspiegelt; LEFEBVRE fordert – um das Alltägliche wiedererkennen zu können – diese Fragmente, diese getrennten Bereiche wieder zusammenzufügen. Die *Totalität* als Wunsch, als Prinzip, als Gegenentwurf zur Entfremdung, damit sich das Individuum mit all seinen Fähigkeiten frei entfalten kann. Dies kann aber nur geschehen, wenn der Mensch als Totalität begriffen wird, wenn es keine Trennung zwischen Geist und Körper, zwischen *res cogitans* und *res extensa* gibt, keine Trennung zwischen Arbeit, Freizeit und Privatleben: „Der totale Mensch ist das zunächst zerrissene, aufgespaltene und an Notwendigkeit und Abstraktion gekettete lebendige Subjekt – Objekt. Durch diese Zerrissenheit hindurch bewegt er sich auf die Freiheit zu; er wird Natur, aber frei. Er wird Totalität wie die Natur, aber indem er sie beherrscht“ (Lefebvre 1966: 132f.). Diese Vereinigung ist eine Utopie, da der totale Mensch fragmentarisch bleibt, „stets widersprüchlich in seiner immer wieder zerbrochenen und erneut in Angriff genommenen Totalität“ (ebd.: 157). Die Kraft, dies zu überwinden, liegt demnach in einer „die Grenzen überschreitende Diversität [...] die unbeirrt ihre Ziele verfolgt: [...] Dem Totalitätsgedanken und dem Versuch, Bestehendes zu bewahren, steht eine Welt der permanenten Bewegung, eine ‚Welt

der Differenzen“ (Guelf 2010: 223) entgegen. Die Gestaltungsmöglichkeiten der Welt und der Gesellschaft(en) orientieren sich an den Differenzen – nicht an den vorgegebenen Mustern (patterns): „Wir dürfen die Utopie nicht vergessen: den Nicht-Ort, den Ort dessen, was nicht statt-findet und keine Statt hat, den Ort des Anderswo“ (Lefebvre 1972b: 139).

3.16. Zeit und Gesellschaft

LEFEBVRE geht bei seiner Theorie also von drei dialektisch miteinander verschränkten Dimensionen der Produktion des Raumes aus. Basierend auf seiner Theorie der Sprache geht die Theorie der Produktion des Raumes allerdings noch darüber hinaus, indem sie versucht, die gesamte soziale Praxis und nicht nur einen Teilaspekt daraus zu umfassen. Durch die Verknüpfung der Phänomenologie mit einem dialektisch-materialistischen Standpunkt verschiebt LEFEBVRE „die erkenntnistheoretische Perspektive vom erkennenden, handelnden und erlebenden Subjekt auf den gesellschaftlichen Produktionsprozess des Erkennens, des Handelns und des Erlebens“ (Schmid 2010: 243 f.). SCHMID weist darauf hin, dass LEFEBVREs Ansatz – trotz aller Ähnlichkeiten zu psychoanalytischen Konzepten – sich von diesen grundlegend unterscheidet: „Setzen diese [die psychoanalytischen Ansätze; Anm. d. Verf.] bei psychologischen Prozessen an, die sich innerhalb des Individuums abspielen, nimmt Lefebvre gewissermaßen eine Außenperspektive ein und behandelt die Gesellschaft als Ganzes. [...] d. h. er versucht, ihre Inkorporierung in gesellschaftliche Produkte (die Sprache, den Raum) zu analysieren“ (Schmid 2010: 244). Somit bezieht sich die Theorie der Produktion des Raumes sowohl auf die Situation des individuell handelnden Subjektes als auch auf die Situation von kollektiven Akteuren (vgl. ebd.). Es besteht ein konfliktgeladenes Spannungsfeld zwischen den einzelnen Dimensionen; sowohl das Wahrgenommene, das Konzipierte und das Erlebte als auch die räumliche Praxis, die Repräsentationen des Raumes sowie die Räume der Repräsentation bezeichnen „den Widerspruch zwischen dem Individuum und der Gesellschaft“ (ebd.: 245). In der Darstellung des dialektischen Dreiecks sei – so SCHMID – eine Verbindung der „Dezentrierung und Rezentrierung des Wissens im Verhältnis zum ‚Wirklichen‘“ (ebd.) zu erkennen, was letztlich dazu führe, dass das Wirkliche im Zentrum des dialektischen Dreiecks zu verorten sei, als „das undurchdringliche und unerfassbare Zentrum des Dreiecks“ (ebd.). Das Wirkliche aber kann niemals grundsätzlich erfasst werden, ist das Wahrnehmen, das Konzipieren und das Erleben niemals nur individuell, sondern immer auch gesellschaftlich vorgegeben und beeinflusst. Man kann LEFEBVREs Konzept auch als ein relationales Konzept von Raum und Zeit fassen: ‚Raum‘ steht für die Gleichzeitigkeit, die synchrone Ordnung der gesellschaftlichen Wirklichkeit, ‚Zeit‘ demgegen-

über für die diachrone Ordnung und damit den historischen Prozess der Produktion von Gesellschaft“ (Schmid 2010: 315). Gesellschaft steht hierbei aber auch nicht – wie etwa bei LÖW – für eine Summe von Handlungen oder eine Ansammlung von Körpern, Dingen und Sachen, sondern für die Menschen mit ihren Sinnen, mit denen sie wahrnehmen, konzipieren, erleben und so miteinander in Beziehung treten (ebd.) – nicht die Anordnung oder Ordnung von materiellen Objekten und Artefakten, „sondern das – praktische, mentale und symbolische – in Beziehung setzen dieser ‚Objekte‘“ (ebd.: 321). Der Mensch ist sowohl Individuum als auch gesellschaftliches Wesen, „das sich nur aus seiner Gesellschaftlichkeit heraus begreifen lässt [...] Seine Praxis ist eine gesellschaftliche, seine Sinne und seine Wahrnehmung haben sich historisch und damit gesellschaftlich entwickelt, das Denken und die Sprache sind gesellschaftliche Produkte, und auch die Empfindungen sind gesellschaftlich geformt“ (ebd.: 315 f.). Man könnte hier von einer dialektischen Beziehung sprechen. D. h. aber auch, dass der Raum nicht an sich existieren kann, da er produziert wird vor dem Hintergrund eines Naturraumes. Und der so produzierte Raum lässt sich auch nur aus der jeweiligen Gesellschaft heraus, die ihn erschafft und produziert, auch wirklich begreifen. Räume sind demnach einer ständigen Wandlung und Veränderung unterworfen, sobald sich eine der drei Dimensionen verändert, das können materielle Veränderungen sein, gesellschaftliche Um- und Neudefinitionen oder neue Bedeutungszuschreibungen.

3.17. Die Widersprüche der Produktion des Raumes und die damit einhergehenden Beeinflussungen der drei Dimensionen

Man kann LEFEBVREs Theorie der Produktion des Raumes auch als eine Theorie der Widersprüche, die zwischen den einzelnen Punkten bestehen, sehen und interpretieren.

1. Zwischen der räumlichen Praxis und den Repräsentationen des Raumes, also zwischen sinnlicher Wahrnehmung und gedanklicher Konzeption, zwischen materieller Ordnung und der Vorstellung, der Imagination, besteht eine Wechselwirkung: So bildet die räumliche Praxis zwar die Grundlage der Repräsentationen des Raumes, gleichzeitig beeinflussen die Repräsentationen des Raumes aber die materielle Wirklichkeit und verändern diese sogar durch Planungsprozesse.
2. Zwischen den Repräsentationen des Raumes und den Räumen der Repräsentation, also zwischen konzipiertem und gelebtem Raum, besteht ein weiterer Widerspruch, der durch die Dialektik der Sprache und deren Bedeutung gekennzeichnet ist: „Die Sprache versucht Bedeutungen und Empfindungen auszudrücken, strukturiert sie

aber gleichzeitig auch mit“ (Schmid 2010: 322). Dadurch wird die Unterscheidung zwischen konzipiertem und gelebtem Raum schwierig, enthält der konzipierte Raum – die Repräsentation des Raums – Konnotationen, „die über den engen Bedeutungshorizont des direkt Bezeichneten hinausführen und auf etwas ‚Erlebtes‘ verweisen, wobei sie dieses Erlebte damit auch evozieren“ (ebd.). Dabei ist der Raum der Repräsentation auch von den Repräsentationen durchdrungen, von Zuschreibungen und Interpretationen, von einem Code, der den Kontext und die darin herrschenden Werte vorgibt.

3. Zwischen den Räumen der Repräsentation und der räumlichen Praxis schließlich besteht ein dritter Widerspruch, der sich zwischen der sinnlichen Wahrnehmung und gelebter Erfahrung festmachen lässt. Denn auch wenn das Erleben losgelöst von der Materialität erscheinen mag, als innerpsychischer Wahrnehmungsprozess sozusagen, so ist dieser Vorgang doch auch „immer an eine Körperlichkeit und damit auch an die materielle Welt gebunden“ (ebd.: 323). Die Symbolik und Bedeutung von Räumen der Repräsentation ist immer mit dem Erleben der Materialität verknüpft, d. h. „die soziale Praxis umfasst deshalb immer einen materiellen Aspekt und auch die in dieser Praxis enthaltene (erlebte und hervorgebrachte) soziale Bedeutung“ (ebd.).

Im Hinblick auf die Räume der Repräsentation stellt sich daher die Frage, inwiefern die räumliche Praxis und die Repräsentation des Raumes Auswirkungen haben bzw. Einfluss auf diese Räume nehmen. Mit Blick auf die jungen erwachsenen Wohnungslosen und ihre Darstellung kann man diese Aspekte nicht wegdenken, da sie einen entscheidenden Einfluss auf ihr Erleben und ihre Aneignung haben. Man muss also fragen, „welcher Art diese produzierten Räume sind und welche ‚Ausdehnung‘ sie aufweisen“ (ebd.). LEFEBVRE geht in seiner Theorie der Produktion des Raumes davon aus, dass „jede gesellschaftlich relevante Konstellation von Akteuren, jede Institution oder Gruppe (von der Familie bis zum Nationalstaat) [...] ihre[n] jeweils spezifischen ‚eigenen‘ Raum“ (ebd.) produziert. Diese so produzierten Räume grenzen sich nicht etwa gegeneinander ab, sondern überlagern sich, durchdringen sich und scheinen miteinander verwoben. Durch die Einführung der Ebenen der gesellschaftlichen Wirklichkeit versucht LEFEBVRE ein analytisches Orientierungsraster einzuführen, die Ebenen der nahen und fernen Ordnung sowie die mittlere Ebene. Hierdurch scheint es möglich zu sein, eine „Ordnung der gesellschaftlichen Wirklichkeit im Gleichzeitigen“ (ebd.) abzubilden, der als relationaler Raum zu verstehen ist. Aber genau hier, an der Linie der spezifischen eigenen Räume, entstehen m. E. die Konflikte und Problematiken, im Alltag – auf der Ebene *P* –, wenn unterschiedliche Rauminteressen sich entgegenstehen. Die Überlappung der verschiedenen Räume geschieht m. E. nicht immer konfliktfrei, nämlich

dort, wo sich Interessen entgegenstehen. Wo Räume unterschiedlich angeeignet werden, wo die Konzeption dem Gelebten und das Gelebte der Konzeption entgegensteht, entstehen zwangsläufig Konflikte, die dann auch wieder mit Macht ausgetragen werden. „[I]nnerhalb von Sozialraumanalysen eine Gruppe zum empirischen Bezugspunkt von Alltagskritik [zu] machen, erfordert Lefebvre zufolge, die Problematik dieser Gruppe in einer raum-zeitlich eingegrenzten Situation zu bestimmen“ (May 2008a: 36), denn über die problematische Seite sei „die Realität einer menschlichen Gruppe definiert ‚mitsamt ihren Möglichkeiten und ihrer Art, sie zu verwirklichen‘ (Lefebvre 1975, Bd. II: 128). Durch die Formulierung solcher spezifischen Probleme von Gruppen“ (ebd.) könnten strategische Hypothesen entwickelt werden. Hieraus ließen sich dann, so MAY weiter, „Vorschläge an[.]regen über das, was möglich ist“ (ebd.). Wie bereits dargestellt, schreibt LEFEBVRE der Stadt, der Ebene *M*, eine vermittelnde Funktion zu, die zwischen der nahen und der fernen Ordnung zu vermitteln habe bzw. vermittele; der Raum als übergeordnete Ebene oder Kategorie, der sich durch den Alltag, die Stadt und den Staat als spezifische Kategorien bezeichnen lässt. Die Ebene *G* als abstrakte und regulierende Instanz, als der Staat mit seinen Gesetzen und Regulierungen greift in die Lebenswelten der Menschen ein und bildet einen zentralen gesellschaftlichen Rahmen (vgl. Schmid 2010: 324). Ich möchte an dieser Stelle nicht weiter auf die Globalisierungstheorie LEFEBVREs eingehen, die er mit seinen Überlegungen vorweggenommen hatte, sondern eher auf den Aspekt der „Durchsetzung bestimmter Interessen“ (ebd.), die sich auf die Räume der Repräsentationen auswirken, denn durch die Veränderungen und den Rahmen auf einer Ebene der fernen Ordnung werden gesellschaftliche „Werte[n]“ und Bedeutungen, die sich an bestimmten Symbolen festmachen“ (ebd.: 325), geschaffen, die so wiederum Räume der Repräsentationen hervorbringen – gleichzeitig aber auch eine „Ohnmacht gegenüber dieser distanzierten und in höchstem Maße abstrakten Weltordnung“ (ebd.) erzeugen, die sich m. E. auch in alternativen Räumen der Repräsentation ausdrücken: in Form von Gegenbewegungen, Subkulturen und alternativen Lebensentwürfen. Die Ebene *P* hat sich in den vergangenen Jahrzehnten und Jahrhunderten verändert, „der Alltag [ist] eine historische Konfiguration, die sich mit der Industrialisierung und der Warenwelt durchgesetzt hat“ (ebd.). Für LEFEBVRE findet Alltag zwischen den beiden Polen *Habitat* und *Wohnen* statt; das *Habitat* bezeichnet „die Entfremdung im rationalistischen Städte- und Wohnungsbau“ (ebd.), während das *Wohnen* im Sinne einer *Utopie* für „Aneignung und Selbstbestimmung“ (ebd.) steht. Das *Habitat* ist für LEFEBVRE eng mit dem Massenwohnungsbau verknüpft, „als eine Praxis der unmittelbaren physischen Reproduktion, die immer stärker durch allgemeine Institutionen, den Markt und den Staat, dominiert wird“ (ebd.: 325 f.) – Wohnen als bloße Reproduktionsfunktion. Beim *Habitat* steht demnach Vermarktung und Kontrolle im Mittelpunkt, die auch „die Kontrolle durch die Hausordnung einschließt, die eine ganz bestimmte Konzeption eines Raumes beinhaltet und die räumliche Praxis reguliert“ (ebd.: 326). Hier entsteht ein

Konflikt zwischen „‘verordnetem Glück‘ und verborgenen Träumen“ (ebd.), der aber auch dazu führen kann, dass Aneignungsprozesse stattfinden, „die auch zu einer emotionalen Verbundenheit mit dem Wohnblock oder dem Viertel führen können“ (ebd.). Dieser Aspekt ist m. E. elementar in Bezug auf die Raumaneignung der jungen erwachsenen Wohnungslosen: Handelt es sich bei dem Projekt nur um ein *Habitat*, das mit seinen Regeln und der herrschenden Hausordnung eine Reproduktionsfunktion erfüllt und – im übertragenen Sinne – dazu führen soll, dass die Bewohner*innen ein normales Leben, ein geordnetes Leben im Sinne der Mehrheitsgesellschaft zu führen in der Lage sind? Findet also eine Entfremdung statt? Oder erfahren die Bewohner*innen das Projekt als Möglichkeit der freien Aneignung und Selbstbestimmung? Also wohnen sie dort – besser gesagt, leben sie an diesem Ort – oder nutzen sie den Raum nur als zeitlich befristetes Angebot, als Dach über dem Kopf, als Zwischenlösung? Die Stadt als Zwischenebene, als vermittelnde Ebene *M*, als konkret-sinnliche Ebene des Alltags steht für Begegnung und das Zusammentreffen zwischen der fernen und der nahen Ordnung. Aber hier entstehen – wie schon mehrfach beschrieben – auch Konflikte und Probleme. Hier zeigt sich, dass unterschiedliche Gruppen unterschiedliche Interessen haben und sich diese auch teilweise entgegenstehen. Dies lässt sich anhand der räumlichen Praxis bei der Produktion der Stadt darstellen, ist die räumliche Praxis „oberhalb des Praktisch-Sinnlichen und unterhalb des Abstrakten angesiedelt [...] als Überlagerung und Verknotung von (globalen) Produktionsnetzwerken und Kommunikationskanälen, als Verbindung von sozialen Netzen des Alltagslebens, als Orte der Begegnung und des Austausches, die offen sind für Überraschungen und Innovationen“ (ebd.: 327). Als Repräsentation des Raumes bleibt die Stadt eher unbestimmt, lässt sich Stadt doch unterschiedlich definieren und abgrenzen – aber auch hier zeigt sich die Macht der Sprache und die damit verbundenen Interessen: Je nachdem, welche Bezeichnung und Definition ich verwende, versuche ich etwas anderes auszudrücken: Stadt als Wirtschaftsraum, als Metropolregion, als Ballungsraum etc.; man kann hier von unterschiedlichen Repräsentationen des Raumes sprechen, also von unterschiedlichen Konzepten, die unterschiedliche Werte und Bedeutungen besitzen und ausdrücken; „Stadtdefinitionen und ihre entsprechenden Abgrenzungen werden damit zum Einsatzfeld unterschiedlichster Strategien und Interessen“ (ebd.). In den Räumen der Repräsentation drücken sich die Differenz und die Sehnsucht nach dem Anderen, nach dem Unverhofften und Neuen aus, nach den Heterotopien, nach den Utopien. SCHMID geht davon aus, „dass es sich nicht um beliebige individuelle, sondern um gesellschaftlich bestimmte Räume der Repräsentation handelt“ (ebd.: 327 f.), wobei hier nicht individuelle Präferenzen, „sondern gesellschaftliche Konstellationen und Wertmaßstäbe [zu] identifizieren“ (ebd.: 328) seien. In einer Gesellschaft, in der eine Pluralisierung der Lebensstile möglich und das Erleben des Städtischen nicht als homogen zu fassen ist, ist die Bedeutung des Städtischen „durch Mehrdeutigkeiten, Brüche und Überlagerungen gekenn-

zeichnet“ (ebd.). Ich interpretiere diesen Aspekt so, dass es bestimmten Gegenkulturen, Subkulturen und gesellschaftlichen Gegenbewegungen möglich ist, eigene Räume der Repräsentation zu schaffen, zu produzieren und so „die Sehnsucht nach dem Anderen, Unverhofften und Neuen“ (ebd.: 327) zu stillen. Die urbane Gesellschaft als differentieller Raum – als Utopie – entsteht aus dem abstrakten Raum heraus und bezeichnet einen homogenzerbrochenen Raum, „der einerseits durch eine universale Rationalität homogenisiert, andererseits parzelliert und als Ware gehandelt wird. Die Utopie des differentiellen Raumes bezeichnet schließlich den Raum der urbanen Gesellschaft, ein Raum, der durch Differenzen bestimmt wird, die sich gegenseitig erkennen und anerkennen und auf diese Weise gesellschaftlich kreativ, fruchtbar werden“ (ebd.: 330).

3.18. Zusammenfassend

Die Wiederentdeckung des Raumes, die auch gerne als *spatial turn* bezeichnet wird, postuliert die zunehmende Bedeutung des Raumes in der modernen Gesellschaft. LEFEBVRE nahm diesen Gedanken vorweg, beschränkte sich aber nicht alleine auf den Raum, denn in seiner Theorie nimmt auch immer die Zeit eine bestimmte Rolle ein – so etwa in seiner historischen Darstellung der Entwicklung und Veränderung der Städte und der Urbanisierung (Raum-Zeit-Achse). Wie schon beschrieben, schafft jede Gesellschaft ihren eigenen spezifischen Raum, der abhängig ist von der jeweiligen Lebensweise, den spezifischen Vorstellungen, Kultur etc.: “A second implication is that every society - and hence every mode of production with its subvariants (i.e. all those societies which exemplify the general concept - produces a space, its own space. The city of the ancient world cannot be understood as a collection of people and things in space; nor can it be visualized solely on the basis of a number of texts and treatises on the subject of space, even though some of these, as for example Plato's *Critias* and *Timaeus* or Aristotle's *Metaphysics A*, may be irreplaceable sources of knowledge. For the ancient city had its own spatial practice: it forged its own - *appropriated* - space. Whence the need for a study of that space which is able to apprehend it as such, in its genesis and its form, with its own specific time or times (the rhythm of daily life), and its particular centres and polycentrism {agora, temple, stadium, etc.}” (Lefebvre 1991: 31; Herv. i. Orig.). Gleichzeitig verweist LEFEBVRE aber auch darauf, dass es viele verschiedene Räume gibt, die so entstehen, viele Varianten: “I say each society, but it would be more accurate to say each mode of production, along with its specific relations of production; any such mode of production may subsume significant variant forms, and this makes for a number of theoretical difficulties, many of which we shall run into later in the shape of in-

consistencies, gaps and blanks in our general picture. How much can we really learn, for instance, confined as we are to Western conceptual tools, about the Asiatic mode of production, its space, its towns, or the relationship it embodies between town and country - a relationship reputedly represented figuratively or ideographically by the Chinese characters?" (Lefebvre 1991: 31 f.). Dabei muss man aber auch anerkennen, dass LEFEBVRE nicht einem Geodeterminismus das Wort redete, sondern diesen kritisierte: „Unter dem Begriff des ‚Raumfetischismus‘, den er direkt aus dem Konzept des Warenfetischismus von Marx ableitete [...] kritisierte Lefebvre die ‚Illusion des Urbanismus‘, die darin bestehe, zu glauben, der Urbanismus würde den Raum und mit ihm soziales Leben und menschliche Beziehungen erschaffen“ (Schmid 2010: 295). Er stellt sich gegen die These „Wer den Raum erschaffe, erschaffe auch das, was ihn ausfüllen werde“ (Lefebvre 1972b: 169). So sind auch die Repräsentationen des Raumes als Regeln zu verstehen, die das Handeln anleiten und prägen sollen in Form von strukturierenden und dominierenden Instanzen, „die sich erst durch und in einer konkreten Tätigkeit materialisieren oder verwirklichen“ (Schmid 2010: 302). Die Macht, die diesen Repräsentationen des Raumes innewohnen, versucht das „alltägliche Erleben [der Räume der Repräsentation; Anm. d. Verf.] zu erreichen und zu dominieren“ (Schmid 2010: 303). LEFEBVRE geht davon aus, dass es „unmöglich ist, einen Raum zu sehen, ohne ihn zu konzipieren, und ebenso unmöglich, ihn zu konzipieren, ohne ihn zuvor erlebt zu haben“ (Schmid 2010: 310), was bedeutet, dass das Wahrgenommene, das Konzipierte und das Gelebte „nur drei dialektisch miteinander verbundene Momente oder Formanten der Produktion des Raumes“ (ebd.) darstellen. LEFEBVREs Dialektik der Dreiheit bedeutet angewandt auf die Produktion des Raumes, dass „ein sozialer Raum [...] nicht nur eine konkrete Materialität, sondern auch ein gedankliches Konzept und eine Empfindung, ein ‚Erleben‘ [umfasst]. Die Materialität an sich, oder die materielle Praxis an sich, ohne das Gedachte, das sie anleitet und repräsentiert und ohne das Gelebte, die Gefühle, die sich mit ihr verbinden, haben gesellschaftlich gesehen keine Existenz. Der reine Gedanke ist reine Fiktion: Er kommt von der Welt, vom Sein, sowohl vom materiellen wie vom gelebten, erlebten Sein. Und das reine ‚Erleben‘ schließlich ist reiner Mystizismus: es hat keine wirkliche, d. h. gesellschaftliche Existenz ohne die Materialität des Körpers, auf dem er basiert und ohne das Gedachte, das er strukturiert und ausdrückt“ (Schmid 2010: 313). Keine der drei Dimensionen – also das Wahrgenommene, das Konzipierte oder das Gelebte – kann als Ausgangspunkt gesehen werden. Bezogen auf die jungen erwachsenen Wohnungslosen, die das Angebot des Dock#30 nutzen, interpretiere ich diese Aussagen folgendermaßen: Die jungen erwachsenen Wohnungslosen eignen sich Raum an, den sie erleben und empfinden, den sie konzipieren und abändern in einer räumlichen Praxis, der sich unterscheidet von den Konzeptionen der Technokraten und Urbanisten, der Ämter und Institutionen der Mehrheitsgesellschaft. Die Annahme, „die Repräsentationen der Räume seien als Regeln zu verstehen, die

das Handeln anleiten und prägen sollen in Form von strukturierenden Instanzen“ (Schmid 2010: 302) führen m. E. dazu, dass Maßnahmen scheitern, dass Menschen scheitern an eben diesen Regeln, an diesen Repräsentationen der Räume. Was die jungen Menschen stattdessen bräuchten, wären Möglichkeiten der Erprobung, Freiräume, einen – um im Bild der Produktion des Raumes zu bleiben – Raum, den sie durch ihre eigene räumliche Praxis verändern können. Ausgehend vom erfahrenen, erlittenen und erlebten Raum sollten sie die Wirklichkeit neu konzipieren können – unabhängig von Konventionen und Regeln derjenigen, welche die Macht besitzen. Nur so scheint es möglich zu sein, die Macht, die durch die Repräsentationen ausgeht und die versucht, das „alltägliche Erleben zu erreichen und zu dominieren“ (ebd.: 303), zu überwinden und das eigene Leben zu etwas zu machen, das ich mit Totalität bezeichne. Dies muss aber auch ein Recht auf Differenz beinhalten, welches LEFEBVRE mit einbringt in seine Theorie: Das Deviante, das Abweichende von der Norm, die Andersartigkeit muss möglich sein – im Rahmen von Gesetzen und moralischen Grenzen, beispielsweise in Anlehnung an den Capability Approach. Bezieht man den Capability Approach auf LEFEBVREs Theorie des Raumes, so lassen sich die *capabilities* den Repräsentationen des Raumes zuordnen und die *functionings* der räumlichen Praxis in der Verwirklichung von Räumen der Repräsentationen. BERNHARD BABIC und ORTRUD LEßMANN verweisen darauf, dass der Capability Approach Menschen als Handelnde sieht und anerkennt und nicht als „passive Hilfsempfänger wohlfahrtsstaatlicher Leistungen.“ (Babic/Leßmann 2016: 204) Weiter verweisen sie darauf, dass es mehr bedarf als der Verfügbarkeit von Ressourcen, um ein gutes Leben führen zu können: „Glück und Zufriedenheit mögen Indikatoren für ein gutes Leben sein, aber insofern die Möglichkeit besteht, dass das Glück nur das Produkt ‚adaptiver Präferenzen‘ ist – also der Anpassung der Erwartungen an die schlechte Lebenslage – darf der Lebensstandard nicht anhand des Glücks bzw. der Zufriedenheit gemessen werden, sondern muss das Leben selbst, d. h. die Funktionen (*functionings*) als Maßstab dienen“ (ebd.; Herv. i. Orig.). Für LEFEBVREs Theorie der Produktion des Raumes müssten also die Planer*innen, der Staat, die Wissenschaftler*innen und heruntergebrochen auf das zugrundeliegende Projekt auch die Kostenträger wie Jugendamt und Eingliederungshilfe Menschen die Möglichkeit geben, „ein Leben führen zu können, für das sie sich mit guten Gründen entscheiden konnten, und das die Grundlagen der Selbstachtung nicht in Frage stellt“ (Sen 2000: 29). Es geht darum, reale Freiheiten sowie materielle und immaterielle Ressourcen zur Verfügung zu stellen. Durch die „Tätigkeiten, Zustände und Fähigkeiten, das was man tun und sein kann (*doings and beings*)“ (Babic/Leßmann 2016: 202; Herv. i. Orig.) wird Raum im Sinne der räumlichen Praxis produziert und es entstehen Räume der Repräsentationen, die im Sinne der handelnden Personen so ausgeführt werden, dass sie ein gutes Leben führen können, für das sie sich bewusst entschieden haben – ein Leben, das auch die vorherrschenden Lebensweisen unterlaufen und alternative Entwürfe

von Raum bilden kann. Hierzu müsste aber der Staat mit seinen Institutionen, die Kostenträger und die Mehrheitsgesellschaft Lebensweisen bzw. Lebenswelten anerkennen, die nicht der Norm entsprechen. Diejenigen, die den Raum durch ihre Macht konzipieren und schaffen, die ihn produzieren, sollten nicht bestimmen, wie der Raum gefüllt wird. Der Sozialen Arbeit kommt m. E. bei dieser Frage eine ganz besondere Rolle oder Stellung zu. Zieht man die drei Ebenen *G*, *P* und *M* heran, so ordne ich die Soziale Arbeit der Ebene *M* zu, die zwischen der privaten Ebene *P* und der globalen Ebene *G* vermitteln soll. Während die Ebene *G* mit ihren Regeln, Vorgaben und Maßnahmen durch die Kostenträger verkörpert wird und auf die private Ebene *P* der Adressaten einwirkt mit Macht, Konsequenzen und Sanktionen, versucht die Soziale Arbeit zu vermitteln. Ähnlich wie beim Städtebau, bei dem die Architekten der Ebene *M* zugeordnet werden, ist auch die Soziale Arbeit von ihren Auftraggebern abhängig und konzipiert einen Raum, konzipiert Angebote und Maßnahmen, die – hier wie dort – häufig wenig mit den realen Lebenswelten der Nutzer*innen und Bewohner*innen gemein haben. Es muss möglich sein, dass dieser konzipierte Raum, den die Nutzer*innen und Bewohner*innen erleben, ja erleiden, von diesen abgeändert und modifiziert werden kann. Der Sozialen Arbeit kommt hier die Aufgabe zu, diese modifizierten, abgeänderten Räume gegenüber den Kostenträgern, gegenüber der globalen Ebene *G* zu verteidigen – auch wenn sie nicht den allgemeingültigen Regeln und Rahmenbedingungen entsprechen. M. E. sollte es nicht darum gehen, Räume für die Adressaten Sozialer Arbeit zu konzipieren und zu produzieren, sondern diesen die Möglichkeit zu eröffnen, ihre eigenen Räume zu konzipieren und zu produzieren – auch wenn diesem natürlich ein Erleben und Erleiden, ein Erfahren vorausgehen muss. Insofern kann man die beiden Theorien von LEFEBVRE und WINKLER in einen gedanklichen Kontext setzen, verbunden mit der Frage, wie Freiräume gegen die herrschenden Lebensverhältnisse geschaffen werden können.

Die beschriebenen Gegensätze zwischen den Ebenen *G* und *P* und den jeweils gültigen Intentionen lassen sich m. E. gut auf das zweistufige Gesellschaftsmodell nach HABERMAS übertragen. Sind es hier unterschiedliche Ebenen der Produktion von Raum mit je eigenen Logiken, die Raum planen, konzipieren, produzieren, erleben, erleiden, so sind es dort zwei Bereiche – System und Lebenswelt –, die unterschiedlich kommunizieren, unterschiedlich mit Macht ausgestattet sind und sich gegenseitig beeinflussen.

4. Das zweistufige Gesellschaftsmodell nach HABERMAS

Wie beschrieben, soll als Hintergrund meiner Untersuchung das zweistufige Gesellschaftsmodell nach HABERMAS dienen, welches als eine Verknüpfung zwischen Lebenswelt und System konzipiert wurde. Dies erscheint auf den ersten Blick nicht naheliegend, da die meisten Arbeiten, die sich mit Wohnungslosen beschäftigen, gleich, ob es sich um Kinder und Jugendliche, Frauen oder Männer handelt, mit dem Lebenslagenansatz arbeiten. Ich möchte hier allerdings einen anderen Weg gehen und an dem Begriff der Lebenswelt ansetzen. Teilweise wird im allgemeinen Sprachgebrauch keine Unterscheidung der beiden Begriffe vorgenommen und man könnte meinen, sie werden fast willkürlich ausgetauscht. Daher möchte ich zunächst auf die Unterscheidung und die unterschiedliche Bedeutung der beiden Begriffe eingehen, bevor ich mich mit HABERMAS und seinem Verständnis von Lebenswelt befaße. Hierbei scheint mir die Unterscheidung, wie Sie BJÖRN KRAUS aus einem erkenntnistheoretischen Blickwinkel vornimmt, am sinnvollsten. KRAUS verweist darauf, dass die „Subjektivität der Lebenswelt“ (Kraus 2006: 121) aus einem doppelten Sinne erwächst: „Einmal dadurch, dass sich die Lebensbedingungen der Menschen unterscheiden. Zugleich aber auch dadurch, dass sich die Menschen selbst unterscheiden (in ihrer physischen und psychischen Ausstattung). Es unterscheidet sich also zum einen das, was Wahrgenommen wird, zum anderen aber auch, wie etwas wahrgenommen wird“ (ebd.). KRAUS verweist darauf, dass der Begriff der Lebenslage zunächst von MARX entlehnt und dann von NEURATH und WEISSER ausgearbeitet wurde. Die Lebenslage ist nach WEISSER der Spielraum, „den einem Menschen die äußeren Umstände nachhaltig für die Befriedigung der Interessen bieten, die den Sinn des Lebens bestimmen“ (Weisser 1956, zitiert nach Kraus 2006: 123). Ebenso wie der Lebensweltbegriff nimmt der Lebenslagenbegriff Bezug auf die individuellen Lebensbedingungen eines Menschen und dessen subjektive Wahrnehmung durch das jeweilige Individuum; allerdings liegt der Fokus beim Lebenslagenbegriff vor allem auf den Rahmenbedingungen, während der Lebensweltbegriff eher auf die subjektiven Wahrnehmungsbedingungen rekurriert. Der Lebenslagenbegriff hat daher vor allem die materiellen und immateriellen Bedingungen eines Menschen zum Gegenstand, während der Lebensweltbegriff sich eher mit der subjektiven Wahrnehmung und Perspektive beschreibt. KRAUS schlägt daher vor, dass der Lebensweltbegriff ausschließlich die subjektive Perspektive benennen sollte und der Lebenslagenbegriff ausschließlich die Rahmenbedingungen (ebd.: 65). Aus einer konstruktivistischen Sicht verknüpft er die beiden genannten Kategorien mit den beiden Begriffen Realität und Wirklichkeit: „Dementsprechend passt der Begriff Wirklichkeit zu dem Begriff Lebenswelt, hingegen der Begriff Realität zu dem Begriff Lebenslage. Für beide gilt: Das eine ist die subjektive Konstruktion unter den Bedingungen des anderen. Mit anderen Worten: Die Lebenswelt ist ebenso die subjektive Konstruktion eines Menschen wie die Wirklichkeit, und diese subjektiven Konstruktionen vollziehen sich unter den Bedingungen der

Lebenslage bzw. der Realität“ (ebd.). Diese Konstruktion kann allerdings auch nur dann erfolgreich sein, wenn sie der Realität nicht widerspricht, da sich die subjektive Wirklichkeit unter den Bedingungen der Realität überprüfen lassen muss. „Daraus folgt“ nach KRAUS „natürlich nicht, dass eine funktionierende (viable) Wirklichkeitskonstruktion der Realität entspricht, da die Realität zwar Grenzen der Konstruktionsmöglichkeit setzt, damit aber nicht nur eine einzige Konstruktionsvariante determiniert“ (Kraus 2006: 10). Ich finde diese Unterscheidung in Bezug auf die geführten Gespräche mit jungen erwachsenen Wohnungslosen sehr interessant, da sich die Lebenswelten der einzelnen Interviewten stark unterscheiden und sie sich sehr unterschiedlich inszenieren, obwohl man – rein objektiv – die Annahme haben könnte, dass sie sich in ähnlichen oder gleichen Lebenslagen befinden. Daher greift für mich der Lebenslagenansatz im Zusammenhang mit der Lebensweise von jungen erwachsenen Wohnungslosen zu kurz, der sich ausschließlich auf die materiellen und immateriellen Ausstattungen eines Menschen bezieht. Mein Wissen über Unterkunft und Wohnraum, finanzielle Mittel, die zur Verfügung stehen, die vorhandenen sozialen Bezüge und Netzwerke oder auch vorhandene Abschlüsse, Zeugnisse, Fertigkeiten und Kompetenzen erlaubt es mir nicht, einen Einblick in die jeweilige Lebenswelt der jungen erwachsenen Wohnungslosen zu bekommen. Trotzdem scheint es sinnvoll, die jeweiligen Lebenslagen nicht gänzlich zu vernachlässigen, da Menschen ihre Lebenswelt immer unter den Bedingungen ihrer Lebenslagen konstruieren. Wie bereits mehrfach erwähnt, muss Soziale Arbeit auch Einfluss nehmen auf strukturelle Bedingungen, indem etwa Ressourcen zur Verfügung gestellt oder die passenden Kontexte geschaffen werden, damit bestimmte Kompetenzen, die in anderen Kontexten als Schwächen erscheinen, als Stärke genutzt werden können. Im Vorgriff auf die Forschungsmethode, die dieser Arbeit zugrunde liegt, möchte ich noch einen weiteren Aspekt zu Lebenswelt und Lebenslage aufgreifen, den KRAUS in Anlehnung an ARNOLD RETZER erwähnt: Um zu erfahren, wie ein Mensch die ihn bestimmenden und umgebenden Lebenslagen subjektiv bewertet, muss man etwas über sein erlebtes Leben in Erfahrung bringen. RETZER (2008) hat eine Differenzierung der Phänomenbereiche von Körper, Psyche und Erzählung vorgenommen, die er mit *gelebtem*, *erlebtem* und *erzähltem* Leben differenziert. Das erzählte Leben ist eine Dimension, zu der wir am ehesten den Zugang finden, indem wir Interviews führen, ethnographisch forschen oder teilnehmend beobachten, um über Sprache, Verhalten und Mimik etwas über das Gegenüber zu erfahren. Hier wird das dargestellt und erzählt, was das Subjekt darstellen und erzählen will, was ihm oder ihr wichtig erscheint, wie es sich darstellen möchte. Das gelebte Leben können wir erfahren, wenn wir nah an den Menschen sind und mit ihnen leben, mit ihnen den Alltag verbringen, wenn wir also partiell am Leben der Menschen teilhaben. Allerdings sind dies i. d. R. nur Ausschnitte des gelebten Lebens und wir nehmen diese Ausschnitte auch nur vor dem Hintergrund unseres eigenen Wissens und Vorwissens wahr, indem wir immer eine Brille

aufhaben, mit der wir Dinge interpretieren und wahrnehmen. Das alles bedeutet, dass wir tendenziell eher Informationen über die *Lebenslagen* erhalten als über die *Lebenswelten*. Ähnlich dem hermeneutischen Zirkel nähern wir uns dem Kern an, indem wir unser Vorwissen immer wieder überprüfen, ergänzen und verändern. Dies bedeutet aber im Umkehrschluss, dass wir das erlebte Leben nie wirklich gänzlich erfassen können. Daher sind die Darstellungen, die Repräsentationen der Räume, der jungen erwachsenen Wohnungslosen für mich von besonderem Interesse. Wie stellen sie sich vor dem Hintergrund der jeweiligen Lebenslagen dar und welche Lebenswelt konstruieren sie daraus. In den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts sahen sowohl WOLF RAINER WENDT als auch THIERSCH eine „Hinwendung der Sozialwissenschaften zum Alltag“ (Wendt 1986: 9 ff.) bzw. eine regelrechte „Alltagswende“ der Sozialpädagogik (Thiersch 1986). Kurze Zeit später wurde die Lebensweltorientierung als ein zentrales Paradigma der Jugendhilfe ausgerufen. Dies führte in den darauffolgenden Jahren fast schon zu einem inflationären Gebrauch des Begriffs, gepaart mit einer begrifflichen Unbestimmtheit: „So wurde der Begriff ‚Lebenswelt‘ ohne gründlichen Kontakt mit seinen phänomenologischen und sprachanalytischen Kontexten aufgegriffen. Nun liegt er geschunden und abgemagert vor, nur noch tauglich zu suggerieren, man hätte mehr gesagt, wenn man statt vom ‚Leben‘ eines Jugendlichen von seiner ‚Lebenswelt‘ spricht“ (Fuchs/Halfar 2000: 56). THIERSCH kommt zu einer ähnlichen Einsicht: „Lebensweltorientierte Soziale Arbeit wird häufig lediglich als Titel genommen, um Veränderungen zu bezeichnen, ohne dass sie mit den Maximen und Intentionen von Lebensweltorientierung verbunden werden [...]; das Konzept erscheint dann als austauschbares Passepartout für die unterschiedlichsten und beliebigen Formulierungen“ (Grunwald/Thiersch 2001: 1137). Zunächst möchte ich den Lebensweltbegriff nach EDMUND HUSSERL und ALFRED SCHÜTZ kurz skizzieren, um dann den Übergang zu HABERMAS Lebensweltbegriff und darauf aufbauend sein kommunikationstheoretisches Gesellschaftsmodell herzustellen.

4.1. Lebensweltbegriff nach HUSSERL

Nähert man sich dem Lebensweltbegriff, kommt man nicht umhin, sich mit den phänomenologischen Wurzeln des Lebensweltbegriffs auseinanderzusetzen, und findet seinen Ausgangspunkt unweigerlich bei HUSSERL sowie daran anschließend bei SCHÜTZ und THOMAS LUCKMANN, auf die ich im Folgenden eingehen möchte. HUSSERL bezeichnete schon 1917 die Welt der reinen Erfahrung mit dem Begriff der Lebenswelt (vgl. Iribarne 1994)⁷¹. Im Kontext seiner Analyse der *Krise der Wissenschaft* erhielt der Begriff dann eine

⁷¹ Auch wenn Muckel/Grubitzsch (1993) darauf hinweisen, dass „man vergeblich nach einer einziggültigen, abschließenden Definition seines Lebensweltbegriffs“ (ebd.: 120) sucht.

besondere Bedeutung. ELISABETH STRÖKER weist in der Einleitung zur „Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie“ darauf hin, dass HUSSERLs „geschärftes Problembewußtsein [...] ihn zudem, bei aller imposanten Entwicklung der positiven Wissenschaften und ihrer technischen Effizienz, niemals übersehen lassen, daß trotz der unbestreitbaren und auch von ihm selbst bejahten Nützlichkeit der Wissenschaften doch deren Lebensbedeutsamkeit mehr und mehr schwand“ (Husserl 2012: XVII). HUSSERL kritisierte die Wissenschaft dahingehend, dass „die Wissenschaftler(innen) an Erkenntnissen, Meßmethoden etc. ihrer Vorgänger(innen) anknüpfen“ (Muckel/Grubitzsch 1993: 121), was dazu führt, dass „ihre Forschung implizit rückgebunden an ‚lebensweltliche Anschauungen‘“ (ebd.) stattfindet. Dadurch ist für HUSSERL „das Objektive [...] eben als es selbst nie erfahrbar“ (Husserl 2012: 139), da die „objektiven Feststellungen der Wissenschaften [...] ihrerseits nie selbst Erfahrungen von dem Objektiven sind“ (ebd.) und auch „mathematische oder naturwissenschaftliche ‚Modelle[]‘ [sind] nicht etwa Anschauungen von dem Objektiven selbst, sondern lebensweltliche Anschauungen, die geeignet sind, die Konzeption der betreffenden objektiven Ideale zu erleichtern“ (ebd.). Lebenswelt ist für HUSSERL natürlich vorgegeben, „als Personen im Horizont unserer Mitmenschheit, also in jedem aktuellen Konnex mit Anderen, als ‚die‘ Welt, die gemeinsame. [...] der ständige Geltungsboden“ (ebd.: 131), den wir „ohne weiteres in Anspruch nehmen“ (ebd.). Es ist also ein gemeinsamer Deutungs- und Erfahrungshorizont, dem auch Wissenschaftler*innen unterworfen sind und der letztlich zu HUSSERLs „kritischer Reflexion über das moderne Wissenschaftsideal der Objektivität“ (Muckel/Grubitzsch 1993: 123) und der Erkenntnis führt, „daß die ursprünglich postulierte Trennung zwischen den mit Vorurteilen behafteten Alltagserkenntnissen und den davon (scheinbar) befreiten Erkenntnissen der sogenannten objektiven Wissenschaften nicht aufrechterhalten werden kann, weil das Kriterium der Objektivität (und damit indirekt auch das der Wahrheit) in letzter Instanz auf der lediglich impliziten Möglichkeit zur Anschauung beruht und damit letztlich lebensweltliche Anteile besitzt“ (ebd.).⁷² Für HUSSERL ist entscheidend, dass jegliche Wahrnehmung vor dem Hintergrund eines persönlichen Erfahrungshorizontes gemacht wird. D. h. das Ergebnis einer Wahrnehmung oder Beobachtung ist immer abhängig von der persönlichen Sozialisation, Kulturation und Personalisation. Diese subjektive Perspektive versucht HUSSERL zu überwinden. So soll jeder Gegenstand möglichst vorurteilsfrei und offen wahrgenommen und betrachtet werden, um ihn möglichst neut-

⁷² Muckel/Grubitzsch weisen darauf hin, dass dieser Ansatzpunkt Husserls Lebensweltdiskussion Konsequenzen hat: „[E]rstens für das Problem der Bestimmung des Verhältnisses zwischen Alltags- und Wissenschaftserkenntnissen. Zum zweiten wird die Stellung des Wissenschaftlers (seiner Person) innerhalb seiner Forschungspraxis als einer kritischen Reflexion und Analyse bedürftig herausgearbeitet: Dadurch daß alle Erkenntnisse implizit rückgebunden bleiben an (die Möglichkeit) der Anschauung (durch ein Subjekt), müssen die im Horizont der Lebenswelt stehenden und vermeintlich objektiv entstandenen Erkenntnisse in ihrer Qualität neu reflektiert werden. Durch diese Anteile eines Subjekts an der Forschung wird drittens die Verantwortung des Wissenschaftlers in unabweisbarer Deutlichkeit greifbar“ (Muckel/Grubitzsch 1993: 123).

ral beschreiben zu können. Das „reine Phänomen“ soll unabhängig von individuellen Vorannahmen und Interpretationen beschrieben werden können. Er spricht hier von der „phänomenologischen Reduktion“, um den intersubjektiv gültigen Wesensgehalt der Phänomene erfassen zu können. Die Lebenswelt gilt demnach phänomenologisch als das Ergebnis subjektiver Weltaneignung vor dem Hintergrund bisheriger Erfahrungen und unter Nutzung individueller geistiger und körperlicher Ausstattungsmerkmale“ (Kraus 2014: 63). D. h. es sind nicht nur die Unterschiede in den Lebensbedingungen zu berücksichtigen, sondern auch immer die Unterschiede in den Wahrnehmungsbedingungen der Menschen.

4.2. Lebensweltbegriff nach SCHÜTZ

SCHÜTZ knüpft am Lebensweltbegriff HUSSERLs an und postuliert, dass „[d]ie Wissenschaften, die menschliches Handeln und Denken deuten und erklären wollen, [...] mit einer Beschreibung der Grundstrukturen der vorwissenschaftlichen, für den - in der natürlichen Einstellung verharrenden - Menschen selbstverständlichen Wirklichkeit beginnen [müssen]. Diese Wirklichkeit ist die alltägliche Lebenswelt“ (Schütz/Luckmann 2017: 29). Für SCHÜTZ hat die Lebenswelt – neben anderen Welten – eine Vorrangstellung und ist die Welt, „die für mich fraglos und selbstverständlich ‚wirklich‘ ist. Ich wurde in sie hineingeboren und ich nehme es als gegeben an, daß sie vor mir bestand“ (Schütz/Luckmann 2017: 30), gebunden an die Subjekt-Perspektive umfasst sie all das, „was für den Menschen in seinem Handeln und Denken als unproblematisch vorausgesetzt ist“ (Muckel/Grubutzsch 1993: 125). In Bezug zu anderen Menschen ergibt sich hieraus eine intersubjektive Grundstruktur: „So ist meine Lebenswelt von Anfang an nicht meine Privatwelt, sondern intersubjektiv; die Grundstruktur ihrer Wirklichkeit ist uns gemeinsam“ (Schütz/Luckmann 2017: 30). Es handelt sich um das, was ich als gegeben vorfinde, die Welt, die schon vor mir bestand, die anderen Menschen, die mit einem mir ähnlichen Bewusstsein ausgestattet sind, mit denen ich mich verständigen und mit denen ich zusammenwirken kann. SCHÜTZ weist darauf hin, dass das Lebensweltkonzept eine doppelte Struktur hat, denn es handelt sich hierbei um eine Region, „in die der Mensch eingreifen und die er verändern kann, indem er in ihr durch die Vermittlung seines Leibes wirkt“ (ebd.: 29), gleichzeitig wirkt aber auch die Lebenswelt auf den Menschen und beeinflusst die Möglichkeiten des Eingreifens und Veränderens, ebenso wie auch andere Menschen durch ihr Handeln hierauf Einfluss haben: „Die Lebenswelt ist also eine Wirklichkeit, die wir durch unsere Handlungen modifizieren und die andererseits unsere Handlungen modifiziert“ (ebd.: 33). Lebenswelt ist somit als der „gemeinsame Interpretationsrahmen“ (ebd.: 31) anzusehen, der „für meinen Mitmenschen grundsätzlich [der] gleiche ist wie für mich“ (ebd.) und der *Verstehen* möglich macht, da wir „im Normalfall [wissen], was

der Andere tut, warum er es tut und wieso er es jetzt und unter diesen Umständen tut“ (ebd.: 44). Diese Deutungen von Handlungen anderer – aber auch meiner eigenen Handlungen – sind „mit Hilfe meines Wissensvorrats“ (ebd.: 45) möglich, da Handlungen auf Sinn verweisen, „der von mir auslegbar ist und von mir ausgelegt werden muß, wenn ich mich in meiner Lebenswelt zurechtfinden will“ (ebd.). D. h. Verstehen ist notwendig für das Sozialleben, für ein Zusammenleben von Menschen und Gesellschaften. Für SCHÜTZ sind es aber nicht nur die aktuellen Handlungen, die gegenseitig wirken, sondern – und gerade auch – „die Institutionalisierungen des Handelns“ (ebd.), die auf Gepflogenheiten verweisen, auf das „Handeln meiner Mitmenschen, meiner Vorgänger [...] ausgelegt werden“ (ebd.). Somit bekommt Handeln Sinn – vor allem einen historischen Sinn als „sinnstiftende Akte reflexiver Auslegungen, nachfolgende Wiederauslegungsakte und deren Habitualisierung in Sinn-Selbstverständlichkeiten“ (ebd.) – der sich uns erschließt und den wir verinnerlicht haben aufgrund eigener Erfahrungen und Erwartungen anderer an uns aus der Vergangenheit: „Jeder Schritt meiner Auslegung der Welt beruht jeweils auf einem Vorrat früherer Erfahrung: sowohl meiner eigenen unmittelbaren Erfahrungen als auch solcher Erfahrungen, die mir von meinen Mitmenschen, vor allem meinen Eltern, Lehrern usw. übermittelt wurden. All diese mitgeteilten und unmittelbaren Erfahrungen schließen sich zu einer gewissen Einheit in der Form eines Wissensvorrats zusammen, der mir als Bezugsschema für den jeweiligen Schritt meiner Weltauslegung dient. Alle meine Erfahrungen in der Lebenswelt sind auf dieses Schema bezogen, so daß mir die Gegenstände und Ereignisse in der Lebenswelt von vornherein in ihrer Typenhaftigkeit entgegentreten, allgemein als Berge und Steine, Bäume und Tiere, spezifischer als Grat, als Eiche, als Vögel, Fische usw.“ (ebd.: 33). Nach SCHÜTZ ergibt sich die Lebenswelt aus der natürlichen, der mundanen, Auseinandersetzung des Menschen mit seiner sozialen Welt, d. h. der Mensch erfährt seine soziale Umwelt im Handeln vor dem Hintergrund seiner bisherigen Erfahrungen, die durch Sozialisation, Kulturation und Personalisation geprägt sind. Daher ist anzunehmen, dass sich die Lebenswelten von Menschen unterscheiden, vollzieht sich der Erfahrungsprozess doch unter unterschiedlichen sozialen und materiellen Lebensumständen und vor dem Hintergrund unterschiedlicher individueller psychischer und physischer Bedingungen. Um das menschliche Miteinander zu erklären, geht er davon aus, dass der Mensch zwar vor dem Hintergrund unterschiedlicher Erfahrungsprozesse seine subjektive Lebenswelt konstruiert, dabei aber auf schon bestehende und sprachlich vermittelte intersubjektiv gültige Typen zurückgreift. Somit ist für ihn die „Lebenswelt von Anfang an nicht meine Privatwelt, sondern intersubjektiv; die Grundstrukturen ihrer Wirklichkeit [sind] uns gemeinsam“ (Schütz/Luckmann 2017: 30). In der vorliegenden Arbeit beziehe ich mich, wie schon geschrieben, auf den Lebensweltbegriff. Im Folgenden soll daher eine Konkretisierung des Lebensweltbegriffs nach HABERMAS erfolgen, an den ich mich anlehne.

4.3. Lebensweltbegriff bei HABERMAS

4.3.1. MEADs Symbolischer Interaktionismus

HABERMAS Lebensweltbegriff ergibt sich aus seiner Theorie des kommunikativen Handelns und hat im Laufe der Jahre eine Veränderung erfahren. HABERMAS entwickelte in Auseinandersetzung mit klassischen und modernen soziologischen Theorien eine kritische Gesellschaftstheorie, in welcher der Sprache eine sehr ausgeprägte Rolle zukommt. In seiner Theorie finden sich Gedanken und Anknüpfungspunkte zu MARX, HORKHEIMER, ADORNO und MARCUSE, aber vor allem auch GEORG HERBERT MEAD, WEBER, DURKHEIM, SCHÜTZ, TALCOTT PARSONS und LUHMANN. Auf Letztgenannte rekurriert er auch in seinem Hauptwerk „Theorie des kommunikativen Handelns“ sehr ausführlich. Man könnte ihm unterstellen, den Versuch zu unternehmen, diese Theorien in einer Synthese zu erweitern, aber das wäre wohl zu kurz gegriffen. HABERMAS hat sich im Laufe seiner Tätigkeit und tätigen Auseinandersetzung mit seinem eigenen Werk, aber auch anderen konkurrierenden Ansätzen, stets entwickelt und selbst korrigiert. Zu nennen sind hier beispielsweise der „Positivismusstreit“ mit KARL RAIMUND POPPER und HANS ALBERT oder die „Habermas-Luhmann-Kontroverse“ mit LUHMANN. HABERMAS war in seinen Auseinandersetzungen mit anderen Wissenschaftlern und deren Ansätzen aber stets darum bemüht, von diesen zu lernen und seine eigenen Ansätze zu revidieren bzw. um diese Erkenntnisse zu erweitern. Sehr verkürzt ließe sich sagen, dass HABERMAS Theorie auf zwei „Säulen“ beruht: einerseits auf einem handlungstheoretischen Ansatz und andererseits auf einem systemtheoretischen Ansatz. In der Zusammenführung dieser beiden Stränge entwickelt er seinen Gesellschaftsbegriff und eine Theorie der sozialen Evolution. HABERMAS' Werk ist zu umfangreich, um hier in der gebührenden Gänze dargestellt werden zu können. Daher möchte ich nur einen kurzen Abriss geben, um den Lebensweltbegriff und sein Gesellschaftsmodell skizzieren zu können, an denen ich mich in dieser Untersuchung anlehnen möchte. Als Ausgangspunkt dieser Heranführung setze ich mit HABERMAS Überlegungen des Paradigmenwechsels „von der Zwecktätigkeit zum kommunikativen Handeln bei Georg Herbert Mead und Emile Durkheim“ (Habermas 1981b: 9) an. MEADs kommunikationstheoretische Grundlegung der Soziologie und DURKHEIMs Theorie einer gesellschaftlichen Solidarität, die auf einer aufeinander bezogenen Sozial- und Systemintegration beruht, bilden hierbei die Grundlage. MEAD führt seine Theorie zwar als „Sozialbehaviorismus“ ein, was HABERMAS jedoch kritisch reflektiert, da „zwischen Meads Ansatz und dem Behaviorismus [...] zwei methodische Unterschiede [bestehen]. Nicht das Verhalten des *einzelnen*, auf Reize seiner Umwelt reagierenden Organismus ist das Modell, von dem Mead ausgeht, sondern die Interaktion, in der mindestens zwei Organismen aufeinander reagieren und sich zueinander verhalten“ (ebd.: 13; Herv. i. Orig.). MEADs Kommunikationstheorie bezieht sich nicht nur auf Akte der

Verständigung, sondern auf kommunikatives Handeln, d. h. Sprache ist nicht nur in der Funktion der Verständigung zu verstehen, sondern eher in der Rolle der Koordinierung von zielgerichteten Aktivitäten anzusehen, die auch der Vergesellschaftung der Subjekte dienen und so zu einer Identität der Subjekte führen, d. h. der Erwerb von Identität und Handlungsfähigkeit *kann* nur in Interaktion geschehen. Somit legt er die Grundlagen einer interaktionistischen Sicht auf personale Identität, die HABERMAS in der dialektischen Figur der „Individualisierung durch Vergesellschaftung“ skizziert (Habermas 1988: 245). HABERMAS meint mit dieser Figur, dass der Einzelne Individualität erwirbt, indem er durch Sozialisation Mitglied einer Gesellschaft wird, d. h. Individualisierungsprozesse sind für HABERMAS in Anlehnung an MEAD gleichzeitig Sozialisationsprozesse. Dazu aber später mehr. Ausgehend von der Annahme, dass der Mensch ein „symbolverwendendes Tier“ (Morel et al. 2001: 53) sei, das sich durch *Instinktarmut* und *Weltoffenheit* darstelle, behauptet MEAD, dass der Mensch nicht durch natürliche Triebe und Instinkte festgelegt sei, sondern dass menschliches Verhalten vielmehr symbolisch vermittelt sei, also durch sprachliche Kommunikation gesteuert. Aus einer evolutionstheoretischen Perspektive heraus, von der Gebärdensprache über die Signalsprache bis hin zum kommunikativen Handeln, zeigt MEAD auf, wie aus instinkthaft (inter-)agierenden Organismen handlungs- und kommunikationsfähige Subjekte werden, indem Wissen symbolisch gespeichert und weitergegeben werden kann. Dies führt zu dem, was HABERMAS später den Wissensvorrat nennt, auf den sich alle Mitglieder einer Gesellschaft beziehen. Nur durch dieses Wissen ist es möglich, die Reaktionen anderer verstehend antizipieren zu können, und letztlich kann der Einzelne sich selbst nur über den Umweg der Perspektive der anderen kennenlernen (vgl. Habermas 1988: 217). MEAD unterscheidet die Interaktionen, durch die sich die Identität herausbildet, in verschiedene Formen der Interaktion, deren einfachste Form das nachahmende Rollenspiel sei (*play*): „Es [das Kind; Anm. d. Verf.] spielt zum Beispiel, dass es sich etwas anbietet, und kauft es; es gibt sich selbst einen Brief und trägt ihn fort; es spricht sich selbst an – als Elternteil, als Lehrer, es verhaftet sich selbst – als Polizist. Es hat in sich Reize, die in ihm selbst die gleiche Reaktion auslösen, wie in anderen. Es nimmt diese Reaktionen und organisiert sie zu einem Ganzen. Das ist die einfachste Art und Weise, wie man sich selbst gegenüber ein anderer sein kann [...] So entwickelt sich in ihm und in seiner anderen, antwortenden Identität eine organisierte Struktur. Beide Identitäten pflegen einen Dialog mit Hilfe von Gesten“ (Griese 1977: 77f.). Die beiden Identitäten, von denen MEAD spricht, nennt er „I“ und „me“, die in einer engen Beziehung stehen: „Der Ausdruck »Me« bezeichnet die Perspektive, aus der das Kind, indem es selber die Erwartungen des generalisierten Anderen ihm gegenüber einnimmt, ein System innerer Verhaltenskontrollen aufbaut“ (Habermas 1981b: 66). Es antizipiert die Erwartungen des Gegenübers in seine eigenen Strukturen und gleichzeitig bildet sich das Ich, das „I“, das auf das „Me“ reagiert. Erweitert wird diese Entwicklung durch die nächste Form, die der Interak-

tion, das sog. *game*, durch die das Kind die Fähigkeit erwirbt, die Perspektive der gesamten Gemeinschaft einzunehmen. Hier werden die unterschiedlichen Rollen in Beziehung zueinander gesetzt und so ein Denken und Handeln in der Perspektive des „generalisierten Anderen“ (Mead 1995: 196) ermöglicht. Aber nicht nur in Hinführung zu HABERMAS Lebenswelttheorem ist MEADs Ansatz interessant, sondern auch vor dem Hintergrund der hier zugrundeliegenden Zielgruppe der jungen erwachsenen Wohnungslosen: MEAD geht in seinem Ansatz davon aus, dass es eine dritte Form bzw. Stufe der Interaktion gibt, die der Ontogenese. Diese Stufe ermögliche es dem Individuum, sich von „sozial etablierten Handlungs- und Urteilmustern zu einem gewissen Grad zu distanzieren“ (Anicker 2019: 159), indem sich das Individuum „in einem weiteren Abstraktionsprozess von seiner konkreten Lebensform löst“ (ebd.) und ins Verhältnis zu der bestehenden Gesellschaft bzw. Gruppe setzt. MEAD setzt diese Annahme zu den beiden Begriffen „I“ und „Me“ ins Verhältnis und behauptet, dass das „I“ – im Gegensatz zum „Me“, das sich als Übernahme der Haltungen und Normen einer Gesellschaft verstehen lässt – zum einen die „Spontaneität von Einfällen, Wünschen, Gefühlen, Stimmungen“ (Habermas 1981b: 66) beinhaltet und so „gegenüber der Außenwelt den Bezirk des Subjektiven bildet“ (ebd.: 67), zum anderen aber die „generalisierte Fähigkeit, kreative Lösungen für Situationen zu finden, wo so etwas wie Selbstverwirklichung der Person auf dem Spiel steht: ‚Die Möglichkeiten in unserem Wesen, diese Energien, auf die William James so gerne hinwies, stellen Möglichkeiten des Selbst dar, die jenseits unserer eigenen unmittelbaren Präsentation liegen. Wir wissen nicht genau, wie sie beschaffen sind. In gewissem Sinn sind sie die faszinierendsten Inhalte, die wir haben – soweit wir sie erfassen können. In der Literatur, im Film und in der Kunst leitet sich ein Großteil unseres Vergnügens aus der Tatsache ab, dass zumindest in unserer Phantasie Möglichkeiten freigesetzt werden, über die wir verfügen oder von denen wir wünschten, dass wir sie hätten. In diesem Bereich tritt *Neues* auf, hier liegen unsere wichtigsten Werte. Und es ist in gewissem Sinne die Verwirklichung dieses Selbst, wonach wir dauernd suchen‘ (Mead 1968: 248)“ (ebd.). Dies kann man m. E. auch in Bezug setzen zu dem, was LEFEBVRE „Räume der Repräsentationen“ nennt; die jungen erwachsenen Wohnungslosen präsentieren sich auf sehr unterschiedliche Art und Weise: Als „Geschäftsmann“, als „Rollenspieler“, als „Künstler“ oder als „Harter Hund“. In ihren Selbstdarstellungen werden, wie es MEAD nennt, durch die Phantasie Möglichkeiten freigesetzt, über die die jungen Menschen wünschten, dass sie ihnen zur Verfügung stünden. Man könnte diesen Annahmen bzw. Selbstzuweisungen unterstellen, dass sie als Vehikel dienen sollen, der Normierung von Verhaltenserwartungen den Stachel zu ziehen. Um im MEADschen Sprachgebrauch zu bleiben, könnte man auch attestieren, dass das narrativ konstruierte Selbst – das „Me“ – dem Individuum als Orientierung dienen kann, um so eine Sicherheit gegenüber den Unsicherheiten über gesellschaftlich angemessenes und richtiges Verhalten herzustellen. „Wer eine Geschichte über sich erzählt,

transzendiert den Kontext der erzählten Situation, gibt dem narrativen Selbst eine Form und setzt sich dem anerkennenden oder missbilligenden Urteil eines Publikums über dieses selbst aus“ (Anicker 2019: 182) und dies „zumeist aber im Tausch gegen eigene Chancen der Selbstdarstellung bei zirkulierender Sprecherrolle erworben wird“ (ebd.), was man wiederum mit GIRTLERs ero-epischen Gespräch übersetzen könnte.

MEAD geht in seiner Annahme davon aus, dass „die Fähigkeit, Normen zu erkennen und zu befolgen, [...] nicht als Beschränkung [gewertet wird], sondern als *Zuwachs* von Identität und Autonomie“ (Anicker 2019: 157; Herv. i. Orig.). Diesem Ansatz kann ich vor dem Hintergrund der zu untersuchenden Zielgruppe nur bedingt folgen, da Werte und Normen unserer Mehrheitsgesellschaft nur zu einem gewissen Teil gespiegelt und gelebt werden. HABERMAS übernimmt die Theorie von MEAD, aber erweitert diese, indem er die erworbene Fähigkeit, Normen zu folgen und Rollen einzunehmen, um die Fähigkeiten erweitert, „die Welt deskriptiv zu erfassen und sich selbst expressiv auszudrücken“ (ebd.: 161). Die beiden Aspekte *Selbstbestimmung*, im Sinne einer moralischen Autonomie, und *Selbstverwirklichung*, als freie Entfaltung der Persönlichkeit zu verstehen, führen dazu, dass ein Individuum festlegen kann, wer es für sich selbst und für andere sein will. Hier treffen m. E. unterschiedliche Interessen und moralische Vorstellungen aufeinander, die sich auch in den Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe zeigen, da hier – in einem Ausschnitt der Gesamtgesellschaft – unterschiedliche Individuen zusammenleben, die als Mitglieder der Gesellschaft mit legitimen Interessen anzuerkennen sind. Nach HABERMAS braucht es für die „*unparteiische Berücksichtigung aller berührten Interessen* bereits eine moralische Haltung“ (Habermas 1981b: 144; Herv. i. Orig.). Weiter stellt er die Frage, „auf welches allgemeine Interesse sich alle Betroffenen jeweils einigen würden, wenn sie die moralische Haltung der unparteiischen Berücksichtigung aller berührten Interessen einnehmen.“ (ebd.) Die Selbstverwirklichung ist dabei als dialogischer Prozess zu verstehen, denn einerseits erfordert sie vom Individuum die Einbeziehung alternativer Handlungsmöglichkeiten und Lebenspläne und andererseits kann dieser Anspruch nur durch die anderen bestätigt oder abgelehnt werden. Selbstverwirklichung und Selbstbestimmung sind notwendige Aspekte, einen zuverlässigen moralischen Maßstab auszubilden, obwohl – oder weil – es eine soziokulturelle Heterogenität in der (post)modernen Gesellschaft gibt. „Die kulturelle Reproduktion der Lebenswelt stellt sicher, daß in der semantischen Dimension neu auftretende Situationen an die bestehenden Weltzustände angeschlossen werden: Sie sichert die *Kontinuität* der Überlieferung und eine für die Alltagspraxis jeweils hinreichende Kohärenz des Wissens.“ (Habermas 1981b: 212). Hier möchte ich auch eine Verbindung zur Arbeit mit jungen erwachsenen Wohnungslosen herstellen, da es in der Arbeit – auch als Bildungsarbeit zu verstehen – darum gehen sollte, Neues von den Professionellen in der Arbeit angemessen anzubieten, damit dieses Neue

auch adäquat von den jungen erwachsenen Wohnungslosen in ihre Persönlichkeit integriert werden kann. WINKLER spricht hier von Impulsen, die im Handeln, in Situationen dargeboten werden können bzw. sollen und so das Subjekt zur Aneignung auffordern. Gleichzeitig beinhaltet HABERMAS Verständnis von Selbstverwirklichung, Selbstbestimmung und Bildung aber auch ein Moment, das mir in der Arbeit mit jungen erwachsenen Wohnungslosen ein wichtiger Aspekt zu sein scheint: die Kritisierbarkeit der Lebensweise und der Persönlichkeit. Während die Fragen nach Moral und Gerechtigkeit über einen Konsens im Rahmen des kommunikativen Handelns hergestellt werden können und damit überindividuell definiert zu sein scheinen, können Individuen andere Individuen in deren Lebensweise und Persönlichkeit nicht korrigieren, wenn sie diese nicht kennen. Somit sollte man „nicht volle Selbstverwirklichung und moralische Autonomie, sondern vielmehr ein diffuses Nebeneinander von traditionellen und mehr-oder-weniger posttraditionalen Ich-Identitäten“ (Anicker 2019: 201) erwarten.

Während sich die soziale Anerkennung in traditionellen Gesellschaften durch die Übernahme von Rollenbildern und die Nachahmung von sozial anerkannter Handlungsweise ergibt, ist es vor dem Hintergrund einer sich verändernden Gesellschaft (vgl. Beck 1986), die HABERMAS als enttraditionalisiert bezeichnet, umso schwieriger, den richtigen Maßstab für richtiges Handeln zu finden: „Für die Individuen stellt sich die Enttraditionalisierung ihrer Lebenswelt zunächst als eine schicksalhaft erfahrene Ausdifferenzierung vervielfältigter Lebenslagen und konfligierender Verhaltenserwartungen dar, die sie mit neuen Koordinations- und Integrationsleistungen belastet. Während in den vergangenen Generationen Geburt, Familie, Ehepartner, Beruf und politische Stellung eine sozialschichtenspezifische Konstellation bildeten, die das biographische Muster weitgehend präjudizierte, lösen sich die normativ gebündelten Lebenslagen und Lebenspläne immer mehr auf. In erweiterten Optionsspielräumen wächst der individuell abzuarbeitende Entscheidungsbedarf. Sein Milieu nimmt dem Einzelnen nicht einmal mehr die biographisch folgenreichsten Entscheidungen ab: welche Schule man besucht, welchen Beruf man wählt, welche Beziehungen man eingeht, ob und wann man heiratet, Kinder bekommt, in eine Partei eintritt, ob man die Frau, den Beruf, die Stadt oder das Land wechselt usw.“ (Habermas 1988: 236). Das moderne Individuum ist aus der einengenden, aber Orientierung gebenden Gesellschaft und Tradition entlassen worden in die, wie BECK es nennt „Risikogesellschaft“ (Beck 1986). „Unter dem Druck diskursiv verflüssigter Traditionen und selbsterzeugter Normen bildet sich ein prinzipiengeleitetes moralisches Bewusstsein heraus, das auch die Sozialisationsmuster verändert. Wir können die Identität unseres Ich immer weniger an den konkreten Rollen festmachen, die wir als Angehörige einer Familie, einer Region oder Nation erwerben. Das, was uns inmitten komplexer und wechselnder Rollenerwartungen erlaubt, wir selber zu sein und zu bleiben, ist die abs-

trakte Fähigkeit zu einem ganz und gar individuellen Lebensentwurf.“ (Habermas 1990b: 88). Daher spricht er auch von einer „Dauerrevision verflüssigter, reflexiv gewordener Traditionen“ (Habermas 1981b: 219), die zu einer „riskanten, über hohe Abstraktionen laufenden Selbststeuerung des moralisch handelnden Subjekts“ (Habermas 1992: 146) führe. Somit wächst – wie auch von BECK konstatiert – der Optionsspielraum des individuellen Entscheidungsbedarfs, der nicht mehr vom Milieu, von der Geburt, der Herkunft oder sozialen Stand übernommen wird. Man könnte nun spekulieren, ob dadurch auch die notwendigen Fixpunkte des MEADsches Ansatzes verloren gegangen sind, die notwendig sind, damit sich eine stabile Identität bilden kann. Die teilweise widersprüchlichen heterogenen Erwartungshaltungen der modernen Gesellschaft führen dazu, dass die eigene Identität ständig überprüft werden muss, da das Individuum im Extremfall in einer Welt lebt, die es weder versteht noch beherrscht – im Sinne eines WINKLER – und dadurch ein Sinn- und Freiheitsverlust der WEBERschen Moderne droht (vgl. Habermas 1981b: 488). Das kommunikative Handeln bekommt durch eben diese Prozesse der Enttraditionalisierung, der Differenzierung und der Individualisierung nach HABERMAS eine stärkere Relevanz, da die Beziehungen zwischen Interaktionsteilnehmern erst ausgehandelt werden müssen, da festgelegte Rollen, wie es sie noch in traditionellen Gesellschaften gegeben hat, immer weniger vorhanden zu sein scheinen.

4.3.2. DURKHEIMs Kollektivbewusstsein

HABERMAS recurriert in der weiteren Entwicklung seines System-Lebenswelt-Theorems auf DURKHEIM. Dies ergibt sich aus der Fragestellung heraus, wie es möglich sein kann, dass der „genetische Primat der Gesellschaft vor dem sozialisierten Individuum“ (Habermas 1981b: 69) besteht: „...wenn der Einzelne seine Identität nur durch Kommunikation mit anderen erlangt, nur durch die Verfeinerung gesellschaftlicher Prozesse mittels signifikanter Kommunikation, dann kann das Selbst dem gesellschaftlichen Organismus nicht vorausgegangen sein. Letzter muss zuerst existiert haben“ (Mead 1968: 280). HABERMAS unterstellt MEAD an dieser Stelle, dass er keinen Versuch unternommen habe, um diese Leerstelle zu füllen. Verkürzt könnte man sagen, dass Individuen sich erst dann als Mitglieder und Angehörige einer Gesellschaft definieren und verwandeln können, wenn sich ein Kollektivbewusstsein oder eine Gruppenidentität herausgebildet hat (vgl. Habermas 1981b: 73), und auch erst dann kann nicht normgerechtes Handeln bestraft werden, d. h. es „müssen sich Gruppen als handlungsfähige Einheiten konstituiert haben, bevor in ihrem Namen Sanktionen verhängt werden können“ (ebd.). Da für HABERMAS aber ein „tief verwurzeltes Kollektivbewusstsein [...], das für die Identität von Gruppen konstitutiv ist“ (ebd.), unumgänglich ist, führt er DURKHEIMs Gedanken in seine Überlegungen ein. Darüber hinaus ist es DURK-

HEIM, der den Versuch unternimmt, „die sakralen Wurzeln der moralischen Autorität gesellschaftlicher Normen freizulegen [...], die das konsensuelle Handeln von Interaktionsteilnehmer[n] bestimmten“ (ebd.: 75 f.). DURKHEIM spricht hier vom obligatorischen Charakter der moralischen Regel (Durkheim 1985: 94) und verknüpft diese Annahmen mit dem Begriff des Sakralen, das gleichsam „das Abgesonderte, Vereinzelte“ (ebd.: 126) sei. Beides, die moralische Regel und das Sakrale, fordern eine Haltung, die sich durch Hingabe und Selbstentäußerung (vom Profanen) darstellt. „Aus den *strukturellen Analogien des Heiligen und des Moralischen* schließt Durkheim auf eine sakrale Grundlage der Moral“ (Habermas 1981b: 79; Herv. i. Orig.). Nur durch die Verknüpfung der Moral mit dem Religiösen ist es die Moral, die uns begegnet, und DURKHEIM als auch WEBER haben die Frage gestellt, ob denn eine säkularisierte Moral überhaupt Bestand haben könne. Die „kollektive Person“ (ebd.: 81) beschreibt die Leerstelle, die HABERMAS bei MEAD vorfindet, nämlich, dass Gruppenmitglieder sich zu einem Kollektiv, zu einer Gesellschaft zugehörig fühlen und somit etwas assoziieren, was „über das Bewusstsein der individuellen Personen hinausreicht und ihm doch zugleich immanent ist“ (ebd.). Es entsteht das, was DURKHEIM als „Kollektivbewusstsein“ bezeichnet, nämlich die „Gesamtheit der gesellschaftlich imponierten Vorstellungen [...], die von allen Mitgliedern der Gesellschaft geteilt werden“ (ebd.: 85) und dafür sorgen, dass sich eine „Kollektive Identität“ (ebd.) herausbildet, auf Grundlage eines normativen Konsenses – der allerdings nicht erzielt wurde, sondern gleichsam schon immer vorhanden ist. HABERMAS wird später vom Wissensvorrat sprechen, der jedem Mitglied einer Gruppe innewohnt.

Auch DURKHEIMs Annahmen sind es, die den Begriff der Institutionen mit in HABERMAS Überlegungen bringen, spricht DURKHEIM doch davon, dass alle großen Institutionen aus dem Geist der Religionen (vgl. Durkheim 1981: 561) geboren seien. Nur durch das Medium des kommunikativen Handelns ist es möglich, den Zusammenhang zwischen „normativem Konsens, Weltbild und Institutionensystem“ (ebd.: 90) zu erklären. Durch Situationsdeutungen, durch die Weitergabe von symbolischem Wissen entsteht kulturelles Wissen, „das sich ebenso auf kognitive wie auf sozialintegrative Erfahrungen stützt“ (ebd.). Es scheint so zu sein, als ob das Individuum in zwei heterogene Bestandteile zerfalle: einerseits in einen Teil, welcher als nicht-sozialisiert zu verstehen und Eigeninteressen und Selbsterhaltungsimperativen unterworfen sei, und zum anderen in einen moralischen Teil, der von der Gruppenidentität geprägt sei. Der Mensch sei also als individuelles *und* als soziales Wesen zu verstehen. Interessant ist bei diesem Gedanken, der das Sakrale und das Profane auf das Individuum überträgt, dass die Identität des Einzelnen erst durch die Verinnerlichung von Merkmalen der kollektiven Identität entstehe, und „es stimmt also nicht, wenn wir glauben, um so persönlicher zu sein, je individualistischer wir sind“ (Durkheim 1981: 369). Durch seine Kritik an DURKHEIM, dem er unterstellt, dass die „Leidenschaften“ das einzige Prinzip der Individuie-

rung und die kulturellen Hintergründe nicht ausschlaggebend für diesen Prozess seien (Habermas 1981b: 92), versucht er der Frage nachzugehen, „wie das kommunikative Handeln zwischen dem rituell gehegten Fundus gesellschaftlicher Solidarität einerseits, geltenden Normen und persönlichen Identitäten andererseits vermittelt“ (ebd.: 118).

4.3.3. Synthese der beiden Ansätze

HABERMAS bezieht die beiden Ansätze von MEAD und DURKHEIM aufeinander mit dem Ziel, „hypothetisch einen Ausgangszustand zu konstruieren, an dem sich ablesen lässt, was die Umstellung auf ein institutionell zunächst eng umschriebenes kommunikatives Handeln für den Hominisationsprozeß bedeutet, und *warum die sprachliche Vermittlung dieses normengeleiteten Handelns den Anstoß zur Rationalisierung der Lebenswelt gegeben haben könnte*“ (ebd.: 132; Herv. i. Orig.). Hierbei bedient sich HABERMAS eines gedanklichen Experiments, bei dem er die Gesellschaft in zwei Teile unterteilt: einen „sakralen Bereich, der einer sprachlichen Vermittlung der rituellen Praxis noch nicht *bedarf*, und eine[n] profanen Bereich, der eine mit eigener Dynamik ausgestattete sprachliche Vermittlung der Kooperation noch nicht *zuläßt*“ (ebd.: 132 f.; Herv. i. Orig.). HABERMAS versucht die Transformation von einer Gesellschaft, die im Sakralen verankert ist, hin zu einer Kommunikationsgesellschaft zu erklären, bei der sich der religiöse Grundkonsens auflöst zugunsten eines Kollektivs, weg von einer *mechanischen Solidarität* (ebd.: 127), die dazu führt, dass die Mitglieder einer Gesellschaft „aneinander assimiliert, ihre eigene Identität fast vollständig der kollektiven entleihen“ (ebd.) hin zu einer organischen Solidarität (ebd.), die kooperativ im Konsens erzielt werden muss. Dieser Prozess gehe mit einer Aufwertung des einzelnen Individuums einher, die er als „quasireligiös“ (ebd.: 129) bezeichnet und einen fortschreitenden Individuierungsprozess beschreibt. Einerseits spricht er also in Anlehnung an DURKHEIM davon, dass sich die Individuen innerhalb einer postmodernen Gesellschaft ausdifferenzieren und einzigartige Identitäten entwickeln sowie persönliche Autonomie (ebd.), andererseits aber im Rahmen dieser „*Tendenz zum Rationalen*“ (Habermas 1981b: 130; Herv. i. Orig.) eine neue Form von Solidarität entwickeln müssen, die sich eben nicht mehr auf überlieferte Moralansichten im Rahmen einer religiösen oder sakralen Historie bezieht. Diese Überlieferungen und für alle geltenden Ansichten und Vorgaben inklusive Sanktionen wären in archaischen Gesellschaften notwendig, um das Überleben der jeweiligen Gesellschaft zu sichern, verlieren aber immer mehr an Halt und Notwendigkeit in modernen bzw. postmodernen Gesellschaften. Dies erfordert vom einzelnen Individuum große Anstrengungen und Mitwirkung, da der Konsens außerhalb des Sakralen kooperativ hergestellt werden muss und „eine

kommunikativ vermittelte Anwendung von Handlungsnormen [...] darauf angewiesen [ist], dass die Beteiligten zu gemeinsamen Situationsdefinitionen gelangen, welche sich zugleich auf die objektiven, die normativen und die subjektiven Ausschnitte der jeweiligen Handlungssituation beziehen“ (ebd.: 137). Dies *kann* seines Erachtens nur über das Medium Sprache gelingen, die in Form kommunikativer Akte „die Steuerung sozialer Interaktion [zu] übernehmen und Funktionen der gesellschaftlichen Reproduktion, der Erhaltung sozialer Lebenswelten [zu] erfüllen“ (ebd.: 132) in der Lage ist und „dadurch zu einem Medium wird, über das sich kulturelle Reproduktion, soziale Integration und Sozialisation vollziehen“ (ebd.). In archaischen Gesellschaften, so HABERMAS weiter, sei der „religiöse Kult so etwas wie eine *totale Institution*“ (ebd.: 134; Herv. i. Orig.), die dazu führe, dass das Individuum eine „bloße Reduplikation der Gruppenidentität“ (ebd.: 138) sei; das kommunikative Handeln jedoch ermögliche einen gewissen Spielraum für die Individuierung und das Maß der Zurechnungsfähigkeit sowie der Autonomie. Sowohl MEAD als auch DURKHEIM sehen in diesen Tendenzen eine Rationalisierung der Gesellschaft; MEAD spricht sogar von der „idealen Gesellschaft“ (ebd.: 139), die ihre soziale Integration vollständig von sakralen Grundlagen loslöst und gänzlich auf dem kommunikativen Konsens basiere. Was bedeutet aber diese Annahme? Der rhetorisch bestausgebildete Redner kann sich und seine Argumente überzeugend anbringen? Müssen die Interessen aller berücksichtigt werden? Geht es darum, ein gemeinschaftliches, ein allgemeines Interesse geltend zu machen? Die Fragen machen klar, dass Moral und moralisches Handeln keine Privatangelegenheit sind, sondern dass „die eigene Tat so beschaffen ist, wie man sich wünscht, daß jedermann unter den gleichen Umständen handelte“ (Mead 1969: 431), was letztlich dazu führt, „*dass die unparteiische Berücksichtigung aller berührten Interessen*“ (Habermas 1981b: 144; Herv. i. Orig.) Voraussetzung sein muss, will man zu einem Urteil kommen, das wertneutral ist. Interessen, Neigungen und Motive sowie Handlungsziele haben aber nicht nur subjektive Färbungen, sondern auch immer eine intersubjektive Komponente, da sie im „Lichte einer kulturellen Überlieferung interpretiert“ (ebd.: 146) werden, aber eben in diesem Lichte überhaupt erst entstehen können. Es handelt sich nicht nur um Überlieferungen im eigentlichen Verständnis des Wortes, sondern auch um gemachte und geteilte Erfahrungen, da wir als Menschen, als soziale Wesen immer in einem Verhältnis zu anderen leben und uns in dieser Relation interpretieren, konstruieren und rekonstruieren. MEAD beschreibt dies sehr plastisch: „Sogar wenn eine Person ganz allein ist, weiß sie, daß die Erfahrung, die ihr aus der Natur, aus der Freude über ein Buch erwächst – Erfahrungen also, die wir als rein individuell ansehen mögen – sehr vertieft würden, wenn sie mit anderen geteilt werden könnten.“ (Mead 1968: 436). Somit lebt sie immer mit anderen, erinnert sich an Vergangenes, imaginiert Neues – der Inhalt ist also immer gesellschaftlicher Natur (vgl. Habermas 1981b: 146). Der Prozess der Transformation hin zu einer rationalen, zu einer idealen (Kommunikations-)Gesellschaft ist nach HABERMAS aber

nicht nur das „Modell für eine unparteiische, rationale Willensbildung“ (ebd.: 147), sondern auch „das Modell eines nicht-entfremdeten kommunikativen Umgangs, der im Alltag reziproke Spielräume für eine spontane Selbstdarstellung gewährt und gegenseitige Empathie verlangt“ (ebd.: 147 f.). Dies scheint mir in Bezug auf die zu untersuchende Zielgruppe von einer gewissen Bedeutsamkeit zu sein, da hier ein bestimmtes Maß an „Expressivität“ vorhanden zu sein scheint, das sich eben nur durch die Anwendung des kommunikativen Handelns darstellen lässt. Eine vollständig individuierte Person kann sich erst durch das Zusammenspiel dieser beiden Varianten entwickeln, indem sie „sich innerhalb eines universalistischen Bezugsrahmens [...] orientieren, d. h. autonom [...] handeln“ (ebd.: 148) lernt und andererseits lernt, „ihre Autonomie, die sie mit allen übrigen moralisch handelnden Subjekten gleichmacht, einzusetzen, um sich in ihrer Subjektivität und Einzigartigkeit zu entfalten“ (ebd.). Das Subjekt muss sich, so HABERMAS in Anlehnung an MEAD, „von den Fesseln eingewöhnter, konkreter Lebensverhältnisse“ (ebd.) lösen, um eben diese beiden Aspekte auszubilden und so die „Eigenheiten zu entwickeln, die ihn individualisieren“ (Mead 1968: 375). Anders ausgedrückt: Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung sind die beiden Aspekte, die das Individuum erreichen kann, wenn es sich aus den Fesseln des Sakralen löst und sich auf das kommunikative Handeln einlässt. Aber auch hier gilt das Gleiche, was ich bereits in Bezug auf BECK behauptete, nämlich die Verschiebung der Verantwortung für das eigene Leben auf das einzelne Individuum, was letztlich auch zu einem Scheitern führen kann. Die Religion und das Sakrale, wie es HABERMAS in Anlehnung an DURKHEIM ausführlich beschreibt, geben den Menschen Hoffnung und Sicherheit. In der idealen, rationalen Gesellschaft aber bedeutet dies für das einzelne Individuum, die eigene Biographie zu übernehmen und zu verantworten, um so „in den narrativ eingeholten Spuren der eigenen Interaktion auf sich selbst zurückzukommen. Nur wer seine Lebensgeschichte *übernimmt*, kann in ihr die Verwirklichung seiner selbst anschauen. Eine Biographie verantwortlich übernehmen heißt, sich darüber klarzuwerden, *wer man sein will*“ (Habermas 1981b: 151; Herv. i. Orig.) im Sinne einer qualitativen Identifizierung (ebd.: 155). Letzteres beinhaltet den Aspekt der Selbstverwirklichung, wie er auch von den jungen erwachsenen Wohnungslosen m. E. zum Ausdruck kommt. In den Gesprächen, die in Anlehnung an GIRTLERS ero-epischen Gespräche geführt wurden, haben sich die Befragten häufig in Rollen dargestellt, wie sie sich sehen und wie sie gerne gesehen werden möchten. In Anlehnung an MEAD könnte man an den Beispielen sehr deutlich aufzeigen, dass es einen großen Unterschied zwischen der zugeschriebenen Identität (das *Heimkind*, der *Wohnungslose*, der *Schulverweigerer*, der *Maßnahmenabbrecher*) und der in eigener Regie behaupteten Identität (der *harte Hund*, der *Checker*, der *Rollenspieler*) gibt. Aber im Gegensatz zu moralischen Entscheidungen, die ein Individuum in Bezug auf seine Existenz in der Gesellschaft treffen muss, kann die „Antwort auf die Frage, wer man sein will, nicht im Sinne einer moralischen Entscheidung rational sein“ (ebd.: 167).

Vielmehr stecke in dieser Frage ein „unauflösliches Moment von Willkür“ (ebd.), so HABERMAS. Das Individuum kann seine Biographie also nicht verneinen oder bejahen wie eine Norm, deren Anspruch zur Diskussion steht, sondern nimmt, „wie originell und schöpferisch er in seinem Denken oder Verhalten auch sein mag, immer und notwendigerweise eine bestimmte Beziehung zum allgemein organisierten Verhaltens- oder Tätigkeitsmuster ein und reflektiert es in der Struktur seiner eigenen Identität oder Persönlichkeit, ein Muster, das den gesellschaftlichen Lebensprozess manifestiert, in den er eingeschaltet ist und dessen schöpferischer Ausdruck seine Identität oder Persönlichkeit ist“ (Mead 1969: 266). Rationale Überlegungen können sich in diesem Verständnis nur an den Maßstäben des Glücks und des Gelingens orientieren, die wir intuitiv als Bewertungsrahmen unseres Lebens heranziehen.

Von MEAD und DURKHEIM übernimmt HABERMAS auch die strukturellen Komponenten der Lebenswelt, die im Kollektivbewusstsein eng verwoben sind: Kultur, Gesellschaft und Person. Im Rahmen der kommunikativen Rationalisierung der Lebenswelt, die MEAD als evolutionäre Trends (Habermas 1981b: 164) bezeichnet, komme es zu einer Veränderung, die sich darin zeige, „dass die Fortsetzung von Traditionen, der Bestand legitimer Ordnungen und die Kontinuität der Lebensgeschichte einzelner Personen immer stärker von Einstellungen abhängig werden, die im Falle ihrer Problematisierung auf Ja/Nein-Stellungnahmen zu kritisierbaren Geltungsansprüchen verweisen“ (ebd.). Und doch, so HABERMAS, vernachlässige MEAD zu sehr, die „materielle Reproduktion der Gesellschaft, die Sicherung ihres physischen Bestandes nach außen wie nach innen [...] Ökonomie, Kriegsführung, Kampf um politische Macht, das Absehen von der Dynamik zugunsten der Logik gesellschaftlicher Entwicklung“ (ebd.: 169). Die Reproduktionszwänge des Gesellschaftssystems, „die durch die Handlungsorientierungen der vergesellschafteten Individuen *hindurchgreifen*“ (ebd.; Herv. i. Orig.), lassen sich nach HABERMAS nur durch die Einführung einer „*Systemgeschichte*“ (ebd.; Herv. i. Orig.) erklären bzw. aufbrechen. Hier *bedient* sich HABERMAS wiederum bei DURKHEIM und dessen Auffassung einer „strukturellen Differenzierung gesellschaftlicher Systeme“ (ebd.: 173) und der damit einhergehenden „gesellschaftlichen *Arbeitsteilung*“ (ebd.; Herv. i. Orig.), die Grundlage für die Konstitution der Lebenszusammenhänge in modernen Gesellschaften sei (ebd.: 175). Integration vollzieht sich demnach nicht mehr über ein normatives Grundverständnis, sondern über den „*systematischen Zusammenhang funktional spezifizierter Handlungsbereiche*“ (ebd.; Herv. i. Orig.). Im Rückgriff auf HERBERT SPENCER, der den einheitsstiftenden Charakter der Arbeitsteilung innerhalb einer Gesellschaft mithilfe des Marktes erklärt, über den sich Tauschbeziehungen herstellen, stellt DURKHEIM die Frage, ob dieses Band der Tauschbeziehungen denn wirklich stark genug sei, um eine Gesellschaft zusammenzuhalten. Vielmehr brauche es seiner Ansicht nach Werte und Normen, welche die „organische Form der gesellschaftlichen Solidarität“ sicher[n]“

(ebd.: 177), da der Markt alleine nicht in der Lage sei, ein Kollektivbewusstsein, wie es in archaischen Gesellschaften vorhanden ist, zu ersetzen. Vielmehr verweist DURKHEIM auf die „Ausbildung einer integrationswirksamen eigenständigen Moral“ (ebd.: 178) – allerdings bezweifelt HABERMAS, dass es eine solche Entwicklung gäbe: „Die Ausdifferenzierung des hochkomplexen marktwirtschaftlichen Systems zerstört die traditionellen Formen der Solidarität, ohne gleichzeitig normative Orientierungen hervorzubringen, die eine organische Form der Solidarität sichern könnten.“ (ebd.). Daher schlägt er vor, dass es eine „Unterscheidung zwischen einer sozialen, an den Handlungsorientierungen ansetzenden, und der systemischen, durch die Handlungsorientierungen hindurchgreifenden Integration der Gesellschaft“ (ebd.: 179) geben müsse, da die beiden Ansätze von MEAD und DURKHEIM, „die Gesellschaft aus der Teilnehmerperspektive handelnder Subjekte als *Lebenswelt einer sozialen Gruppe*“ (ebd.; Herv. i. Orig.) konzipiere, Gesellschaft aber aus der „Beobachterperspektive eines Unbeteiligten nur als ein *System von Handlungen* begriffen werden“ (ebd.; Herv. i. Orig.) kann. HABERMAS denkt Gesellschaften gleichzeitig als System und als Lebenswelt.

4.3.4. HABERMAS' Lebensweltbegriff

Zunächst versteht HABERMAS Handeln als das Bewältigen von Situationen. Kommunikatives Handeln beinhaltet zwei Aspekte: den teleologischen Aspekt der Verwirklichung von Zwecken und den kommunikativen Aspekt der Auslegung der Situation und der Erzielung eines Einverständnisses. Im kommunikativen Handeln verfolgen die Beteiligten ihre Pläne auf der Grundlage einer gemeinsamen Situationsdefinition einvernehmlich (Habermas 1981b: 193). Hier geht es vor allem darum, das Risiko der fehlschlagenden Verständigung (Dissens, Missverständnis) und das Risiko des Misserfolgs abzuwenden (ebd.).

Danach greift er die phänomenologischen Überlegungen von HUSSERL und SCHÜTZ zunächst auf, um sie dann in seiner Theorie des kommunikativen Handelns auszuarbeiten. So führt er HUSSERLs Ansatz von der monologischen Subjektivität zur dialogischen Intersubjektivität. Behaupten SCHÜTZ und LUCKMANN noch, dass die Subjekte auf eine „im Wissensvorrat angelegte[] Typik“ (Schütz/Luckmann 2017: 313) zurückgreifen und so „jede Situation mit Hilfe des Wissensvorrats“ (ebd.) definieren und bewältigen, reduziert HABERMAS diesen Ansatz darauf, dass SCHÜTZ und LUCKMANN „die Strukturen der Lebenswelt nicht im direkten Zugriff auf die Strukturen sprachlich erzeugter Intersubjektivität, sondern in der Spiegelung des subjektiven Erlebens einsamer Aktoren erfassen“ (Habermas 1981b: 198). Daher schlägt er vor, den Begriff der Lebenswelt als Komplementärbegriff zum kommunikativen

ven Handeln einzuführen. „Kommunikatives Handeln stützt sich auf einen kooperativen Deutungsprozess, indem sich die Teilnehmer auf etwas in der objektiven, der sozialen und der subjektiven Welt zugleich beziehen, auch wenn sie in ihrer Äußerung thematisch *nur eine* der drei Komponenten *hervorheben*“ (Habermas 1981b: 184; Herv. i. Orig.). Verständigung heißt hier: Die Kommunikationsteilnehmer einigen sich über die Gültigkeit einer Äußerung. Es kommt zu einer Einigung, zu einem Einverständnis. Situationen müssen allerdings gemeinsam definiert werden, sofern sie verständigungsorientiert handeln. Nur wenn sich die Situationsdefinitionen ausreichend überlappen, bilden sie den Hintergrund einer kommunikativen Äußerung: „Mit jeder gemeinsamen Situationsdefinition bestimmen sie den Grenzverlauf zwischen äußerer Natur, Gesellschaft und innerer Natur“ (ebd.: 186). Es gibt Dinge, die nicht relevant sind für die Situation, allerdings kann sich der situationsrelevante Ausschnitt der Lebenswelt verändern. Im Vorgriff auf WINKLERs Überlegungen zu Situationen ist der Aspekt der gemeinsamen Definition der Situation kein unwesentlicher, bringt er doch an dieser Stelle zum Ausdruck, dass es sich bei Kommunikation im Idealfall um einen herrschaftsfreien Diskurs handelt. In der Sozialen Arbeit mit Menschen, aber auch in der Bildungsarbeit, ist es m. E. so, dass häufig eine Asymmetrie besteht zwischen der pädagogischen Fachkraft und der bzw. dem Adressat*in. Lebenswelt ist für HABERMAS also das, „was für die handelnden Individuen als Hintergrund ihres Handelns immer vorhanden, ihnen jedoch meistens nicht bewusst ist. Lebenswelt ist ein Konglomerat unserer sozialen Herkunft, unserer früheren und gegenwärtigen Gruppenzugehörigkeiten [...] – allgemein unseres früheren und jetzigen Umfeldes“ (Treibel 2006: 173). Somit teilen sich die Angehörigen „sozialer Kollektive [...] normalerweise eine Lebenswelt“ (Habermas 1981b: 185). Heute würde man wahrscheinlich eher von Milieus sprechen, zu denen Gruppen aufgrund ihrer sozialen Herkunft, ihres Lebensstils sowie ihrer Werte und Normen zusammengefasst werden. Indem sich die Handelnden ihres lebensweltlichen Wissens sicher sein können, ohne es ständig thematisieren und problematisieren zu müssen, und sämtliche Handlungen und Orientierungen in ihrer Lebenswelt koordiniert werden, leistet eben diese Lebenswelt die gesellschaftlich fundamentale Sozialintegration. Es handelt sich also um den selbstverständlichen Hintergrund des kommunikativen Handelns und bildet somit den Komplementärbegriff zu diesem: „[D]ie Lebenswelt ist gleichsam der transzendente Ort, an dem sich Sprecher und Hörer begegnen; wo sie reziprok den Anspruch erheben können, dass ihre Äußerungen mit der Welt (der objektiven, der sozialen oder der subjektiven Welt) zusammenpassen; und wo sie diese Geltungsansprüche kritisieren und bestätigen, ihren Dissens austragen und Einverständnis erzielen können.“ (Habermas 1981b: 192). SCHÜTZ hebt drei Momente hervor, nämlich die naive Vertrautheit mit einem problemlos gegebenen Hintergrund, die Gültigkeit einer intersubjektiv geteilten Welt sowie den totalen und unbestimmten und eingrenzenden Charakter der Lebenswelt (ebd.: 198). Die naive Vertrautheit finden wir als schlicht gegeben vor. Die Bestand-

teile der Lebenswelt, mit denen wir naiv vertraut sind, haben nicht den Status von Tatsachen, Normen oder Erlebnissen. Alle Bestandteile müssen viel eher in Frage gestellt werden können (ebd.: 199). Die Intersubjektivität bedeutet, dass meine „Lebenswelt von Anfang an nicht meine Privatwelt, sondern intersubjektiv“ (ebd.: 200) ist. HABERMAS geht davon aus, dass der relevante Ausschnitt der Lebenswelt den Status einer zufälligen Wirklichkeit hat und auch anders interpretiert werden könnte. „Situationen wechseln, aber die Grenzen der Lebenswelt lassen sich nicht transzendieren. Die Lebenswelt bildet die Umgebung, in der sich Situationshorizonte verschieben, erweitern oder verengen“ (Habermas 1981b: 201). „Für Angehörige bildet die Lebenswelt einen nicht hintergehbaren und prinzipiell unerschöpflichen Kontext. Deshalb kann sich jedes Situationsverständnis auf ein globales Vorverständnis stützen. Jede Situationsdefinition ist ein Auslegen innerhalb eines Rahmens von bereits Ausgelegtem...“ (ebd.). Eine Verständigung versteht HABERMAS als Einverständnis im Sinne einer gegenseitigen Anerkennung des jeweiligen Geltungsanspruchs der Sprecher*innen, d. h. Anerkennung aller Geltungsansprüche. Hier unterscheidet er zwischen der Wahrheit einer Behauptung, Wahrhaftigkeit der Sprecher*in und normativer Gültigkeit der Äußerung (ebd.: 184 f.). HABERMAS übernimmt diese Dimensionen von WEBER, der von faktischer Wahrheit, persönlicher Authentizität und normativer Richtigkeit gesprochen hat. Verständigung bedeutet also ein Aushandeln zwischen den Teilnehmer*innen vor dem Hintergrund der gemeinsamen Lebenswelt.

In seinen Überlegungen zur Lebenswelt geht HABERMAS auch davon aus, dass es sich hier um einen „kulturell überlieferten und sprachlich organisierten Vorrat an Deutungsmustern“ (Habermas 1981b: 189) handelt, der die Angehörigen einer Gruppe mit einem Wissensvorrat versorgt, der als unproblematische, gemeinsam als garantiert unterstellte Hintergrundüberzeugungen fungiert (ebd.: 191). Die Beteiligten können so bewährte Situationsdefinitionen benutzen oder neue aushandeln: „Die Kommunikationsteilnehmer finden den Zusammenhang zwischen objektiver, sozialer und subjektiver Welt, dem sie jeweils gegenüberstehen, bereits inhaltlich interpretiert vor“ (ebd.). Er geht weiterhin davon aus, dass es in der kommunikativen Alltagspraxis „keine schlechthin unbekanntes Situationen [gibt]. Auch neue Situationen tauchen aus einer Lebenswelt auf, die aus einem immer schon vertrauten kulturellen Wissensvorrat aufgebaut ist“ (ebd.). Die so kommunikativ Handelnden bewegen sich also stets innerhalb des Horizontes ihrer Lebenswelt, aus dem sie auch nicht heraustreten können. In Bezug auf die hier zu untersuchende Zielgruppe finde ich die Aussage HABERMAS, es gäbe keine „schlechthin unbekanntes Situationen“ (ebd.) zumindest fragwürdig; nach WINKLER entstehen in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen (vor allem im stationären Kontext) durchaus neue, also unbekanntes, Situationen zwischen Erzieher*in und Zögling – und zwar sowohl für den bzw. die Eine*n wie für den bzw. die Andere*n, je nachdem wer die

Situation initiiert. Die Auflösung liegt möglicherweise darin, dass die Adressat*innen und die Fachkräfte keine gemeinsame Lebenswelt teilen. Gerade in der Arbeit mit als schwierig zu erreichenden Jugendlichen und jungen Erwachsenen gibt es m. E. häufig keinen unproblematischen und gemeinsamen Hintergrund für kommunikatives Handeln.

Die Lebenswelt ist aber nicht nur die Grundlage für die Verständigung, indem sie den selbstverständlichen, „unproblematischen, gemeinsam als garantiert unterstellten“ (Habermas 1981b: 191) Hintergrund für kommunikatives Handeln bildet. Sie ist auch der Ort, an dem die Selbstreproduktion und Selbstinterpretation einer sozialen Gruppe stattfindet. HABERMAS unterscheidet diese Vorgänge in die kulturelle Reproduktion, die soziale Integration und die Sozialisation. Soziale Integration meint eine Konstruktion von Gesellschaft als Lebenswelt: „Sie bindet die sozialwissenschaftliche Analyse an die Binnenperspektive von Angehörigen sozialer Gruppen und verpflichtet sie dazu, das eigene Verständnis hermeneutisch an das Verständnis der Teilnehmer anzuschließen. Die Reproduktion der Gesellschaft erscheint dann als Erhaltung symbolischer Strukturen einer Lebenswelt“ (Habermas 1981b: 226). So erscheint Lebenswelt aus der Perspektive von Teilnehmenden zunächst als horizontbildender Kontext von Verständigungsprozessen (ebd.: 205) und ist zunächst nicht unmittelbar für theoretische Zwecke brauchbar. Hierfür empfiehlt sich nach HABERMAS eher das Alltagskonzept der Lebenswelt, „mit dessen Hilfe kommunikativ Handelnde sich und ihre Äußerungen in sozialen Räumen und historischen Zeiten lokalisieren und datieren“ (ebd.: 206). So erzählen Menschen auch auf dem Kontext ihrer Lebenswelt. Kollektive erhalten so ihre Identität nur in dem Maße, „wie sich die Vorstellungen, die sich die Angehörigen von ihrer Lebenswelt machen, hinreichend überlappen und zu unproblematischen Hintergrundüberzeugungen verdichten“ (ebd.: 206). HABERMAS geht davon aus, dass man an der Grammatik einer Erzählung ablesen kann, wie wir Zustände und Ereignisse beschreiben und erklären. Hier liegt ein Alltagskonzept von Lebenswelt als kognitives Bezugssystem zugrunde. Während narrative Darstellungen sich auf Innerweltliches beziehen, soll die theoretische Darstellung die Reproduktion der Lebenswelt selbst erklären. Kommunikatives Handeln dient unter dem funktionalen Aspekt der Verständigung der Tradition bzw. Tradierung und Erneuerung kulturellen Wissens, unter dem Aspekt der Handlungskoordination dient es der sozialen Integration und der Herstellung von Solidarität und unter dem Aspekt der Sozialisation der Ausbildung von personalen Identitäten (ebd.: 208). Die symbolischen Strukturen der Lebenswelt reproduzieren sich, indem sie gültiges Wissen weitergeben, Gruppensolidarität stabilisieren und zurechnungsfähige Akteure heranbilden. So werden die o. g. Prozesse an bestehende Zustände der Lebenswelt angeschlossen: die kulturelle Reproduktion (Bedeutungen und Inhalte über kulturelle Überlieferung), soziale Integration (im sozialen Raum) und die Sozialisation (historische Zeit zwischen den Generationen). Diesen Vorgängen weist er die

strukturellen Komponenten der Lebenswelt Kultur, Gesellschaft und Person zu (ebd.: 209). Bestehende Institutionen werden so legitimiert, Verhaltensmuster und Erziehungsziele werden erreicht, es kommt zu einer sozialen Zugehörigkeit für das Individuum und bei einer fest ausgebildeten Persönlichkeit werden gesellschaftskonforme Handlungen ausgeübt, d. h. es gibt eine Übernahme von Werten und Normen, die gesamtgesellschaftlich anerkannt sind. Kommt es allerdings zu einer Störung in der sozialen Integration und Vergesellschaftung, also in den einzelnen Reproduktionsprozessen, so hat dies auch Auswirkungen auf die strukturellen Komponenten. Ein Sinnverlust der Kultur kann zu einem Legitimationsverlust der Institutionen führen und so auch zu einer Orientierungskrise beim Individuum. Hier würde ich zum Teil auch die jungen erwachsenen Wohnungslosen verorten, die mit Orientierungskrisen zu kämpfen haben. Psychopathologien können zu einem Traditionsabbruch mit der Kultur und der Gesellschaft führen, der sich auch in einer Entfremdung äußern kann. Verständigungsorientiertes Handeln ist für die Reproduktion der Lebenswelt insofern immanent, da sich die drei Reproduktionsprozesse und die drei strukturellen Komponenten bedingen und beeinflussen und Gesellschaft nur als Ganzes zu denken ist. Je weiter diese Komponenten und Prozesse „ausdifferenziert werden, umso mehr treten die Interaktionszusammenhänge unter Bedingungen einer rational motivierten Verständigung, also einer Konsensbildung, die sich *letztlich* auf die Autorität des besseren Arguments stützt“ (ebd.: 218; Herv. i. Orig.), zutage. HABERMAS argumentiert hier mit MEADs utopischen Entwurf des universellen Diskurses, hinter dem „die allgemeinere Idee eines Zustandes [steht], wo die Reproduktion der Lebenswelt nicht mehr nur durch das Medium verständigungsorientierten Handelns *hindurchgeleitet*, sondern den Interpretationsleistungen der Akteure selber *aufgebürdet* wird.“ (ebd.: 218 f.; Herv. i. Orig.) und somit gleichsam auf eine idealisierte Lebenswelt hinweist. Konflikte träten dann nicht mehr „hinter der Maske eines rational undurchdringlichen normativen Grundverständnisses“ auf, sondern „unter ihrem eigenen Namen“ (ebd.: 219). Die Ausdifferenzierung von Kultur, Gesellschaft und Persönlichkeit als Arten des lebensweltlichen Wissens ist ein interessantes Konstrukt, bei dem sich die einzelnen Dimensionen jeweils aufeinander beziehen, was aber nicht nur zu gelingenden Prozessen innerhalb einer Gesellschaft führen kann, sondern auch zu Anomien, wie es HABERMAS nennt, die auch dadurch entstehen, dass „Prozesse der Systemdifferenzierung auf die Lebenswelt einwirken und gegebenenfalls deren symbolische Reproduktion stören“ (ebd.: 222). Hier kann es auch zu Entfremdungen und Sinnverlust kommen. Die drei Arten lebensweltlichen Wissens, also Kultur, Gesellschaft und Persönlichkeit, setzt HABERMAS in Beziehung zu den bereits o. g. Geltungsansprüchen: So stehe die Kultur für den sprachlichen Wahrheitsanspruch, Gesellschaft als normative Ordnung für den sprachlichen Richtigkeitsanspruch und die Persönlichkeit für den sprachlichen Wahrhaftigkeitsanspruch, was letztlich im kommunikativen Handeln dazu führt, dass sich Bezüge zwischen Welt und Sprache ergeben: So kann ein Redner sich ob-

jektivierend auf Normen der Gesellschaft beziehen oder den Wahrheitsgehalt einer wahrhaftigen Aussage eines zweiten Redners bestreiten. HABERMAS geht von einer sehr idealtypischen Ausgangslage aus, wobei sein Lebensweltbegriff auf drei Fiktionen basiert: auf der Autonomie der Handelnden, der Unabhängigkeit der Kultur von äußeren Zwängen und der vollständigen Transparenz von Kommunikation für die Beteiligten (ebd.: 224). Diese Fiktionen sind zu durchschauen, wenn man die Identifikation von Gesellschaft und Lebenswelt auflöst (ebd.: 225). Zwingend seien sie nur solange, wie man annimmt, dass sich die Integration der Gesellschaft allein unter den Prämissen verständigungsorientierten Handelns vollzieht (ebd.). Tatsächlich werden zielgerichtete Handlungen nicht nur über Prozesse der Verständigung koordiniert, sondern auch über funktionale Zusammenhänge, die von ihnen nicht intendiert sind und meist auch nicht wahrgenommen werden (ebd.: 226). „In kapitalistischen Gesellschaften ist der Markt das wichtigste Beispiel für eine normfreie Regelung von Kooperationszusammenhängen. Der Markt gehört zu den systemischen Mechanismen, die nicht-intendierte Handlungszusammenhänge über die funktionale Vernetzung von Handlungsfolgen stabilisieren, während der Mechanismus der Verständigung der Handlungsorientierungen der Beteiligten aufeinander abstimmt“ (Habermas 1981b: 226; Herv. i. Orig.). HABERMAS unterscheidet deshalb zwischen Sozial- und Systemintegration, bei der die eine an den Handlungsorientierungen ansetzt, durch die die andere hindurchgreift. Bei der Sozialintegration geht Integration vom kommunikativen Handeln aus und konstruiert Gesellschaft als Lebenswelt. Sie bindet die sozialwissenschaftliche Analyse an die Binnenperspektive von Angehörigen sozialer Gruppen und verpflichtet sie dazu, das eigene Verständnis hermeneutisch an das Verständnis der Teilnehmer*innen anzuschließen. Die Reproduktion der Gesellschaft erscheint als Erhaltung symbolischer Strukturen einer Lebenswelt. Die materielle Reproduktion kommt nur aus der Perspektive der handelnden Subjekte in den Blick – „Ausgeblendet werden alle kontraintuitiven Aspekte des gesellschaftlichen Reproduktionszusammenhangs“ (ebd.: 226). Bei der Systemintegration besteht die Vorstellung, dass eine Gesellschaft nach dem Modell eines selbstgesteuerten Systems funktioniert. Sie bindet die sozialwissenschaftliche Analyse an die Außenperspektive des Beobachters und stellt uns vor das Problem, den Systembegriff so zu interpretieren, dass er auf Handlungszusammenhänge angewendet werden kann. Bei einer Gesellschaft handelt es sich nicht um ein organisches System. Die Entitäten müssen vielmehr von einem Beobachter als Lebenswelten sozialer Gruppen identifiziert werden und in ihren symbolischen Strukturen verstanden worden sein (ebd.: 227). Gesellschaft ist zunächst ein System, das Erhaltungsbedingungen soziokultureller Lebenswelten erfüllen muss. In Gesellschaften, die sich durch einen hohen Grad an Systemdifferenzierung auszeichnen, haben sich die Systemmechanismen weit von der lebensweltlichen sozialen Integration entfernt. Die Systeme sind durch ihre Entfernung zur Lebenswelt weitestgehend unabhängig von (lebensweltlichen) Normen und Werten und bilden

zweckrationale Subsysteme, die als autonome Organisationen miteinander in entsprechender Verbindung stehen. Tatsächlich werden zielgerichtete Handlungen nicht nur über Prozesse der Verständigung koordiniert, sondern auch über funktionale Zusammenhänge, die von ihnen nicht intendiert sind und meist auch nicht wahrgenommen werden: „In kapitalistischen Gesellschaften ist der Markt das wichtigste Beispiel für eine normfreie Regelung von Kooperationszusammenhängen. Der Markt gehört zu den systemischen Mechanismen, die nicht-intendierte Handlungszusammenhänge über die funktionale Vernetzung von Handlungsfolgen stabilisieren, während der Mechanismus der Verständigung die Handlungsorientierungen der Beteiligten aufeinander abstimmt“ (ebd.: 226). HABERMAS nennt neben dem Markt auch den Staat, der sich über die Medien Macht und Geld mehr und mehr verselbständigt: Der Staat und die Wirtschaft haben sich zu einem „monetär-bürokratischen Komplex“ (Kempf 2012: 116) verdichtet und sich gegenüber der kommunikativ strukturierten Lebenswelt verselbständigt. Diese Subsysteme benötigen aber einen Zugriff auf und in die Lebenswelt, die sich durch eine fortschreitende Institutionalisierung eben diesen Zugriff verschafft. So wird die fortschreitende Systemdifferenzierung auch im Bereich der Lebenswelt spürbar und sichtbar, indem zweckrationales und strategisch-instrumentelles Handeln das kommunikative und verständigungsorientierte Handeln ablösen. Dies geschieht beispielsweise über die bereits genannten Medien Geld und Macht, die ebenfalls in die Lebenswelten eingreifen und dazu führen, dass Austauschbeziehungen mit und zwischen privaten Haushalten auch über diese Medien kommunizieren. Gleichzeitig bestehen zwischen dem System und der Lebenswelt verschiedene Austauschbeziehungen, die man beispielhaft an den Subsystemen Wirtschaft und Staat verdeutlichen kann: Aus der Lebenswelt fließt die Arbeitskraft in das Subsystem Wirtschaft, dafür fließen in Form von Lohn Medien in Form von Geld aus dem Subsystem zurück in die Lebenswelt. Gleiches gilt für Steuern, die an die Verwaltung gezahlt werden, oder politische Entscheidungen, die Einfluss auf die Lebenswelt haben. Gleichzeitig entsteht etwas, das HABERMAS als soziale Evolution bezeichnet und dazu führt, dass „System und Lebenswelt [...] sich [differenzieren], indem die Komplexität des einen und die Rationalität des anderen wächst, nicht nur jeweils als System und als Lebenswelt – beide differenzieren sich auch gleichzeitig voneinander“ (ebd.: 230). Die Trennung zwischen System und Lebenswelt, wie sie HABERMAS gezogen hat, scheint aber nicht ganz trennscharf zu verlaufen bzw. relativ theoretisch zu sein, bestehen Systeme zwar einerseits aus Regeln, zugewiesenen Rollen und Hierarchien, andererseits handeln in diesen Systemen Menschen, die nicht immer rein zweckrational und erfolgsorientiert handeln. Sieht man die Soziale Arbeit als Subsystem an, so gibt es auch hier klare Regeln, Vorgaben, Hierarchien und Organisationsziele, in Bezug auf die Wohnungslosenhilfe oder Jugendhilfe etwa: Es gibt Hausordnungen, Regeln, Sanktionen bei Verstößen, eine Tagesordnung und klare Trennungen bei den Mitarbeitenden in Präsenzkräfte, Honorarkräfte und Leitungen. Die Regeln sowie die Hausord-

nung sind möglicherweise festgelegt, ebenso die Sanktionen bei Missachtung; allerdings können sich diese im Laufe der Zeit verändern, Regeln werden zwischen Bewohner*innen und pädagogischen Betreuer*innen neu verhandelt, Bezugsbetreuer*innen und Präsenzkräfte interpretieren die Regeln und die Hausordnungen unterschiedlich. Gleichzeitig haben Organisationen auch Werte und Traditionen, auf deren Basis sie fungieren und arbeiten, die aber über kommunikatives und verständigungsorientiertes Handeln entstehen und verhandelt werden. Gerade hier ist immer wieder auffällig, dass klare und starre Regeln nicht immer (um nicht zu sagen nur selten) zum Erfolg in der Arbeit mit Adressat*innen der Angebote führen. In der Arbeit mit jungen erwachsenen Wohnungslosen hat sich gezeigt, dass ein Abweichen von den gewohnten Pfaden durchaus hilfreich sein kann; eine Orientierung bzw. Anpassung an persönliche Entwicklungen, Erfahrungen, an die jeweilige Persönlichkeitsstruktur führen dazu, dass hier m. E. eher Erfolge erzielt werden können. D. h. eine zweckrationale und erfolgsorientierte Kommunikation, wie man es von einem Subsystem erwarten würde bzw. sollte, würde hier m. E. eher zu Misserfolgen führen. Mit Verweis auf BAUMANN und RÄTZ-HEINISCH, auf die ich später noch ausführlich eingehen werde, ist ein kommunikatives Handeln erfolgsversprechender.

Um soziale Phänomene und Prozesse aber angemessen betrachten zu können, hat HABERMAS das Modell einer Gesellschaftstheorie eingeführt, die System- und Lebensweltperspektive verbindet: Die „eine setzt an den Handlungsorientierungen an, durch die die andere hindurchgreift.“ (Habermas 1981b: 226). Somit ist ein und das gleiche theoretische Gebilde System und Lebenswelt zugleich. Verstünde man die Integration der Gesellschaft ausschließlich als Systemintegration⁷³, würde dies ein Gesellschaftsmodell in Form eines selbstgesteuerten Systems implizieren. System und Lebenswelt dagegen bedingen sich gegenseitig, „die Institutionen, die Steuerungsmechanismen wie Geld und Macht in der Lebenswelt verankern, kanalisieren entweder die Einflussnahme der Lebenswelt auf die formal organisierten Handlungsbereiche oder umgekehrt die Einflussnahme des Systems auf kommunika-

⁷³ Habermas unterscheidet zwischen Sozial- und Systemintegration, bei der die eine an den Handlungsorientierungen ansetzt, durch die die andere hindurchgreift. Bei der Sozialintegration geht der Begriff Integration vom kommunikativen Handeln aus und konstruiert Gesellschaft als Lebenswelt. Sie bindet die sozialwissenschaftliche Analyse an die Binnenperspektive von Angehörigen sozialer Gruppen und verpflichtet sie dazu, das eigene Verständnis hermeneutisch an das Verständnis der Teilnehmer anzuschließen. Die Reproduktion der Gesellschaft erscheint als Erhaltung symbolischer Strukturen einer Lebenswelt. Die materielle Reproduktion kommt nur aus der Perspektive der handelnden Subjekte in den Blick – „Ausgeblendet werden alle kontraintuitiven Aspekte des gesellschaftlichen Reproduktionszusammenhangs“ (Habermas 1981b: 226). Bei der Systemintegration geht Habermas von einer Gesellschaft nach dem Modell eines selbstgesteuerten Systems aus. Sie bindet die sozialwissenschaftliche Analyse an die Außenperspektive des Beobachters und stellt uns vor das Problem, den Systembegriff so zu interpretieren, dass er auf Handlungszusammenhänge angewendet werden kann. Bei einer Gesellschaft handelt es sich nicht um ein organisches System. Die Entitäten müssen vielmehr von einem Beobachter als Lebenswelten sozialer Gruppen identifiziert werden und in ihren symbolischen Strukturen verstanden worden sein (ebd.: 227). Die Gesellschaft ist zunächst ein System, das Erhaltungsbedingungen soziokultureller Lebenswelten erfüllen muss.

tiv strukturierte Handlungszusammenhänge“ (Habermas 1981b: 275). Diese Einwirkungen des Systems auf die Lebenswelt, die den Charakter der Täuschung innehaben und so eine Form struktureller Gewalt darstellen, führen letztendlich zu dem, was HABERMAS die Kolonialisierung der Lebenswelt nennt. Dies gefährdet die um Verständigungsprozesse zentrierte Lebenswelt und führt dazu, dass sich Lebensformen verselbständigen und der einheitliche Lebenszusammenhang aufgelöst wird (vgl. Treibel 2006: 175). Das kommunikative Handeln tritt in den Hintergrund und instrumentelles Handeln gewinnt an Einfluss. HABERMAS geht davon aus, dass Pathologien entstehen können, wenn „kritische Ungleichgewichte in der materiellen Reproduktion [...] nur noch um den Preis von Störungen der symbolischen Reproduktion der Lebenswelt (d. h. von subjektiv erfahrenen identitätsbedrohenden Krisen oder Pathologien) vermieden werden können“ (Habermas 1981b: 452). Indem die materielle Reproduktion die symbolische Reproduktion durchdringt, werden der Alltag und die Lebenswelt verrechtlicht, bürokratisch und vom Geld bestimmt.⁷⁴

Auch wenn HABERMAS sehr idealtypisch von der Autonomie der Handelnden, der Unabhängigkeit der Kultur von äußeren Zwängen und der vollständigen Transparenz von Kommunikation für die Beteiligten ausgeht, erscheint mir sein Lebensweltbegriff bzw. sein Gesellschaftsbegriff geeignet, meiner Untersuchung als theoretische Grundlage zu dienen. In Verbindung mit dem instrumentellen Handeln, mit der Verknüpfung, der Durchdringung von Lebenswelt und System unterstreicht HABERMAS, dass die Individuen nicht als alleinige Verursacher ihrer individuellen Problemlagen, die sich eben in diesen Lebenswelten manifestieren, gesehen werden können. Vielmehr greifen die professionellen Systeme mit institutioneller Autorität und Ressourcen in die Lebenswelten ein und machen den Betroffenen Vorgaben. Probleme, die entstehen können, etwa die einer Wohnungslosigkeit, wirken sich zunächst auf private Räume aus. Allerdings ist es kaum möglich, diese Probleme allein lebensweltlich zu lösen, da die Einwirkungen der Systemsphäre auf die Lebenswelten zu stark sind. So besteht zwar einerseits ein Rechtsanspruch auf bestimmte Leistungen, wie z. B. das soziokulturelle Existenzminimum. Andererseits ist dieses Recht auch mit einer Verpflichtung gegenüber dem Leistungsträger, dem System, verbunden, die dazu führt, dass „umstrukturierende Eingriffe in die Lebenswelt der Berechtigten“ (ebd.: 531) erfolgen. Dies führt dazu, dass die Hilfebedürftigen ihre Lebenssituation gegenüber den Anspruchskriterien des Systems anpassen müssen, indem sie z. B. eine vorstrukturierte Rolle annehmen.⁷⁵ Dies geschieht auch in den Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe, die selbst als Ausschnitt des

⁷⁴ Habermas verwendet den Begriff des Alltags in einem anderen Verständnis als Lefebvre; während sich für Lefebvre im Alltag die banalen Tätigkeiten, die Wiederholungen, die Gesten, die Orte der Probleme der Produktion im weiteren Sinne abbilden, benutzt Habermas den Begriff Alltag scheinbar synonym für Lebenswelt; so spricht er auch vom „Alltagskonzept der Lebenswelt“ (Habermas 1981b: 206).

⁷⁵ Habermas spricht an dieser Stelle von „gewalttätigen Abstraktionen“ (Habermas 1981b: 532).

Systems als ein Aspekt der Lebenswelt der Nutzer gesehen werden kann. Sie greift in die Lebenswelt der Nutzer ein, indem eine Anpassung seitens der Nutzer erfolgen muss, z. B. in Form einer Beachtung der Hausordnung, Meldung zu bestimmten Zeiten, Abgabe der Personalien. Staatliche Sanktionen wie eine Leistungskürzung der Transferleistungen oder aber ein Hausverbot treten als Mechanismen der Systemdifferenzierung hervor. Auch der Begriff der Arbeit, dessen Bedeutsamkeit HABERMAS zwar nicht bestreitet, ihn aber dennoch seiner kommunikationstheoretischen Ansicht dem instrumentellen Handeln unterordnet, knüpft hier an. Dadurch, dass HABERMAS die Arbeit auf eine fremdbestimmt-restriktive Form reduziert, die ausschließlich dem Selbsterhalt dient, da sie gleichsam die niedrigste Form der menschlichen Tätigkeiten sei, behauptet er, dass sie nicht zur Bildung eines individuellen Selbstbewusstseins beitragen könne. Vielmehr werde der Einzelne durch die Anerkennung der anderen im Rahmen des herrschaftsfreien Diskurses zu einer selbstbewussten Person (vgl. Habermas 1968). Dies trifft aus meiner Sicht auch auf die Wohnungslosen zu, die in der Regel keiner Arbeit nachgehen. Wenn doch gearbeitet wird, dient dies lediglich und ausschließlich dem (zusätzlichen) Gelderwerb. Teilweise wird auch das Betteln als Arbeit angesehen. Aus meiner Sicht spielt das Thema Arbeit aber insgesamt in der Lebenswelt der Wohnungslosen keine bzw. kaum eine Rolle, da es fast unmöglich ist, einer geregelten Arbeit nachzugehen. Erst durch die Anmeldung beim Jobcenter wäre es möglich, längere Zeit an einem Ort zu verweilen. Ist dies nicht der Fall, werden die Wohnungslosen als „Durchreisende“ eingestuft. So steht ihnen nur eine begrenzte Anzahl an Übernachtungen bzw. ein begrenzter Anspruch auf Tagessätze zu. Sie werden so gezwungen, die Kommune, also den Landkreis bzw. die kreisfreie Stadt nach wenigen Tagen bzw. Nächten zu verlassen. Bei den jungen erwachsenen Wohnungslosen hingegen spielt das Thema Arbeit eine größere Rolle; die meisten der Interviewten gaben an, dass sie einen Schulabschluss und/oder einen Ausbildungsabschluss anstreben. Inwiefern es sich hierbei jedoch um sozial erwünschte Antworten handelt, kann ich nicht abschließend sagen. Allerdings war bzw. ist der Aufenthalt im Projekt Dock#30 an eine Mitwirkungspflicht im Sinne des SGB VIII bzw. SGB XII und eine Zielformulierung bzw. Zielerreichung gekoppelt. Dies kann m. E. auch dazu führen, dass Nutzer*innen des Angebotes solche Ziele formulieren, um das Angebot nutzen zu können.

4.3.5. Kolonialisierung der Lebenswelt und dramaturgisches Handeln

Zwei Aspekte in HABERMAS' Denken und Theorie möchte ich etwas genauer darstellen: die Kolonialisierung der Lebenswelten und das dramaturgische Handeln, da sich beide Punkte bei den jungen erwachsenen Wohnungslosen m. E. abbilden bzw. erkennen lassen.

Bei der Kolonialisierung der Lebenswelten knüpft HABERMAS an MARX und GEORG LUKÁCS an. Letzter „hatte Webers Rationalisierungstheorie mit Marxens Politischer Ökonomie so verknüpft, dass er die *klassenunspezifischen Nebenwirkungen* eines strukturbildenden Klassenkonflikts begreifen konnte“ (Habermas 1981b: 489; Herv. i. Orig.), um so „eine objektive Verformung von Subjektivität überhaupt“ (ebd.; Herv. i. Orig.) entschlüsseln zu können. In Anlehnung an WEBER, so HABERMAS weiter, stelle sich „die Verdinglichung des Bewusstseins als Ausdruck instrumenteller Vernunft“ (ebd.: 490) im Kapitalismus als „Vision einer verwalteten, total verdinglichten Welt, in der Zweckrationalität und Herrschaft miteinander verschmelzen“ (ebd.) dar. Auf der Grundlage der MARX'schen Werttheorie, die HABERMAS für seinen System- und Lebensweltbegriff fruchtbar macht, und die daran anschließende Verknüpfung mit WEBER Überlegungen zur kulturellen Moderne, entwickelt HABERMAS schließlich seine Theorie der inneren Kolonialisierung: „Die Imperative der verselbständigten Subsysteme dringen, sobald sie ihres ideologischen Schleiers entkleidet sind, von außen in die Lebenswelt – wie Kolonialherren in eine Stammesgesellschaft – ein und erzwingen Assimilation; aber die zerstreuten Perspektiven der heimischen Kultur lassen sich nicht soweit koordinieren, dass das Spiel der Metropolen und des Weltmarktes von der Peripherie her durchschaut werden könnte“ (ebd.: 522; Herv. i. Orig.). Die Symptomatik der Verdinglichung entsteht in modernen, kapitalistischen Gesellschaften dadurch, dass die „mediengesteuerten Subsysteme Wirtschaft und Staat mit monetären und bürokratischen Mitteln in die symbolische Reproduktion der Lebenswelt eingreifen“ (ebd.). Hierfür müssen jedoch Voraussetzungen vorliegen, nämlich ein fortgeschrittener Abbau von traditionellen Lebensformen, die dazu geführt haben, dass sich die strukturellen Komponenten der Lebenswelt – Kultur, Gesellschaft und Persönlichkeit – weitgehend ausdifferenziert haben; ferner die Austauschbeziehungen zwischen Subsystemen und Lebenswelt über ausdifferenzierte Rollen geregelt werden, d. h. die Beziehungen zwischen den Menschen und dem Staat, der Wirtschaft sind formal geregelt, z. B. über organisierte Arbeitsplätze oder die Teilnahme am Legitimationsprozess; und letztlich müssen auch „die realen Abstraktionen, durch die die Arbeitskraft der Beschäftigten disponibel und die Stimme der Wahlbürger mobilisierbar werden, von den Betroffenen gegen systemkonforme Entschädigungen in Kauf genommen werden“ (ebd.: 523), d. h. Einschränkungen im Arbeitsprozess und bei der Beschäftigung werden hingenommen, da die Beschäftigten im Gegenzug eine systemkonforme Vergütung erhalten, mit der „Hoffnungen auf Selbstverwirklichung und Selbstbestimmung primär untergebracht wer-

den, d. h. in den Rollen von Konsumenten und Klienten“ (ebd.). Diese, so HABERMAS selbst, sehr allgemeine Beschreibung empirisch überprüfbar zu machen, weist er auf die Verrechtlichungsprozesse kommunikativ strukturierter Handlungsbereiche hin, der „Vermehrung des geschriebenen Rechts“ (ebd.: 524). HABERMAS unterscheidet hier zwei Tendenzen: Die Ausdehnung des Rechts einerseits, d. h. die „rechtliche Normierung neuer, bisher informell geregelter sozialer Sachverhalte“ (ebd.), und die Verdichtung des Rechts andererseits, die sich durch „spezialistische[...] Auflösung von globalen Rechtstatbeständen in weitere Einzeltatbestände“ (ebd.) darstellt. So werden bisher informell geregelte soziale Sachverhalte durch das Subsystem Staat neu geregelt, wie z. B. die Begrenzung der Arbeitszeit, Tarifautonomie, Kündigungsschutz oder Sozialversicherung (ebd.: 530), was dazu führt, dass „sich in Bereichen der kulturellen Reproduktion, der sozialen Integration und der Sozialisation, unter den erwähnten Bedingungen, eine Angleichung an formal organisierte Handlungsbereiche“ (ebd.: 523) vollzieht. Unter Bezug auf DURKHEIM und WEBER nennt HABERMAS diesen Vorgang einen „Prozess der Entzauberung“ (ebd.: 119). HABERMAS verweist auf die Ambivalenz der Verrechtlichung, von der MARX exemplarisch an der Lohnarbeit festgemacht hat: Dem Lohnarbeiter wird eine Freizügigkeit und Freiwilligkeit suggeriert, die sich auf den Arbeitsvertrag und die Organisationsmitgliedschaft beziehen, gleichzeitig bezahlt er diese Emanzipation aber mit der Proletarisierung seiner Lebensweise (ebd.: 529 f.). Doch auch in späteren Verrechtlichungsschüben seien Ambivalenzen erkennbar, die sich auf die Lebenswelt erstrecken, so HABERMAS, und er verweist auf die Sozialpolitik, die ich hier aufgreifen und auf die Lebenswelt der jungen erwachsenen Wohnungslosen beziehen möchte. So sei die Verrechtlichung von Lebensrisiken in Form von „umstrukturierenden Eingriffen in die Lebenswelt der Berechtigten“ (ebd.: 531; Herv. i. Orig.) zu verstehen, die ein besonders tiefes Eingreifen der Subsysteme in die Lebenswelt darstellen, da individuell geprüft werden muss, ob ein Bedarf vorliegt. Dies geschieht in Form einer individuellen Prüfung des Leistungsanspruchs. Eine individualisierende Definition kann belastende Folgen für das Selbstverständnis des Betroffenen haben „und für seine Beziehungen zum Ehepartner, zu Freunden, Nachbarn usw., Konsequenzen auch für die Bereitschaft von Solidargemeinschaften“ (ebd.: 532). Besonders dramatisch ist die gewalttätige Abstraktion der in eine konkrete Lebensform eingebetteten Situation, damit sie überhaupt administrativ bearbeitet werden kann, und die somit einen hohen Grad an Unterwerfung der Lebenswelt bedeutet, den man auch als hohen räumlichen, zeitlichen, sozialen und psychologischen Abstand des Klienten zum Sozialsystem bezeichnen könnte. Die jungen Wohnungslosen haben in den Interviews häufig von der Angst vor und den Problemen mit den Ämtern und Behörden gesprochen, wo sie sich als Nummer fühlen und nicht als Menschen. Dieser Eindruck spiegelt m. E. sehr gut wider, was HABERMAS mit der Kolonialisierung und dem Gefühl des Eindringens in die jeweilige Lebenswelt darstellt. Neben monetären Entschädigungen, wie etwa der Grundsiche-

rung für Erwerbstätige, haben die Subsysteme „zum Ausgleich für diese Unangemessenheit systemkonformer Entschädigungen [...] *soziale Dienste* eingerichtet [...], die *therapeutische Hilfestellungen* geben“ (ebd.: 533; Herv. i. Orig.) sollen. Dies widerspricht, so HABERMAS weiter, „meistens dem Ziel der Therapie, die Selbsttätigkeit und Selbständigkeit des Klienten zu fördern“ (Habermas 1981b: 533). Somit werde ein „Netz von Klientenverhältnissen über die privaten Lebensbereiche“ (ebd.: 534) ausgebreitet, was dazu führe, dass „die erwarteten pathologischen Nebeneffekte einer Verrechtlichung“ (ebd.) hervortreten, „die gleichzeitig eine Bürokratisierung und Monetarisierung von Kernbereichen der Lebenswelt bedeutet“ (ebd.). Dies wiederum führt die Hilfe ad absurdum, da keine Sozialintegration geleistet wird, sondern eine soziale Desintegration, sondern handlungskoordinerende Verständigungsmechanismen durch Medien wie Macht und Geld ersetzt werden (ebd.). Das geschieht m. E. auch ganz explizit im Bereich der Jugendhilfe, da es hier „eine hochgradige Differenzierung von Einzel-tatbeständen, Ausnahmen und Rechtsfolgen [gibt]. Auf diesem Weg werden diese Handlungsbereiche für bürokratische Eingriffe und gerichtliche Kontrollen geöffnet. Familie und Schule sind keineswegs formal organisierte Handlungsbereiche. Wären sie bereits *von Haus* aus rechtförmig konstituiert, könnte die Verdichtung rechtlicher Normen ohne Umstellung auf ein anderes Prinzip der Vergesellschaftung zu einer Umverteilung von Geld und Macht führen. Tatsächlich bestehen aber in diesen Sphären der Lebenswelt *vor aller* Verrechtlichung Normen und Handlungskontexte, die funktional notwendig auf Verständigung als Mechanismus der Handlungskoordination angelegt sind.“ (ebd.: 541; Herv. i. Orig.), was zu einer Überformung eines kommunikativen Handlungszusammenhangs führt. Der Großteil der befragten jungen erwachsenen Wohnungslosen hat Erfahrungen mit der Jugendhilfe gemacht, ist in Pflegefamilien oder in stationären Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe untergebracht gewesen, hat also erfahren müssen, wie Subsysteme mit dramatischen Folgen in die Lebenswelt eingriffen und wie Entscheidungen durch eine formale bürokratisierte Behörde wie das Jugendamt getroffen wurden.

Und doch kann die Kolonialisierung der Lebenswelt, der Eingriff der Subsysteme unauffällig sein und sich den Lebenswelt-Angehörigen gar nicht erschließen, dann nämlich, wenn „die Systemintegration in die Formen der sozialen Integration selbst eingreift; auch in diesem Falle handelt es sich um latent bleibende Funktionszusammenhänge, aber die subjektive Unauffälligkeit von systemischen Zwängen, die eine kommunikativ strukturierte Lebenswelt *instrumentalisieren*, gewinnt den Charakter der Täuschung, eines objektiv falschen Bewusstseins“ (ebd.: 278; Herv. i. Orig.). Die Einwirkungen der Subsysteme auf die Lebenswelt bleiben verborgen, da die Systemprozesse die Kommunikationsprozesse unterwandern und diese einschränken, was dazu führt, dass „für die Kommunikationsteilnehmer der Zusammenhang von objektiver, sozialer und subjektiver Welt in typischer Weise präjudiziert ist“

(ebd.), also im Voraus entschieden. Für die Kommunikationsteilnehmer behält die Lebenswelt so den Schein der Selbständigkeit, obwohl „strukturelle Gewalt“ (ebd.; Herv. i. Orig.) durch die Subsysteme ausgeübt wird. HABERMAS spricht davon, dass sich die Reproduktionszwänge, die eine Lebenswelt auf solch eine subtile Art und Weise instrumentalisieren, sich in den „Poren des kommunikativen Handelns verstecken (ebd.). Bezogen auf die Reproduktion, die Integration und die Sozialisation, also den Bezug der Teilnehmer*innen auf etwas in der objektiven, der sozialen und der subjektiven Welt zugleich, bedeutet dies m. E. ein Einwirken der Systemsphäre ohne die offensichtlichen Medien wie Macht und Geld, sondern eine Wirkung, die nicht wahrgenommen wird. Manipulation wäre ein Begriff, der mir in diesem Zusammenhang einfiel. Gerade mit Hinblick auf die jungen erwachsenen Wohnungslosen sind es hier möglicherweise auch subtile Methoden, mit denen das Subsystem der Sozialen Arbeit auf die Adressat*innen einwirkt. An dieser Stelle möchte ich auf SPECHT Bezug nehmen, da er auch den Begriff der Kolonialisierung im Zusammenhang mit der Straße gebraucht. Er wirft einen interessanten Aspekt auf, den ich später noch weiter ausarbeiten werde: „Muss sich professionelle, lebensweltorientierte Jugendarbeit nicht fragen lassen, [...] ob sie nicht – trotz aller gegenteiligen Beteuerungen – ein Schritt in Richtung zunehmender Kolonialisierung, also Enteignung und Entfremdung von Lebenswelt ist? Bedeutet dies nicht, dass Soziale Arbeit mit ihren professionellen Ressourcen nun auch in die letzten Refugien eines Alltags eindringt, indem sie auf die Straße und in die Gruppen hineingeht, sich in das Lebensfeld hineinschleicht, in dem sie arbeitet? Wo gibt es Freiräume, in denen Jugendliche unbeobachtet, unkontrolliert und unerzogen leben?“ (Specht 1991: 17). Vor dem Hintergrund einer Hausordnung und Sanktionen, Regularien und Bestrafungen, Zimmerbegehungen und Anordnungen werden Freiräume der Jugendlichen und jungen Erwachsenen scheinbar doch stark eingeschränkt und reglementiert. Kontrolle und Erziehung begleiten die jungen Erwachsenen im Alltag und führen möglicherweise dazu, dass *imaginäre* Freiräume gesucht und gefunden werden. Freiräume in der Öffentlichkeit werden in den letzten Jahren immer weiter beschnitten, Jugendliche und junge Erwachsene immer weiter verdrängt; Shoppingmalls und Bahnhöfe werden nur noch für eine bestimmte Gruppe von Nutzern konzipiert und produziert. Die Nutzung von öffentlichen Räumen ist aus planerischer Sicht eindimensional und erlaubt in der Regel keine anderweitige Nutzung. Der Eingriff des Systems (hier vor allem die Jugendhilfe, aber auch die Eingliederungshilfe) in die Lebenswelt (hier die jungen erwachsenen Wohnungslosen) sollte aber möglichst gering sein. Probleme, die im lebensweltlichen Kontext entstehen (ihre Ursache möglicherweise aber auch im Bereich des Systems bzw. bestimmter Subsysteme haben), können nicht allein lebensweltlich gelöst werden, sie werden vielmehr durch das System (Jugendhilfe oder Eingliederungshilfe) in konkreter Form bearbeitet. So fängt die Kinder- und Jugendhilfe, aber auch die Eingliederungshilfe soziale Benachteiligung, Ungerechtigkeit und Unsicherheit auf, „ohne freilich die

strukturell ungleichen Eigentums-, Einkommens- und Abhängigkeitsverhältnisse zu berühren“ (Habermas 1981b: 511). Bei diesem Vorgang handelt es sich m. E. um einen äußerst ambivalenten Vorgang, da einerseits ein Rechtsanspruch auf individuelle Hilfe und Unterstützung besteht, dies aber gleichzeitig nur um den Preis von „umstrukturierenden Eingriffen in die Lebenswelt der Berechtigten“ (ebd.: 531) geschieht. Im konkreten Fall bedeutet dies vor allem, die Mitwirkungspflicht zu erfüllen und Ziele zu formulieren, die vom System „anerkannt“ werden, konkret sind dies Ziele wie Schulabschluss, Ausbildungsbeginn, Arbeitsaufnahme etc. Die Zielformulierung, eine eigene Wohnung zu beziehen, stößt hier schon wieder auf Vorbehalte und Kritik: „Kannst du denn überhaupt einen eigenen Haushalt führen?“ oder „Ist sie dazu überhaupt in der Lage?“ sind beispielsweise Aussagen aus den Fallsteuerungskonferenzen. Das System greift m. E. sehr stark in die Lebenswelt der Menschen ein und versucht, mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln Macht und Geld (Letzteres vor allem durch die Bewilligung oder Versagung von Hilfen und Maßnahmen), aber auch subtilen Mitteln, die „den Schein der Autokratie der Lebenswelt“ (Habermas 1981b: 278) erhalten, Richtungen vorzugeben. Dies führt teilweise dazu, dass junge Erwachsene sich nicht ernstgenommen oder sich in ihren Erfahrungen mit dem System bestätigt fühlen. „Somit können die Leistungen, die das System anbietet, lebensweltlich nur durch die Anpassung an die vordisponierte Rolle des Klienten angenommen werden. HABERMAS spricht hier von einer ‚gewalttätigen Abstraktion‘, der die ‚in den Kontext einer Lebensgeschichte und einer konkreten Lebensform eingebettete Situation‘ (ebd.: 532) unterworfen wird, damit sie administrativ bearbeitet werden kann“ (Engelberty 2012: 61 f.): Soziale Arbeit müsste hier vielmehr den Ansatz haben, nicht nur Einzelfallhilfe zu leisten, d. h. dort, wo ein individueller Bedarf vorhanden ist, eingreifen, sondern vielmehr auch die Bedingungen, die sozialen und politischen Verhältnisse aufgreifen und in Frage stellen! Analog zum Ansatz der Gemeinwesenarbeit müssten m. E. auch gesellschaftliche Verhältnisse in Augenschein genommen und bestenfalls verändert – mindestens aber kritisch benannt – werden. In der Arbeit mit jungen erwachsenen Wohnungslosen ist es einfach zu sagen, dass die Mitwirkungspflicht nicht gegeben ist, dass keine Ziele vorhanden sind, die angestrebt werden, so dass Maßnahmen in Zukunft nicht bewilligt werden. Dieser Ansatz ist m. E. zu *neo-liberal*, hat er doch zur Folge, dass ein Teil der Menschen aus dem Fokus gerät, ja sogar aus der Gesellschaft zu fallen droht mit einem damit verknüpften Anspruch auf Rechte. Soziale Arbeit müsste m. E. Stimme erheben – allerdings nicht *für* die Menschen, sondern mit den Menschen – und so den Kostenträgern und der Gesellschaft insgesamt aufzeigen, dass es auch einen Anspruch auf alternative Lebensentwürfe geben *muss*. Das bedingungslose Grundeinkommen, das vielfach diskutiert und teilweise auch schon in Modellprojekten erprobt wurde, könnte eine Möglichkeit sein, alternative Lebensentwürfe im Rahmen einer *wirklichen* soziokulturellen Exis-

tenz zu ermöglichen. Darüber hinaus könnte auch eine „genossenschaftliche Organisation Sozialer Arbeit“ (May 2020: 222), wie MAY sie fordert, eine Möglichkeit darstellen.

Der zweite Aspekt, auf den ich ausführlicher eingehen will, ist das *dramaturgische Handeln* bei HABERMAS. Auch diesen Begriff entlehnt er bei einem anderen, nämlich bei GOFFMANN; auch wenn das *dramaturgische Handeln* als *ein* Handlungsmodell von HABERMAS im ersten Teil der Theorie des kommunikativen Handelns scheinbar lediglich einer Hinführung zum kommunikativen Handeln zu dienen und nicht mehr als eine Randnotiz zu sein scheint, möchte ich dennoch auf diesen Aspekt näher eingehen, da sich Gesprächssituationen, in denen ich mit jungen erwachsenen Wohnungslosen sprach, gut mit dem Bild des *dramaturgischen Handelns* darstellen lassen. In HABERMAS Darstellung des *dramaturgischen Handelns* bilden die Beteiligten, die sich in einer sozialen Interaktion begegnen, füreinander ein sichtbares Publikum und führen sich gegenseitig etwas vor mit der Intention, „dass sich der Akteur vor seinen Zuschauern in bestimmter Weise präsentiert; indem er etwas von seiner Subjektivität zur Erscheinung bringt, möchte er vom Publikum in einer bestimmten Weise gesehen und akzeptiert werden.“ (Habermas 1981a: 136). GOFFMANN selbst beschreibt es anhand von normalen Arbeitssituationen, in denen „der Einzelne sich selbst und seine Tätigkeit anderen darstellt, mit welchen Mitteln er den Eindruck, den er auf jene macht, kontrolliert und lenkt, welche Dinge er tun oder nicht tun darf, wenn er sich in seiner Selbstdarstellung vor ihnen behaupten will.“ (Goffmann 1969: 3; zitiert nach Habermas 1981a: 135). GOFFMANN selbst vergleicht diese Darstellung mit einer Theatervorstellung, mit einer Inszenierung, in der es einen Schauspieler gibt, der vor einem Publikum mit einem weiteren Schauspieler in einen Dialog, in eine Interaktion tritt. Das Publikum allerdings, der dritte Partner sozusagen, existiert in der Wirklichkeit nicht und die Partner sind auf zwei reduziert, deren Rollen aufeinander abgestimmt zu sein scheinen, und die das gegenseitige Publikum bilden. Teilweise sah ich im Nachgang meine Rolle als Gesprächspartner ebenfalls so: Ich habe bereitwillig zugehört und ein Publikum gebildet für die Selbstdarstellung oder Inszenierung der Interviewpartner*innen, möglicherweise auch, weil ich ein gewisses Maß an dramaturgischem Ausdruck zuließ, indem die Gespräche an GIRTLERs ero-epische Gesprächsführung angelehnt waren. Die jungen erwachsenen Wohnungslosen haben sich so auch zu ihrer eigenen subjektiven Welt verhalten müssen, die HABERMAS „als die Gesamtheit der subjektiven Erlebnisse definiert, zu der der Handelnde einen gegenüber anderen privilegierten Zugang hat“ (ebd.: 137), indem sie Subjektives durch wahrhaftig geäußerte Erlebnissätze repräsentieren (ebd.). Diese Erlebnissätze, diese geäußerten Sachverhalte speisen sich aus Wünschen und Gefühlen, „in dem Sinne, dass er diese Erlebnisse nach Belieben vor einem Publikum, und zwar so äußern könnte, dass dieses Publikum die geäußerten Wünsche oder Gefühle dem Handelnden, wenn es seinen expressiven Äußerungen vertraut, als etwas Sub-

jektives zurechnet“ (ebd.). Bei diesen Wünschen und Gefühlen handelt es sich um „zwei Aspekte einer Parteilichkeit, die in Bedürfnissen wurzelt“ (ebd.: 138). Im dramaturgischen Handeln haben Stilmerkmale, ästhetischer Ausdruck und weitere formale Qualitäten ein großes Gewicht, weil dadurch auch ein Anschluss an gemeinsame kulturelle Überlieferungen stattfindet, wenn durch evaluative Ausdrücke oder Wertstandards eigene Bedürfnisse so charakterisiert werden, dass die Adressat*innen ihre eigenen Bedürfnisse wiedererkennen. HABERMAS beschreibt diese Verbindung als „Brücke zwischen der Subjektivität eines Erlebnisses und jener intersubjektiven Transparenz, die das Erlebnis dadurch gewinnt“ (ebd.: 139), dass Wünsche und Gefühle, die sich auf sprachlicher Ebene darstellen, vom Gegenüber interpretiert und affektiv wahrgenommen werden. Im dramaturgischen Handeln bezieht sich der Sprecher immer auf seine eigene subjektive Welt, was allerdings die Frage offenlässt, „ob der Akteur die Erlebnisse, die er hat, zum geeigneten Zeitpunkt auch äußert, ob er *meint*, was er *sagt*, oder ob er die Erlebnisse, die er äußert, bloß vortäuscht. Solange es sich dabei um Meinungen oder Absichten handelt, ist die Frage, ob jemand sagt, was er meint, eindeutig eine Frage der Wahrhaftigkeit. Bei Wünschen und Gefühlen ist das nicht immer der Fall.“ (ebd.; Herv. i. Orig.). Das dramaturgische Handeln scheint also zwei Welten vorauszusetzen, nämlich Innen- und Außenwelt: Subjektivität wird durch expressive Äußerungen von der Außenwelt abgegrenzt, während der Akteur nur eine „objektivierende Einstellung einnehmen“ (ebd.: 140) kann. Im Rahmen der geführten Gespräche unterstelle ich den jungen erwachsenen Wohnungslosen keine „latent strategischen Züge“ (ebd.), wie sie HABERMAS in Anlehnung an GOFFMANN benennt, wenn der Akteur die Zuschauer als Gegenspieler behandelt. Ich würde den Interviewpartner*innen die „aufrichtige Kommunikation eigener Absichten, Wünsche, Stimmungen usw.“ (ebd.) unterstellen; gleichzeitig hatte ich aber auch gelegentlich den Eindruck, dass der bzw. die eine oder andere „vollständig von seinem eigenen Spiel gefangengenommen wird“ (ebd.), was den Eindruck erzeugte, dass eine ehrliche Überzeugung darüber besteht, „dass der Eindruck von Realität, den er inszeniert, wirkliche Realität sei.“ (Goffmann 1969: 19 f.; zitiert nach Habermas 1981a: 140 f.). Auch wenn ich teilweise Zweifel an der Realität des Dargestellten hatte, so habe ich nicht den Eindruck, dass es sich hierbei um die „manipulative Erzeugung falscher Eindrücke“ (Habermas 1981a: 141) und nicht um eine strategisch angelegte Selbstinszenierung gehandelt hat.

4.3.6. HABERMAS' Gesellschaftsmodell als Hintergrund

HABERMAS' Gesellschaftsmodell erscheint mir als Hintergrund meiner Fragestellung durch seine komplementären Sphären System und Lebenswelt geeignet, um der Frage nachzugehen, wie sich junge erwachsene Wohnungslose sozialen Raum aneignen. So sind es die unterschiedlichen Formen des Handelns, die sich in den beiden Sphären zeigen und die hierbei beobachtet werden können: hier das strategische Handeln, das die Systeme bezeichnet und sich dadurch auszeichnet, dass Ziele auch unabhängig vom Einverständnis der Handelnden erreicht werden können, z. B. durch Zwang oder Belohnung; dort das kommunikative Handeln, bei dem sich die Handelnden im Rahmen der Lebenswelt vor einem unhintergehbaren Hintergrund begegnen und einen Konsens aushandeln. Der Eingriff der Subsysteme, zu denen auch die Soziale Arbeit gehört, auf die Lebenswelt der Adressat*innen, die Kolonialisierung der Lebenswelt, sind entscheidende Annahmen, die sich m. E. auch in der Arbeit mit jungen erwachsenen Wohnungslosen abbilden und zu Konflikten führen. Weiterhin findet kommunikatives Handeln in sozialen Situationen statt – ein Begriff, den auch WINKLER aufgreift und der später näher betrachtet werden soll –, in denen es aufgrund eines Problems oder Konflikts einen Verständigungs- und Kommunikationsbedarf gibt. Die soziale Situation als Ausschnitt der Lebenswelt der Handelnden muss sich genügend überlappen, damit Verständigung gelingen kann. Dies ist m. E. auch ein wichtiger Aspekt, da gerade diese Situationen häufig eskalieren. Wichtig wäre hier eine Verständigung über die gemeinsame Situationsdefinition in einer Art Aushandlung, die dazu führen kann, dass *Erzieher* und *Zögling* (so Winkler) ihre kulturellen Wissensbestände benutzen und erneuern und so ihre sozialen Beziehungen bekräftigen. Sozialisation, Integration, aber auch gesellschaftliche Reproduktion sind gebunden an die Teilnahme an kommunikativer Alltagspraxis. Weiterhin zeigen sich m. E. in HABERMAS' Gesellschaftstheorie Interessen- und Machtkonflikte zwischen handelnden Personen sowie Subsystemen.

Für HABERMAS ist die Lebenswelt der Ort, der für die Reproduktion, die Integration und die Sozialisation zuständig bzw. verantwortlich ist; in Anlehnung an SCHÜTZ ergibt sich die Lebenswelt aus der natürlichen Auseinandersetzung des Menschen mit seiner sozialen Welt, d. h. der Mensch erfährt seine soziale Umwelt im Handeln vor dem Hintergrund seiner bisherigen Erfahrungen, die durch Sozialisation, Kulturation und Personalisation geprägt sind. DEINET und CHRISTIAN REUTLINGER begreifen den grundlegenden Ansatzpunkt des Aneignungskonzeptes als „eigentätige Auseinandersetzung mit der materiellen und symbolischen Kultur, die insbesondere für Kinder und Jugendliche räumlich vermittelt ist“ (Deinet/Reutlinger 2004: 7).

5. Raumaneignung

Nach DEINET und REUTLINGER bilden sich Kinder und Jugendliche nicht nur in Institutionen wie Kindertagesstätte und Schule, sondern vor allem auch in ihren eigenen Lebenswelten: in Dörfern, Stadtteilen, Nahräumen, in öffentlichen und halböffentlichen Räumen, die „Orte des informellen Lernens“ (Deinet/Reutlinger 2004: 9) darstellen und eine wichtige Quelle für die Entwicklung sozialer Kompetenzen sind. So werden Erfahrungen und Lerninhalte in „wechselnden Gruppen oder im Umgang mit fremden Menschen in neuen Situationen“ (ebd.) erprobt, was dazu führt, dass der Handlungsraum erweitert (oder eingeschränkt) wird. Diese Bildungsprozesse können als schöpferischer Prozess wahrgenommen und interpretiert werden, der sich als individuelle Aneignung vollzieht, „d. h. als ein Zu-Eigen-Machen. Zwar handelt es sich um einen individuellen Vorgang, doch wird er durch die sozialen Beziehungen des Individuums zu den Personen seines Umfeldes bestimmt. Lernprozesse vollziehen sich fast immer in einem unmittelbaren oder wenigstens mittelbaren sozialen Kontext“ (ebd.: 11). DEINET und REUTLINGER weisen darauf hin, dass es sich bei der Aneignung gerade nicht um einen „Gegenbegriff zur Vermittlung“ handle: „Aneignung soll vielmehr als die aktive Tätigkeit eines Subjekts in Wechselbeziehung von Person und Umwelt verstanden werden“ (ebd.). Mit DEINET kann man fünf Aneignungsdimensionen unterscheiden, die hier kurz skizziert werden sollen. Ursprünglich bezieht sich der Begriff der Aneignung auf die kulturhistorische Schule nach LEONTJEW, LEW WYGOTZKI oder PJOTR JAKOWLEWITSCH GALPERIN. In dieser marxistisch-geprägten Denk- und Gesellschaftsvorstellung handelt es sich bei der Aneignung „um die tätige Auseinandersetzung mit der jeweiligen Umwelt“ (Deinet 2004: 178), die vor allem an informellen Orten stattfindet, aber auf gesellschaftlicher Ebene auch „Aneignung der gegenständlichen und symbolischen Kultur“ (ebd.) meint. Hierzu zählt die Aneignung als Erweiterung motorischer Fähigkeiten: Es geht um den Umgang mit Gegenständen, Werkzeugen, Materialien und Medien – die quasi Bestandteil der gegenständlichen und symbolischen Kultur sind – der über Tätigkeiten erschlossen wird. Eine Erweiterung dieser ersten sozialräumlichen Aneignungsdimension mit Bezug auf die sozialökologischen Raummodelle der Chicagoer Schule führt zu drei weiteren Dimensionen: der Aneignung als Erweiterung des Handlungsraums, unter dem die sukzessive Erweiterung des Handlungsraums als dominante Tätigkeit von Kindern und Heranwachsenden zu verstehen sei. Diese Dimension charakterisiere ich als lernend, bei der Kinder, in Anlehnung an das Zonenmodell, welches auf MATHA MUCHOW und ihre bekannte Studie „Der Lebensraum des Großstadtkindes“ (vgl. Muchow und Muchow 2012 [1935]) zurückgeht und Raumaneignung als einen Prozess versteht, der in konzentrischen Kreisen verläuft, ihren Handlungsraum stetig erweitern. Eine zweite Dimension ist nach DEINET die Aneignung als Veränderung von Situationen. Hierunter versteht er die eigentätige Veränderung von vorgefundenen Situationen, die man als Umgestaltung einzelner Strukturelemente von Situationen verstehen

könnte, wie etwa die Veränderung des Themas, des Umfelds und des Handlungskontextes. Somit können „von ihnen selbst gestaltete Räume Quellen der Selbstwertschöpfung und Orte des Experimentierens mit sich selbst“ (Böhnisch 1999: 124) sein. Drittens kann vor dem Hintergrund der Chicagoer Schule Aneignung als Verknüpfung von Räumen verstanden werden. Das sogenannte Inselmodell nach HARTMUT ZEIHNER (1983) kam in den 1980er und 1990er Jahren als Raumaaneignungstheorie auf. Kinder erschließen sich demnach verschiedene Inseln in der Stadt; der Lebensraum wird nicht mehr kontinuierlich erschlossen, sondern spezifische einzelne Orte müssen – teilweise über Entfernungen hinweg – erreicht werden, um bestimmte Aktivitäten auszuüben, was zu einem phasenweisen Prozess führt, der auch rückgängig gemacht werden kann, indem Inseln aufgegeben werden. Der Fokus der Untersuchungen nach ZEIHNER (1983) sowie ZEIHNER und ZEIHNER (1994) lag vor allem auf der Funktionstrennung und Spezialisierung von Räumen, ausgehend von einer zunehmenden Beschränkung von Wohnsiedlungen zum reinen Wohnen und dem Ausbau einer Spezialisierung von Orten und Zeiten, wie Spielplätzen, Ballsportanlagen etc. Dies führt nach ZEIHNERs Annahme dazu, dass die „Orte zwischen den Inseln [...] den Kindern unbekannt [sind und] daher wird kein zusammenhängendes Areal erschlossen. Dies hängt auch damit zusammen, dass die oft weit voneinander entfernten Inseln von Kindern ohne die Hilfe Erwachsener nicht aufgesucht und damit angeeignet werden können“ (Kogler 2015: 47). Positiv gewertet bedeutet dies aber auch, dass sich junge Menschen an unterschiedlichen Orten und sozialen Räumen gleichzeitig aufhalten. Hier kann man vor allem auf die Erschließung der virtuellen Welten verweisen, aber auch auf die Möglichkeit, Kontakt zu Freunden und Bekannten außerhalb der Einrichtung der Jugendhilfe zu halten. In den Gesprächen mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen zeigte sich immer wieder, dass diese unterschiedliche räumliche Bezugspunkte haben, die nicht miteinander verknüpft und ähnlich wie Inseln verteilt sind: hier das Wohnen in einer teilstationären Einrichtung, Freunde und Bekannte von früher, die regelmäßig besucht werden, Kontakte zur Herkunftsfamilie in anderen Städten oder Landkreisen. Neuere Aneignungsvorstellungen, die vor allem von LÖW definiert worden sind und die mit dem Begriff Spacing bezeichnet werden, betonen die Bedeutung von „gegenkulturellen Räumen“ als notwendiges Erfordernis zur Erhaltung der Handlungsfähigkeit von Heranwachsenden und bilden nach DEINET die fünfte Dimension der Aneignung. Dies kann sich z. B. in der körperlichen Inszenierung und der Verortung in Nischen, Ecken oder Bühnen zeigen bzw. dort ausgemacht werden. Verknüpfungen zum dramaturgischen Handeln bei HABERMAS, der Lebenswelt als Bühne nach THIERSCH oder auch den „Räumen der Repräsentationen“ nach LEFEBVRE liegen m. E. nahe. Hier sind aber nicht nur die subjektiven Sichtweisen der Jugendlichen und jungen Erwachsenen von Interesse, sondern auch das Unbewusste ihrer Handlungen. LÖW und STURM sprechen von Raum als „(An)Ordnung von Menschen und sozialen Gütern“ (Löw 2001: 224) an einem Ort und neh-

men so eine Unterscheidung in objektive und subjektive Relevanzstrukturen vor: So gäbe es eine „Ordnung im Sinne von gesellschaftlichen Strukturen[, die] jeglichem Verhalten und Handeln vorgängig wie zugleich auch Folge von Verhalten und Handeln“ (Löw/Sturm 2019: 15) sei. Raum basiert nach LÖW also auf der Praxis des Anordnens, gleichzeitig gibt er aber auch eine gesellschaftliche Ordnung vor. Dies kann man daran erkennen, „wenn die Konstitution von Räumen in Regeln eingeschrieben und durch Ressourcen abgesichert ist. Neben politischen, ökonomischen, rechtlichen etc. Strukturen existieren demnach auch räumliche und zeitliche Strukturen. Alle gemeinsam bilden gesellschaftliche Struktur“ (Löw/Sturm 2019.: 15): MAY greift den Ansatz von STURM und LÖW auf und kritisiert, dass in der „Analyse der ‚Praxis des Anordnens‘“ (May 2011.: 45) lediglich „zwischen den ‚sich in der Regel gegenseitig bedingenden Prozessen‘ (Löw/Sturm 2019: 17) eines von ihr als ‚Spacing‘ bezeichneten Bauens, Errichtens, Positionierens und Platzierens auf der einen Seite und jenen von ihr mit dem Begriff der ‚Syntheseleistungen‘ thematisierten Wahrnehmungs-, Vorstellungs- oder Erinnerungsprozessen auf der anderen Seite unterschieden wird. Somit gerät bei ihr gleich wieder aus dem Blick, dass diese ‚(An)Ordnung von Menschen und Gütern‘ zunächst einmal den höchst widersprüchlichen Imperativen der Reproduktion unserer Gesellschaft als kapitalistischer folgt (= objektive Relevanzstruktur), um dann im Rahmen individueller Reproduktion (=subjektive Relevanzstruktur) sozialräumlich angeeignet zu werden“ (ebd.). Räumliche Phänomene entstünden vielmehr „aus Verknüpfungen lebensweltlicher und systemischer Entwicklungen in einer Gesellschaft“ (Löw/Sturm 2019: 16).⁷⁶

5.1. Aneignung von (Sozial-)Raum

MARIE-JOSÉ CHOMBART DE LAUWE definiert Aneignung wie folgt: „Sich etwas aneignen bedeutet in der Tat nicht nur, einen Ort nach seinem bekannten Gebrauch zu nutzen, sondern eine Beziehung zu ihm aufzubauen, ihn in sein Leben zu integrieren, sich in ihm zu verankern und ihn in eine eigene Prägung zu geben, mit ihm umzugehen, Akteur seiner Veränderung zu werden“ (Chombart de Lauwe 1977: 24). Wie bereits beschrieben, handelt es sich für DEINET und REUTLINGER bei der Aneignung der jeweiligen Lebenswelt um einen „schöpferische[n] Prozess der eigentätigen Auseinandersetzung mit der gegenständlichen und symbolischen Kultur, der Gestaltung und Veränderung von Räumen und Situationen“ (Deinet/Reutlinger 2004: 10). Beiden Definitionen ist gemein, dass sie davon ausgehen, dass

⁷⁶ An gleicher Stelle sprechen Löw und Sturm davon, dass „Vorstellungen und Wirklichkeiten gesellschaftlicher Räume [...] als Zusammenspiel [...] aus vier Raumfacetten“ (Löw/Sturm 2019: 16) zu verstehen sei: „der materiellen Gestalt, des sozialen Handelns, der normativen Regulation sowie des kulturellen Ausdrucks“ (ebd.).

vorhandene Räume (und Situationen) verändert werden, neu geprägt werden. Bezugnehmend auf LÖWs Raumsoziologie (Löw 2001), ist davon auszugehen, „dass Kinder und Jugendliche heute keine homogene Raumvorstellung, so wie frühere Generationen, entwickeln können, sondern auch auf Grund des Einflusses der Medien Raum als inkonsistent erfahren“ (Deinet 2004: 181). Raum werde heute „als diskontinuierlich konstituierbar und bewegt erfahren“ (ebd.: 181f.), d. h. wir sind nicht von einem einheitlichen homogenen Raum umgeben, sondern – wie bereits an anderer Stelle beschrieben – an einem Ort können mehrere Räume entstehen und existieren. Der verinselte Lebensraum (Zeiber), der auch schon weiter oben beschrieben wurde, wird von WILHELM HEITMEYER eindeutig negativ bewertet: „Mit einem verinseltem Lebensraum kann man nicht in gleicher Weise verwachsen wie mit einem einheitlichen Lebensraum [...] Die Folgen zeigen sich in Verlusten von Kontinuitätserleben und Konsistenzgefühlen“ (Heitmeyer 1996: 18 zitiert nach Löw 2001).

LÖW hingegen bezieht die modernen Medien mit ein, die „Cyber-Space-Technologien“ (Löw 2001: 100); heute würde man wahrscheinlich von den *digital natives* sprechen: Kindern, die mit neuen Medien aufwachsen und diese spielerisch erlernen. Wie man es aber auch nennen mag, das Ergebnis bleibt gleich: Der homogene Raum verändert sich zusehends. DEINET nimmt diese Entwicklung auf und erweitert bzw. aktualisiert seinen Aneignungsbegriff insofern, „als er nach wie vor die tätige Auseinandersetzung des Individuums mit seiner Umwelt meint und bezogen auf die heutigen Raumveränderungen der Begriff dafür sein kann, wie Kinder und Jugendliche eigentätig Räume schaffen (Spacing) und die (verinselten) Räume ihrer Lebenswelt verbinden [...] Aneignung der Lebenswelt heute bedeutet, Räume zu schaffen (Spacing) und sich nicht nur vorhandene gegenständlich anzueignen“ (Deinet 2004: 182). Bei den jungen erwachsenen Wohnungslosen kann man gerade dies beobachten: Sie verknüpfen verschiedene – ZEIBER würde sagen verinselte – Lebenswelten, verschiedene Räume miteinander: hier die Herkunftsfamilie, da den Ort und die Subjekte der Einrichtung, Freunde von früher, Bekannte aus der Zeit der Wohnungslosigkeit, *Social-Media-Freunde* etc. LÖW spricht von der „Zusammenschau einzelner Inseln“ (Löw 2001: 131), die durch ihre Verknüpfung Raum konstituieren. Gerade für die jungen erwachsenen Wohnungslosen ist diese Verknüpfung von virtuellen und konkreten Orten m. E. genauso wichtig, wie die von Kindern, da die Mobilität teilweise sehr eingeschränkt ist. Ein nicht unwesentlicher Punkt sind hierbei öffentliche und halböffentliche Räume, die von den jungen erwachsenen Wohnungslosen genutzt und angeeignet werden. Diese Räume spielen generell eine wichtige Rolle bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen als Treffpunkt, als Ort zum Abhängen oder zum Chillen außerhalb der elterlichen Wohnung.

5.2. Öffentlicher, halböffentlicher und privater Raum

Die besondere Bedeutung in Bezug auf die zu untersuchende Zielgruppe liegt m. E. einerseits darin, dass sich die jungen erwachsenen Wohnungslosen häufig an bzw. in öffentlichen und halböffentlichen Räumen aufhalten, andererseits haben sie immer wieder keinen privaten Raum zur Verfügung, den sie nutzen können, an dem ihre Privatsphäre gewahrt wird und wo sie sich zurückziehen können. Häufig sind die Biographien durch das Pendeln zwischen Herkunftsfamilie, Freunden, Bekannten, abhängigen Beziehungen und Einrichtungen der Jugend- und Wohnungslosenhilfe geprägt. Viele der im Zusammenhang mit der vorliegenden Untersuchung Befragten gaben an, dass sie sehr zufrieden mit ihrem jeweiligen Zimmer gewesen seien und dass sie sich sehr wohl gefühlt hätten; gerade auch in Bezug auf die Wahrung ihrer Privatsphäre. An dieser Stelle sollen die Begriffe privater, halböffentlicher und öffentlicher Raum mit Inhalten gefüllt werden: Der private Bereich umfasst alle Örtlichkeiten, „die nicht allen offen stehen: Privatsphäre wird im stadtsoziologischen Diskurs insbesondere mit Geborgenheit, Intimität, Nähe, Stabilität und Sicherheit in Verbindung gebracht. Privater Raum steht für das, was abgeschirmt von der Öffentlichkeit stattfindet“ (Deinet 2009: 17): die Wohnung, das Wohnzimmer, die private Sphäre, wohin man Freunde einlädt. Die Besonderheit einer Wohngruppe im Rahmen der Jugendhilfe ist m. E. das Vorhandensein von Regeln und Hausordnungen, d. h. der private Raum ist verregelt und erhält eine Struktur, die man normalerweise dem öffentlichen Raum zuordnen würde. Dies ist ein Umstand, den man m. E. mitbedenken muss, wenn man von Privatsphäre und privatem Raum in Einrichtungen (der Jugend- oder Wohnungslosenhilfe) spricht, da diese eine Besonderheit darstellen, bei welcher „der Wohn-Ort und der pädagogische Ort zusammenfallen“ (Meuth 2017: 8). KESSL spricht daher auch von einer „Institutionalisierung des Privaten in sozialpädagogischen Settings“ (Kessl 2017: 175), einer Ambivalenz der Gleichzeitigkeit von Privatheit und Arbeiten im öffentlichen Auftrag (ebd.: 175 ff.) Für MEUTH ist dies eine „pädagogische Intervention im privat konnotierten Bereich“ (Meuth 2017: 6). Demgegenüber stehen die halböffentlichen⁷⁷ und öffentlichen Räume: Halböffentliche Räume sind zwar meist für die Bevölkerung frei zugänglich, „sind jedoch nicht in deren Besitz, wie z. B. Cafés, Bibliotheken, Museen, öffentliche Verkehrsmittel, Universitäten, Kaufhäuser etc. Damit sind also Räume gemeint, die weder dem öffentlichen noch dem privaten Raum zugeordnet werden können“ (Deinet 2009: 16 f.). Die Besonderheit dieser Räume ist, dass es Hausordnungen und Regeln gibt, also einen festen Rahmen, den man zu achten hat. Hier kann auch ein Hausverbot ausgesprochen werden, d. h. Menschen können ausgeschlossen und verdrängt werden. Das Beispiel

⁷⁷ Wehrheim verweist mit Blick auf Herbert Schubert (2000), Klaus Selle (2002) und Lyn Lofland (1998) darauf, dass es eine „Vielzahl von Differenzierungen“ (Wehrheim 2011: 168) im Hinblick auf halböffentliche Räume gäbe, wie „halb-öffentliche[...], quasi-private[...] oder hybride[...] Räume[...]“ (ebd.). Dies drücke die analytischen Schwierigkeiten aus und letztlich sei „ein allgemein zugänglicher Raum [...] noch kein öffentlicher Raum im soziologischen Sinne“ (ebd.).

des Cafés oder des Schnellrestaurants zeigt dies ganz deutlich: Ich muss etwas konsumieren, damit ich diesen Raum nutzen kann und nicht vertrieben werde. „Als öffentlicher Raum wird der allgemein zugängliche Bereich von Orten ohne physische oder soziale Barriere bezeichnet. Häufig wird der öffentliche Raum sinnbildlich mit einer idealisierten städtischen Freiheit in Verbindung gebracht und mit Vorstellungen von freien Bewegungs- und Handlungsmöglichkeiten, Toleranz und Demokratie assoziiert.“ (Deinet 2009: 14). Man könnte es als „Emanzipationsversprechen“ (Wehrheim 2011: 168) interpretieren, verbunden mit einer Gleichheit und der Abwesenheit von Machtverhältnissen. WEHRHEIM weist allerdings darauf hin, dass diese Vorstellungen vor allem an „Mythen der griechischen Polis“ (ebd.: 163) anknüpfen, „in der auf der Agora alle Menschen frei vereint zusammen kamen und in den politische Austausch traten“ (ebd.). Allerdings sei dies eine idealisierte Vorstellung, da auch im Griechenland der Antike schon Menschen ausgeschlossen gewesen seien (vgl. ebd.). Für HABERMAS zeichnet sich der öffentliche Raum durch eine freie und unkontrollierte Zugänglichkeit aus: „Die bürgerliche Öffentlichkeit steht und fällt mit dem Prinzip des allgemeinen Zugangs. Eine Öffentlichkeit, von der angebbare Gruppen eo ipso ausgeschlossen wären, ist nicht etwa nur unvollständig, sie ist viel mehr gar keine Öffentlichkeit“ (Habermas 1990a: 156). In Bezug auf den öffentlichen Raum unterscheidet OLIVER FREY (2004: 223) in Anlehnung an Nissen drei Typen von öffentlichen Räumen: (1) „öffentliche Freiräume“, wie Grünflächen, Parks, Spielplätze, Straßen etc. (2) „öffentlich zugängliche verhäuslichte Räume“, wie Kaufhäuser, Shopping Malls, Bahnhöfe etc. (3) „institutionalisierte öffentliche Räume“, wie Sportanlagen, Vereine, Ballett- und Musikschulen, Schulräume etc.⁷⁸ Interessant ist in Bezug auf die jungen erwachsenen Wohnungslosen m. E. vor allem der urbane öffentliche Raum, der nach FREY über die dort stattfindenden Nutzungen definiert wird (ebd.). Hierbei handelt es sich z. B. um Bürgersteige, Straßen, Plätze, Freiflächen, ÖPNV-Haltestellen, Arkaden, Bahndämme oder Brachflächen, die erst durch ihre Nutzung öffentlich werden (vgl. ebd.). Der Stadtsoziologe SIEBEL (2000) beschreibt vier Dimensionen, anhand derer die Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit konkretisiert werden kann. *Juristisch* können Räume unterschieden werden: Öffentlicher Raum unterliegt öffentlichem Recht und privater Raum dem Hausrecht des Eigentümers; dies hat einen entscheidenden Einfluss darauf, wer welche Räume wofür nutzen darf. *Funktional*, d. h. den Räumen werden unterschiedliche Funktionen zugewiesen: Dem öffentlichen Raum sind die Funktionen Markt und Politik zugeordnet, während dem privaten Raum von Betrieb und Wohnung die Funktionen der Produktion und Reproduktion zugeordnet sind. Bezugnehmend auf GOFFMANN (1973) nennt SIEBEL das *Soziale* als Dimension der Unterscheidung. So sei der „öffentliche Raum als ‚Vorderbühne‘“ (Siebel/Wehrheim 2003: 4), als „Ort stilisierten, distanzierten Verhaltens und Ort

⁷⁸ Eine noch detailliertere Ausführung gibt es von Schubert (2000: 60), der insgesamt zwölf Settings unterscheidet, die noch einmal öffentliche Räume weitergehend differenzieren.

der Anonymität“ (ebd.) anzusehen, während der private Raum die „Hinterbühne“ (ebd.) darstelle, als Ort der Intimität, der Körperlichkeit und Emotionalität, der Ort „der Freiheit der Abweichung der Individuen“ (Wehrheim 2011: 169). Schließlich noch *materiell* bzw. *symbolisch*, da die Gestaltung, die verwendeten Materialien und die Symbole die anderen drei Dimensionen verdeutlichen und überhöhen und somit auch Zugänglichkeit bzw. Exklusivität von Räumen signalisieren. HANS-PAUL BAHRDT (1998) verweist darauf, dass die Polarität zwischen Öffentlichkeit und Privatheit normativ aufgeladen sei. So sei die Privatsphäre verbunden mit Vorstellungen von Familie, Vertrautheit und Liebe, die öffentliche Sphäre hingegen mit durchgesetzter Demokratie und gesellschaftlicher Integration. WEHRHEIM verweist darauf, dass Raum in Bezug auf die genannten vier Dimensionen „als in Veränderung begriffen werden“ (Wehrheim 2011: 170) muss. Öffentlicher Raum ist demnach – legt man die vier Dimensionen zugrunde – dann gegeben, wenn er „*allgemein zugänglich* und *eigentumsrechtlich öffentlich* [ist]; sind ihm im Kern die *Funktionen Markt* und *Politik* zugeordnet, ist er *sozial* die ‚Vorderbühne‘ und damit Ort von *stilisiertem Verhalten* sowie *symbolisch offen in seiner Gestaltung*; er stellt seine allgemeine Zugänglichkeit und seinen öffentlichen Charakter ostentativ zur Schau.“ (ebd.: 171; Herv. i. Orig.) SIEBEL und WEHRHEIM (2003) sowie WEHRHEIM (2011) verweisen darauf, dass öffentliche und private Räume nicht (mehr) ganz klar voneinander zu trennen seien und sich die Dimensionen zwischen dem privaten und dem öffentlichen Raum verschieben. Mit Blick auf Shopping Malls wird die *Funktion des Marktes* privatisiert und eingehaust, *symbolisch* werden diese privaten Einkaufszentren, die teilweise an Paläste erinnern, durch die Verwendung bestimmter Materialien wie Marmor und verspiegeltes Glas, Edelstahl und Granit zu Räumen der Exklusivität; abhängig vom sozialen Milieu oder dem sozialen Status ziehen sie Menschen an oder schließen Menschen aus. So werden sie für die einen zu sozialen Treffpunkten, während sie andere durch ihre Symbolik ausschließen. Gleichzeitig ist die Funktion der Produktion und Reproduktion nicht mehr zwangsläufig an die eigene Wohnung gebunden, da „[b]einahe alle Funktionen der physischen und psychischen Reproduktion, die im traditionellen privaten Haushalt erledigt wurden, [...] heute unter Rückgriff auf marktförmig oder staatsförmig bereitgehaltene Güter- und Dienstleistungsangebote erledigt werden“ (Siebel/Wehrheim 2003: 5) können. So ist aber auch eine Verschiebung auf der Ebene des Sozialen zu sehen, werden doch die Bühnen, von denen GOFFMANN spricht, teilweise vertauscht und die Vorderbühne findet in der Öffentlichkeit statt, beispielsweise wenn lautstark in der Öffentlichkeit telefoniert wird. Intimität, Emotionalität und Privatheit werden nicht mehr im Verborgenen, im Privaten, in der eigenen Wohnung gelebt, sondern in die Öffentlichkeit getragen. Für Obdachlose ist es m. E. fast unmöglich, die Differenzierung zwischen Hinter- und Vorderbühne einhalten zu können, haben sie doch keine Rückzugsmöglichkeit und sind darauf angewiesen, intime und emotionale Momente in der Öffentlichkeit zu erleben. In diesen Dimensionen stecken m. E. auch Macht-

verhältnisse, abhängig davon, wer Raum konzipiert und produziert. *Juristisch, funktional* und *symbolisch* können Menschen ausgeschlossen und Aneignung von Raum verhindert werden. Dies kann bewusst wahrgenommen werden, wenn Raum mit offensichtlichen Symbolen oder juristisch durch Zugangsbeschränkungen, Einlasskontrollen, Schildern etc. besetzt ist, aber auch unbewusst, wenn Raum symbolisch bzw. materiell durch seine Architektur, die verbauten Materialien oder elitären Zeichen erlebt wird. Für PAUL-HENRY CHOMBART DE LAUWE ist die Abwesenheit von Macht die Voraussetzung von Aneignung: „Die Aneignung des Raums ist das Resultat der Möglichkeiten, sich im Raum frei bewegen, sich entspannen, ihn besitzen zu können, etwas empfinden, bewundern, träumen, etwas kennenlernen, etwas den eignen Wünschen, Ansprüchen, Erwartungen und konkreten Vorstellungen gemäß tun und hervorbringen zu können“ (Chombart de Lauwe 1977: 6).

Nach BOURDIEU stellen „Kämpfe um die Aneignung des Raumes“ (Bourdieu et al. 2010: 121) eine Form der Austragung sozialer Konflikte dar, finden soziale Ordnungen doch immer auch in den Besitzverhältnissen über Räume ihren Ausdruck, in Form von Nutzung, Regulierung, symbolischer und physischer Besetzung. Die symbolische Inbesitznahme von öffentlichem Raum zeigt sich in Form eigensinniger Aneignungsprozesse, wie dem Sprayen, Skaten oder dem Chillen. So findet seit vielen Jahren eine Veränderung des öffentlichen Raums statt, den FLOHÉ und KNOPP als „radikalen Wandel“ bezeichnen: „Der öffentliche Raum war traditionell ein Bereich, der einer konkreten, vorbestimmten Nutzung entzogen war. Genau diese Unbestimmtheit droht in unseren Städten mehr und mehr zu verschwinden. An ihre Stelle tritt ein wohl kalkulierter Mix an Infrastrukturen, der real oder vermeintliche Konsumbedürfnisse befriedigen“ (Flohè/Knopp 2009: 33) soll. Unerwünschte Verhaltensweisen werden unterbunden und bestimmte Personen bzw. Gruppen werden ausgeschlossen. Die Chancen und Möglichkeiten der Aneignung von öffentlichem Raum sind nicht für alle Stadtbewohner*innen gleich (vgl. Frey 2004: 224). In Anlehnung an BOURDIEUs Kapitaltheorie nehmen die sozialen Akteure im Raum einen bestimmten Platz ein, abhängig von der Verfügbarkeit über Kapitalarten und Kapitalvolumen (Bourdieu 1991); auch MAY weist zurecht darauf hin, dass der „physische Raum als verobjektivierter sozialer Raum das Ergebnis des Verteilungskampfes unterschiedlicher Akteure mit unterschiedlichen Chancen der Aneignung sei“ (May 2008c: 34). Das bedeutet, dass der soziale Raum sich permanent in Bewegung befindet und dass alle Handlungen auf die Maximierung materieller und symbolischer Gewinne abzielen (vgl. Bourdieu 1976: 357), was auch dazu führen kann, „den angeeigneten Raum zu dominieren, und zwar durch (materielle oder symbolische) Aneignung der in ihm verteilten (öffentlichen oder privaten) seltenen Güter“ (Bourdieu 1991: 30; zitiert nach Frey 2004: 224). Dies bedeutet für den öffentlichen Raum, dass bestimmte Personen bzw. Gruppen eine Machtposition besitzen, die „zu Raumprofiten“ (Frey 2004: 224) führen, was den

Effekt haben kann, dass „die sich dadurch unerwünschte Personen oder Dinge vom Leib halten können oder auch dazu sich begehrten Personen oder Dingen zu nähern“ (ebd.): Personen und bestimmte Gruppen werden ausgeschlossen, sie werden vertrieben, nicht geduldet, „urbane Räume, die zwar als öffentliche Orte inszeniert sind, aber vollständig unter privatwirtschaftlicher Kontrolle stehen und mit Hilfe des Hausrechts ‚clean‘ gehalten werden. Durch den vermehrten Einsatz von Videokameras und durch verschiedene Sicherheitskampagnen sollen an bestimmten Orten und Plätzen unerwünschte Verhaltensweise unterbunden und bestimmte ‚Szenen‘/soziale Gruppen verdrängt bzw. diszipliniert werden [...] Diese Ausgrenzung begründen die Verantwortlichen damit, dass es um die Wiedereroberung des öffentlichen Raums für das bürgerliche Leben und damit um die Durchsetzung von ‚Normalität‘ gehe“ (Flohè/Knopp 2009: 34). Dies schließt gerade Menschen aus, die keine anderen Zugänge zur Öffentlichkeit haben, die über weniger Kapitalvolumen und Kapitalarten im Sinne BOURDIEUs verfügen. Und auch hier wieder: Wer gibt die Richtschnur der ‚Normalität‘ vor? Diejenigen, die über das Kapital im BOURDIEUschen Sinne verfügen. FREY unterscheidet drei Formen der Aneignung im öffentlichen Raum: (1) Aneignung von Raumverhältnissen, (2) Aneignung von Spielregeln und (3) Aneignung von Gütern und Dienstleistungen (vgl. Frey 2004: 225 f.). In Bezug auf die Aneignung von Raumverhältnissen ist wenig zu dem bereits Geschriebenen hinzuzufügen; die Aneignung von Gütern und Dienstleistungen ist abhängig vom Kapital im BOURDIEUschen Sinne: „Mit wenig Kapital ist man stark an einen Ort gebunden. Um Zeit und Raum überwinden zu können, muss das Individuum Kapital einsetzen“ (Frey 2004: 226). Spielregeln sind in öffentlichen Räumen wichtig, geben sie doch vor, „welches Spiel in den jeweiligen Räumen möglich ist“ (ebd.: 225). Dies kann das kulturelle Kapital sein (z. B. in Schulräumen, Kirchenräumen, Jugendzentren, Vereinsräumen), aber auch das ökonomische Kapital (Shopping Malls oder Einkaufspassagen). Abschließend lässt sich sagen, dass „der Grad der Aneignungsmöglichkeiten im öffentlichen Raum davon ab[hängt], in welchem Ausmaß mehr oder weniger unbehindertes Handeln möglich ist“ (ebd.: 230). Nutzungskonflikte im öffentlichen Raum kann man auch bei den jungen erwachsenen Wohnungslosen wahrnehmen, da Verbote und Regelungen sowie Verordnungen die Aneignungsmöglichkeiten teilweise einschränken. WEHRHEIM knüpft an dem Punkt des unbehinderten Handelns an, indem er Indikatoren benennt, mit denen man wahrnehmen und interpretieren kann, „inwieweit ein Raum ein ‚Möglichkeitsraum‘ ist“ (Wehrheim 2011: 174). Hierbei unterscheidet er hinsichtlich *objektivierbarer Merkmale* einerseits und der *Wahrnehmungen und Interpretationen* andererseits. Über die objektivierbaren Merkmale Zugänglichkeit, Verfügungsgewalt, Normierung und Funktionalität kann eine Aussage über die notwendigen Bedingungen getroffen werden, um Raum hinsichtlich seines „Grads an Öffentlichkeit zu untersuchen“ (ebd.: 173). So beeinflusst die Zugänglichkeit, inwiefern Raum überhaupt erreicht werden kann: „Wie viele Straßen und Wege führen zu einem Ort? Wie sind

diese gestaltet? Ist ein Ort nur fußläufig zu erreichen oder nur mit dem Auto? Gibt es öffentlichen Personennahverkehr? Sind Wege gut einsehbar oder verhindert Verkehr das Überqueren einer Straße etc.“ (ebd.)? Die Zugänglichkeit ist das Ergebnis der Produktion von Raum und kann bewusst oder unbewusst dazu beitragen, dass Räume nicht angeeignet werden können bzw. Personen ausschließen oder diesen den Zugang erschweren. Die Verfügungsgewalt zeigt sich in der Anwesenheit bestimmter sozialer und kultureller Gruppen: „Sind diese Personengruppen an einem Ort entsprechend ihrer physischen Chancen auf Zugänglichkeit repräsentiert? Wohnen etwa in der Umgebung viele Kinder, sozial Unterprivilegierte oder aber Angehörige einer ethnischen Minderheit?“ (ebd.) Sofern diese Personengruppen den Ort erreichen könnten, aber nicht anwesend sind, könnte dies bedeuten, dass sie ausgeschlossen sind oder aber, „dass es keinen Grund gibt, den entsprechenden Ort aufzusuchen“ (ebd.: 173 f.). Aus der Verfügungsgewalt können sich auch kodifizierte Normen ergeben – die allerdings noch nichts darüber aussagen, ob die Normen bekannt sind und auch eingehalten werden. Funktionalität meint hier aber mehr als nur die Unterscheidung nach Markt und Politik einerseits und Produktion und Reproduktion andererseits. WEHRHEIM stellt im Zusammenhang mit der Funktionalität die Frage, „ob eine Straße samt Bürgersteig, eine Plaza oder ein Park in ihrer Nutzung determiniert sind, oder aber baulich und rechtlich Nutzungsvielfalt und -freiheiten ermöglichen? Und wird dies auch genutzt?“ (ebd.: 174). Erst über die Funktionalität kann erschlossen werden, ob ein Raum auch ein Möglichkeitsraum ist. Hier spielt auch die Frage nach der Macht eine entscheidende Rolle: Wer wird geduldet? Wer wird vertrieben? Wer hat die Hoheit über den Raum und wer kann diese mit welchen Mitteln durchsetzen? Neben den objektivierbaren Kriterien ist es aber vor allem auch die „Wahrnehmung und die Be-Deutung dieser Merkmale durch die Anwesenden und die Nutzer“ (ebd.: 175), die dazu beitragen, ob ein Raum auch als öffentlicher Raum wahrgenommen und erlebt wird, abhängig von der subjektiven Einschätzung, Wahrnehmung und Zuschreibung der Nutzer*innen. So können Überwachungskameras in Straßen, Parks, Bahnhöfen oder Gebäuden als Symbole für Sicherheit interpretiert werden, aber auch als Symbole der Überwachung. Die Präsenz von Ordnungskräften kann ebenso durch Zuschreibung als Bedrohung wahrgenommen werden oder aber als Unterstützung. „Die Atmosphäre desselben Restaurants kann als luxuriös oder als dekadent interpretiert werden, die Aura des Gebetshauses als sakral oder als tyrannisch, die Stimmung im Park als erholsam oder langweilig“ (ebd.: 175 f.). Auch Personen an Orten können unterschiedlich wahrgenommen werden: Drogenabhängige in Bahnhofsnähe können als Bedrohung erscheinen, obwohl sie vielleicht nur mit sich selbst beschäftigt sind, männliche Jugendliche können als Gang interpretiert werden etc. Symbolische Barrieren, wie etwa die Anwesenheit bestimmter Personen(gruppen) am Eingang zu einem Gebäude, Park oder Ort können zu realen Barrieren werden, wenn sie eine Zuschreibung erhalten. WEHRHEIM verweist darauf, dass auch das

Image eines Ortes mitentscheidet, ob dieser überhaupt genutzt und angeeignet wird: „Für welche sozialen Gruppen repräsentiert er Attraktivität? Was für Nutzungsmöglichkeiten und soziale Arrangements erwarten sie dort?“ (ebd.: 176). Diese Erwartungen sind abhängig von den Bedürfnissen der jeweiligen Personen(gruppen). Somit weist ein Ort, ein Raum – auch wenn er nach den objektivierbaren Kriterien ein öffentlicher ist – unterschiedliche Qualitäten auf in Bezug auf seine öffentliche Nutzung.

5.3. Gegenkulturelle Räume

Eng verbunden mit der Unterscheidung von privaten, öffentlichen und halb-öffentlichen Räumen ist der Begriff der „gegenkulturellen Räume“, der von LÖW geprägt wurde und der die Fähigkeit von Kindern und Jugendlichen bezeichnet, „einerseits sich die Funktionen und Bedeutungen institutionalisierter Räume anzueignen und andererseits deren Begrenztheit zu überwinden und sich der in Räumen abgebildeten gesellschaftlichen Struktur nicht anzupassen“ (Deinet 2004: 185). Hier könnte und sollte nach LÖW „neu über bildungspolitische und pädagogische Aspekte der Kämpfe um Raum“ (Löw 2001: 245) nachgedacht werden. Dies bedeutet m. E., dass es in Einrichtungen der Jugendhilfe, aber auch der Eingliederungshilfe Möglichkeiten der *Partizipation* geben muss, ebenso wie einen *herrschaftsfreien Dialog* (Habermas). Möglicherweise sind dies aber nur Forderungen oder hohle Phrasen, die in der Praxis der Sozialen Arbeit, im Zusammenspiel zwischen System und Lebenswelt, nicht verwirklicht werden können bzw. gar nicht erst verwirklicht werden sollen. Nimmt man LÖWs Forderung aber ernst, dann muss es auch Rückzugsräume geben, wie es SCHERR fordert und die sich durch maximale Distanz zu den Routinen und Zwängen des Alltagslebens auszeichnen sollten (Scherr 2002: 6). Mit Blick auf die öffentlichen Räume, die m. E. immer mehr reguliert werden und dazu führen, dass eine alternative Nutzung nicht mehr oder nur noch eingeschränkt möglich ist, bedeutet die Forderung nach gegenkulturellen Räumen aber auch die Möglichkeit, diese Räume alternativ zu nutzen. DEINET spricht hier von einer „Revitalisierung öffentlicher Räume sowie [der] Nutzbarmachung, Rückgewinnung und Schaffung unterschiedlicher Räume“ (Deinet 2004: 186). Aktuell scheint es jedoch so zu sein, dass es wenig vordefinierte Orte gibt, „an denen eine Raumbildung (Spacing) möglich ist.“ (ebd.: 187) „Gegenkulturelle[] Räume“ (ebd.: 185) bilden nach DEINET ein notwendiges Erfordernis zur Erhaltung der Handlungsfähigkeit von Heranwachsenden. Konkret kann sich dies z. B. in der körperlichen Inszenierung und der Verortung in Nischen, Ecken oder Bühnen zeigen bzw. dort ausgemacht werden. Verknüpfungen zum *dramaturgischen Handeln* bei HABERMAS, der *Lebenswelt als Bühne* nach THIERSCH oder auch den *Räumen der Repräsentationen* nach LEFEBVRE liegen m. E. nahe.

5.4. Verhinderung von Aneignung

Gesellschaftliche Verhältnisse und Bedingungen können auch dazu führen, dass Aneignung nicht gelingen kann bzw. sogar verhindert wird. Dies kann „*kontingent*, bedingt durch eher einmalige Konstellationen geschehen, zuweilen sogar durch das unglückliche Zusammenreffen etwa von Entwicklungsproblemen und ungünstigen Rahmenbedingungen“ (Winkler 2004: 86; Herv. i. Orig.). Eine Verhinderung der Aneignung kann aber auch *strukturell* geschehen, „indem ganze Gruppen von den Möglichkeiten einer Gesellschaft ausgeschlossen werden“ (ebd.). WINKLER unterstellt den bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaften, dass diese „mit hoher Wahrscheinlichkeit und einigermaßen notorisch ein sozialpädagogisches Problem erzeugen“ (ebd.). Auch die Soziale Arbeit selbst stellt WINKLER zumindest in die Nähe einer solchen Annahme: „Darüber hinaus muss in Betracht gezogen werden, wie weit eine als gesellschaftliche Funktion erzeugte Sozialpädagogik nicht selbst in einer Weise wirkt, die Aneignung verhindert“ (ebd.). Das Setzen von Grenzen etwa könne eine „dysfunktionale Struktur“ (ebd.) schaffen, was möglicherweise dazu führt, dass eine gelingende Aneignung verhindert wird. Und weiter: „Sollte aber die Grenze gerade mit der Erfahrung einhergehen, dass sie mit Anstrengung bewältigt wird, dann wird dieser pädagogische Diskurs endgültig unsinnig. Ihm geht es nämlich um Kontrolle und Disziplinierung, nicht aber darum, die Voraussetzung zu schaffen, dass im Aneignungsgeschehen über die Stränge geschlagen wird. Sinnvoll können aber nur Regeln gemeint werden, die als soziales Moment aufgenommen und in die eigene Handlungsstruktur eingebaut werden, um so Kontrolle über die Lebensbedingungen zu erreichen“ (ebd.). Das größere Problem sieht WINKLER jedoch in der Veränderung der Gesellschaft, die dazu führe, dass nicht nur der Aneignungsgegenstand, sondern auch der Aneignungsprozess behindert werde. Die individualisierte Gesellschaft „wirkt sich somit im Aneignungsgeschehen als Verstärkung von Individualisierung, treibt regelrecht die Individuen auseinander, die damit zunehmend weniger Subjekte in dem Zusammenhang eines gemeinsamen kulturellen Erbes sind“ (ebd.: 87), was zu einem Prozess der Desozialisation führe. Voraussetzung für gelingende Aneignung, so WINKLER weiter, sei eine Aneignungsdisposition (ebd.: 88). Wie diese aussehen könnte, beschreibt er nur vage: Aneignung dürfe nicht instrumentalisiert werden, um „Subjekte in eine Gesellschaft zu zwingen, die keine Subjekte sind und in keinem gesellschaftlichen Zusammenhang mehr stehen“ (ebd.: 89), sondern vielmehr die Möglichkeit einer Pädagogik, die Aneignung in den Mittelpunkt stellt, „es soll Aneignung gelernt und dann gefügig gemacht werden, um ihrer selbst willen, nicht aber um die Beherrschung von Inhalten, schon gar nicht um die einer Gesellschaft“ (ebd.). Es geht offensichtlich um nicht weniger als „die Voraussetzungen zu erwerben, um sich ständig auf neue Bedingungen einzustellen – überall und jederzeit“ (ebd.).

Viele der jungen erwachsenen Wohnungslosen, die im Rahmen der vorliegenden Untersuchung befragt wurden, haben m. E. erfahren müssen, dass Aneignung nicht möglich war im Kontext ihrer Biographie. Teilweise mag dies an *strukturellen* Bedingungen gelegen haben, teilweise auch an *kontingenten*. Die Gründe liegen nach Aussagen der Interviewten auch bei den sozialpädagogischen Fachkräften, die in den bisherigen Maßnahmen Aneignung verhindert hätten. Daher stellt WINKLER die Frage, „wie ein Ort beschaffen sein muss, damit ein Subjekt an ihm leben und sich entwickeln kann, damit er auch als Lebensbedingung vom Subjekt kontrolliert wird“ (Winkler 1988: 278 f.). Im Folgenden soll WINKLERs Theorie der Sozialpädagogik näher beleuchtet werden.

6. WINKLERs sozialpädagogisches Ortshandeln

In meinem Forschungsvorhaben beschäftige ich mich mit der Frage, wie Räume gestaltet werden müssten, damit sie von den jungen erwachsenen Wohnungslosen in adäquater Art und Weise – in ihrem Sinne – angeeignet werden können. Diese Frage findet sich in der Theorie des sozialpädagogischen Ortshandelns nach WINKLER wieder. Er beschäftigt sich in seiner „Theorie der Sozialpädagogik“ mit der Frage nach der Subjektbildung, die er als Aneignungshandeln und als Ausdruck von Subjektivität interpretiert (vgl. Winkler 1988). Aus seiner Sicht ist eine Intervention dann notwendig, wenn die pädagogische Vermittlung und Aneignung von Bildung im Rahmen der traditionellen Familienerziehung nicht geglückt sei. Dann habe die sozialpädagogische Praxis und Theorie die Aufgabe, „die Sicherung der Subjektivität der Subjekte“ zu gewährleisten (Winkler 1999: 308). Gleichzeitig ist jeder Aneignungsprozess in den Zusammenhang einer sozialen Situation gebettet: soziale Orte, Räume, aber auch (sozial)pädagogische Beziehungen. Bestimmte Lebensumstände und/oder gesellschaftliche Benachteiligung können zu einer misslungenen Aneignung subjektiver Fähigkeitenpotentiale führen. WINKLER geht davon aus, dass sich hinter auffälligen Verhaltensweisen ein ungelöstes Aneignungsproblem verbirgt und so die Umwelt durch eben dieses Verhalten auffordert, Prozesse einzuleiten, über die dann die Bearbeitung des Aneignungsproblems stattfinden kann (Winkler 1988: 179). Die sozialpädagogische Intervention soll nun „Lebensbedingungen [...] schaffen, welche den Individuen nicht bloß existentielle Sicherheit geben, sondern Lern- und Entwicklungsmöglichkeiten eröffnen, die schließlich zu einem selbstbestimmten Leben führen, in welchem vor allem auch die Traditionszusammenhänge durch die Betroffenen selbst bestimmt und gestaltet werden. Sozialpädagogik will somit in ihrem eigenen Selbstverständnis helfen, dass die Individuen ihre Rolle als Opfer von Verhältnissen überwinden und ihre Lebensbedingungen als Subjekt selbst ausfüllen“ (ebd.:

265). Diese Intervention muss aus seiner Sicht mit der Überlegung beginnen, „wie ein Ort beschaffen sein muss, damit ein Subjekt an ihm leben und sich entwickeln kann, damit er auch als Lebensbedingung vom Subjekt kontrolliert wird“ (ebd.: 278 f.). Diese Orte sollen durch ihre eigene, lebensweltlich relevante Struktur eine „Gegenwelt“ darstellen, die es dem Subjekt ermöglicht, neue Sichtweisen und Erfahrungen zu eröffnen, indem der Ort den Blick auf neue, vorher nicht gesehene Handlungsmöglichkeiten freimacht. Ein wichtiger Bestandteil der Theorie bezieht sich allerdings darauf, dass diese Orte nicht nur geschaffen bzw. bereitgestellt werden, sondern dass sie auch von dem Subjekt angeeignet werden können. Konkret: Wie eignen sich die jungen erwachsenen Wohnungslosen Räume an? MAY verweist darauf, dass „Versuche jugendlicher Sozialraumkonstitution [...] so als ein Prozess begreifbar [werden], der eine bei ihnen zumeist zu Beginn noch eher diffuse Ahnung im Hinblick auf ein soziales und räumliches Umfeld, das ihre eigenen spezifischen Bedürfnisse zu entfalten erlaubt, zu verbinden sucht mit den gesellschaftlich bereits konstituierten Objekten einer konkreten „ortsbezogenen Raumstruktur.“ (May 2011: 6) Diese aktive Auseinandersetzung mit einer bereits konstituierten ortsbezogenen Raumstruktur weist auf die bereits angesprochene doppelte Konstituiertheit von Raum hin: Zum einen ist Raum eine gesellschaftliche Wirklichkeit, die als Ergebnis eines konkreten Produktionsprozesses begriffen werden kann (ähnlich wie eine Warenproduktion). Zum anderen ist Raum auch ein Medium, das gesellschaftliche Verhältnisse strukturiert, konkret werden lässt und dadurch auch reproduziert. Somit wirkt Raum verändernd auf den Prozess seiner eigenen Herstellung und die damit verbundenen gesellschaftlichen Verhältnisse. WINKLER unterstellt dem Subjekt, dass es sich durch schwerwiegende Krisen in einem „Modus der Differenz“ (Winkler 1988: 275) befindet: „Er will etwas anderes sein, kann aber dieses nicht einmal wollen, weil ihm die Realität fehlt, auf welche sich das Wollen eines Ideals beziehen könnte“ (ebd.). Der Modus der Differenz lässt keine Zukunftsprojektion zu, so dass sich die Ideallage auf den Anspruch reduziert, in einem Modus der Identität zu bestehen, ohne dass diesem eine Realität entspräche (ebd.: 275). In diesem unbestimmten Ideal, in diesem bloßen Wollen der Veränderung liegt die subjektive Legitimation des sozialpädagogischen Handelns (ebd.). Dies darf aber nicht dazu führen, dass die Veränderungsabsicht des Subjekts als Wunsch interpretiert wird, in die Gesellschaft einzutreten. Das würde zu einer Instrumentalisierung des Subjektes führen (ebd.: 276). Vielmehr muss Soziale Arbeit dem betroffenen Subjekt realistische Lebensbedingungen schaffen, die zugleich zukünftige Möglichkeiten eröffnen, welche das Subjekt selbst ausgestalten kann (ebd.). Das sozialpädagogische Handeln ist auf die Zukunft gerichtet, diese jedoch nicht antizipiert und festlegt, da sie vom Subjekt gestaltet und verwirklicht werden muss. WINKLER arbeitet in seiner Theorie mit den beiden Begriffen Differenz und Identität. Ich möchte diese beiden Begriffe an dieser Stelle um die beiden Worte Diversität und Homogenität bzw. Nicht-Homogenität ergänzen. Handelt es sich bei der Gruppe der jun-

gen erwachsenen Wohnungslosen doch um eine – wenn auch nur statistisch zusammengefasste – Gruppe von Menschen, die gleiche Eigenschaften in bestimmten Bereichen aufweisen. Gleichzeitig unterscheiden sie sich aber gerade hierin von der „Mehrheitsgesellschaft“ durch ihre je eigenen Werte, ihre Fertigkeiten, Fähigkeiten und kennzeichnen so als Diversität die Vielfalt in der Gesellschaft. An anderer Stelle spricht WINKLER von subkulturellen Stilen (vgl. Winkler 1988: 313) und weist darauf hin, dass eben diese subkulturellen Stile auch zum Ausdruck bringen können, dass sich Jugendliche ihren eigenen Raum schaffen und nicht pädagogisch verfremden lassen wollen. So ist auch im Sinne WINKLERs die subjektive Normalität eines Lebensstils anzuerkennen, wenn er den durchschnittlichen Erwartungen widerspricht (vgl. ebd.) und so – aus meiner Sicht – einem Aushalten von Nicht-Homogenität entspräche. Subjektorientierung ist aber mehr als bloße Toleranz: Sie lenkt den Blick auf die konkreten Lebensbedingungen und geht von einer Pluralität der Möglichkeiten aus. Somit greift sie auch den Vorbehalt vor, „welche das Theorem von der Kolonialisierung der Lebenswelten nahelegt – es besagt, dass Sozialarbeit und Sozialpädagogik als Instanzen der öffentlichen Kontrollpolitik glückende Aneignungsprozesse aus einer negativen Bewertung der Lebenswelten für defizitär erklären und diese systematisch umzugestalten suchen“ (ebd.). Gleichzeitig schließt sie die Beliebigkeit aus zwei Gründen aus: 1. Einmal fragt man mit ihr danach, ob bestimmte Lebenswelten überhaupt angeeignet werden können bzw. eine Entwicklung des Subjektes erlauben. 2. Man bleibt der Gesellschaftlichkeit des Subjektes bewusst: Führen Lebenswelten und Lebensstile in die Isolation, führen sie dazu, dass das Subjekt gesellschaftlich ohnmächtig, bloßer Adressat der Verfügung anderer wird, dann liegt darin keine Berechtigung, die ursprünglichen Aneignungsprozesse zu negieren, denn dies würde die biographische Identität der Betroffenen in Frage stellen (ebd.). Die Subjektorientierung hat einen auffordernden Charakter.

Ähnlich wie LEFEBVREs Raumtheorie, bei der das Produzieren und das Reproduzieren von Räumen dazu führen, dass, sobald eine Raumproduktion abgeschlossen ist, bereits der Ausgangspunkt einer neuen Produktion gebildet wird, sieht WINKLER das Subjekt einer ständigen Veränderung und Aneignung unterworfen. Interessant für das Forschungsvorhaben ist die Aussage WINKLERs, dass es nicht um den Inhalt des Aneignungsgeschehens gehe, also darum, ob gesellschaftlich notwendige Normen und Werte angeeignet werden sollen bzw. können, sondern „vielmehr um die Sicherung oder Wiederherstellung der Subjektivität in ihrer Dynamik“ (ebd.: 153). Weitergedacht darf Sozialarbeit ihren Ansatzpunkt gerade nicht in einer vorgängigen Homogenisierung suchen, sondern im Aushalten von Nicht-Homogenität: Diversität statt Homogenität wird das elementare Grundelement sozialpädagogischen Handelns. (vgl. Kessi/Reutlinger 2007: 77). Das heißt aber auch, dass Soziale Arbeit nur in sozialplanerisch festgelegten Räumen stattfinden kann, da die Vielzahl der subjektiv

konstruierten Lebenswelten bzw. Einzelsozialräume *verinselt* ist und somit nur eine Einzelfallhilfe stattfinden könnte, deren Gelingen jedoch nur dann möglich wäre, wenn man die Lebensweltbezüge jedes einzelnen Menschen kennen und entsprechend eine soziale Infrastruktur aufbauen würde. KESSL und REUTLINGER plädieren daher auf einer „reflexive[n] räumliche[n] Haltung. Diese ist sich der Relevanz der Raumdimension für die Soziale Arbeit gewahr“ (vgl. ebd.). WINKLER beschreibt die helfende Beziehung, die durch „einseitige Interaktions- und Kommunikationsmuster geprägt“ (Winkler 1988: 264) sei, da die Beeinflussungsmöglichkeiten, -techniken und -taktiken der Sozialarbeiterin bzw. des Sozialarbeiters und nicht die Lernbedingungen der Klientin bzw. des Klienten im Vordergrund stünden (ebd.: 265). Gleichzeitig geht er davon aus, dass man es zwar mit Subjekten zu tun habe, sich diese aber in ihrer Subjektivität von allen anderen Subjekten unterschieden und dies somit zu einer Normalität des Unterschiedes führe (ebd.: 270). Zweitens zeichne sich das Individuum durch seine Selbsttätigkeit aus, es setzt sich auf seine individuelle Art und Weise mit seiner Umwelt auseinander (ebd.). Dies bedeutet, dass der*die Sozialarbeiter*in die Integrität und Autonomie des Zöglings wahren muss (ebd.: 271). Der Impuls der Erzieherin bzw. des Erziehers vollendet sich nur durch die Aktivität des Zöglings (ebd.).

6.1. Subjektentwicklung bei WINKLER

Das Subjekt wird erst dann Subjekt, „wenn es begreift und erkennt“ (ebd.: 146). Mit diesen Worten bezeichnet WINKLER, dass die Subjektentwicklung „ein aktiver Prozeß der Auseinandersetzung“ (Winkler 1988) ist, der dazu führt, dass „das Subjekt aus seiner Wahrnehmung Gesetzmäßigkeit und Regularität abstrahier[t]“ (ebd.), die es als Grundlage für künftige Handlungen nutzen kann. Anknüpfend an DEINET, geht es um die „Erprobung des erweiterten Verhaltensrepertoires und neuer Fähigkeiten in neuen Situationen“ (Deinet 2004: 179). WINKLER geht in seinen Ausführungen zum sozialpädagogischen Ortshandeln von der Aneignung aus, der ein Moment der Distanzierung innewohnt: So distanzieren sich das Subjekt „von der Objektivität, um diese zu kontrollieren“ (Winkler 1988: 147), um über sie zu verfügen und sie sich somit schließlich anzueignen. Erst durch die „Aneignung weiß es [das Subjekt; Anm. d. Verf.] um seine Lebensbedingungen und kann diese zu beherrschen versuchen“ (ebd.). Dies bedeutet, dass die Subjektivität „ein Modus der Auseinandersetzung mit der Umwelt ist“ (ebd.) und somit kein statischer Zustand, sondern sich einem ständigen Wandel unterzieht, dem das Subjekt unterliegt. Gleichzeitig werden so auch neue Ausgangsbedingungen für künftige Aneignungshandlungen geschaffen (ebd.). Das Aneignungsgeschehen lässt sich aber nicht unabhängig von sozialen Effekten betrachten, d. h. es ist nicht nur „Inte-

riorisation [...] in welcher eine ‚praktische Gegenständlichkeit‘ (oder auch: ‚gegenständliche Praxis‘) in das Subjekt aufgenommen und von diesem habitualisiert wird“ (ebd.: 148), sondern das Aneignungshandeln „bedarf einer Wirkung der Umwelt – etwa durch andere Personen –, in welchem es bestätigt und verifiziert wird“ (ebd.: 148 f). WINKLER spricht hier von „Exteriorisation“ (ebd.: 149). Im Mittelpunkt des Aneignungsvorgangs steht jedoch der Wunsch nach Veränderung, den WINKLER damit umschreibt, „daß das Subjekt seine Subjektivität in die Zukunft verlegt; es stellt sich selbst die Aufgabe, ein anderes Subjekt zu werden“ (ebd.: 149). Dazu bedarf es einer Fähigkeit und einer Zuständigkeit, welche WINKLER als „Modus des Könnens“ (ebd.) umschreibt und einer „Beziehung zur objektiven Wirklichkeit“ (ebd.: 150); dies führt dazu, dass sich das Subjekt im Akt der Aneignung festlegt: Es bezieht sich einerseits auf die gesellschaftliche Objektivität und verschließt sich so gleichzeitig auch vor anderen Entwicklungen (ebd.). Somit kann es sich im Extremfall sogar die Möglichkeit seiner Subjektentwicklung zerstören. In Bezug auf die Umwelt bedeutet dies aber auch, dass das Subjekt in seiner Realität als Subjekt anerkannt werden muss: „In welcher Situation sich der Einzelne befinden mag, wie gering seine geäußerte Subjektivität erscheint, wie verletzt und beschädigt, abhängig und kontrolliert das Subjekt ist, es bleibt doch als Subjekt anzuerkennen. Noch seine Probleme müssen als Probleme thematisiert werden, welche es als Subjekt hat“ (ebd.: 151). WINKLER spricht hier davon, dass das Subjekt im Hier und Jetzt ernst zu nehmen und seine *Reallage* als seine gegenwärtige Lebensstatsache anzuerkennen sei (ebd.). Dies scheint in der Realität des Hilfesystems nicht immer vorhanden zu sein, Mitarbeitende des Jugendamtes erkennen diese Realität der Adressat*innen nicht immer zweifelsfrei an. In Gesprächen und Interviews sowie in Fallsteuerungskonferenzen im Rahmen der vorliegenden Untersuchung wurde immer wieder festgestellt, dass Mitarbeitende der Kostenträger und beteiligten Institutionen die Kinder und Jugendlichen beziehungsweise jungen Erwachsenen nicht ernst nehmen. Mit WINKLER könnte man sagen: Das Subjekt wird in seiner Realität nicht anerkannt. So wurde teilweise über anwesende Jugendliche und junge Erwachsene in der dritten Person Singular gesprochen, teilweise wurden diese in herablassenden Kommentaren bewertet und beurteilt. Beispiel: „Wenn du in einer eigenen Wohnung leben willst, dann wirst du es ja wohl schaffen, mir eine Email zu schicken.“ Oder: „Schafft sie das überhaupt? Kann sie das überhaupt?“ Bei der Aneignung geht es also um jenen Vorgang, „in dem sich Subjektivität in gesellschaftlichen Kontexten konstituiert. Sie realisiert sich als *lebendige Praxis, in der Individuen als Subjekte mit einer sie umgebenden und sich verändernden Kultur (Objekt)* in wechselseitiger Vermittlung aufeinander treffen“ (Pavel 2013: 48; Herv. i. Orig.). Das Objektive ist all das, was dem Individuum gegenübersteht, also „Lebewesen, Verhältnisse und Beziehungen, Dinge, auch Symbole und Zeichen, kurz: alles, was uns wenigstens irgendwann einmal objektiv gegenübersteht, bis es von uns verarbeitet wird“ (Winkler 1988: 145). In Anschluss an HEGEL kann diese Verarbeitung, die-

se Aneignung aber nur dann gelingen, wenn sich das Subjekt darauf einlässt, und zwar „in der subjektiven Riskierung des eigenen Subjektstatus“ (ebd.: 148), d. h. die schon erreichte Subjektivität wird aufgegeben bzw. wird in die Zukunft verlegt; WINKLER spricht von einer Zeitdimension, in der „das Subjekt seine Subjektivität in die Zukunft verlegt“ (ebd.: 149). Aneignung kann, um es sehr einfach und verkürzt auszudrücken, glücken oder misslingen (handelt es sich doch um einen in Ausgang und Ergebnis offenen Prozess) – beides führt aber zu einem Subjektivitätsmodus: „Gleich ob das Aneignungshandeln glückt oder mißlingt, es konstituiert einen Subjektivitätsmodus“ (ebd.: 152). Da, wo der Subjektivitätsmodus durch eine nichtvollzogene Aneignung gekennzeichnet sei und dieser Zustand beharrlich bleibe, ergibt sich nach WINKLER das sozialpädagogische Problem, das „sich als eine Negation der Subjektivität [realisiert], welcher keine Aufhebung in Gestalt einer erweiterten Subjektivität, sondern eine Destrukturierung des Aneignungssubjekts folgt“ (ebd.). Demgegenüber steht der *Modus der Identität* als der Modus der gelingenden Aneignung.

6.2. Die Modi der Differenz

„Zerbricht aber die Aneignungsdiaklektik von modaler Subjektivität und modaler Objektivität, weil – aus welchen Gründen auch immer – eine Tätigkeitsbeziehung nicht zu verwirklichen ist, so entsteht ein Modus der Differenz. dem entspricht übrigens eine alltägliche Erfahrung: Wir finden uns selbst im Modus der Differenz, wenn wir uns mit uns selbst uneins fühlen, dabei nicht so recht wissen, wo wir stehen, wie wir uns verhalten sollen. Uns ist dann der Zusammenhang zwischen unserem Tun und der realen Welt entglitten“ (ebd.: 153). Diesen Gedanken werde ich im späteren Verlauf noch einmal aufgreifen, wenn es um die Entfremdung bei WINKLER geht, denn hier sind m. E. Tendenzen zur Entfremdung zu sehen, so könnte der *Modus der Differenz*, wenn wir uns mit uns selbst uneins fühlen und nicht so recht wissen, wo wir stehen, wie wir uns verhalten sollen, dass der Zusammenhang zwischen unserem Tun und der realen Welt nicht gegeben ist, mit dem Wort Entfremdung umschrieben werden. Der Modus der Differenz, der dauerhafte Zustand des Misslingens, kann in einen Krisenzustand führen und dafür sorgen, dass das Subjekt die Kontrolle über seine Lebensbedingungen verliert. Misslingt der Aneignungsprozess, sieht sich das Subjekt einer ihm fremden, äußerlichen Kontrolle unterworfen. „Es wird als auffällig demarkiert, erhält eine Biographie zugeschrieben, in deren Rahmen es sich bewegen muss; es wird auch handlungsunfähig, da es seine spezifische Form von Subjektivität nicht mehr exteriorisieren kann. Es befindet sich im Subjektmodus der aufgehobenen Subjektivität, im Modus der Differenz“ (ebd.). Dieser Krisenzustand lässt sich beispielsweise daran erkennen, dass die Interviewten

immer wieder davon sprechen, dass sie bei Ämtern und Behörden nicht ernst genommen werden, dass sie nur eine Nummer seien und andere Entscheidungen für sie trafen. Dies kann m. E. auch in einer selbsterfüllenden Prophezeiung enden. Die Zuschreibung durch andere, vor allem durch Mitarbeitende von Institutionen wie dem Jugendamt oder anderer offizieller Stellen, kann für das weitere Leben ausschlaggebend sein. Häufige Kommentare von Jugendamtsmitarbeitenden sind beispielsweise: „Das hätte ich Ihnen gleich sagen können“ oder „Von dem habe ich so eine dicke Akte, das war ja klar“. Auch hier, im Gefühl, dass andere die Kontrolle über die eigenen Lebensbedingungen übernehmen, ist das Moment der Entfremdung klar zu erkennen. WINKLER unterscheidet das Problem der Aneignung nach verschiedenen Formen. So zieht seine Ebene der Problembestimmung nicht nur auf den abstrakten Gesellschaftsbegriff, „sondern lenkt den Blick auch auf die konkreten und realen Lebensbedingungen“ (ebd.: 156). Die selbstvorgenommenen Einschätzungen der Wirklichkeit durch das Subjekt dürfen nicht durch den Blick des Beobachters auf die Lebenslage und das Aneignungsproblem diskriminiert werden (ebd.). „Subjektorientierung meint demnach die Anerkennung einer subjektiven Normalität eines Lebensstils auch dann, wenn er den durchschnittlichen Erwartungen widerspricht“ (ebd.). Hier befindet sich die Soziale Arbeit m. E. in einem Dilemma: Einerseits soll sie eine Beziehung zu den Klient*innen aufbauen und diese darin unterstützen, ihr eigenes Leben (wieder) in die eigenen Hände zu nehmen, gleichzeitig soll sie aber auch die Normalitätsvorstellungen der Mehrheitsgesellschaft durchsetzen. Alternative Lebensentwürfe, die den gemeinen Vorstellungen unserer Gesellschaft widersprechen, werden – so zumindest meine Einschätzung – häufig nur schwer toleriert. Man könnte dem professionellen System unterstellen, dass es häufig versucht, mit Maßnahmen der Erziehung und Sozialisation die ihnen anvertrauten Menschen zu verändern und die konkreten und realen Lebensbedingungen außer Acht zu lassen.

Doch nimmt man WINKLERs Ausführungen ernst, so verrät auch die Krise des Subjekts eine Art zu leben, die auf mehr oder weniger tiefe Weise zum Individuum gehört; es ist eine seiner möglichen Arten zu sein (ebd.). „Keineswegs notwendig hat ein Drogenkonsument ein Aneignungsproblem; nicht minder können Angehörige einer Jugendsubkultur trotz ihres ungewöhnlichen Aussehens, trotz ihrer auffälligen Verhaltensweisen ihre Lebensbedingungen kontrollieren...“ (ebd.). WINKLER spricht hier von der „subjektiven ‚Normalität‘ eines Lebensstils“ (ebd.), der auch dann anzuerkennen sei, „wenn er den durchschnittlichen Erwartungen widerspricht“ (ebd.), denn auch „eine ‚psychische Krankheit‘ [kann] zu einem Lebensstil geworden sein, den das betroffene Subjekt gelungen und ohne Schwierigkeiten angeeignet hat“ (ebd.). Dies ist letztlich das, was WALLNER (2010) als subjektiv sinnvoll erachtete Alternative bezeichnet. Bezogen auf die jungen Erwachsenen, welche dieser Untersuchung zugrunde liegen, bedeutet dies, dass auch sie möglicherweise kein Aneignungsproblem ha-

ben, wenn sie sich so verhalten, wie sie sich verhalten: Vielleicht schaffen sie es ja auch – subjektiv –, ihre eigenen Lebensbedingungen zu kontrollieren, indem sie bei Freunden unterkommen, teilweise in der Herkunftsfamilie Zuflucht finden, in Einrichtungen der Wohnungslosen- und Jugendhilfe landen und nach Auffassung des Hilfesystems keine Erfolge zeigen. Interessanterweise zeigt sich das auch bei Interviewpartner*innen, die keine Anschlussperspektive zu haben: Viele derjenigen, die kurz vor dem Auszug stehen und keine Anschlussmaßnahmen haben, geben in den Gesprächen an, dass ihnen das keine Sorgen mache. Inwiefern es sich hierbei um bloße Inszenierungen handelt oder ehrliche Gefühlslagen, kann ich schlecht einschätzen.

Subjektorientierung ist aber mehr als bloße Toleranz, mehr als ein Anerkenntnis subjektiver Normalität von Lebensstilen: Sie lenkt den Blick auf die konkreten Lebensbedingungen und geht von einer Pluralität der Möglichkeiten aus. Somit greift sie auch den Vorbehalten vor, „welche das Theorem von der Kolonialisierung der Lebenswelten nahelegt – es besagt, dass Sozialarbeit und Sozialpädagogik als Instanzen der öffentlichen Kontrollpolitik glückende Aneignungsprozesse aus einer negativen Bewertung der Lebenswelten für defizitär erklären und diese systematisch umzugestalten suchen“ (Winkler 1988: 156). WINKLER greift hier den HABERMAS'schen Gedanken auf, dass das System mit seinen Medien in die Lebenswelten der Menschen eingreift und diese verändert, gleichsam Kolonialherren. „Gleichwohl schließt die Subjektorientierung die Beliebigkeit aus zwei Gründen aus: Einmal fragt man mit ihr danach, ob bestimmte Lebenswelten überhaupt angeeignet werden können, bzw. eine Entwicklung des Subjektes erlauben. Zum anderen bleibt man sich in ihr der Gesellschaftlichkeit des Subjektes bewusst: Führen Lebenswelten und Lebensstile in die Isolation, führen sie dazu, dass das Subjekt gesellschaftlich ohnmächtig, bloßer Adressat der Verfügung anderer wird, dann liegt darin keine Berechtigung, die ursprünglichen Aneignungsprozesse zu negieren – dies würde die biographische Identität der Betroffenen in Frage stellen“ (ebd.: 156f.). M. E. sollte Sozialarbeit daher immer reflexiv arbeiten und bei der Bewertung der sozialpädagogischen Problembestimmung darauf achten, dass die beiden genannten Ansätze – grundsätzliche Möglichkeit der Aneignung bestimmter Lebenswelten und die Gefahr der Isolation – berücksichtigt werden bei der Bereitstellung von Orten, sprich Maßnahmen und pädagogischen Angeboten. Konkret: *Können* die Angebote überhaupt angeeignet werden oder führen sie dazu, dass das Subjekt ohnmächtig wird bzw. sich so *entfremdet*, dass die eigene Biographie in Frage gestellt werden würde? WINKLER konstatiert der Subjektorientierung, dass sie „eine theoretisch detaillierte Bestimmung des Aneignungsproblems nicht zulässt“ (ebd.) und einen auffordernden Charakter habe, der „den Sozialpädagogen zu einer selbst noch subjektiven Entscheidung auf[fordert]“ (ebd.). WINKLER unterscheidet den *Modus der Differenz* noch einmal in zwei Kategorien, den *absoluten Modus der Differenz* und

den *relativen Modus der Differenz*. Hierbei versteht er die Kategorisierung bzw. die „Typologie möglicher Aneignungsprobleme [...] höchstens als ein heuristisches Hilfsmittel“ (ebd.). Der absolute Modus der Differenz bezeichnet ein „Auseinanderfallen von Subjekt und Objekt im Aneignungsprozess“ (ebd.). Hierunter versteht WINKLER die Erscheinungsformen, „welche allein durch strukturtheoretische Beschreibung hinreichend erfasst werden können“ (ebd.) und hier „gelingt nicht einmal annäherungsweise die Aneignung; zugleich erstarrt das Subjekt in diesem absoluten Modus der Differenz; es kann sich gleichsam nicht mehr bewegen, ist (und fühlt sich) gefesselt und gefangen in seiner Lebenssituation“ (ebd.). „[D]ie in der Realität überaus schwierig zu identifizierenden, eher prozessualen Formen des Aneignungsproblems“ (ebd.) fasst WINKLER unter den relativen Modus der Differenz zusammen. Dies definiert er als ein „Gelingen[...] von Aneignung, welches doch nicht gelingt“ (ebd.: 157 f.), als „Aneignungsfallen, die sich das Subjekt zum Teil selbst baut, die andererseits aber auch für das Subjekt eingerichtet werden“ (ebd.: 158). Hier benennt er explizit auch die „öffentliche Jugendhilfe“ (ebd.). Der absolute Modus der Differenz lässt sich bereits in unterschiedlichen Ausprägungen wahrnehmen bzw. differenzieren:

1. „Ein erster Typ des absoluten Modus der Differenz lässt sich dort identifizieren, wo eine aneignbare Objektivität schlechthin fehlt“ (ebd.). Der Aneignungsgegenstand, der für eine subjektive Entwicklung erforderlich ist, fehlt schlichtweg. So fehlen z. B. erwachsene Bezugspersonen in der Kindheit oder der Jugend oder auch einfach Perspektiven: „Eine eher soziologische Dimension zeigt sich dort, wo ein Subjekt auf eine bestimmte Lebensphase vorbereitet wurde, diese selbst normativ als notwendig antizipiert, sie somit als Perspektive für sich empfindet, zugleich auch die erforderlichen Fähigkeiten ausgebildet hat, sie ihm gleichwohl vorenthalten wird. Als Beispiel hierfür mögen das Fehlen einer Lehrstelle oder Jugendarbeitslosigkeit insgesamt gelten“ (ebd.: 159). Ein Beispiel, das in der Praxis der Jugendhilfe m. E. häufig auftritt; Jugendliche und junge Erwachsene werden auf Schule und Berufsausbildung vorbereitet bzw. auf die Notwendigkeit dieser hingewiesen. Häufig werden als Ziele ein Schulabschluss oder eine Berufsausbildung in den Interviews mit den jungen Wohnungslosen genannt. In einzelnen Fällen waren Interviewpartner*innen auf der Suche nach einer geeigneten Lehrstelle – zum Zeitpunkt der jeweiligen Gespräche erfolglos. „Das Subjekt verfügt also über Handlungsmöglichkeiten in der Zone zukünftiger Aktivität, die jedoch durch das Fehlen von Objektivität inhaltlich nicht ausgefüllt werden“ (ebd.). Die Folge davon kann sein, dass die Perspektive oder, wie WINKLER es nennt, „die biographisch erworbene Vorstellung von Zukunft“ (ebd.) zusammenbricht. Das Subjekt verharrt in einem Zustand der Dekompensation, d. h. in einem Zustand der Aneignungsabsicht, seinen Subjektivitätsmodus aufzulösen oder zu verändern. Dies kann dazu führen, dass früher erworbene Kompetenzen verloren gehen und sich das Subjekt insgesamt destabilisiert (ebd.). Der Ent-

zug von Objektivität wirkt für WINKLER also in dreifacher Hinsicht traumatisierend: Stabilisierende und regelmäßige Sozialbezüge und Handlungskontexte brechen weg, Aktivitätsvoraussetzungen und Orientierungsmuster des Handelns lösen sich auf. Damit wird der bereits erreichte Modus der Subjektivität entwertet und negiert, was schließlich zu einer Verhinderung der Entwicklung von Zukunftsperspektiven führt. „[D]as Subjekt sieht also die futuristische Dimension seines Lebens entleert und kann höchstens – freilich auch nur idealisierend – auf seine Vergangenheit zurückgreifen“ (ebd.: 160). Der Entzug von Aneignungsgegenständen muss aber WINKLER zufolge nicht beabsichtigt sein, sondern kann auch unbeabsichtigt und subtil erfolgen, indem der *Einschluss* eines Kindes oder Jugendlichen in eine pädagogische Institution oder Einrichtung „prinzipiell den Zugang zu anderen Lebensbereichen“ (ebd.) verwehrt, was vor allem in Bezug auf Einrichtungen *Verbrechen & Strafe* (vgl. Cremer-Schäfer 2001) zutreffen könnte. Durch den Einschluss wird die bisherige Subjektbildung per se in Frage gestellt, werden „frühere Erfahrungswelten für ungültig erklärt“ (ebd.), die zu einer Stigmatisierung führen und so Entwicklungsmöglichkeiten entziehen oder zumindest einschränken. WINKLER nennt dies die „Tantalussituation, ‚mitten in der erregendsten Fülle machtlos entbehren zu müssen‘“ (ebd.: 161). Ausgeschlossen von der sichtbaren und greifbaren, potentiell auch verfügbaren Wirklichkeit, muss das Subjekt – in Bezug auf die griechische Mythologie – Qualen erleiden, da etwas Ersehntes zwar in greifbarer Nähe, aber doch nicht zu erlangen ist. Für die jungen erwachsenen Wohnungslosen trifft dies zum Teil wohl auch zu: Umgeben und mitten in einer Welt voller Konsum und Medien leben die meisten mit einem geringen Taschengeld und können nur rudimentär an der jugendlichen Wirklichkeit teilnehmen.

2. Ein zweiter Grund oder eine zweite Form des Modus der absoluten Differenz ergibt sich daraus, dass die Aneignungsgegenstände zwar vorhanden sind, sich aber nicht aneignen lassen. D. h. die vorhandene Objektivität besteht, wird auch „vom Subjekt nicht nur wahrgenommen, empfunden oder erlitten, sondern noch in seine Perspektivbestimmung aufgenommen, bleibt aber dennoch außerhalb seiner Verfügung“ (ebd.). Alle Mühen scheitern, weil entweder die Kräfte nicht ausreichen oder aber weil sich die Objektivität nicht aneignen lässt. Dies kann am Subjekt liegen, an einer Überforderung oder an einem Fehlen adäquater Möglichkeiten und Fähigkeiten, an mangelnden psychischen oder physischen Voraussetzungen etc. Allerdings kann der Modus der Differenz durch die Gesamtentwicklung des Subjektes verschwinden bzw. sich auflösen oder aber „wird durch die Aneignung einer ‚zwischen geschobenen‘ Objektivität überwunden“ (ebd.: 162), über die das Subjekt die nötigen Handlungsmittel erwerben kann, sich den ursprünglichen Gegenstand anzueignen. Liegt die Problematik der *Nichtaneignbarkeit* am Gegenstand, so unterscheidet WINKLER auch hier wieder zwei Formen; im „ersten Fall gleicht die objektive Realität einer undurchdringlichen,

unfaßbaren, harten Dinglichkeit, die zunehmend bedrohlicher erscheint“ (ebd.), der das Individuum machtlos ausgesetzt ist, ohnmächtig gegenübersteht, fremd, paralyziert. Kinder und Jugendliche verlassen ihre traditionelle Umwelt und suchen sich neue Möglichkeiten und Formen des Handelns. WINKLER spricht die totalen Institutionen an, in denen Subjekte nicht zählen, wo das „Individuum noch in seinen minimalsten Lebensäußerungen“ (ebd.) beherrscht wird und den Bestimmungen, also den Regeln und Vorgaben der Institution zu folgen hat. Ich möchte dies aber auch auf die ursprünglichen Lebensverhältnisse erweitern: auf die Familien und das engste Netzwerk an Kontakten, denn auch dort kann ein Zustand der Bedrohung entstehen, dem sich das Individuum fremd und machtlos ausgesetzt fühlt. Ein Rückzug in die private Welt, ein Ausreißen oder ein Weglaufen als subjektiv sinnvoll erscheinende Alternative kann die Konsequenz sein. Demgegenüber gibt es auch Institutionen, die eine „Förderung und Entwicklung des Subjekts [unterstützen und] [...] dieses geradezu zur Aneignung“ (ebd.) auffordern. Doch gibt es auch hier Grenzen, die eingehalten werden müssen und die Aneignung erschweren oder unmöglich machen. Hier scheint die Objektivität nachgiebiger und dem Subjekt gegenüber auch offener. WINKLER wählt das Bild der Gummiband: „Bis zu einem gewissen Grade läßt sie zu, daß man sie erfaßt, auch in sie eindringt, um dann das Subjekt zurückzuschleudern“ (ebd.). Hier würde ich auch das Projekt Dock#30 ansiedeln, handelt es sich doch um eine Institution, um eine Maßnahme, die Aneignung ermöglichen soll und will, die nachgiebiger und offener ist – oder sich zumindest darstellt –, aber doch auch Grenzen aufzeigt und Aneignung möglicherweise auch verhindert.

„Der durch nachgiebige Härte ausgezeichnete Aneignungsgegenstand“ markiert für WINKLER den Übergang zu den relativen Modi der Differenz, die einen prozessualen Charakter haben, sich dadurch auszeichnen, dass dem Subjekt Aneignungsprozesse zunächst gelingen, das Subjekt aber „aufgrund der mit ihr verbundenen (sozialen Praxis) [...] in einer eigentümlichen Zirkelstruktur des Wiederholungszwanges fesselt und seine Subjektivität schließlich zerstört“ (ebd.: 163). Am Beispiel des Alkoholismus verdeutlicht WINKLER dies; Alkoholkonsum ist in unserer Gesellschaft anerkannt. Bei geselligen Anlässen, bei Feiern und Festen wird häufig Alkohol konsumiert, für Jugendliche ist Alkohol teilweise Bestandteil von gewissen Initiationsriten. Jugendliche eignen sich so „eine für die Interaktion und die Kommunikation mit Gleichaltrigen und Älteren unentbehrliche ‚Technik‘ an“ (ebd.: 163). Dies kann aber auch dazu führen, dass sowohl die chemischen Eigenschaften als auch die positiven Erfahrungen im Umgang damit die Jugendlichen determinieren und möglicherweise zu einer Abhängigkeit führen. Daraus folgen Einschränkungen der Handlungs- und Entwicklungsmöglichkeiten und der*die Jugendliche „hört schließlich auf, Subjekt zu sein“ (ebd.). Häufig können Suchtkranke ihre Abhängigkeit verschleiern und geheim halten; „um den Modus der Differenz gruppiert sich also eine Schicht von Modi der Identität“ (ebd.: 164). Erst die

Reaktion der Gesellschaft, des Umfeldes führt dann dazu, dass „das Subjekt in ‚seinem Problem‘ identifiziert wird“ (ebd.) und schließt es schließlich – als sekundäre Folge des ursprünglichen Aneignungsvorgangs – von anderen Gesellschaftsbereichen aus. WINKLER beschreibt hier verschiedene Ausprägungsformen.

1. Die erste Form des relativen Modus der Differenz „entsteht [...] aus dem Versuch, den absoluten Modus der Differenz mit untauglichen Mitteln zu überwinden“ (ebd.: 164). Dies kann geschehen, indem das Subjekt dem ungelösten Aneignungsproblem ausweicht: Der*die Jugendliche verlässt sein*ihr Elternhaus und seine*ihre Herkunftsfamilie und reißt aus; entwickelt eine psychische oder somatische Erkrankung oder verlagert sein*ihr Handeln auf eine andere Objektivität. Dies kann aus dem Wunsch heraus entstehen, Mittel und Wege zu finden, um das ursprüngliche Aneignungsproblem zu lösen. Alkohol oder Drogen und deren Verfügbarkeit können dazu führen, dass der*die Jugendliche oder junge Erwachsene in jene Zirkelstruktur gerät, die WINKLER beschreibt und sich einerseits aus den Eigenschaften der Droge ergibt, andererseits aber auch aus der negativen Beurteilung durch die Mehrheitsgesellschaft und den damit zusammenhängenden Einschränkungen und Stigmatisierungen. Dies führt in Summe dazu, dass zum ungelösten Aneignungsproblem noch ein zweites Aneignungsproblem tritt. Um am Beispiel der Lehrstelle anzuknüpfen, kann es sein, dass der*die junge Erwachsene auf den vergeblichen Versuch, eine Lehrstelle zu bekommen, mit kriminellen Handlungen reagiert.
2. Die zweite Form des relativen Modus der Differenz basiert auf einer real geglückten Aneignung, die jedoch nur für einen bestimmten Bereich der Welt des*der Jugendlichen oder jungen Erwachsenen Relevanz hat. In der Gesellschaft jedoch wird die soziale Praxis sanktioniert. WINKLER versteht unter dieser Form delinquentes Verhalten, „Kriminalität, schließlich abweichende Karrieren“ (ebd.), was anfangs möglicherweise nicht mehr als eine Handlungsweise darstellt, mit der man die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe erlangt, eine Mutprobe; erst wenn der*die Jugendliche erwischt wird und Sanktionen drohen, geschieht eine Zuschreibung delinquenten Verhaltens, die zu einer Festlegung des Subjekts führt. In der Folge kann der*die Jugendliche diese Definition in sein*ihr Selbstbild übernehmen und entsprechend handeln. Dies führt zwar einerseits zu einer glückenden Aneignung in Bezug auf eine bestimmte Gruppe, gleichzeitig reduzieren sich aber seine*ihre Subjektmöglichkeiten innerhalb der Gesellschaft, da er bzw. sie ebenfalls die Rolle des*der Abweichenden angeeignet hat. Nach WINKLER können daraus folgend „[k]ompensatorisch [...] die bei anderen Delinquenten in der Bande Ansehen und Erfolg versprechenden Bereiche entwickelt“ (ebd.: 166) werden. Dies kann man beispielsweise bei gewaltbereiten Jugendlichen sehen, deren Gewaltbereitschaft in bestimmten Subkulturen Ansehen und Erfolg versprechen – beispielsweise bei Hooligans oder im Bereich

der Organisierten Kriminalität – und die eben diese Bereiche weiterentwickeln. Unsere Gesellschaft hat einen gewissen Anteil an diesen Entwicklungen, werden die Jugendlichen doch geradezu in diese Rollen hineingedrängt; und auch Soziale Arbeit kann sich nicht ganz freisprechen von Zuschreibungen und Etikettierungen. Nach WINKLER birgt aber jede abweichende Karriere eine gelingende Aneignung, ein „erfolgreicher Lernprozeß, der sekundär in den Modus der Differenz führt“ (ebd.). Die Zuschreibung bleibt jedoch zugleich eine Objektivität, die dem Subjekt fremd und unverfügbar bleibt, „da sie sich aufgrund der Macht von Zuschreibungsinstitutionen [...] ständig entziehen kann. Je stärker es jedoch versucht [...] [sich] zu befreien, um so mehr Handlungsweisen legt es an den Tag, welche die erste Zuschreibung bestätigen“ (ebd.).

3. Schließlich kann Aneignung auch gelingen, „aber zugleich zu einer Enteignung der subjektiven Fähigkeitspotentiale durch das je angeeignete Objekt führen“ (ebd.: 166). Man setzt sich mit einem Aneignungsgegenstand, mit einer Objektivität auseinander, wird jedoch von diesem vereinnahmt. WINKLER behauptet, dass in modernen Gesellschaften dieser Typus des Aneignungsproblems in vielen Lebensbereichen zu entdecken sei. So würden „Subjekte zur Aneignung von Handlungsstrukturen [gezwungen], ohne ihnen ein Minimum an Selbstbestimmung zu erlauben“ (ebd.: 167). Vielmehr müssten die Jugendlichen der Logik und dem imperativen Zwang der Objekte folgen, was letztlich zu einer „Enteignung von Aneignungsaktivität“ (ebd.) führe. WINKLER vergleicht diesen Vorgang mit der Sucht, die auch dazu führt, dass man sich mit ihr auseinandersetzt, aber doch von ihr vereinnahmt wird. Die Aneignung wird als befriedigend und sinnvoll erlebt, dass man dadurch „in den Bann des Fremden geraten [kann], domestiziert und pazifiziert, schließlich ihrer eigenen Aktivität beraubt werden [kann], entgeht ihnen“ (ebd.).

Die Ausführungen zu den Modi der Differenz legen nahe, dass das Aneignungsproblem nur in Zusammenhang mit anderen Faktoren gesehen werden kann, die außerhalb des Individuums und dessen Verfügung liegen; gleichzeitig gewinnt das Aneignungsproblem durch den Modus der Differenz erst eine prozessuale Dynamik, die das Subjekt in seiner Identität bedrohen kann – wobei WINKLER auch auf die Möglichkeit hinweist, dass das Subjekt „das Aneignungsproblem in einem Teilbereichen seiner Biographie ertragen und als irrelevant hinter sich lassen kann“ (ebd.: 164). Die Entwicklung der Subjektivität kann auch als ein lebenslanger Prozess gesehen und verstanden werden, den man als Aneinanderreihung gelingender (oder eben auch nicht gelingender) Aneignungsprozesse zusammenfassen könnte. Um das Aneignungsproblem konstruktiv zu lösen und einen Modus der Identität herzustellen sowie Perspektiven entwerfen zu können, „bedarf es jedoch einer doppelten empirischen Voraussetzung“ (ebd.: 149): Das Subjekt muss sich im Modus des Könnens befinden, d. h. bestimmte Fähigkeiten und Fertigkeiten müssen vorhanden sein, die „das Niveau der aktuel-

len Leistungen eines Subjektes“ (ebd.: 150) bestimmen. Zum anderen muss auch entsprechendes Aneignungsmaterial, also eine objektive Realität gegeben sein, die das Subjekt aneignen kann. Somit ist „die konkrete Subjektivitätsäußerung stets ‚einerseits Handlung eines Individuums, Aspekt seiner Biographie, Selbstäußerung, aber andererseits [...] Handlung einer gesellschaftlich bestimmten Welt, Aspekt der gesellschaftlichen Verhältnisse, Äußerung der objektiv historischen Bedingungen‘“ (ebd.). Dieses Zusammenspiel liegt jedem Aneignungsprozess zugrunde und ist eingebettet in soziale Situationen, die das „Verbindungsglied zwischen der Welt der Gesellschaft und dem System der Persönlichkeit dar[stellen]“ (ebd.: 168). WINKLER nennt dies einen dialektischen Zusammenhang, da das Subjekt die Bedingungen für die Situation zwar schon mitbringen muss, „doch werden diese zu Bedingungen der Situation erst dann, wenn die Situation eingetreten ist“ (ebd.). In Situationen spiegelt sich sozusagen die Komplexität des Verhältnisses zwischen Gesellschaft und Individuum. Soziale Situationen beinhalten aber auch eine zeitliche Dimension und einen räumlichen Zusammenhang, d. h. sie können sich (zeitlich) blitzschnell ereignen oder eben auch länger andauern, sich überlagern und gegenseitig unterbrechen und bilden (räumlich) in ihrer „Ausdehnung und Begrenzung durch Signifikanzen“ (ebd.: 169) ein bestimmtes „Territorium, um nicht aus unseren Lebenszusammenhängen herauszufallen [...] Andererseits fügt es die Situation in den weiteren Raum seines Orientierungs- und Wahrnehmungshorizontes ein“ (ebd.). Das Subjekt bringt in Situationen zwei Dinge – *Potentialitäten* – mit ein: zum einen Handlungsmittel, die verfügbar und biographisch integriert sind und sich aus vergangenen Situationserfahrungen speisen, und zum anderen den Blick auf zukünftige Bewusstseinszustände, also auf Perspektiven. Über die verfügbaren Handlungsmittel wird der Zusammenhang mit anderen Personen hergestellt; diese Zusammenhänge speisen sich über „Elemente [...], welche Gewißheit verbürgen, zugleich auch aneignungsfundierend wirken“ (ebd.: 170) und Grundorientierungen darstellen, die Symbole und Handlungsweisen beinhalten und so eine gewisse Kontinuität und Stabilität ausdrücken – „ein intersubjektiv geteilter Erwartungshorizont“ (ebd.). WINKLER verweist darauf, dass „auch die vom Subjekt erwartbaren Normalkarrieren, schließlich die gesellschaftlich ausgebildeten Typisierungen hier verankert“ (ebd.) seien. Für die jungen erwachsenen Wohnungslosen gilt dies möglicherweise nicht; hier besteht gegebenenfalls ein anderer Hintergrund, eine alternative subjektive Lebenswelt, die nicht stimmig ist hinsichtlich der gemeinsamen Situationsbasis. Denn die Funktionalität dieser Basis, die uns durch gemeinsame Regeln und Normen den „Verkehr mit anderen“ (ebd.: 171) ermöglichen und so eine emotionale Sicherung darstellen soll, „in welche[r] wir fraglos anerkannt sind“ (ebd.), scheint auf die jungen erwachsenen Wohnungslosen m. E. nur bedingt zuzutreffen. WINKLER vergleicht diese Basis mit dem Urvertrauen, das bei den jungen erwachsenen Wohnungslosen häufig nicht vorhanden zu sein scheint. Ein weiterer Punkt, den ich kritisiere, ist die Behauptung, dass „Situationen [...] erst zustandekommen, wenn Subjekte aufeinander-

dertreffen, welche einen Sinnhorizont teilen, über gemeinsame Techniken seiner Konstitution verfügen, oder wenigstens mit dem Vertrauen in die Situation eintreten, daß sich diese bewerkstelligen läßt“ (ebd.: 172). Aussagen und damit verbundene Vorgaben, die ich im Zusammenhang mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen zu einem Großteil anzweifele; so ist m. E. das Vorhandensein eines gemeinsamen Sinnhorizontes nicht notwendigerweise gegeben und auch die Frage nach gegenseitigem Vertrauen lässt sich nicht eindeutig beantworten. Möglicherweise besteht hierin auch der Grund für Eskalationen in Einrichtungen der Jugendhilfe: „Das Subjekt wird [durch die Situation; Anm. d. Verf.] in Anspruch genommen, versucht sich deshalb seiner Lebenswelt zu vergewissern und greift auf sie zur Mobilisierung von Handlungsmitteln zurück“ (ebd.). Im Idealfall vollzieht sich nun der Moduswechsel, welcher die Alltagskultur und Handlungsmöglichkeiten erweitert. Im schlechtesten Fall jedoch gibt es keine gemeinsame Basis und daher auch ein Verharren im Modus der Differenz, da sich die Situation nicht aneignen lässt. Auch das Thema der Situation ist nicht ganz unwichtig, „erinnern wir uns beim Eintreten von Ereignissen an frühere, nehmen die damals je mit ihnen verbundenen Themen auf und erledigen so das aktuelle Geschehen“ (ebd.). Dies muss aber nicht heißen, dass sich das Individuum weiterentwickelt und seine Handlungsmöglichkeiten erweitert, es kann sich m. E. auch in Situationen wiederfinden, an denen es schon vorher *gescheitert* ist. Themenfestlegungen sind auch von Machtpositionen abhängig, d. h. welche Personen in der Position sind, bestimmte Thematisierungen von Situationen durchzusetzen. Ich finde diesen Aspekt sehr interessant, denn m. E. sind hier auch die jungen erwachsenen Wohnungslosen durchaus in der Lage, Macht auszuüben und bestimmte Themen zu platzieren und so Situationen durchzusetzen. Weiterhin legt das Subjekt „den aktuellen Raum wie auch den Horizont fest, in welchem die Perspektiven entwickelt werden können“ (ebd.: 173), um Überforderung zu vermeiden. Dies kann aber auch immer nur im Zusammenhang mit der Gesellschaft, in einem sozialen Zusammenhang stattfinden. Ist dieser soziale Zusammenhang nicht mehr vorhanden, befindet sich das Subjekt in einem Prozess der Isolation, es „ist nicht mehr gebunden, nicht mehr als ‚wertvoll geschützt‘ [...] sowohl in seinem Verhältnis zur Gesellschaft wie auch in sich selbst, nämlich in seinem Subjektivitätsmodus dissoziiert“ (ebd.), der zu schwersten psychischen und physischen Störungen führen kann. Gleichzeitig ist Isolation eine Bedingung für das Entstehen einer Subjektivitätskrise aus dem Aneignungsproblem. Man kann unter der Bedingung von Isolation unterschiedlich mit einem Aneignungsproblem umgehen:

1. Routinemäßig, d. h. dem Aneignungsproblem wird auf Basis von sozialer Routine begegnet, mit bewährten Lösungen. Dies bedeutet jedoch, dass das Subjekt weder einen Lern- noch einen Entwicklungsprozess anstößt und nicht auf die objektiven Eigenschaften der Herausforderung eingeht. Letztlich wird das Problem nur oberflächlich gelöst und kann

möglicherweise in verschärfter Form wiederkehren; diese Form der Bewältigung kann auch zu Sekundärproblemen führen und die gesamte Dynamik lostreten, die schon weiter oben genannt wurde.

2. Durch Vermeidung, wenn das Subjekt dem Aneignungsproblem ausweicht, es verdrängt oder ignoriert. Der Vorteil liegt vor allem darin, sich dem Problem nicht stellen und keine Handlungen erproben zu müssen. Das Problem bleibt allerdings erhalten oder verschärft sich sogar, da noch weitere Probleme hinzutreten.
3. Durch einen konstruktiven Umgang mit dem Aneignungsproblem bei fehlender Einsicht, indem eine Abkehr der Gesellschaft erfolgt. Es wird eine neue Welt aufgebaut, „in der er diejenige Anerkennung und Bestätigung findet, die seine frühere Umgebung ihm verweigert [...] und in der er begreift, wir leben anders als die anderen“ (ebd.: 176).

Um neue Herausforderungen annehmen zu können, muss sich das Subjekt aber geborgen und gesichert fühlen. Unter außerordentlichen Belastungen ist nur ein Rückgriff auf bewährte Reaktionsmuster möglich, d. h. jedes Aneignungsgeschehen kann zu einem fruchtbaren Moment eines subjektiven Bildungsprozesses führen, aber auch eine Krisendynamik auslösen. WINKLER nennt das den Zustand der Krise, der keinen Raum für neue Problemlösungen zulässt, da „Zeitdruck und Erfolgsnotwendigkeit [...] den Zeit- und Planungshorizont ein[schränken] und [...] die Ausblendung aller nicht unmittelbar für das Ziel der Mangelbeseitigung verwertbarer Situationsinhalte“ (ebd.: 177) erzwingen. WINKLER spricht hier einen wichtigen Punkt an, den ich in Zusammenhang mit der Frage nach einer Überforderung der Jugendlichen und jungen Erwachsenen stellen möchte: Die Krise wird häufig als ein fruchtbarer Moment dargestellt, der einen subjektiven Bildungsprozess ermöglicht und dazu führt, dass Subjekte reifer und selbstsicherer aus ihr hervorgehen, weil der*die Jugendliche oder der*die junge Erwachsene „es verstanden hat, diese Krisenerfahrung zu nutzen, aus den eigenen Fehlern zu lernen“ (ebd.). Dies ist aber nicht immer so, sondern nur da, wo eine „situative Basis“ (ebd.: 178) vorhanden ist und Bezugspersonen die betroffene Person unterstützen und bewahren. Es kann aber auch sein, dass sich das Subjekt dieser Unterstützung nicht mehr gewiss ist und in einen Zustand der Hektik verfällt; Bezugspersonen werden in der Folge auf die Probe gestellt, „Beziehungen, emotionale Zuwendung und Interesse der Beteiligten in Frage gestellt oder durch ein provozierend auffälliges, oftmals regressives Verhalten bis ins Extrem belastet; das Subjekt will so in eigentümlicher Selbstverurteilung erfahren, daß es in der Tat isoliert ist“ (ebd.). Hier möchte ich erneut auf BAUMANN verweisen, der eben diese Handlungsweise bei Kindern und Jugendlichen typisiert und in verschiedene Kategorien eingeteilt hat.

6.3. Kategorien nach MENNO BAUMANN

Im Rahmen seiner Arbeit mit Kindern und Jugendlichen, die „störende Verhaltensweisen zeigen“ (Baumann 2019: 19) und die er als „Hoch-Risiko-Klientel“ (ebd.: 18) bezeichnet, hat BAUMANN eine Kategorisierung von inneren Sinnlogiken vorgenommen, „welche im subjektlogischen Verstehen das Motiv ‚Kontrolle‘ in den Fokus eskalierender Hilfeverläufe gerückt hat“ (ebd.: 98; Herv. i. Orig.). Grundlage dieser Kategorisierung ist die Auswertung von insgesamt 22 Fällen durch ein Instrumentarium der „Verstehende[n] Subjektlogische[n] Diagnostik“⁷⁹ (Baumann 2010: 85), die BAUMANN zu einem Gesamtkonstrukt zusammenfügt, um aufzuzeigen, wie die Kinder und Jugendlichen ihre Umwelt wahrnehmen und auf Einflüsse reagieren. Somit zeigt er subjektive Logiken in deren Handeln und Denken auf, die immer wieder zu Abbrüchen und Scheitern führen.

Unter der Kategorie A fasst BAUMANN Kinder und Jugendliche zusammen, die ihre Unsicherheiten durch eskalierendes Verhalten kompensieren. Es handelt sich um Kinder und Jugendliche, die zunächst gute Beziehungen zu den Fachkräften aufnehmen; allerdings können „[d]ie Beziehungen [...] aber die negative Entwicklung nicht aufhalten. Es sind die heftigen und vor allem schwerwiegenden Eskalationen, die am Ende dazu führen, dass die Einrichtung trotz gelingender Beziehungsmomente und trotz der grundsätzlichen Bereitschaft einzelner Pädagogen, haltend zu arbeiten, ihr Angebot nicht aufrecht erhalten können“ (ebd. 108). BAUMANN unterstellt den Kindern und Jugendlichen, dass sie gar nicht wissen, wie sie in die immer wiederkehrenden Konflikte geraten, vielmehr scheinen sie dort „hineinzuschlittern“ (ebd.). Trotz des Wunsches, sich verändern zu wollen, und der Suche nach Unterstützung, kommt es immer wieder zu heftigen und plötzlichen Gewaltausbrüchen, häufig auch ohne jeglichen erkennbaren Anlass, gegenüber Fachkräften und anderen Kindern und Jugendlichen. Nach BAUMANN handelt es sich bei den gewaltsamen Eskalationen um „eine Strategie zur Kontrolle situativer Unsicherheiten und Angst“ (ebd.: 109). Gewalt stelle demnach für die Kinder und Jugendlichen häufig zunächst die einzige Möglichkeit dar, Ordnung und Eindeutigkeit in für sie als chaotisch erlebte Situationen herzustellen. Es handelt sich m. E. um eine Überforderung der Kinder und Jugendlichen in Situationen, die sich für sie unübersichtlich bzw. undurchschaubar darstellen. Gewalt, die in solchen Situationen angewandt wird, richtet sich somit auch nicht im Sinne einer Feindseligkeit an bestimmte Personen, sondern ist wohl eher als ein Lösungsversuch anzusehen, empfundene Angst- und Paniksituationen auflösen zu wollen. Es ist der Versuch, Handlungsfähigkeit wiederherstellen zu wollen auf einer basalen Ebene. Ein Junge, den BAUMANN zu dieser Kategorie zählt, spricht von einem „Gefühl der Enge. Die Wände kämen auf ihn zu, und er wisse in solchen Situationen nicht mehr, wie er sich Raum verschaf-

⁷⁹ Bei dem Instrumentarium handelt es sich um vier aufeinander folgende Untersuchungsschritte (Feldtheoretische Lebensweltanalyse nach Schulze (2002), Szenisches Verstehen nach Trescher 1983, Einordnung in den Kontext der Lebensproblemzentrierten Pädagogik und Plananalytischen Kinderdiagnostik nach Klemenz 1999.

fen soll. Also sprengt er die Wand mit aller Kraft auf – nur dass zwischen ihm und der beengenden Wand meistens Menschen stehen, die seinen Befreiungsschlag dann in voller Wucht abbekommen“ (Baumann 2010: 110).

Mit der Kategorie B beschreibt BAUMANN Kinder und Jugendliche, die eskalierendes Verhalten zeigen, um sich vom Hilfesystem unabhängig zu machen. Im Ausleben von Machtkämpfen erleben sie eine Sicherheit, was dazu führt, dass ein Aufbau von Beziehungen zu Menschen im Hilfesystem i. d. R. nicht stattfindet, da dies die Autonomie der Kinder und Jugendlichen gefährden würde. BAUMANN unterscheidet diese Kategorie in drei Unterkategorien:

Beim Typ B1 überträgt das Kind bzw. der*die Jugendliche die Machtkämpfe aus dem Familiensystem auf bzw. in das Helfersystem. So werden das Eingreifen des Jugendamtes und eine dadurch ausgelöste Erziehungshilfe als ungerechter Eingriff in einen schon bestehenden Machtkampf zwischen Eltern und Kind bzw. Jugendlicher*m erlebt. Das Jugendamt und das Helfersystem werden als parteiisch für die Eltern wahrgenommen, was zu einem Ungleichgewicht in der subjektiven Sinnlogik des Machtkampfes führt: Konnte sich das Kind bzw. der*die Jugendliche bisher noch gegen die Eltern durchsetzen, droht die Position der Eltern durch das Jugendamt bzw. die Jugendhilfe zu erstarken. Dies führt zu einer Wahrnehmung des Kindes bzw. des*der Jugendlichen, dass es die ganze Schuld und Verantwortung für die Situation aufgebürdet bekommt, dass das aktuelle Problem bei ihm*ihr alleine verortet wird. Hilfe von außen wird also nicht als Hilfe empfunden, sondern als Schuldzuweisung und als Zwang. In der weiteren Arbeit mit diesen Kindern und Jugendlichen führt dies dazu, dass sie jegliche Hilfe ablehnen und in den Konflikt mit den Einrichtungen und den Mitarbeitenden gehen.

Beim Typ B2 kämpfen Kinder und Jugendliche gegen das Hilfesystem, um vorhandene Strukturen innerhalb eines Familiensystems zu erhalten. Die Strukturen sind häufig geprägt durch eine Aufgabe, die das Kind bzw. der*die Jugendliche übernommen hat, die ihm eine wichtige Bedeutung, möglicherweise auch Macht gegenüber einem Elternteil gegeben, es gleichzeitig aber auch überfordert und belastet hat. M. E. kommen solche Konstellationen häufig in Familien mit Suchtabhängigkeit oder psychischer Erkrankung vor, wo das verantwortliche Elternteil versorgt werden muss. Man kann hier von einem Versorgungsbündnis sprechen, das oftmals an einem Punkt zerbricht, da sich der Elternteil an einen neuen Retter wendet oder das Problem zu groß wird, als dass das Kind bzw. der*die Jugendliche es noch bewältigen könnte. Während es im einen Fall (*des neuen Retters*) zu einer schweren Kränkung kommen kann, da das Kind bzw. der*die Jugendliche unwichtig wird, kommt es im anderen Fall (*der Überforderung*) zu einem Zusammenbruch des Systems. Häufig tritt dann das

Hilfesystem in Erscheinung und will die Situation klären, indem das Kind aus seiner schwierigen Rolle befreit wird. Dies führt jedoch oft dazu, dass das Kind bzw. der*die Jugendliche dies nicht als Befreiung erkennt, sondern sich vielmehr verdrängt, seiner wichtigen Versorgerrolle beraubt sieht und als bedeutungslos empfindet.

Beim Typ B3 kämpfen Kinder und Jugendliche gegen den Kontrollverlust über ihr eigenes Leben bzw. ihre Rolle innerhalb der Herkunftsfamilie. So werden Fachkräfte von außen, das Hilfesystem als solches, als Bedrohung der eigenen Autonomie wahrgenommen. Was von außen als Fremd- und Selbstgefährdung wahrgenommen und interpretiert wird, ist für die Kinder und Jugendlichen in ihrer eigenen subjektiven Sinnlogik lediglich eine Art Autonomie-spielraum, den sie sich erobert haben, um ihr unbefriedigendes Leben auf bestimmte Art und Weise zu kompensieren. Diese Autonomie verteidigen die Kinder und Jugendlichen nun gegen das professionelle Hilfesystem, teilweise auch mit den Eltern, die zwar ihr Kind oft alleine lassen und nur rudimentär versorgen, aber immer wieder erreichbar sind und ihrem Kind zumindest teilweise zur Verfügung stehen. Von den Kindern und Jugendlichen wird dies als Solidarität wahrgenommen. Verweigerung und Eskalation gegenüber dem Hilfesystem werden als die Möglichkeit gesehen, eine aktiv-gestaltende Rolle einzunehmen. Der Konflikt entsteht aus dem Wunsch heraus, Autonomie zu erlangen und zurück zur Herkunftsfamilie zu gelangen.

Die Kategorie C zeichnet sich dadurch aus, dass Kinder und Jugendliche Sicherheit nur dann erfahren, wenn sie Grenzen spüren. Der Konflikt und die Eskalation dienen dazu, verlässliche Beziehungen zu überprüfen. Nach BAUMANN steht bei ihnen „aber die tiefe Sehnsucht, irgendwo gehalten zu werden.“ (Baumann 2010: 162). Das Kind bzw. der*die Jugendliche kann sich erst dann auf Hilfen und Beziehungen einlassen, wenn es von der Dauerhaftigkeit und Unzerstörbarkeit einer Beziehung überzeugt ist. Das Dilemma besteht allerdings darin, dass das Setting, je besser es den Attacken standhält, das Kind immer wieder zu neuen Eskalationen und Angriffen herausfordert. Das Scheitern scheint durch dieses Dilemma unausweichlich. Häufig haben diese Kinder und Jugendlichen kein verlässliches Familiensystem erlebt und wurden permanent abgewertet, was sich auch in einem geringen Selbstwertgefühl und Depressionen ausdrücken kann.

BAUMANN versucht mit dieser Einteilung eine Sortierung der von ihm untersuchten und ausgewerteten Fallgeschichten vorzunehmen. Auch wenn es andere Fallverläufe bei Kindern und Jugendlichen gibt, die sich hier nicht einsortieren lassen, so ist der Versuch BAUMANNs m. E. doch nennenswert, da er hier Erklärungsversuche oder zumindest Erklärungsansätze liefert, warum Kinder und Jugendliche mit Gewalt und Eskalation reagieren, die vom Hilfesystem als Zumutung, Angriff oder Gefahr angesehen werden.

6.4. Ort und Subjekt als Gegenstand der Sozialpädagogik?

WINKLERs Ansatz ist grundlegend für einen sozialpädagogischen Diskurs, wie man mit Kindern und Jugendlichen umgehen sollte, die Probleme mit der Aneignung haben: „Der Ort der Armut, der Platz der Ausgrenzung bilden für das Subjekt die unmittelbar bedeutsame Welt, dere[r] es sich nicht nur vergewissern muss; indem es sich diese vielmehr aneignet, kann es überhaupt erst über die ihm gesellschaftlich zugewiesene Rolle hinauswachsen“ (Winkler 1988: 259). Er versteht den Begriff des Ortes einerseits als Instrument spezifisch sozialpädagogischer Wahrnehmung und andererseits als Grundbegriff sozialpädagogischen Handelns. Man könnte sagen, für WINKLER bilden die Begriffe Ort und Subjekt den Gegenstand der Sozialen Arbeit, „von dem aus Sozialpädagogik neu gedacht werden kann“ (Schaarschuch 2019: 252). Pädagogisches Handeln setzt erst dann ein, wenn ein „wie auch immer gearteter – Lebensort dem Subjekt zur Verfügung gestellt wird [...] tatsächlich liegt in dieser Organisation des Lebensortes [...] die Bedingung dafür, dass ein Modus der Differenz überwunden wird. Sie schafft nämlich eine neue Situationsbasis, auf welcher ein Aneignungsgeschehen überhaupt wieder möglich wird. Dass ein Ort zur Verfügung gestellt wird, bedeutet dabei nicht nur, dass die Lebensverhältnisse des Subjekts gesichert werden, sondern von diesem auch angeeignet werden können“ (Winkler 1988: 260). Hier möchte ich auf den Ausgangspunkt WINKLERs verweisen, dass das Subjekt in seiner Realität anerkannt werden sollte. Viele der jungen erwachsenen Wohnungslosen gaben an, dass sie sich häufig nicht anerkannt fühlen bzw. im Laufe ihrer „Jugendhilfekarriere“ nicht anerkannt gefühlt haben, dass sie teilweise einer gewissen Willkür ausgesetzt gewesen wären und dass sie abhängig gewesen seien von den Mitarbeitenden in den Einrichtungen und den Jugendämtern. Nach WINKLER müssen die beiden Aspekte Subjekt und Ort als Grundbestimmungen des sozialpädagogischen Handelns anerkannt und in die Überlegungen einbezogen werden, wie die Arbeit ausgestaltet werden sollte. Er beschreibt die helfende Beziehung, als eine, die durch „einseitige Interaktions- und Kommunikationsmuster geprägt“ (ebd.: 264) sei, da die Beeinflussungsmöglichkeiten, -techniken und -taktiken des*der Sozialarbeiter*in und nicht die Lernbedingungen des*der Klient*in im Vordergrund stünden, die „eine lineare, intervenierend, bessernd oder verändernd ausgerichtete Tätigkeit einer Person auf die andere“ (ebd.) implizieren. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass das Hilfeangebot und die Maßnahme schon vordefiniert ist und die Fachkraft massiven institutionellen Abhängigkeiten unterliegt. WINKLER fordert eine stärkere Fokussierung auf die beiden Begriffe Ort und Subjekt; „Die Kritik an dem verdinglichten, bloß behördlichen Umgang mit Individuen und die Forderung nach ‚mehr Menschlichkeit‘ in der sozialen Arbeit belegen dies“ (ebd.: 269). Der Begriff der Subjektivität ist daher die angemessene Bezeichnung, ist doch „jedes Subjekt [...] in seiner Subjektivität anders“ (ebd.). Hierzu bedarf es WINKLER zufolge folgender Grundbestimmungen des sozialpädagogischen Handelns:

1. Die Arbeit mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen in der Jugendhilfe hat es mit einem Paradoxon zu tun: So handelt es sich bei den Jugendlichen und jungen Erwachsenen um Subjekte, die „als Subjekt in [ihrer] Subjektivität allen anderen Subjekten unterschiedslos gleich[en], sich andererseits aber in ihrer Subjektivität von allen anderen Subjekten unterschieden und somit zu einer Normalität des Unterschiedes führen. Sozialpädagogisches Handeln hat es also „mit der Normalität des Unterschiedes“ (ebd.: 270) zu tun, was auch bedeutet, dass man „auffälliges Verhalten dort zuzulassen [sollte], wo es abgebaut werden soll“ (ebd.).
2. Darüber hinaus zeichnet sich das Individuum durch seine Selbsttätigkeit aus, d. h. „es setzt sich auf seine individuelle Art und Weise [...] mit seiner Umwelt auseinander“ (ebd.) und versucht diese anzueignen. Dies geschieht auf die je eigene Art des*der Jugendlichen oder jungen Erwachsenen, da „es seiner individuellen Entwicklungslogik gehorcht“ (ebd.: 271), die auch von den Fachkräften anerkannt werden muss. So kann auch ein Scheitern gelungene Aneignung darstellen.
3. In der sozialpädagogischen Handlung vereinigen sich die Aktivitäten zweier Akteure, denn der Impuls der Fachkraft vollendet sich erst durch die Aktivität des*der Jugendlichen oder jungen Erwachsenen, die „nicht nur andere Absichten verfolgen kann, sondern allein auf diesen selbst gerichtet ist“ (ebd.: 271 f.). So kann es auch sein, dass es bei Jugendlichen einen Effekt gibt, der aber möglicherweise nicht durch den Impuls des*der Pädagog*in ausgelöst worden ist, da sich „der Zögling [...] selbsttätig mit der eigenen Umwelt auseinandersetzt, kann die Wirkung auch aus anderen Bedingungen entstanden sein“ (ebd.: 272).
4. Eine weitere Grundbestimmung ist die Freiheit des Subjekts als Voraussetzung seiner Handlungsfähigkeit. „Wenn Subjektivität nämlich heißt, über die eigenen Lebensbedingungen zu verfügen und sich durch deren Aneignung weiterzuentwickeln, dann schließt dies [...] den Bezug auf gesellschaftliche Realität ein“ (ebd.: 273). Daher zielt sozialpädagogisches Handeln darauf ab, „auf der Seite des Subjekts die Voraussetzungen zu schaffen, die diesem den Zugang zur Gesellschaft eröffnen und ein Leben in dieser [...] ermöglichen, welches nicht durch die Verfügung sozialer Mächte enteignet wurde“ (ebd.: 274).
5. Die Lebenslage bezeichnet die Art und Weise, wie sich das Subjekt mit seiner Umwelt auseinandersetzt. In der Lebenslage verknüpfen sich „reale Bedingungen und ihre subjektive Wahrnehmung und Verarbeitung: Objektive Faktoren stehen in Beziehung zu Leidenserfahrungen, Hoffnungen, Träumen, Resignation und Optimismus. Deshalb lassen sich im Blick auf das Subjekt eine Reallage und eine Ideallage unterscheiden“ (ebd.). Die

Reallage ergibt sich einerseits aus der Stellung eines Individuums „im gesellschaftlichen Reproduktionsprozeß und die Auswirkungen der durch das politische System gesteuerten Maßnahmen auf seine Lebensführung“ (ebd.), die WINKLER unter Sozillage zusammenfasst, und andererseits „durch die Geschichte des Individuums und seine persönlichen, auch genetisch, vor allem aber durch den je eigentümlichen Charakter festgelegten Verarbeitungsformen, mit denen es seiner Wirklichkeit begegnet“ (ebd.: 274 f.). Die Ideallage ist eine durch das Subjekt hergestellte Reflexionsform, in der es sich seiner Identität vergewissert und auch Lebensperspektiven erschafft. Der Modus der Differenz lässt allerdings keine Zukunftsprojektion zu, so dass sich die Ideallage auf den Anspruch reduziert, in einem Modus der Identität zu bestehen, ohne dass diesem eine Realität entspräche. So nennt er den Abhängigen, der in sich spürt, dass er lieber clean wäre, seine Fähigkeiten aber doch nur mehr darin sieht, sich Drogen zu beschaffen. „Er will etwas anderes sein, kann aber dieses nicht einmal wollen, weil ihm die Realität fehlt, auf welche sich das Wollen eines Ideals beziehen könnte“ (ebd.: 275). Durch dieses unbestimmte Ideal, durch das bloße Wollen der Veränderung liegt die subjektive Legitimation des sozialpädagogischen Handelns begründet. Dies darf aber nicht dazu führen, dass „die Veränderungsabsicht des Subjekts als Wunsch interpretier[t wird], in die Gesellschaft einzutreten“ (ebd.: 276). Dies würde zu einer Instrumentalisierung des Subjektes führen. Soziale Arbeit muss dem betroffenen Subjekt realistische Lebensbedingungen schaffen, die sich an den Äußerungen der Jugendlichen orientieren und die zugleich zukünftige Möglichkeiten eröffnen, welche das Subjekt selbst ausgestalten kann.

6. Das sozialpädagogische Handeln ist auf die Zukunft gerichtet, darf diese jedoch nicht antizipieren und festlegen, da sie vom Subjekt gestaltet und verwirklicht werden muss. Die Inhalte orientieren sich an den gesellschaftlichen Werten, die aber so zur Verfügung gestellt werden müssen, dass sie „eine subjektiv eigene Entwicklung“ (ebd.: 277) zulassen. Die formale Gestalt des Inhalts begreift der „sozialpädagogische Diskurs in der Kategorie des ‚Ortes‘“ (ebd.). Der Sozialpädagogik geht es aber nicht darum, Problemlösungen zu geben. Ihr geht es nur um Bedingungen, die Erziehung überhaupt erst wieder zu ermöglichen. Die Aufhebung des Modus der Differenz liegt außerhalb der sozialpädagogischen Möglichkeiten. Der Modus der Differenz bleibt dem Subjekt als Realität erhalten. Der*die Pädagog*in muss „die in Gestalt des Ortes auftretenden Anforderungen so gestalten, daß sie einerseits dem Kräftepotential des Subjektes entsprechen, diese andererseits doch so in Anspruch nehmen, daß seine lebensweltliche Verknüpfung mit dem Modus der Differenz irrelevant wird“ (ebd.: 278). In diesem Gedanken WINKLERS sehe ich auch die Aufgabe der Sozialpädagogik in Projekten wie Dock#30: Erziehung muss erst wieder möglich gemacht werden bzw. möglich sein. Es kann nicht darum gehen, den

Modus der Differenz von außen aufzuheben. Es geht m. E. auch nicht darum, den Wunsch herzustellen, wieder in die Gesellschaft einzutreten oder die Mitwirkungspflicht gegenüber dem Jugendamt herzustellen. Vielmehr geht es darum, die Subjektivität des Menschen anzuerkennen und ihn darin zu unterstützen, einen Ort vorzufinden, den er in seiner Reallage aneignen kann – und wenn es auch nur für einen begrenzten Zeitraum ist.

7. Sozialpädagogisches Handeln sollte mit der Überlegung beginnen, „wie ein Ort geschaffen sein muss, damit ein Subjekt als Subjekt an ihm leben und sich entwickeln kann, damit er auch als Lebensbedingung vom Subjekt kontrolliert wird“ (ebd.: 279). Das auf den Ort gerichtete sozialpädagogische Handeln kann auf zwei Arten geschehen: „Orientiert an der Möglichkeit des Subjekts begründet es einen neuen, von gesellschaftlicher Determination freien Raum; [und] löst entweder die schon verfügbaren, das Subjekt beherrschenden und in den Modus der Differenz drängenden Zusammenhänge auf oder konstituiert überhaupt ein neues, vorher nicht gegebenes Lebensfeld.“ (ebd.). Dem*der Jugendlichen oder jungen Erwachsenen muss erlaubt werden, sich eine eigene Welt zu schaffen, in der es sich ertragen kann. „Der gesicherte Lebensort löst das Subjekt aus dem Druck, welchen das Aneignungsproblem im Modus der Differenz entstehen ließ. [...] Die subjektive Realität der Krise wird zwar nicht aufgehoben, jedoch wird ein neuer Bedingungszusammenhang geschaffen“ (ebd.: 280), der dem Subjekt existentielle Sicherheit gibt (ebd.).
8. Der so geschaffene Ort muss dem Subjekt existentielle Sicherheit geben und von der Bedrohung des Modus der Differenz befreien. Die Sicherung geschieht nicht nur als materielle Fürsorge und körperliche Versorgung oder als ein Angebot emotionaler Gewissheit. Sie muss dem Subjekt selbst überantwortet werden. Das Subjekt bedarf der Verfügung an Materialien, mit denen es den Ort aneignen und über welchen sich der Bildungsprozess des Subjektes entfalten kann; allerdings darf der Raum die Tätigkeit des Subjektes nicht festlegen. Vielmehr muss eine Selbstorganisation des Subjektes angestoßen werden, was bedeutet, dass „im Kern [...] jedes sozialpädagogische Geschehen zum Scheitern verurteilt“ (ebd.: 282) ist.

6.5. Einwirkungen und Impulse

Ein Aspekt, der in den Gesprächen mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen immer wieder auftaucht, sind die unterschiedlichen Rollen der Präsenzkräfte und der Sozialpädagog*innen; die Präsenzkräfte werden häufig als *Betreuer*innen* bezeichnet, während die Sozialpädagog*innen als eben diese wahrgenommen werden. Im täglichen Umgang bedeutet dies eine engere Beziehung und Nähe zu den Präsenzkräften, während die sozialen Fachkräfte m. E. eher als Dienstleister*innen wahrgenommen werden, die für Arztbesuche und Begleitungen zu Ämtern und Behörden zur Verfügung stehen. WINKLER verweist darauf, dass auch von Seiten der pädagogischen Fachkräfte ein „sachlicher Grund für diese Situation [...] in dem offensichtlichen Gegensatz zwischen dem eigenen Anspruch [...] auf ein methodisches Handeln und der ihnen zugänglichen Erfahrung [liegt] , daß sich das sozialpädagogische Handeln entweder als ein (mehr oder weniger) kundiger Umgang mit dem rechtlichen, politischen und institutionellen Rahmenbedingungen oder in der Form einer gemeinsamen Bewältigung alltäglicher Lebensprobleme vollzieht“ (ebd.: 282 f.). Einkaufen, Kochen, Spiele spielen oder Fernsehsendungen anschauen als alltägliche Lebensbewältigung zu definieren, „muß in einer Gesellschaft suspekt erscheinen, die solches Tun in den Bereich der Freizeit und des Feierabends verlegt“ (ebd.: 283). Sozialpädagog*innen definieren sich demnach also mehr über ihre Tätigkeiten als soziale Fachkräfte und weniger über ihre Beziehungsarbeit mit den Nutzer*innen. WINKLER verweist mit Blick auf die Laienhelfer*innen in der psychosozialen Prävention und Versorgung, dass gerade Nicht-Fachkräfte „einen entspannten, persönlichen und auf den eigenen Alltagsverstand vertrauenden Umgang, vor allem aber auch Offenheit und Echtheit schon deshalb eher entfalten können, weil sie nicht in Karrieremodellen denken müssen“ (ebd.: 288). Durch den Ort als Kategorie handlungstheoretischer Grundbestimmung der Sozialpädagogik versucht WINKLER dieses Dilemma aufzubrechen; denn durch die Bereitstellung des Ortes findet sozialpädagogisches Handeln „jene Gestalt, mit der es für die intendierten subjektiven Bildungsprozesse funktional werden kann“ (ebd.). Das sozialpädagogische Ortshandeln soll sowohl die Lebensbedingungen des Subjekts sichern, indem es ihm eine situative Gewissheit zurückgibt, als auch gegenständliche Anknüpfungspunkte für den subjektiven Bildungs- und Aneignungsprozess bieten. WINKLER geht davon aus, dass das sozialpädagogische Handeln bzw. der sozialpädagogische Ort ein Novum für den Jugendlichen und einen Wandel seiner modalen Realität darstellt, indem er die Subjektivität zwar nicht in Frage stellt, aber das Subjekt herausfordert. Auch wenn der Ort einen Bruch in der Kontinuität des Lebens der Jugendlichen darstellen mag und so durch seine Neuheit und Fremdheit zu einem anderen, bislang noch nicht bekannten Handeln auffordert, so haben viele der befragten Jugendlichen bzw. jungen erwachsenen Wohnungslosen vielfältige Erfahrungen mit der Kinder- und Jugendhilfe und der Eingliederungshilfe gemacht, was möglicherweise bedeutet, dass eher die Diskontinuität die

Norm ist als die Zäsur, von der WINKLER hier ausgeht. Möglicherweise ist aber auch jede Zäsur ein Neuanfang, ein „Einbruch in der eigenen Biographie“ (ebd.: 286), verbunden mit einer Diskontinuität, die sich stark von der Familienerziehung unterscheidet. Doch unabhängig davon, ob es sich beim sozialpädagogischen Ort, also bei Maßnahmen und Angeboten, um eine Kontinuität oder eine Diskontinuität handelt, ist es „immer ein künstlich arrangierter Lebensraum“ (ebd.) und auch ein künstlicher Bruch, der nichts mit der natürlichen Lebensgeschichte zu tun hat. WINKLERs Gedanke, dass der sozialpädagogische Ort ein künstlicher ist, der als Zäsur gesehen werden kann bzw. sollte, ist auch insofern ein interessanter Gedanke, dass Pädagog*innen dies wohl anders bewerten: Würde man sozialpädagogische Fachkräfte und Verantwortliche fragen, würden sie diesen Vorwurf weit von sich weisen. Dabei ist er genau das, was WINKLER behauptet: Für uns ist es ein schöner Ort, der zum Leben einlädt, der an das eigene Zuhause erinnert, für die jungen Erwachsenen jedoch ist es möglicherweise ein künstlicher Ort, der zwar positiv bewertet wird, aber doch nicht das ist, was sie kennen. Als vertraute Orte werden von WINKLER daher eher die familienähnlichen Strukturen angebracht (z. B. Pflegefamilie), in denen „die für gelingende Sozialisationsprozesse erforderliche Qualität sozialer Beziehungen“ (ebd.) erreicht werden könne, da diese – wenn sie denn über die Jugendhilfe angelegt werden – zwar auch künstlich, aber mehr naturwüchsig angelegt seien. Jedoch gibt es auch hier Grenzen: So werden die Jugendlichen auch die emotionale Belastbarkeit ihrer Erzieher*innen und pädagogischen Fachkräfte testen und provozieren, bis diese sich auf ihre Rolle als Erzieher*in, als Fachkraft o. ä. zurückziehen. WINKLER geht davon aus, dass dies ein Verhalten ist, mit dem „die Zöglinge [...] ihren Erziehern [beweisen], daß diese eben keine Eltern sind“ (ebd.: 289). Die angesprochene Neuheit und Künstlichkeit soll eine neue und offene Verhandlungsgrundlage und dem Subjekt die Möglichkeit zu einer freien Entwicklung bieten. Aber auch hier bin ich der Meinung, dass die jungen Menschen in aller Regeln nicht als unbeschriebenes Blatt in eine Einrichtung kommen, sondern von den zuständigen Trägern und Fachkräften oft eingeordnet und bewertet werden. Gerade von Seiten der Kostenträger ist dies immer wieder zu beobachten und zu hören. Auf der anderen Seite kommen die jungen Menschen häufig nicht ohne Vorurteile oder Erfahrungen aus der Jugendhilfe in eine neue Einrichtung. Der Modus der Differenz ist aber keine Krankheit, er ist eine soziale Konstellation, in welcher das Subjekt sich handelnd in seinen Entwicklungsprozessen verstrickt hat. Der Modus der Differenz, auch die vergangene Biographie, werden durch den Ort in Frage gestellt, die sozialen Bewertungen, die das Subjekt in der Vergangenheit erlebte, werden ungültig. Der neue Ort soll jedoch das Subjekt „von den Determinationen, die auf ihm lasten“ (ebd.: 291), befreien, das Subjekt beschützen und behüten, aber auch unterstützen: Das sozialpädagogische Handeln stellt nämlich keinen Bruch der gesamten Existenz des Subjektes dar. Die Integrität wird nicht in Frage gestellt. Die Vergangenheit des Subjektes wird bei der Bestimmung des sozialpädagogischen Ortes

außer Acht gelassen. Vielmehr ist es so, dass „noch im Geschehen am sozialpädagogischen Ort [...] an frühere Fähigkeiten und Fertigkeiten“ angeknüpft wird (ebd.: 293). Das Subjekt findet sich durch den neuen Ort in einer veränderten sozialen Position. Indem es dem Subjekt eine neue Perspektive gegenüber der es umgebenden Welt gibt, erhält das Subjekt gleichzeitig einen neuen Impuls. Aneignungstätigkeit und Perspektivbildung werden wieder möglich. Bezogen auf das Projekt Dock#30 handelt es sich um einen Unterbringungsort, welcher den Jugendlichen und jungen erwachsenen Wohnungslosen vertrauter erscheint, vor allem durch seine Milieunähe.⁸⁰ Dies hat nach WINKLER den klaren Vorteil, dass „‘außerhalb‘ des pädagogischen Ortes die Bezugslinien bestehen“ (ebd.: 299) bleiben, was neben diesem Vorteil aber auch zu einer größeren Diffusität und Unklarheit führen kann, da so vor allem die Ausbildung klarer Perspektiven erschwert wird, weil „das Subjekt [...] nicht nur in den Außenbeziehungen von seinem Modus der Differenz eingeholt werden [kann], sondern reproduziert ihn unter Umständen am sozialpädagogischen Ort selbst“ (ebd.: 300). Und auch der Ort selbst bleibt eine Maßnahme, d. h. er kann sich nicht so wandeln, dass er dem Bildungsprozess des*der Jugendlichen angemessen wäre. Möglicherweise ist genau dies in der Maßnahme zu beobachten: Jugendliche und junge Erwachsene, die vertraut sind mit der Einrichtung bzw. dem Typus der Einrichtung, gleichzeitig aber immer wieder vom Modus der Differenz eingeholt werden und diesen reproduzieren – auch am sozialpädagogischen Ort. Viele der Jugendlichen und jungen Erwachsenen haben Bezüge zu ihrem *früheren* Leben, zu Freunden und Bekannten, mit denen sie sich regelmäßig treffen, bei denen sie Zeit verbringen und sich so außerhalb der Einrichtung sozialen Raum aneignen.

Für WINKLER erfüllt der *Impuls* vier Bedingungen: Er ist neu, schneidet in die eigene Biographie ein, bietet Schutz und bildet selbst einen Aneignungsgegenstand. Gleichzeitig soll der Ort nicht nur als Lebensort dienen, sondern auch ermöglichen, „daß an ihm die Bewältigung des Lebens wieder gelernt wird“ (ebd.: 304). Was sich so einfach liest, ist m. E. eine große Herausforderung an die Pädagogik und vielleicht von den Jugendlichen oder jungen Erwachsenen so gar nicht intendiert: *die Bewältigung des Lebens (wieder) lernen*. Alleine hier liegt schon eine Wertung der Subjektivität der jungen Menschen, die impliziert, dass der Mensch in seiner Subjektivität möglicherweise nicht anerkannt wird.⁸¹ WINKLER verweist bei den Tätigkeiten, die vermittelt werden sollen, auf die Elementarbildung, die „im unmittelba-

⁸⁰ Winkler unterscheidet fünf Formen des sozialpädagogischen Ortes: das Heim, die Kleinfamilie bzw. Ersatzfamilien, ambulante Jugendhilfen, Übergangswohnen und „das Experiment“.

⁸¹ Winkler weist auf die eigentliche Schwierigkeit der Vorstellung des Handelns hin, das durch verschiedene Personen konstituiert wird. Nimmt man die Anerkennung der Subjektivität ernst, dann dürfte es vom Erzieher gar keinen Impuls geben, da das Subjekt auch in seinem Modus der Differenz noch anzuerkennen sei. Würde man aber den Modus der Differenz als Grund für den Impuls durch den Erzieher betrachten, dann wäre er als Subjektivitätsmodus negiert, er wäre eine Auffälligkeit, die es zu verändern gelte. Würde man ihn aber positiv als subjektive Realität ansehen, könnte das subjektive Leiden ignoriert und der Modus der Differenz bestätigt werden.

ren, körpernahen und buchstäblich greifbaren Umkreis des Subjekts“ (ebd.: 305) beginnt und alle Tätigkeiten umfasst, „welche ‚gewöhnlich‘ einen gelingenden (und bewältigbaren) Alltag, ein dem Individuum ‚normales‘ Leben an seinem Ort erlauben“ (ebd.). Dies geschieht, so WINKLER weiter, indem die Soziale Arbeit „einen durchschnittlichen Lebenslauf artikulieren und der Aneignung zur Verfügung stellen“ (ebd.) muss, damit sich der Jugendliche bzw. junge Erwachsene mit den „gesellschaftlichen Realmöglichkeiten auseinander[]setzen“ (ebd.) kann. Die Realmöglichkeiten weisen auf zwei Dinge hin: einerseits auf die Objektivität, also die Umwelt als solches, andererseits aber auch auf Vorgaben, die Norm, die in diesen Realmöglichkeiten stecken. Dies beinhaltet m. E. einen gewissen Grad an Fremdbestimmung, erstreckt sich doch der „Bestimmungsgrund des sozialpädagogischen Ortes auf die Bewältigung des gesamten Alltagslebens eines Subjektes“ (ebd.). Allerdings ist es schwierig zu rahmen, welche Fertigkeiten es bedarf, um das Alltagsleben meistern zu können. Benötige ich einen Schulabschluss und/oder eine abgeschlossene Berufsausbildung, um meinen Alltag leben zu können? Muss ich mit Behörden kommunizieren können? Neben der Verfassung des Subjektes hängt so auch vieles von den gesellschaftlichen Bedingungen ab. Vor allem letztere sind häufig nicht zu beeinflussen: Gibt es einen Zugang zu Schule und Ausbildung, zu Arbeit und Wohnen? Gerade in Regionen, die prosperierend sind, wie das Rhein-Main-Gebiet, gibt es eine gewisse Konkurrenz um angemessenen und bezahlbaren Wohnraum oder um Arbeits- und Ausbildungsplätze. Vielmehr soll der sozialpädagogische Ort nach WINKLER eine Realität vermitteln, über die eine Perspektive für den*die Jugendliche*n entwickelt werden kann, der „Ort schafft also die Möglichkeit, daß sich das Subjekt selbst organisiert. Er legt Rahmenbedingungen fest, innerhalb derer die Tätigkeit des Subjektes überhaupt erst möglich wird“ (ebd.: 307). Sie verknüpfen sich einerseits über die Perspektive zu einer bestimmten Struktur der persönlichen Aktivität, andererseits fügen sie sich zu einer neuen Biographie zusammen, „welche in den Erfahrungen von der eigenen Tätigkeit am pädagogischen Ort gründet“ (ebd.). Die sozialisatorische Wirkung kann jedoch nicht durch das Individuum allein hervorgebracht werden, da sie sich nicht auf die Interiorisation beschränkt, sondern noch der Exteriorisation bedarf, also eines sozialen Umfeldes, „in welchem das Subjekt seine Tätigkeit in einem Zeichen objektiviert“ (ebd.). Die so angeeigneten Lebenstechniken müssen also auch Bedeutung für andere haben. WINKLER weist darauf hin, dass „das Zöglingssubjekt der Sozialpädagogik kein Individuum sein“ (ebd.) kann, sondern „stets von einem kollektiven Subjekt getragen wird“ (ebd.). Erziehung findet somit also immer in Korrespondenz mit und zu anderen statt.

WINKLER führt zwei Formen der Strukturierung eines Ortes an: (1) einmal als leerer Ort. Hier werden höchste Ansprüche gestellt, da er das Subjekt zwingt, Aneignung, Perspektivbildung und Selbstorganisation aus eigener Kraft vorzunehmen. Somit muss es all seine

Kräfte mobilisieren. Der Ort muss erobert werden, das kollektive Subjekt muss das unbekannte Territorium bemächtigen und dieses selbst ausfüllen und symbolisch besetzen. Dies kann kein Individuum allein vollbringen, „ein kollektiver Akt läßt sich nicht vermeiden, der zugleich auch alle Schwierigkeiten birgt, welche in der Dialektik einer Beziehung von Gruppe und Individuum auftreten“ (ebd.: 309): Der Aneignungsgegenstand liegt außerhalb der Reichweite des*der Jugendlichen oder er*sie ist noch nicht weit genug, kann sich verweigern oder anderes. Dies kann dazu führen, dass der*die Jugendliche gehen muss. Der Ort muss aber für die Rückkehr offenstehen. Dies kann eine Möglichkeit sein, wenn dem Subjekt keine Orientierungschancen mehr geboten werden können. Hier kann das Individuum sich möglicherweise in alternativen Formen selbst reproduzieren. Auch wenn der leere Ort eine Utopie ist, so ist das Thema Trennung und Rückkehr ein Aspekt, der sich auch im Projekt Dock#30 wiederfindet: Ein Abbruch wird nicht als endgültig angesehen. Wenn Bewohner*innen sich nach einiger Zeit wieder dazu entscheiden, einen erneuten Anlauf zu nehmen, können sie auch wieder einziehen – vorausgesetzt, es gibt einen freien Platz. In der Realität ist der Ort aber „von vornherein stärker determiniert und in den an ihm möglichen Beziehungen klar strukturiert. Das pädagogische Handeln tritt somit stärker in seiner vermittelnden Dimension in den Vordergrund“ (ebd.: 309), da Sozialpädagogik immer in einer bestehenden Gesellschaft stattfindet und nicht an einem leeren oder offenen Ort. So werden künftige gesellschaftliche Möglichkeiten des*der Jugendlichen aufgegriffen und erfolgsversprechende Perspektiven angeboten, was m. E. auch wieder eine gewisse Fremdbestimmung bedeutet. WINKLER verweist auf MAKARENKO'S Idee, dass Erziehung in einem Kollektiv geschieht, d. h. in Einrichtungen oder in Gruppen (sofern Erziehung außerhalb der Familie stattfindet). Der Aspekt des sozialisierenden Funktionszusammenhangs des Ortes, den WINKLER einbringt, bedeutet in diesem Zusammenhang, „[i]ndem sich das kollektive Subjekt mit der als Ort gegebenen Umwelt auseinandersetzt, sie anzueignen versucht, entsteht ein Netz sozialer Beziehungen zwischen den ihm angehörenden Individuen“ (ebd.: 310). Die einzelnen Jugendlichen in einem Kollektiv sind aufeinander angewiesen, Arbeiten können nur gemeinsam erledigt werden und bedürfen einer engen Abstimmung und Regelung zwischen Vielen. Die Pädagogik organisiert das Leben an einem Ort so, dass eine „eigene, sachlich objektive Struktur, die als ‚äußere Regelung‘, als ‚Ordnung des Lebens‘“ (ebd.: 310 f.) fungiert, vorgegeben wird. Die Kinder und Jugendlichen erwerben sich so einen Grundbestand an Erfahrungen, mit welchen sie ihren Alltag bestreiten können, und es zeigt sich auch, welche Fähigkeiten und Fertigkeiten jede*r Einzelne hat. Jede*r Einzelne erhält eine Position in der Kolonie. WINKLER zeigt hier an einem Beispiel auf, dass der*die Pädagog*in lediglich die herausfordernden Rahmenbedingungen bereitstellt, mit denen sich das Kollektiv auseinandersetzen muss. Für WINKLER ist hier entscheidend, dass „der Erzieher als Erzieher nur den Ort und die Rahmenbedingungen bestimmt, dann aber den Regeln gehorchen muß,

welche das Kollektiv selbst entwickelt“ (ebd.: 311 f.). Der*die Einzelne entwickelt im Kollektiv eine eigene Gestalt seiner*ihrer Tätigkeit, eine eigene Form, die sich in einem Arbeits- und Lebensstil ausdrückt, und verkörpert so die Entwicklung. Subkulturelle Stile können aber auch zum Ausdruck bringen, dass sich Jugendliche ihren eigenen Raum schaffen und nicht pädagogisch verfremden lassen wollen. Der*die Pädagog*in tritt hier in die Rolle des*der Beobachter*in und zeigt dem Jugendlichen, „was dieser aufgrund seiner Aktivität schon sein könnte“ (ebd.: 313). Der Stil ist aber eher die Dynamik des Bildungsprozesses als das Ende. Das Ende bildet die Disziplin, wenn das Subjekt seine Umwelt beherrscht und kontrolliert. Die Folge muss sein, dass an das Subjekt neue Herausforderungen gestellt werden, wodurch es eine neue Position erlangen kann, der Ort muss sich öffnen! So gewinnt das pädagogische Handeln seinen prozessualen Charakter. Durch die Öffnung wird der*die Jugendliche zu neuem Aneignungshandeln herausgefordert und muss sich nun wieder selbst gegenüber der komplex und diffus erscheinenden Umwelt identifizieren. Schließlich führt die Öffnung zu einer „Vermischung zwischen dem pädagogischen Ort und dem gesellschaftlichen Alltag“ (ebd.: 316). WINKLER verweist auf drei Strukturformen der Öffnung des Ortes, von denen ich lediglich auf den Ansatz von MAUD MANNONI hinweisen möchte. Als Gegenentwurf zu einengenden Institutionen ist das Konzept der *gesprengten Institution* darauf ausgelegt, dass von den Kindern keine Anpassung an die Gesellschaft gefordert wird. Vielmehr sollen sie die Möglichkeit bekommen, nach eigenen Wünschen zu leben und ein selbstbestimmtes Leben zu führen. Die Symptome und Verhaltensweisen werden so auch nicht als Krankheit angesehen, die behandelt werden, sondern als ein Symbol, das ausgelebt werden muss. Ein Rückzug (räumlich, aber auch emotional) ist möglich und wird akzeptiert, kann doch eben dieser Rückzug dazu dienen, dass sich das Kind öffnet. Es ist der Versuch, „aus allen möglichen Vorkommnissen Nutzen zu ziehen“ (ebd.: 317), vor allem aus dem Verhalten, das man normalerweise unterdrückt. Das Subjekt kann andere Orte aufsuchen, seinen alten Ort verlassen und wieder zu seinem ursprünglichen Lebensort zurückkehren, der wesentliche Teil des Lebens spielt sich außerhalb der Einrichtung ab. Der Ausgangspunkt wird also nicht negiert, sondern bleibt ungebrochen als Aneignungsobjekt bestehen, der vom Subjekt gewählt und angeeignet werden kann. Oszillieren zwischen innen und außen, nennt WINKLER dies, wodurch ein „Subjekt entstehen [kann], das sich nach seinem eigenen Willen befragt“ (ebd.: 318). So ist die Sprengung gleichsam eine Öffnung gegenüber der Außenwelt. Der*die Jugendliche muss seinen*ihrer ursprünglichen Lebensort nicht aufgeben, kann ihn auch gar nicht aufgeben, da es auf diesen „als Grundlage der eigenen Existenz verwiesen ist“ (ebd.); ein Ort voller Bedeutung und Geschichtlichkeit, der als „Rückzugsgebiet und positionelle Sicherheit gegenüber den Ansprüchen, die in der Außenwelt an es herangetragen werden“ (ebd.: 319), dienen kann. Und doch verändert dieser seine Bedeutung. Hier zeigt sich auch wieder die Anerkennung der Subjektivität der Jugendlichen

oder jungen Erwachsenen, indem auch der ursprüngliche Lebensort anerkannt und nicht abgewertet wird. Klassische Dichotomien wie gut und schlecht, erlaubt und verboten, legal und illegal, gefährlich und sicher werden nicht angewendet. Der Modus der Differenz wird anerkannt und auch ausgehalten. Dies ähnelt m. E. dem, was ich als das Aushalten von Nicht-Homogenität bezeichnete; alternative Lebensentwürfe aushalten und akzeptieren, Angebote und Orte zur Verfügung zu stellen seitens der pädagogischen Fachkräfte, ohne die Zukunft zu antizipieren, Fremdbestimmung vermeiden. Die Sprengung zielt auf „die Öffnung des Lebensortes gegenüber der Außenwelt; eines Ortes, der, obwohl institutionalisiert, sich dennoch weigert, als Ersatz für das gesamte Netz von Institutionen zu dienen, in welchen das Subjekt integriert werden muß“ (ebd.). Auch wenn MANNONI sich mit dem Konzept der gesprengten Institution vor allem auf totale Institutionen bezieht, ist der Ansatz eines oszillierenden Konzeptes in meinen Augen ein interessantes Konzept – auch wenn es sich doch eher um eine Utopie handelt. Teile dieses Ansatzes findet sich aber auch schon in bestehenden Angeboten und Maßnahmen, wie z. B. Bude ohne Betreuung oder auch bei der niedrigschwelligen Drogenhilfe mit Druckräumen etc. Hier wird die Lebenswelt der Menschen, deren Subjektivität anerkannt und ernstgenommen. Der Modus der Differenz wird zwar zum Anlass genommen, Mittel und Angebote zur Verfügung zu stellen, aber er ist kein Grund, eine Veränderung erzwingen zu wollen. Und doch wird das subjektive Leiden und der mögliche Veränderungswille des Subjektes erkannt. Ein Oszillieren zwischen drinnen und draußen ist möglich, das Drinnen (oder das Draußen?) wird als Objektivität bereitgestellt und so einer möglichen Aneignung zur Verfügung gestellt, sofern das Subjekt es zulässt und die Möglichkeiten dazu hat. Es wird aber kein Druck ausgeübt, sondern – unpädagogisch gesprochen – abgewartet. Hierbei handelt es sich um einen ergebnisoffenen Prozess, als den ich das Konzept des sozialpädagogischen Ortshandelns ebenfalls verstehe.

6.6. „Vom Handeln in der sozialpädagogischen Situation“

So nennt WINKLER das letzte Kapitel seiner *Theorie der Sozialpädagogik* und weist darauf hin, dass „[i]n der Erörterung von Funktion und Wirkung des sozialpädagogischen ‚Ortshandelns‘ [...] die Theorie der Sozialpädagogik als solche eigentlich zu ihrem Abschluß“ (Winkler 1988: 323) komme, falle doch „das Handeln der Beteiligten miteinander, die Struktur des pädagogisch geleiteten Aneignungsgeschehens und die Frage [...], was denn der Erzieher mit seinem Zögling will, [...] aus ihrem Bereich heraus“ (ebd.). WINKLER geht hier noch einmal explizit auf die Situationen ein, die im Rahmen des sozialpädagogischen Ortshandelns entstehen und, indem sie aufgegriffen werden, auch genutzt werden. Auch wenn WINKLER in dieses Kapitel wie durch einen Anhang, wie durch ein Anhängsel einführt, finde

ich doch gerade diesen Punkt außerordentlich wichtig. So entstehen Situationen meist wie zufällig, ausgelöst „durch Ereignisse“ (ebd.: 326), vielleicht aber auch bewusst oder unterbewusst absichtsvoll, und konfrontieren die Situationsteilnehmer*innen. Beziehen sich die Situationsteilnehmer*innen „nun handelnd – nämlich vermittelnd und aneignend – auf das Ereignis, dann beginnt die pädagogische Situation zu gelten“ (ebd.). Diese Situationen treten häufig in Einrichtungen der Jugendhilfe oder Eingliederungshilfe auf und werden m. E. ebenso häufig „als Störung“ (ebd.) empfunden. Immer wieder kommt es dadurch zu Eskalationen, die nicht selten damit enden, dass (verbale) Gewalt angedroht wird, die zu Maßnahmeabbrüchen oder Hausverboten führen können. So konstatiert WINKLER auch, „daß das sozialpädagogische Handeln zwar seinen Schwerpunkt in der Errichtung und Einrichtung von Orten hat, seine letzte und unmittelbare Wirklichkeit jedoch in Situationen findet“ (ebd.: 324).

Situationen bilden für WINKLER „eine komplexe Einheit von Spannungen und dynamischen Veränderungen“ (ebd.: 325), was zum einen daran liegt, dass „in ihnen die Ambivalenzen, Widersprüche und Antinomien des sozialen Sektors bestimmend werden“ (ebd.), und zum anderen „daß in ihnen Subjekte mit unterschiedlichen Erfahrungen, Erwartungen und Perspektiven in Beziehungen aufeinandertreffen, die gleichzeitig asymmetrisch und symmetrisch gestaltet sind“ (ebd.). Interessant ist m. E. vor allem das Verhältnis zwischen den Subjekten, da sich im Verlauf einer Situation, die „nur als eine Einheit im Wandel“ (ebd.) anzusehen ist, „die Positionen der Beteiligten verändern“ (ebd.) können. Auch wenn die pädagogische Fachkraft Situationen initiiert, so erhalten sie doch erst durch das aneignende Handeln des Zöglings ihre Gültigkeit und werden erst so endgültig zu pädagogischen Situationen. So können Situationen *pädagogisch aufgeladen*⁸² werden, d. h. „[ü]ber einen gewissen Zeitraum wird ein Geflecht von Beziehungen mit Spannungen, Widersprüchen und Anforderungen energetisch aufgeladen, um in einem bestimmten Augenblick schlagartig die Energie so abzugeben, daß sich ein veränderter Zustand im System der sozialen Beziehungen ergibt“ (ebd.). WINKLER weist allerdings darauf hin, dass das Ergebnis, also ein veränderter Zustand, nicht herbeigeführt oder gesteuert werden kann, sondern hängt vielmehr „von der strukturellen Eigengesetzlichkeit ab, die eine Situation aufgrund ihrer konkreten Bedingungen gewinnt“ (ebd.). Hier scheint das Verhalten und Handeln der Beteiligten begrenzt zu sein, aber mehr noch beim Adressaten als bei der pädagogischen Fachkraft, denn dieser muss die Situation *erleiden*, „er kann sie nicht herbeiführen und selber schaffen; das tun andere für ihn“ (ebd.: 326). An dieser Stelle sehe ich Parallelen zu LEFEBVRE und seiner Raumtheorie, da auch dort Raum erfahren und erlitten wird. Doch auch das Erleiden ist als

⁸² Winkler verweist mit dem Begriff *pädagogisch aufgeladen* auf Peter Peterson – dieser hat jedoch von *didaktisch aufgeladen* gesprochen; so definiert er das Arbeitsmittel als einen „Gegenstand, der mit eindeutiger didaktischer Absicht geladen ist, hergestellt, damit sich das Kind frei und selbständig dadurch bilden kann“ (Peterson 1959: 182).

aktive Auseinandersetzung mit der Umwelt zu verstehen; das Subjekt ist demnach nicht als Opfer zu interpretieren, sondern als handelnd und verantwortlich, was impliziert, „daß man auch Leid, Not, Probleme und Schwierigkeiten als Ausdruck von Subjektivität begreift und sie (beispielsweise) nicht auf gesellschaftliche Bedingungsbeziehungen zu reduzieren sucht“ (ebd.: 151). Für den*die Adressat*in brechen solche Situationen „unerwartet in einen gewohnten Lebensrhythmus – somit auch in den Modus der Differenz – ein, unterbrechen diesen und lassen die Routine der Handlungen bersten“ (ebd.). WINKLER bezeichnet diese Ereignisse als „objektive, fremde Momente [...], die sich zunächst weder kontrollieren noch beherrschen“ (ebd.), sondern sich erst in der Aneignung bemächtigen lassen. Was aber passiert, wenn sie sich nicht aneignen lassen, wenn es sich bei der Situation um eine solche handelt, die vom Individuum nicht angeeignet werden kann. BAUMANN (2019) etwa hat darauf hingewiesen, dass es Kinder und Jugendliche gibt, die er im Rahmen seiner Arbeit mit „Hoch-Risiko-Klientel“ (Baumann 2019: 7) mit der Überschrift „Kontrolle situativer Unsicherheit“ (ebd.: 98) zu fassen versucht und damit Kinder zu kategorisieren, „die aus verschiedensten Gründen die Situation nicht angemessen oder ‚lesen‘ können und deshalb zu Strategien greifen, ihre Handlungssicherheit wieder in Sicherheit zu verwandeln“ (ebd.). Gerade bei dieser Gruppe geht er davon aus, „dass alles hilft, was *Routine und Sicherheit* ausstrahlt und somit Wiedererkennung fördert. Rituale und feste Abläufe sind hilfreich“ (ebd.: 100; Herv. i. Orig.). Dies erfordert m. E. eine professionelle reflexive Haltung und das, was BAUMANN „gemeinsam getragenes Fallverstehen“ (ebd.: 55) nennt. Die reflexive Haltung bezieht WINKLER auf die „situative Position“ (Winkler 1988: 329), die sich dadurch zeigt, dass „sich der Erzieher durch das Bewußtsein seiner Differenz gegenüber dem Zögling“ (ebd.) definiert, was zu der „nötige[n] Distanz und Resistenz des Erziehers“ (ebd.: 330) führt. Das von BAUMANN angesprochene gemeinsam getragene Fallverstehen ist auch dahingehend von Belang, dass Adressat*innen eingeschätzt werden können, so dass die „Planung von Zwischenfällen auch an Potentialen[n] an[knüpft]“ (Winkler 1988: 327). Denn in der Initiierung von Situationen, aber auch durch Zwischenfälle, über die man „als bedeutungslos oder nebensächlich hinweg“ (ebd.: 326) sieht, die aber einen so großen Druck auf den*die Adressat*in ausüben, „daß man sich ihm nicht entziehen kann“ (ebd.: 327), können, wenn „es dem Subjekt an Mitteln mangel[t] [...] selbst noch in den Modus der Differenz führen“ (ebd.). Zwischenfälle sollten sich somit „an dem perspektivischen Horizont, innerhalb dessen sich das Leben eines Subjekts an seinem Ort bestimmt“ (ebd.), orientieren und das Subjekt nicht überfordern. So stellt nach WINKLER bereits die Aufnahme in eine stationäre Einrichtung eine Situation dar, da es den „Charakter des *erwarteten, gleichwohl unbekanntes Ereignisses*“ (ebd.: 328; Herv. i. Orig.) habe. Für WINKLER ist die Situation, die Initiierung von Zwischenfällen, das Aufgreifen und Aufladen von Situationen das ideale „Pendant zum Pro-

zeß der Aneignung selbst, vor allem aber zu dem Vorgang, in welchem sich das Subjekt durch die Aneignung konstituiert“ (ebd.).

Ein Aspekt, den ich noch aufgreifen will, da auch er sich in anderen Ansätzen immer wiederholt und in den Gesprächen mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen reelmäßig zu Tage getreten ist, sind die asymmetrischen Beziehungen, die Machtverhältnisse zwischen pädagogischen Fachkräften und Nutzer*innen. WINKLER weist darauf hin, dass es sich bei den im Rahmen der Situation stattfindenden Beziehungen zwischen Erzieher*innen und Zöglingen um Beziehungen handle, die asymmetrisch und symmetrisch zugleich seien (vgl. ebd.). Asymmetrisch deswegen, „weil der Erzieher durch seinen Hinweis auf den durch das Ereignis gegebenen Gegenstand Wahrnehmung und Denken des Zöglings anregt“ (ebd.) und gleichzeitig einen *Erfahrungsvorsprung* gegenüber dem Zögling hat. Lässt sich der Zögling auf die Situation ein, „so legitimiert er sie [die Situation; Anm. d. Verf.] von seiner Seite, gibt aber auch zu erkennen, daß er die Asymmetrie aufheben will“ (ebd.). Bei zufällig eintretenden Ereignissen hingegen befinden sich beide Protagonist*innen „in der Position des Neuanfangs“ (ebd.: 329). Gerade diese Situationen, die sich für beide Handelnden als neue Situationen darstellen, haben m. E. einen hohen Grad an Eskalationspotential – ebenso wie Situationen, die von Nutzer*innen initiiert werden. BAUMANN wiederum fasst diese Gruppe von Kindern und Jugendlichen mit der Formulierung „Kontrolle über die Tragfähigkeit des umgebenen Netzes“ (Baumann 2019: 106) zusammen und bezeichnet damit Kinder und Jugendliche, welche „die Sicherheit einer Beziehung offenbar besonders in Konfliktsituationen“ (ebd.: 107 f.) spüren. „[S]ich testen lassen“ (Winkler 1988: 332) nennt WINKLER die Sozialarbeit „in ihren offenen, weniger ‚amtlichen‘ Formen“ (ebd.), die „auch immer zu einem wesentlichen Teil [...] Gefühlsarbeit“ (ebd.) sei. Dem*der Erzieher*in kommt eine besondere Rolle in diesem Kontext zu: Er*sie muss Optimist*in sein und Vertrauen in die Fähigkeiten der Nutzerin bzw. des Nutzers haben, dass er*sie die Situation aneignen kann; gleichzeitig bietet er*sie eine „Reibungsfläche“ (ebd.: 330) und ist „Bezugs- und Angriffspunkt“ (ebd.) für den*die Adressat*in. Das Zutrauen in den Zögling, so WINKLER, zeige, dass auch eine „Symmetrie der Beziehungen in der pädagogischen Situation“ (ebd.: 331) bestehe. Dies meint ein *objektiviertes Ereignis*, als das man die Situation auch bezeichnen könnte, denn es „dient in seiner Objektivität als Bezugspunkt einer gemeinsamen, in sich freilich differenzierten Tätigkeit: Erzieher und Zögling gleichen sich – trotz aller Asymmetrie – in ihren situativen Positionen, weil sie beide dem Gegenstand gegenübergestellt sind und sich mit diesem auseinandersetzen müssen“ (ebd.). Diese „unhintergehbare Grundbedingung der Situation“ (ebd.) führt dazu, dass die pädagogische Fachkraft und Nutzer*in kooperieren müssen und nur gemeinsam zu einem Gelingen beitragen können: hier die Vermittlung und Aneignung, dort der „stete[] Bezug auf den anderen“ (ebd.). WINKLER sieht in dieser Kooperation eine Man-

nigfaltigkeit an unterschiedlichen Rollen, welche von Seiten der Pädagog*innen *gespielt* werden – „Vater/Mutter, (großer) Bruder/Schwester, Freund, Bekannter, auch Kumpel, Aufpasser, Polizist und Anwalt, Helfer und Berater, Lehrer und Therapeut, Unterhalter und Moderator, schließlich sogar professioneller Pädagoge“ (ebd.: 332) – welchen auch komplementäre Rollen der Nutzerin bzw. des Nutzers entsprechen; darüber hinaus bestehe, so WINKLER weiter, eine gegenseitige Anerkennung und Achtung, eine Verlässlichkeit auf den bzw. die jeweils andere (ebd.). Und letztlich entstehe auch ein emotionales Verhältnis der gegenseitigen Achtung, Wertschätzung und gegenseitigen Annahme. Schließlich sei „die pädagogische Situation als solche [...] beendet“ (ebd.: 333), was aber nicht heißt, dass es keine künftigen Situationen geben kann. Das Subjekt hat erfahren, dass es den Modus der Differenz verlassen kann und verlassen hat und sich in einem Modus der Identität bewegt. Dies entspricht m. E. zu sehr idealtypischen Vorstellungen, die sich in der Praxis häufig so nicht abbilden und darstellen. WINKLER verweist im Epilog der Theorie der Sozialpädagogik darauf, dass für „den Erzieher die Absicht der Erziehung darin [liegt], in eine Lebensform, die ihm selbst wertvoll ist, einzuführen und diese weiterzugeben“ (ebd.: 336). Ein Ansatz, den ich nachvollziehen kann und auch positiv bewerte; der US-amerikanische Basketballtrainer John Wooden brachte es auf die einfache Formel: „Being a role model is the most powerful form of educating.“ (Wooden 1997) Und doch möchte ich an dieser Stelle kritisch anmerken, dass die Fachkräfte Vertreter*innen der Mehrheitsgesellschaft sind und auch die Interessen der Kostenträger abbilden als Teil des Systems, das in die Lebenswelten der Adressat*innen eingreift und deren Lebenswelten möglicherweise nicht in deren eigener subjektlogischer Sicht anerkennt. Ein Leben auf der Straße, Drogenhandel und illegale Geschäfte, Kriminalität, Gewalt – all das, was man umgangssprachlich als unstet bezeichnen könnte –, wird als abweichendes, als deviantes Verhalten wahrgenommen, als *Krankheit*, der man begegnen muss, die es zu heilen gilt. All dies deutet für mich eher darauf hin, dass der Ansatz eines *role models* möglicherweise zu kurz greifen könnte – zumindest, wenn er von der Seite der professionellen Kräfte vorgelebt wird. Wären diese *role models* ehemalige wohnungslose Jugendliche, die ihre Situation verändert hätten, stellte sich dies anders dar.

6.7. WINKLERs Ortshandeln und der Capability Approach

Beiden Ansätzen ist gleich, dass sie darauf abzielen, wie ein Mensch seine Umwelt kontrollieren kann. Dies bedeutet, sich in der Umwelt zurechtzufinden, zu wissen, wo es was gibt; das wiederum bedeutet für die Soziale Arbeit, dass eine gewisse Aufklärungsarbeit getätigt werden muss, die das Aufzeigen der Möglichkeiten, die ein Ort bietet, beinhaltet, und dass

darüber hinaus aber auch eine dialogische Haltung notwendig ist, um die Interessen und Wünsche der Jugendlichen zu erkennen, diese ernst zu nehmen und wiederum in den bestehenden Angeboten zu berücksichtigen. Die Berücksichtigung des Capability Approachs im Rahmen des sozialpädagogischen Handelns kann neue Aneignungsmöglichkeiten eröffnen, wenn ein partizipativer Rahmen gegeben ist und Wahlmöglichkeiten vorherrschen.

Mit Blick auf die Jugendhilfe schreibt WINKLER von „einer für problematisch erachteten Spannung zwischen Gesellschaft und Subjekt“ (Winkler 2001: 255) und meint damit einerseits die Probleme der Adressat*innen der Jugendhilfe und andererseits die sozialen und gesellschaftlichen Ungleichheiten, die nach WALTER HORNSTEIN in einem wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnis stehen (Hornstein 1995: 18). Soziale Arbeit hat den Auftrag, zwischen diesen beiden Polen zu vermitteln und so einen gelingenden Alltag der Adressat*en zu unterstützen. Im Sinne eines sozialräumlichen Ansatzes könnte man hier argumentieren, dass der Ansatzpunkt der Arbeit nicht nur an den Klient*innen zu erfolgen hat, sondern auch an den gesellschaftlichen Strukturen und Rahmenbedingungen. WINKLER selbst weist daraufhin, dass die Absicht der Erzieher*innen darin liegen sollte, „in eine Lebensform, die [ihnen] selbst wertvoll ist, einzuführen und diese weiterzugeben“ (Winkler 1988: 336), was dazu führen sollte, dass „das Subjekt gegenwärtig und künftig ein Leben führen kann, welches ihm selbst wert- und sinnvoll erscheint“ (ebd.). Hier liegt m. E. allerdings ein Widerspruch: Die Lebensform, die mir als Sozialarbeiter wertvoll und sinnvoll erscheint, muss nicht die Lebensform sein, die dem Adressaten oder der Adressatin sinn- und wertvoll erscheinen mag. „To be a role model is the most powerful form of educating“ (Wooden 1997) – und trotzdem möchte ich hier die Frage stellen, ob dieser Ansatz nicht doch in eine bevormundende Richtung steuert, und daher WINKLERs Theorie mit dem Capability Approach von NUSSBAUM in Zusammenhang bringen, zielt NUSSBAUMs Ansatz doch darauf ab, wie ein gutes Leben gelingen kann.

Die Liste der Capabilities, also der Fähigkeiten, die zu einem guten und angemessenen Leben beitragen sollen, könnte der Sozialen Arbeit als normativer Rahmen dienen, Forderungen gegenüber der Gesellschaft, vor allem aber gegenüber den Institutionen zu stellen, um den Gestaltungsauftrag in der Erziehung zu realisieren (vgl. Otto 2007: 81). Die Entwicklungschancen von Jugendlichen und jungen Erwachsenen sind abhängig von der Verfügbarkeit über Ressourcen, die BOURDIEU im Rahmen seiner Kapitaltheorie in verschiedene Sorten unterteilt. Nach BOURDIEU „kann die Verfügbarkeit des Kapitals [...] die Stellung bzw. die Position innerhalb der Hierarchie einer Gesellschaft erhalten oder aber verbessern“ (Engelberty 2012: 42). MAY weist zurecht daraufhin, dass der „physische Raum als verobjektivierter sozialer Raum das Ergebnis des Verteilungskampfes unterschiedlicher Akteure mit unterschiedlichen Chancen der Aneignung sei“ (May 2008c: 34). Dies impliziert einen stän-

digen Verteilungskampf von Menschen und Gruppen, der dazu führt, dass der soziale Raum sich in ständiger Bewegung befinde. BOURDIEU, der von einem relationalen Raumbegriff ausgeht, bezeichnet sozialen Raum daher auch als Kräftefeld, als „ein Ensemble objektiver Kräfteverhältnisse, die allen in das Feld Eintretenden gegenüber sich als Zwang auferlegen und weder auf die individuellen Intentionen der Einzelakteure noch auf deren direkte Interaktion zurückzuführen sind“ (Bourdieu 1985: 10). Demnach sei der soziale Raum ein Raum der sozialen Positionen und ein Raum der Lebensstile. Der Capability Approach könnte dazu beitragen, die individuellen Fähigkeiten von Jugendlichen und jungen Erwachsenen zu stärken. Im Rahmen einer Evaluation von OTTO wurde die Liste der zentralen Fähigkeiten nach NUSSBAUM für den Bereich der Hilfen zur Erziehung operationalisiert (vgl. Otto 2007: 86 f.), um Chancen und Entwicklungsmöglichkeiten bei Kindern und Jugendlichen aufzuzeigen und bewusstzumachen. Dabei gibt der Autor aber an, dass es nicht darum gehen solle, Kinder und Jugendliche „in dem, was sie sind und tun in eine bestimmte, messbare Richtung zu verändern, die sich an einem vorab definierten Ziel orientiert. Vielmehr geht es darum, ihren tatsächlichen Raum an Handlungs- und Daseinsmöglichkeiten [...] und damit ihre realen Freiheiten im Rahmen von zentralen Verwirklichungschancen zu erweitern“ (ebd.: 17). Was in der Kinder- und Jugendhilfe zentral für die Arbeit ist, nämlich eine Zielorientierung, die in Hilfeplänen festgeschrieben und in Fallsteuerungskonferenzen vereinbart wird, kann demnach genau dazu beitragen, dass die Autonomie und Freiheit der Adressat*innen übergangen werden. Durch die Einbindung der Capabilities nach NUSSBAUM, also der Fähigkeiten, die ein*e Adressat*in erlangen kann, in WINKLERS Theorie der Sozialpädagogik, also in der Berücksichtigung der Kriterien des Ortes und der Orientierung am Subjekt, kann eine erweiterte Normativität entstehen, da auch nur so Zustände und Lebensverhältnisse kritisch bewertet werden können, denn „jede Kritik setzt Maßstäbe voraus, die eine Bewertung der Verhältnisse ermöglichen“ (Otto/Scherr/Ziegler 2010: 141). Die Entscheidungsfreiheit hat in NUSSBAUMS Ansatz einen sehr hohen Stellenwert: Jede Person entscheidet selbst, wie sie leben will – was allerdings voraussetzt, dass auch Wahlmöglichkeiten vorhanden sind, um überhaupt Entscheidungen treffen zu können. Aber gerade hier liegt das Problem: Die jungen erwachsenen Wohnungslosen sind aufgrund ihrer individuellen und strukturellen Situation in ihrer eigenen Handlungsfreiheit eingeschränkt (vgl. Otto 2007: 81). Daher sollte der Ort des pädagogischen Handelns Optionen aufzeigen und Handlungsmöglichkeiten eröffnen – unabhängig von Zielorientierungen und Vorgaben. Ist doch die Vorstellung vom eigenen Leben einerseits die Sache von Individuen, andererseits bedarf es aber auch der Anderen, der Gesellschaft, die als Referenzfläche dienen und so Verhältnisse bieten, für die ein Mensch allein nicht sorgen kann. Hier besteht ein gewisses Entwicklungsparadox (vgl. Wolff 1999), welches meint: „Man kann ein ‚Selbst‘ nur in der Begegnung mit anderen werden“ (ebd.: 105). Dieses Entwicklungsverständnis geht von der Interaktion eines aktiven Subjektes (Pia-

get 1974) und einer sozialökologischen Umwelt aus, die aktiv gestaltet wird (Bronfenbrenner 1981) – letztlich das, was WINKLER mit Subjekt und Ort umschreibt. Erst durch die wechselseitige Interaktion beider Elemente, also Subjekt und Ort bzw. Umwelt, entsteht ein eigenverantwortliches und gesellschaftsfähiges Individuum: „In Anlehnung an Winkler [...] kann gezeigt werden, dass die Interaktion zwischen Jugendlicher und Hilfesystem durch ein wechselseitig aufeinander bezogenes Handeln der Subjekte unter den konkreten Bedingungen eines sozialen Ortes geschieht. [...] Der pädagogische Ort – so der Ausgangspunkt der Überlegungen – entsteht dort, wo sich die Subjekte Jugendliche und Sozialarbeiterin begegnen“ (Rätz-Heinisch 2009: 140), wobei der „pädagogische Ort [...] in der Alltagswelt der handelnden Subjekte“ (ebd.) erzeugt wird.

Wie bereits im vorangegangenen Kapitel beschrieben, teilt BAUMANN Kinder und Jugendliche, die er als Hoch-Risiko-Klientel bezeichnet, in verschiedene Kategorien ein⁸³ und erarbeitet hilfreiche Haltungen gegenüber diesen Kindern und Jugendlichen (vgl. Baumann 2019: 98 ff.), die an REGINA RÄTZ-HEINISCHs Überlegungen anknüpfen. Hier unterscheidet er aber noch einmal deutlicher als RÄTZ-HEINISCH das Verhältnis zwischen Sozialarbeiter*innen und Jugendlichen in Bezug auf die aktive Rolle der- bzw. desjenigen, welche*r die Situation und die Häufigkeit sowie die Intensität der Kontakte reguliert. Ist es im einen Fall der*die Jugendliche, welche*r das Nähe-Distanz-Verhältnis reguliert, ist es im anderen Fall, der*die Sozialarbeiter*in, welche*r die Beziehung steuert.

Die o. g. Ausführungen von RÄTZ-HEINISCH, aber auch jene von BAUMANN sollen im Evaluationsteil der vorliegenden Arbeit ausführlicher herangezogen werden, um die Beispiele aus der Praxis mit diesen Ansätzen in Bezug zu setzen. Vor diesem praxisorientierten Hintergrund soll erarbeitet werden, welche Bedeutung dem sozialpädagogischen Ort, aber auch dem Subjekt nach WINKLER zukommen und welchen Einfluss das System (und hierzu zähle ich auch die Soziale Arbeit) auf die Lebenswelt der jungen Menschen und deren Möglichkeiten der Aneignung von Raum hat.

6.8. Subjekt und Ort im Dialogischen Passungsverhältnis

Diese Einschätzung von RÄTZ-HEINISCH bedeutet, dass ein gelingender Hilfeprozess mit „unerreichbaren“ Jugendlichen (ebd.: 135) von zwei wesentlichen Bedingungen abhängt: (1) „von einem verlässlichen Kontakt über einen längeren Zeitraum zu einer Person oder einem Betreuungsteam, der auch in Krisensituationen, bei Eskalationen und Auseinandersetzungen zur Verfügung steht“ (ebd.: 139) und der auch beim Wechsel der Hilfeformen bestehen

⁸³ Ausführlich in Baumann, Menno: Kinder, die System sprengen. Teil I und II

bleibt; vor allem letzterer Gedanke ist meiner Erfahrung nach in der Praxis der Sozialen Arbeit nach wie vor die Ausnahme. Häufig gehen mit einem Maßnahmewechsel auch Betreuerwechsel einher. (2) „[V]on einem sozialen Ort, welcher zwar nicht ‚perfekte‘ Sozialisationsbedingungen ermöglicht, jedoch in Anlehnung an WINNICOTT (2004) ein ‚genügend gutes Milieu‘ für Entwicklungsprozesse darstellt“ (ebd.). Interessant ist die Aussage RÄTZ-HEINISCHs, dass es hier „ein Nebeneinander von gefährdenden Einflüssen, aber auch stabilisierenden und stärkenden Faktoren“ (ebd.) geben müsse. Dies bedeutet, dass auch destruktives und (selbst)gefährdendes Verhalten sowie Handlungsmuster von den betreuenden Sozialarbeiter*innen auszuhalten und diese parallel dazu gefordert seien, „alternative Handlungsoptionen aufzuzeigen, auf welche die Jugendlichen selbständig und aktiv – im Sinne von Jean Piaget (1974) – zugreifen können.“ (Rätz 2009: 139).

RÄTZ-HEINISCH nennt diesen Gestaltungsprozess „dialogische[s] Passungsverhältnis“, den sie als komplex und widersprüchlich bezeichnet (ebd.: 138), denn soll der Prozess gelingen, so müssen die Jugendlichen neue Handlungen erlernen, „die ihnen auf der Basis ihrer inneren biographischen Handlungsstrukturen möglich sind“ (ebd.). Handlungen in der Gegenwart basieren auf Erfahrungen in der Vergangenheit und können nicht ohne weiteres aufgegeben werden, da sie Teil der jeweiligen Persönlichkeit sind – dies gilt m. E. aber auch für die Sozialarbeiter*innen, die in diesen Prozessen mitwirken. Was folgt, ist ein „dialogisches und experimentelles aufeinander bezogenes Handeln der Beteiligten“ (ebd.), dessen Ereignis offen sein sollte. RÄTZ-HEINISCH hat im Zusammenhang mit einer Studie drei unterschiedliche Interaktionsmuster herausgearbeitet, die als gelingende Settings fungieren können: (1) das tastend experimentelle Interaktionsmuster, (2) das experimentell begleitende Interaktionsmuster und (3) das hypothetisch offene Interaktionsmuster.

Beim (1) tastend experimentellen Interaktionsmuster wird die Hilfe über „eine verlässliche Beziehung zu einer Bezugsbetreuerin bzw. Sozialarbeiterin“ (ebd.: 140) vermittelt. Grundlage der Beziehung ist eine hermeneutische Kompetenz der Sozialarbeiter*innen, um die Signale der Jugendlichen wahrzunehmen, zu deuten und das eigene Handeln danach auszurichten. Individuelle Angebote werden von den Sozialarbeiter*innen entwickelt und zur Verfügung gestellt, „die für die weitere Entwicklung der Jugendlichen hilfreich sein könnten und die Jugendliche wählt diejenigen Angebote aus, welche sie für sich subjektiv als förderlich empfindet. Diese dialogische Gestaltung des Hilfeprozesses erfolgt tastend und experimentell. Das Ergebnis ist ungewiss“ (ebd.). Die Beziehungsebene zwischen Sozialarbeit und Adressat*in ist verbindlich und verlässlich. „Der pädagogische Ort [...] stellt den Kontext für das Handeln der Subjekte zur Verfügung“ (ebd.: 141), wobei die „Rahmung der Institution [...] ganz allgemein von der Jugendlichen als wohltuend und fördernd wahrgenommen“ (ebd.) wird: ein festes Setting mit klaren Regeln und einer normativen Rahmung, die für alle gelten, sowie die

zur Verfügung stehenden Ressourcen, die individuell genutzt werden können. „Das Ergebnis der Entwicklung der Jugendlichen ist in diesem Setting offen“ (ebd.).

Beim experimentell begleitenden Interaktionsmuster (2) ist der*die Jugendliche kaum auf konkrete Personen und die Beziehungsebene fixiert, sondern nutzt vor allem den *pädagogischen Ort* der Einrichtung mit seinen vielfältigen Ressourcen und nimmt sich das, was er bzw. sie für die eigene Entwicklung benötigt. Dies stellt an die Sozialarbeiter*innen die Anforderung, dass sie „experimentierfreudig“ (ebd.: 141) sind und sich eher als Begleiter in einem Entwicklungsprozess verstehen, „den die Jugendliche selbsttätig und allein aktiv beschreitet. Sie bleiben jedoch auch in schwierigen Situationen und bei Krisen verlässlich an der Seite der Jugendlichen“ (ebd.: 141 f.). Für die Ausgestaltung des Ortes bedeutet dies ein festes Regelwerk und eine eindeutige Rahmung, welches für alle Jugendlichen gleichermaßen gilt und „Jugendlichen Orientierung und Halt“ (ebd.: 142) gibt. Die Lebenswelt der Jugendlichen wird respektiert – auch an „sozialen Orten außerhalb des Jugendhilfeprojektes“ (ebd.), auch an „gefährdenden Orten“ (ebd.). Parallel dazu werden Alternativen geschaffen, die der*die Jugendliche annehmen kann. Somit ist der Ausgang des Experiments hypothetisch offen und „unterstützt die Selbstentwicklung der Jugendlichen vor allem durch das räumliche Angebot mit all seinen Ressourcen“ (ebd.).

Beim hypothetisch offenen Interaktionsmuster (3) wird ein „sozialer Ort als ein pädagogischer Ort neu geschaffen, an dem sich die Subjekte Jugendliche und Sozialarbeiter konstruktiv begegnen können“ (ebd.: 142). Dies erfordert einen individuellen Zuschnitt der Institution bzw. des Rahmens: „[D]ie Institution verändert ihre eigene Struktur im Blick auf die individuellen Bedürfnisse der Jugendlichen und schafft somit einen flexiblen pädagogischen Ort“ (ebd.). Das kann beispielsweise eine eigene Wohnung sein. Die Subjektebene bekommt hier einen anderen Stellenwert: Sozialarbeiter*innen nehmen konkrete Rollen ein und agieren weniger nach eigenem Ermessen, wobei die Beziehungen auch hier verlässlich sein müssen: „Die Jugendliche findet demnach nicht nur in der Rahmung des pädagogischen Ortes Sicherheit, sondern auch in der Interaktion mit den Sozialarbeiterinnen“ (ebd.: 143). Aber auch hier ist eine hermeneutische Kompetenz bei den Sozialarbeiter*innen notwendig, um „sprachliche und parasprachliche Äußerungen der Jugendlichen“ (ebd.) deuten und verstehen zu können und so geeignete Angebote (vor allem Bildungs- und Lernangebote) mit dem Ziel der „minimale[n] kognitive[n] Weiterentwicklung“ (ebd.) zu unterbreiten, welche der*die Jugendliche annehmen oder ablehnen kann. Bei dieser Form des Settings handelt es sich nach RÄTZ-HEINISCH um zeitlich begrenzte Angebote mit dem Ziel der „Erweiterung des sozioökologischen Kontextes der Jugendlichen auf soziale Räume außerhalb der Einrichtung“ (ebd.).

7. Synthese der Ansätze

Im Folgenden möchte ich die skizzierten Theorieansätze zusammenführen und aufeinander beziehen; scheinen doch dualistische Ansätze, wie der von LÖW zunächst im Gegensatz zu denen von LEFEBVRE, aber auch HABERMAS zu stehen, die ihre Ansätze eben nicht dualistisch verstanden wissen wollen; während der eine (LEFEBVRE) betont, dass Beziehungen zwischen zwei Elementen immer dazu führen, dass diese zu Gegensätzen, Kontrasten oder Antagonismen eingedampft werden⁸⁴, so beschreibt der andere (HABERMAS) mit seiner Theorie des Kommunikativen Handelns eine „Abkehr vom Dualismus System versus Lebenswelt hin zur Entität aus System und Lebenswelt“ (Jäger/Baltes-Schmitt 2003: 23). Eine Dualität, eine Zweierlehre birgt die Gefahr, sich in einer stetig wiederkehrenden Komplementarität oder Gegenüberstellung zu verlieren. Durch den Ansatz, den Dualismus zu überwinden, werden statische Gegensätze oder Kontraste bzw. die wechselseitige Ergänzung und Entsprechung überwunden und der gesellschaftliche Prozess erfährt eine fließende Dimension. ARNOLD unterstellt LÖW, dass sie den dualen Ansatz brauche, „weil sie den Wandel räumlicher Organisation der Gegenwart in ihrer Denkweise integrieren möchte; verinselte Vergesellschaftung, geschlechtsspezifische Raumkonstruktion, virtuelle Räume, die global cities und die Körper Räume durchbrechen die Illusion eines konkreten, einheitlichen Raums und zeigen, dass heute virtuelle und reale Präsenz gleichzeitig auftreten“ (Arnold 2001: 104). Für LÖWs Ansatz, dass Raum eine „relationale (An)Ordnung sozialer Güter und Menschen an Orten“ (Löw 2001: 224) sei, sind Menschen in zweierlei Hinsicht bei der Konstitution von Raum einbezogen, als Raumproduzenten, aber auch als Teil von Räumen selbst. Raum wird im Handeln konstituiert, ist an Orte gebunden, kann aber analytisch getrennt sein, so dass es mehrere Räume an einem Ort geben kann. Somit kann es *den* Raum nicht geben, da Räume prozesshaft „durch zwei analytisch voneinander zu unterscheidene Prozesse, das Spacing und die Syntheseleistung“ (ebd.: 160), geschaffen werden. Orte machen die Entstehung von Räumen erst möglich, gleichzeitig bringt der Raumprozess Orte erst hervor; werden sie durch die Besetzung von konkreten Gütern doch erst als solche kenntlich gemacht: Eine Straße entsteht durch angrenzende Gebäude und Häuser, Läden, Fahrbahnen und Fahrzeuge, Passanten, Bäume, Ampeln, Fussgängerüberwege etc. Das *Spacing*, also das Platzieren von sozialen Gütern und Menschen, könnte man wohl am ehesten mit LEFEBVREs *Räumlicher Praxis* gleichsetzen, die er als Prozess beschreibt, der einen wahrgenommenen Raum oder einen Wahrnehmungsraum, bei dem es sich um die praktisch-sinnliche Welt handelt, „in den sich die Handlungen von kollektiven Akteuren in Form

⁸⁴ „A triad: that is, three elements and not two. Relations with two elements boil down to oppositions, contrasts or antagonisms [...] their dualism is entirely mental, and strips everything which makes for living activity from life, thought and society“ (Lefebvre 1991: 39).

von dauerhaften Objekten und Wirklichkeiten einschreiben“ (Schmid 2010: 210 f.), konstituiert. Und auch bei LEFEBVRE kann es den einen Raum nicht geben: „Ein sozialer Raum lässt sich [...] weder eindeutig bestimmen noch klar abgrenzen. Tatsächlich bemerkt Lefebvre, dass es nicht einen sozialen Raum gebe, sondern eine unbestimmte Vielzahl von sozialen Räumen, für die der Begriff ‚sozialer Raum‘ die nicht zählbare Gesamtheit bezeichne. Wenn diese Räume isoliert betrachtet würden, bliebe jeder von ihnen bloße Abstraktion“ (Schmid 2010: 215). Die Wahrnehmung und Verknüpfung einzelner Elemente, die im Spacing platziert werden, d. h. dass es sich bei einer Ansammlung von Gebäuden, Fahrbahnen, Passanten, Menschen, Ampeln und Fussgängerüberwegen um eine Straße handelt, geschieht bei LÖW über die Syntheseleistung; diese Verknüpfung von materiellen Gütern und Menschen unterliegt in der Wahrnehmung, Vorstellung und Erinnerung immer einem subjektiven Blickwinkel. Daher kann es keine objektive Betrachtung, Produktion, Darstellung oder Beschreibung von Räumen geben. Dies kann man m. E. vor allem mit Blick auf kulturelle oder milieuspezifische Unterschiede wahrnehmen, wenn mir beispielsweise bestimmte Anordnungen von Elementen gänzlich fremd sind. Die Syntheseleistung bei LÖW könnte man am ehesten mit dem in Verbindung setzen, was LEFEBVRE als den *konzipierten Raum*, als die *Repräsentationen der Räume* beschreibt: Raum wird zum einen produziert und reproduziert – als materieller Aspekt – zum anderen muss dieser Raum aber auch dechiffriert werden. Das bedeutet, dass die räumliche Praxis „Produktion und Reproduktion, spezifische Orte und räumliche Ensembles, die jeder sozialen Formation eigen sind“ (Schmid 2010: 211), umfasst, die immer einer gewissen Kohärenz bedarf, die gleichzeitig eine „gewisse räumliche ‚Kompetenz‘ und ‚Performanz‘“ (ebd.) einfordert. Diese Kompetenz weist darauf hin, dass jede*r weiß, welche spezifischen Orte und Räume mit bestimmten Begriffen und Beschreibungen gemeint sind: “Everyone knows what is meant when we speak of a 'room' in an apartment, the 'corner' of the street, a 'marketplace', a shopping or cultural 'centre', a public 'place', and so on. These terms of everyday discourse serve to distinguish, but not to isolate, particular spaces, and in general m describe a social space. They correspond to a specific use of that space, and hence to a spatial practice that they express and constitute” (Lefebvre 1991: 16). Die Verknüpfung von einzelnen Elementen setzt nach LEFEBVRE eine gedankliche Leistung, eine gewisse Vorstellung von Raum voraus, die sprachliche und bildliche Darstellungen und Beschreibungen ebenso beinhalten wie Karten, Pläne und wissenschaftliche Definitionen, die auf gesellschaftlichen Konventionen basieren und im Laufe der Zeit diskursiv verhandelt werden. Überspitzt formuliert, könnte man unterstellen, dass LÖWs Ansatz hier endet, da sie auf einen Dualismus rekurriert; die Aussage, dass an einem Ort mehrere, unterschiedliche Räume entstehen können, wird von ihr nicht weiter ausgearbeitet, was dazu führt, dass ihr Ansatz bei der statischen Bezogenheit der beiden Elemente *Spacing* und *Syntheseleistung* verharren, während LEFEBVRE durch einen dritten Begriff dieses

Dilemma aufzulösen vermag. Mit den *Räumen der Repräsentationen* führt er einen weiteren Begriff ein, der die *Räumliche Praxis* und die *Repräsentationen des Raumes* ergänzt. Es handelt sich hierbei um die erfahrenen Räume, die sich durch komplexe Symbolismen präsentieren, „die an die heimliche und unterirdische Seite des sozialen Lebens gebunden sind“ (Schmid 2010: 222). Hierbei handelt es sich um das Alltagsleben, „das in den Räumen der Repräsentationen Gestalt annimmt, oder das ihnen vielmehr Gestalt verleiht“ (ebd.), aber auch um die Kunst und die Poesie: „Die Räume der Repräsentationen: Raum, wie er direkt *gelebt* wird durch seine assoziierten Bilder und Symbole und somit den Raum der ‚Bewohner‘ und ‚Nutzer‘, aber einiger Künstler und vielleicht auch solchen, wie Schriftstellern und Philosophen, die ihn beschreiben und zu beschreiben glauben. Es ist der beherrschte – und somit erfahrene – Raum, den die Imagination abzuwandeln und anzueignen sucht. Er überlagert den physischen Raum, indem er dessen Objekte symbolisch gebraucht. Mit gewissen Ausnahmen könnte man sagen, dass die Räume der Repräsentationen mehr oder weniger kohärente Systeme nichtverbaler Symbole und Zeichen darstellen.“ (Lefebvre 1991: 39). Die gelebten Räume sind qualitativ, fließend und dynamisch. Träume, Bilder und Symbole, Kindheitserinnerungen und Wünsche, Vorstellungen und die Sehnsucht bilden die Räume der Repräsentationen, es sind „Darstellungsräume“, die ‚etwas‘ repräsentieren. [...] Sie repräsentieren gesellschaftliche ‚Werte‘, Traditionen, Träume – und nicht zuletzt auch kollektive Erfahrungen und Erlebnisse“ (Schmid 2010: 223): Somit kann Raum also mit Symbolen und Inhalten, mit Codes und Botschaften gefüllt und geschrieben werden; gleichzeitig wird dieser Raum gelesen von anderen, dechiffriert und decodiert – mit allen Sinnen. In Bezug auf HABERMAS könnte man die Räume der Repräsentationen am ehesten mit der Lebenswelt in Einklang bringen, ist Lebenswelt das, „was für die handelnden Individuen als Hintergrund ihres Handelns immer vorhanden, ihnen jedoch meistens nicht bewusst ist. Lebenswelt ist ein Konglomerat unserer sozialen Herkunft, unserer früheren und gegenwärtigen Gruppenzugehörigkeiten [...] – allgemein unseres früheren und jetzigen Umfeldes“ (Treibel 2006: 173). Somit teilen sich die Angehörigen „sozialer Kollektive [...] normalerweise eine Lebenswelt“ (Habermas 1985a: 185). Die Lebenswelt leistet gesellschaftliche oder gruppenspezifische Sozialintegration, ist die Lebenswelt doch „gleichsam der transzendente Ort, an dem sich Sprecher und Hörer begegnen; wo sie reziprok den Anspruch erheben können, dass ihre Äußerungen mit der Welt (der objektiven, der sozialen oder der subjektiven Welt) zusammenpassen; und wo sie diese Geltungsansprüche kritisieren und bestätigen, ihren Dissens austragen und Einverständnis erzielen können“ (Habermas 1981b: 192), bildet die Lebenswelt doch für ihre Angehörigen „einen nicht hintergehbaren und prinzipiell unerschöpflichen Kontext“ (ebd.: 201). (Idealtypische) Verständigung geschieht hier im kommunikativen Handeln, Verständigung „als Einverständnis im Sinne einer gegenseitigen Anerkennung des jeweiligen Geltungsanspruchs der Sprecher*innen, d. h. Anerkennung aller Geltungsansprü-

che“ (ebd.: 184 f.). So haben die Angehörigen einer Gruppe einen typischen Wissensvorrat, der aus einem „kulturell überlieferten und sprachlich organisierten Vorrat an Deutungsmustern“ (ebd.: 189) besteht und als unproblematisch und garantiert im Sinne einer Hintergrundüberzeugung vorhanden ist. Bewährte Situationsdefinitionen können benutzt oder neue ausgehandelt werden. Die kommunikativ Handelnden bewegen sich also immer innerhalb des Horizontes ihrer Lebenswelt; hier findet auch die Selbstinterpretation einer sozialen Gruppe statt. Demgegenüber ließe sich m. E. der Systembegriff, wie er von HABERMAS verwendet wird, eher den Repräsentationen des Raumes zuordnen. Für ihn ist Gesellschaft ein System, „das Erhaltungsbedingungen soziokultureller Lebenswelten erfüllen muß“ (Habermas 1981b: 228) und so Systemintegration ermöglicht. Hier herrscht (idealtypisch) strategisches bzw. zweckrationales Handeln der Mitglieder. HABERMAS unterscheidet „dualistisch zwischen System und Lebenswelt sowie zwischen kommunikativem und zweckrationalem Handeln, triadisch zwischen drei Wertsphären der Moderne (Wissenschaft, Moral und Kunst) sowie zwischen drei Weltbezügen des Handelns (objektive, soziale und subjektive Welten).“ (Oelkers 1983: 272) Im Anschluss an WEBERs Theorie der Moderne entwirft HABERMAS ein Gesellschaftsmodell, bei dem sich im Übergang von traditionellen zu modernen Gesellschaften Expertenkulturen zu einzelnen Fragekomplexen herausgebildet haben und sich die drei genannten Bereiche – Wissenschaft und Technik, Recht und Moral, Kunst und Kunstkritik – als relativ autonome Komplexe gegenüberstehen, und „legitimiert sie innerhalb dieser Grenzen.“ (Habermas 1985b: 30) HABERMAS konzipiert Gesellschaft „im Sinne einer Gleichzeitigkeit von System und Lebenswelt, um die Grundlagen des Modells auf beide Perspektiven, nämlich diejenige der Akteure und jene des Beobachters, auszuweiten“ (Jäger/Baltes-Schmitt 2003: 141). Auch wenn Gesellschaft aus verschiedenen Imperativen, Handlungstypen, Sphären und Kommunikationsmedien besteht bzw. gesteuert wird, beinhaltet sie in ihrem Spannungsverhältnis immer beide Elemente: sowohl System als auch Lebenswelt. Die räumliche Praxis, die LEFEBVRE beschreibt, ist ebenso als übergreifendes Moment zu verstehen, indem sie Raum hervorbringt und setzt und „ihn voraus[setzt], in dialektischer Wechselwirkung; langsam, aber bestimmt erzeugt sie ihn, beherrscht ihn und eignet sich ihn an“ (Schmidt 2010: 210). Wir sehen die räumliche Praxis so in der Architektur, dem Städtebau, der Planung, aber auch im Alltagsleben und der urbanen Wirklichkeit: „Die räumliche Praxis verkörpert eine enge Verknüpfung zwischen dem wahrgenommenen Raum, zwischen der Alltagsrealität (den täglichen Routinen) und der urbanen Wirklichkeit (den Strecken und Netzen, welche die Orte der Arbeit, des ‚Privat‘-Lebens und der Freizeit zusammenschließen). Diese Verknüpfung erscheint widersprüchlich, da sie die Orte miteinander verbindet, die am weitesten voneinander entfernt scheinen. [...] Die ‚moderne‘ räumliche Praxis zeigt sich also – um ein extremes, aber bezeichnendes Beispiel zu nehmen – im Alltagsleben eines Bewohners in einer Sozialwohnung in der Banlieue. Das soll nicht heißen, dass Autobahnen

und die Luftverkehrspolitik außer Acht gelassen werden darf.“ (Lefebvre 1991: 38). Während Handeln bei HABERMAS idealtypisch *entweder* zweckrational bzw. strategisch oder aber kommunikativ bzw. verständigungsorientiert stattfindet, also in der Lebenswelt eher konsensorientiert gehandelt wird, d. h. verständigungsorientiert, so herrsche in den Systemen eine Zweckrationalität. Während es hier also eine Differenzierung nach den jeweiligen Sphären gibt, umfasst der Praxisbegriff bei LEFEBVRE sowohl strategisches als auch kommunikatives Handeln. Praxis kann sich demnach sowohl in einer individuellen Handlung als auch in einer kollektiven Dimension zeigen; die Praxis, „der Vollzug der Handlung selbst“ (Ritsert 2009: 18), ist für LEFEBVRE als *gesellschaftliche Praxis* die „einfachste[...] und am schwersten aufzuklärende[...] Kategorie“ (Lefebvre 1975b III: 62), die „abstrakteste[...] und konkreteste[...], die sich zugleich auf die Alltäglichkeit und auf die ganze Gesellschaft bezieht“ (ebd.). Indem sich die Praxis auf beide Sphären bezieht, also auf die Alltäglichkeit (bzw. die Lebenswelt bei HABERMAS) und auf die ganze Gesellschaft (also das System (und die Lebenswelt) bei HABERMAS), handelt es sich bei der gesellschaftlichen Praxis um eine kollektive Dimension, die sowohl strategisches als auch kommunikatives Handeln umfasst: „Die Verhältnisse zwischen den Menschen – Gruppen und Individuen – gehören zweifelsohne auch zur Praxis“ (ebd.: 66). LEFEBVRE geht davon aus, dass „[d]as gesellschaftliche Leben – das Leben der Gesellschaft und das des Einzelnen – [...] seinem Wesen nach gesellschaftliche Praxis“ (ebd.: 68 f.) ist und auch die räumliche Praxis nicht individuell zu verstehen ist, sondern kollektiv: Die soziale Produktion des Raumes setzt die Gleichzeitigkeit von mehreren sinnlich agierenden und handelnden Menschen voraus, die miteinander in Interaktion treten und miteinander in Beziehung stehen. In der räumlichen bzw. gesellschaftlichen Praxis agieren Menschen miteinander auf unterschiedlichste Art und Weise: zweckrational und erfolgsorientiert, kommunikativ und konsensorientiert. Ebenso wie die Praxis ist auch der Aneignungsbegriff nach WINKLER zu lesen: Bei der Aneignung geht es um jenen Vorgang, „in dem sich Subjektivität in gesellschaftlichen Kontexten konstituiert. Sie realisiert sich als *lebendige Praxis, in der Individuen als Subjekte mit einer sie umgebenden und sich verändernden Kultur (Objekt)* in wechselseitiger Vermittlung aufeinander treffen“ (Pavel 2013: 48; Herv. i. Orig.). Das Objektive ist all das, was dem Individuum gegenübersteht, also „Lebewesen, Verhältnisse und Beziehungen, Dinge, auch Symbole und Zeichen, kurz: alles, was uns wenigstens irgendwann einmal objektiv gegenübersteht, bis es von uns verarbeitet wird“ (Winkler 1988: 145). Aneignung kann nur dann gelingen, wenn sich der Zögling darauf einlässt und bereit ist, seinen eigenen Subjektstatus aufzugeben. In diesem Prozess handelt das Subjekt sowohl zweckrational als auch kommunikativ im Sinne der HABERMAS'schen Unterscheidung; also auch hier herrscht eine kollektive Dimension der Interaktion. Das sozialpädagogische Handeln, das nach WINKLER mit der Überlegung beginnen sollte, „wie ein Ort geschaffen sein muss, damit ein Subjekt als Subjekt an ihm leben und sich entwickeln

kann, damit er auch als Lebensbedingung vom Subjekt kontrolliert wird“ (ebd.: 279), ist demnach auf der Ebene der Repräsentationen des Raumes zu verorten. So entstehen die Repräsentationen des Raumes nicht auf der Handlungsebene, sondern auf der Ebene des Diskurses, auf der Ebene der Sprache und bringen den konzipierten, den gedanklich erfassten Raum hervor; es ist der konzipierte Raum der Wissenschaftler*innen, der Planer*innen, der Urbanisten, der Technokraten, die ihn zerlegen und neugestalten. Ähnlich verhält es sich mit dem sozialpädagogischen Ort nach WINKLER: Es ist der Raum der Jugendhilfeplaner*innen und der Erzieher*innen, der konzipierte Raum der Wissenschaftler*innen. Hier handelt es sich um den herrschenden Raum in einer Gesellschaft. LEFEBVRE erklärt dies damit, dass die festgelegten Beziehungen zwischen den Objekten und den Menschen eine praktische Bedeutung dahingehend hätten, dass sie sich in die räumlichen Texturen verändern. So wie sich für die Städte- und Raumplaner*innen Raum als leerer Raum darstelle, bei dem sie „jeder Aktivität auf dem Terrain ein[en] Raum zuweisen“ (Schmid 2010: 218) können, könnte man den sozialpädagogischen Ort als einen leeren Ort verstehen, dem man Konzepte oder Konzeptionen zuordnet, durchdrungen von Wissen, Annahmen, Beschreibungen und Fragmentierungen. Die Repräsentationen der Räume sind verbunden mit dem Wissen, nicht mit der Erkenntnis: „Während die Erkenntnis von einer Kritik ausgeht und sich dem Möglichen öffnet, ist das Wissen mit der Macht und der Ideologie verbunden“ (ebd.). Dies führt mich zum Momentum der Macht, das sich in allen Ansätzen mehr oder weniger deutlich zeigt; während man bei LÖW fragen müsste, „wer hier wen oder was, in wessen Interesse, aufgrund welcher gesellschaftlichen Verhältnisse oder Machtbeziehungen anordnet bzw. anordnen kann“ (Arnold 2001: 104), ist bei HABERMAS klar zu erkennen, dass in Anlehnung an WEBER die Bürokratisierung ein Schlüsselphänomen im Verständnis moderner Gesellschaften darstellt: So greife das System mit seinen Medien in die Lebenswelten der Menschen ein und versuche diese zu kolonialisieren. Die fortschreitende Systemdifferenzierung wird so auch im Bereich der Lebenswelt spürbar und sichtbar, indem zweckrationales und strategisch-instrumentelles Handeln das kommunikative und verständigungsorientierte Handeln ablösen. Über die Einführung der Medien Geld und Macht werden Austauschbeziehungen mit und zwischen privaten Haushalten auch über diese Medien kommunizieren. Gleichzeitig bestehen zwischen dem System und der Lebenswelt verschiedene Austauschbeziehungen und es entsteht etwas, was HABERMAS als soziale Evolution bezeichnet und das dazu führt, dass „System und Lebenswelt [...] sich [differenzieren], indem die Komplexität des einen und die Rationalität des anderen wächst, nicht nur jeweils als System und als Lebenswelt – beide differenzieren sich auch gleichzeitig voneinander“ (Habermas 1981b: 230). Macht zeigt sich letztlich auch darin, dass das kommunikative Handeln in den Hintergrund tritt und instrumentelles Handeln an Einfluss gewinnt. Bei LEFEBVRE zeichnen sich die Machtverhältnisse zwischen den Repräsentationen des Raumes und den Räumen der Re-

präsentationen nicht ganz so klar ab; er schreibt „dem Alltagsleben eine (politische und ökonomische) Bedeutung zu, die sich sowohl in entmächtigenden als auch ermächtigenden Effekten niederschlägt.“ (Bargetz 2016: 103). Die zentrale Funktionsweise des Alltags ist für LEFEBVRE durch einen Modus der Repetition gekennzeichnet, wobei dieser Modus nicht als „Widerkehr des genau Gleichen, sondern als stetige Veränderung“ (Bargetz 2016: 106) zu begreifen sei. In den Wiederholungen liegt nach LEFEBVRE auch die Grundlage für Herrschaft und Ausbeutung, sichern sie doch das Fortbestehen und die Ausweitung kapitalistischer Produktionsverhältnisse, „da diese unmittelbar an das tägliche Konsumverhalten und die kapitalistische Aneignung menschlicher Bedürfnisse ebenso wie an die Aufrechterhaltung der Arbeitskraft und somit der Produktionsbedingungen gekoppelt sind“ (Bargetz 2016: 108). Der Alltag ist insofern in die gesellschaftlichen Machtverhältnisse eingebunden und durch die alltäglichen Wiederholungen – sei es der Politik oder der Ökonomie – auch erst möglich, die Gesellschaft zu verwalten. Für die Arbeiter, die Produzenten bedeutet Ausbeutung, dass sie die Macht eines fremden Willens, der ihr Tun seinem Zweck unterwirft, ertragen müssen (MEW, Bd. 23: 351). Schließlich zeigt sich die Macht auch in der Aneignung des Raumes: In den Zentren leben die Privilegierten, die weniger Privilegierten hingegen leben an unterschiedlichen Orten, während sich die Mächtigen in den Kapitalen und den Metropolen niederlassen, werden die Produktion und Arbeiterklasse in die Peripherie vertrieben. In den Zentren verdichtet sich der Reichtum und die Macht – das Kapital. So sind auch die Repräsentationen des Raumes als Regeln zu verstehen, die das Handeln anleiten und prägen sollen in Form von strukturierenden und dominierenden Instanzen, „die sich erst durch und in einer konkreten Tätigkeit materialisieren oder verwirklichen“ (Schmid 2010: 302). Die Macht, die diesen Repräsentationen des Raumes innewohnt, versucht das „alltägliche Erleben [der Räume der Repräsentation; Anm. d. Verf.] zu erreichen und zu dominieren“ (Schmid 2010: 303). Als *Darstellungsräume* können die Räume der Repräsentationen aber auch mit Symbolen und Inhalten, mit Codes und Botschaften gefüllt und geschrieben und somit überwunden werden. Für WINKLER schließlich ist es der Auftrag der Sozialen Arbeit, Räume so zu konzipieren und zur Verfügung zu stellen, dass sie vom Subjekt auch angeeignet werden können. Sozialräume werden also in aktiver Auseinandersetzung „mit den gesellschaftlich bereits konstituierten Objekten einer konkreten „ortsbezogenen Raumstruktur“ (May 2014: 6) hergestellt, so dass jeder Aneignungsprozess in den Zusammenhang einer sozialen Situation eingebettet ist und sich durch einen räumlichen Zusammenhang auszeichnet. Hier treffen Subjekte aufeinander, hier zeigen sich Machtverhältnisse (Winkler 1988: 168 f.). Die Praxis der Sozialen Arbeit steht also zwangsläufig vor der Frage, wie Gelegenheiten und Situationen so gestaltet und ermöglicht werden können, dass eine gelingende Aneignung möglich ist – auch vor dem Hintergrund asymmetrischer Beziehungen, die Machtverhältnisse zwischen pädagogischen Fachkräften und Nutzer*innen darstellen können. Für CHOMBART DE

LAUWE schließlich ist die Abwesenheit von Macht die Voraussetzung von Aneignung: „Die Aneignung des Raums ist das Resultat der Möglichkeiten, sich im Raum frei bewegen, sich entspannen, ihn besitzen zu können, etwas empfinden, bewundern, träumen, etwas kennenlernen, etwas den eignen Wünschen, Ansprüchen, Erwartungen und konkreten Vorstellungen gemäß tun und hervorbringen zu können“ (Chomabrt de Lauwe 1977: 6).

8. Entfremdung als Klammer

Wie eingangs erwähnt, ist die Entfremdung für mich gleichsam eine Klammer der unterschiedlichen Theorien. Warum verwende ich aber den Begriff der Entfremdung als Klammer? Vielfach wurde Kritik an der Entfremdungskritik geübt, von HEGEL über LUDWIG FEUERBACH und MOSES HESS bis zu JAEGGI, so dass man meinen könnte, der Entfremdungsbegriff sei nicht mehr *en vogue*, sondern ein überholtes und veraltetes Konstrukt, das aus der Zeit gefallen zu sein scheint. Nimmt man einen Rückgriff auf die historische Entwicklung und Verwendung des Begriffs vor, so landet man schnell im 18. Jahrhundert bei ROUSSEAU und verbindet den Begriff vor allem mit MARX und WEBER, welche die Arbeitsbedingungen in den Fabriken und mit Bezug auf den Fordismus die arbeitsteilige Produktion kritisierten. Hiervon sind wir im 21. Jahrhundert weit entfernt; JEREMY RIFKIN (1996) konstatiert etwa, dass immer weniger Menschen in der Industrieproduktion tätig wären. Der Entfremdungstheorie wird vorgeworfen, sie sei „paternalistisch, metaphysisch und vorsozial“ (Henning 2015: 109), da sie suggeriere, „es gebe eine wahre Natur des Menschen oder ein wahres Ich (welches nur metaphysisch zu denken sei). Entfremdung sei nur ursprungsmythisch als ein *Abfallen* davon zu verstehen“ (ebd.). Und trotzdem scheinen der Begriff und die Theorie der Entfremdung Teile unseres Lebens und unserer Gesellschaft zu sein. Die Transformation unserer Gesellschaft, weg von der klassischen Arbeitergesellschaft, ist schon lange am Wirken. Ob wir nun von einer Zugangsgesellschaft (Rifkin 1996), einer Konsumgesellschaft (Baudrillard 2015) oder einer Gesellschaft des Postkapitalismus (Mason 2016) reden: Das Thema Entfremdung ist weiterhin Teil unseres Lebens und kein überholtes, veraltetes Thema. Entfremdungserfahrungen sind auch kein regional eingrenzbare Phänomen, sondern ein „globales und klassenübergreifendes Problem“ (Henning 2015). Dies zeigen auch die Arbeiten von ZIEGLER (2018) und von SCHAARSCHUCH (2019). Der Begriff der Entfremdung bezeichnet ein gestörtes oder mangelhaftes Verhältnis zwischen Individuen, zwischen dem einzelnen Individuum zu seiner Umwelt oder zwischen dem einzelnen Individuum zu sich selbst. In diesen Fällen ist davon auszugehen, dass eine „ursprünglich natürlich-wesenhafte oder ideale Beziehung fremd geworden, aufgehoben oder entäußert ist“ (Amlinger 2018). CAROLIN AMLINGER unterscheidet unterschiedliche Dimensionen der Entfrem-

dung: Zunächst als „fehlerhafte Naturaneignung, durch die die natürliche Umwelt fremd und die selbst erschaffene Kultur für das Individuum unterdrückend wirkt“ (ebd.: 87), weiterhin im Rahmen marxistischer Thesen „als Effekt ökonomisch-kapitalistischer Produktion, die durch Privateigentum und Arbeitsteilung Formen entfremdeter Arbeit und eine Versachlichung sozialer Beziehungen hervorruft“ (ebd.) und „als soziale Pathologie des modernen Lebens, in der der Prozess der gesellschaftlichen Differenzierung mit bürokratischer Herrschaft und einer Rationalisierung von Arbeit und Leben einhergeht“ (ebd.). Schließlich nennt sie als vierte Dimension einen individuellen „Zustand des Außer-sich-Seins im Sinne einer Uneigentlichkeit oder Selbstentfremdung von der eigenen Identität“ (ebd.). CHRISTOPH HENNING umschreibt diese letztgenannte Dimension mit dem Begriff der „Anthropologie des Ausdrucks“ (Henning 2015: 13) in Anlehnung an HELMUTH PLESSNER (1928). Sie sei, so HENNING, zunächst nicht problematisch und führe auch noch nicht zu einem Gefühl der Entfremdung. Das sich äußern, sich ausdrücken, etwas von sich, von innen nach außen tragen und zeigen, ist zunächst ein normaler Prozess, den wir täglich ausführen, indem wir Dinge sagen, Gefühle und Empfindungen äußern, auf äußere Reize reagieren, denn „im Normalfall gibt es wieder eine Aneignung, eine Rück-Verinnerlichung. Kommt beides auf die rechte Weise zusammen, kann man von einer gelingenden Entwicklung sprechen“ (Henning 2015: 14). Zu einer Entfremdung kommt es erst dann, wenn dieser Prozess nicht mehr zu Ende geführt wird, wenn es zu einer „Entäußerung“ (Marx) kommt, die dazu führt, dass uns etwas „äußerlich“ wird, oder wenn sich ein „außengeleiteter Charakter“ (Riesmann 1956) bildet. Dies ist dann der Fall, „wenn die Beziehung zu diesem selbst Gesetzten nicht mehr intakt ist; wenn das, was eigentlich Bestandteil des identitären oder kulturellen Kreislaufs ist, nicht mehr als Teil des Eigenen erkennbar ist und folglich nicht mehr in dieser Weise materiell oder sinnhaft angeeignet werden kann“ (Henning 2015: 16). JAEGGI spricht hier von einem „gestörte[n] Aneignungsverhältnis“ (Jaeggi 2016: 19) und meint damit, dass Entfremdung auf eine misslingende oder verhinderte Aneignung zurückzuführen sei. Hier möchte ich Bezüge zu WINKLER und seiner Theorie der Sozialpädagogik herstellen, denn auch er geht davon aus, dass eine misslingende Aneignung zu einem Modus der Differenz bei den Subjekten führen kann, und versucht eben diese misslingenden Faktoren zu filtern, um Voraussetzungen zu schaffen, damit genau diese Aneignung stattfinden kann. Andernfalls bleibt das Äußere außen und kann nicht als etwas Eigenes vereinnahmt werden, sondern bleibt immer etwas Fremdes. Gründe und Ursachen gibt es hier verschiedene: Machtausübungen Dritter, Sachzwänge oder ein mangelndes Verstehen auf Seiten des Individuums; in Bezug auf die Sachzwänge spielt die Entwicklung unserer modernen Gesellschaft eine gewichtige Rolle: Die Ausbreitung der modernen Medien, die Vereinzelung in den Großstädten, Konsummuster, das „Mithalten-müssen“, aber auch die vermeintliche Freiheit der eigenen Entscheidung und die vielen Brüche, die das jeweilige Individuum durch eigene Entscheidungen

treffen und letztlich auch verantworten muss. Gerade im Hinblick auf die jungen Erwachsenen, die von Wohnungslosigkeit betroffen sind, sind solche Entfremdungstheorien m. E. von nicht zu unterschätzender Bedeutung, haben sie doch im Sinne JAEGGIs vielfach misslungene Aneignungserfahrungen gemacht in den unterschiedlichsten Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe oder anderen Einrichtungen des Hilfesystems. Was bedeutet die Entäußerung in Bezug auf eben diese Zielgruppe? Müssen die jungen erwachsenen Wohnungslosen diese Erfahrungen überhaupt als Entfremdung begreifen und kann man von Entfremdung sprechen, wenn die Individuen, die solche Erfahrungen machen, diese selbst nicht als Entfremdung wahrnehmen? Nach HENNING handelt es sich hierbei um eine „vertrackte Frage“ (Henning 2015: 25), für die es keine Antwort gibt, die richtig oder falsch ist. Interessant ist hierbei auch der „Verblendungszusammenhang“ nach ADORNO, mit dem er zu beschreiben versuchte, dass man gar nicht wissen kann, dass man entfremdet ist, „denn wüsste man es, wäre man nur *zum Teil* entfremdet.“ (ebd.; Herv. i. Orig.). Möglicherweise muss man aber die Entfremdung aus Sicht des Beobachters von den eigenen Wahrnehmungen der Individuen entkoppeln, was jedoch wieder zu einem paternalistischen Blickwinkel führen könnte, der letztlich auch zu Forderungen nach einer Befreiung der Betroffenen von außen führte. Der Paternalismus führt in der Sozialen Arbeit auch immer wieder dazu, dass Wohlfahrtsverbände sich damit brüsten, eine Stimme der Armen zu sein oder denjenigen eine Stimme verleihen zu wollen, die nicht gehört werden. Auch hier stellt sich die Frage: Erkennen die betroffenen Individuen selbst, dass sie nicht gehört werden, und merken sie selbst, dass sie eine Stimme von außen benötigen, die für sie spricht, die für sie argumentiert? In den Interviews, die im Rahmen dieser Untersuchung geführt wurden, kam immer wieder zur Sprache, dass die jungen Menschen Unterstützung im Rahmen der Sozialarbeit wahrnehmen und auch annehmen, aber dass sie auch gleichzeitig „ihr Ding“ machen wollen und werden. Wenn man jedoch nur da von Entfremdung sprechen würde, wo die betroffenen Personen dies selbst wahrnehmen und artikulieren, dass sie sich fremd geworden oder etwas fremd gegenüber geworden sind, wo Menschen also wahrnehmen, dass sie entfremdet sind, dann würde das die Perspektive sehr stark einengen auf einen möglicherweise kleinen Personenkreis. Es geht mir aber nicht darum, Entfremdung als eine Art Diagnose zu verwenden, die man Menschen gleich einem Stempel oder einem Etikett aufdrückt. Allerdings wäre bei der zweiten Option die ganze Thematik der Entfremdung obsolet, da sich die betroffenen Personen ihrer eigenen Entfremdung bewusst wären. Daher scheint es sinnvoll zu sein, die beiden Ansätze und Sichtweisen miteinander zu verknüpfen und nicht jedem Individuum den Stempel der Entfremdung aufzudrücken, sondern in Abhängigkeit von einer gewissen Leidenserfahrung bei den betroffenen Menschen auszugehen. Schon MARX ging vom „universellen Leiden“ aus, als er schrieb, dass der entfremdete Arbeiter „sich in seiner Arbeit nicht bejaht, sondern verneint, nicht wohl, sondern unglücklich fühlt, keine freie physische und geistige

Energie entwickelt, sondern seine Physis abkasteit und seinen Geist ruiniert. Der Arbeiter fühlt sich daher erst außer der Arbeit bei sich und in der Arbeit außer sich. Zu Hause ist er, wenn er nicht arbeitet, und wenn er arbeitet, ist er nicht zu Haus. Seine Arbeit ist daher nicht freiwillig, sondern gezwungen, Zwangsarbeit. Sie ist daher nicht die Befriedigung eines Bedürfnisses, sondern sie ist nur ein Mittel, um Bedürfnisse außer ihr zu befriedigen. Ihre Fremdheit tritt darin rein hervor, daß, sobald kein physischer oder sonstiger Zwang existiert, die Arbeit als eine Pest geflohen wird. Die äußerliche Arbeit, die Arbeit, in welcher der Mensch sich entäußert, ist eine Arbeit der Selbstaufopferung, der Kasteiung.“ (MEW 40: 514)

Die Entfremdungstheorie kann hier als „*Deutungsvorschlag* auf[treten], welcher das Leiden möglicherweise theoretisch erklären und den Widerwillen dagegen praktisch kanalisieren kann“ (Henning 2015: 29; Herv. i. Orig.). Voraussetzung für diese Erfahrung sollten aber nur „diejenigen Varianten [sein], die sinnvollerweise mit gesellschaftlichen Faktoren in Verbindung gebracht werden können“ (ebd.: 29 f.). Im Mittelpunkt sollte daher ein Deutungsgebot stehen, das Hilfe zur Selbsthilfe sein will“ (vgl. ebd). Und genau hier will auch die vorliegende Untersuchung ansetzen: Es geht nicht darum, junge erwachsene Wohnungslose zu stigmatisieren oder zu diagnostizieren, sondern zu erfahren, welche Ressourcen vorhanden sind und wie sich Aneignung vollzieht, welche alternativen Lebenswelten es gibt und vielleicht auch, ob es sich bei diesen Lebensentwürfen um Fluchten handelt, um einer Entfremdung zu entkommen. Denn auch so könnte man die Lebenswelten der jungen erwachsenen Wohnungslosen deuten; weiter oben wurde davon berichtet, dass das Leben auf der Straße eine sinnvolle oder sinnhafte Lebensführung vor dem individuellen Blickwinkel des Selbst sein kann. Vielleicht kann man diese Lebensweise auch im Rahmen der Entfremdungstheorien deuten, indem man davon ausgeht, dass dadurch der Versuch unternommen wird, einer Entfremdung zu entgehen – um eine Unterdrückung durch die natürliche Umwelt zu verhindern, um einer dadurch verursachten Unterdrückung zu entgehen, um einer Versachlichung sozialer Beziehungen entgegenzuwirken, um der gesellschaftlichen Differenzierung durch bürokratischer Herrschaft und einer Rationalisierung von Arbeit und Leben zu entfliehen oder den individuellen Zustand des Außer-sich-Seins im Sinne einer Uneigentlichkeit oder Selbstentfremdung von der eigenen Identität nicht zuzulassen. In den Haupttheorien, auf die sich die vorliegende Arbeit bezieht, also HABERMAS, WINKLER und LEFEBVRE, aber auch die Ausführungen zu Armut, werden Bezüge zu dem Begriff der Entfremdung hergestellt. Trotzdem möchte ich das Kapitel mit einer kurzen historischen Abhandlung über die Entwicklung des Begriffes in den Sozialwissenschaften abrunden. Dies kann allerdings nur in einem rudimentären Rahmen geschehen, da es zu diesem Thema vor allem in den 1970er Jahren eine unüberschaubare Forschungstätigkeit in der Soziologie gab, aber auch in anderen Feldern, wie beispielsweise der Literaturwissenschaften oder der Philosophie.

8.1. Von ROUSSEAU über HEGEL zu MARX

Der Begriff der Entfremdung wurde schon früh in philosophischen, theologischen und staats-theoretischen Überlegungen verwendet; systematische philosophische Bedeutung erhält der Begriff der Entfremdung allerdings erst im 18. Jahrhundert. Hier ist vor allem ROUSSEAU zu nennen, der behauptete, dass der Mensch immer außer sich lebe: „Der Wilde lebt in sich selbst, der Mensch in der Gesellschaft ist immer außer sich und vermag nur in der Meinung der anderen zu leben. Die Empfindung seines eigenen Daseins entnimmt er sozusagen allein ihrem Urteil.“ (Rousseau 1755: 123; zitiert nach Henning 2015: 36). ROUSSEAU ging es in seinem Werk um ein Sich-wieder-Aneignen des Menschen, indem die politischen und sozialen Verhältnisse auf eine Art und Weise verändert werden sollten, „auf dass eine jede am Ende wieder mit sich selbst in Einklang sein kann“ (Henning 2015: 36). Der Politik traute er zu, das Ungleichgewicht, in dem sich jede*r Einzelne befinde, wieder in eine Balance zu bringen. Das Denken und Fühlen, die Möglichkeiten und Wünsche eines Menschen sollten nicht auseinandertreten. In seinen Schriften zeichnet ROUSSEAU zwei unterschiedliche Bilder des Menschen: Hier den „völlig sozialisierte[n] Mensch[en] aus dem *Gesellschaftsvertrag*, der eine vollständige ‚Entäußerung‘ an den Staat zu erbringen hat“ (ebd.: 37; Herv. i. Orig.), der als „aliénation totale“ nur noch ein „gemeinsames Ich“ besitzt, und dort der wilde Mensch, der unter Tieren lebt. Nach ROUSSEAU sind weder der eine noch der andere Zustand erstrebenswert, vielmehr liege das „goldene Zeitalter [...] dazwischen, weil sich in ihm – nach dem Leitgedanken der Balance – die richtige Mitte zwischen dem Bei-sich-Sein und dem Außer-sich-Sein in den eigenen Erfindungen eingestellt hat“ (ebd.: 39). Durch die Fähigkeit, sich weiterzuentwickeln und zu vervollkommen, hat sich der Mensch aus dem ursprünglichen Zustand herausgelöst. Durch die Entstehung des Eigentums und der politischen Herrschaft, die damit einhergeht, bildet sich erst die ökonomische Ungleichheit der bürgerlichen Gesellschaft: „Der erste, welcher ein Stück Land einzäunte, es sich in den Sinn kommen ließ zu sagen: *Dieses ist mein*, und einfältige Leute fand, die es ihm glaubten, der war der wahre Stifter der bürgerlichen Gesellschaft.“ (Rousseau 1755: 93; zitiert nach Henning 2015: 47; Herv. i. Orig.). Ein interessanter Gedanke, den ROUSSEAU ausarbeitet, ist die Auswirkung des instituierten Staatsgebildes auf das Innere des Menschen, da „alle Einrichtungen, die den Menschen mit sich selbst in Widerspruch bringen“ (Rousseau 1762a: 365; zitiert nach Henning 2015: 52), nichts taugen. Nur ein Staat, den ich auch als Teil von mir erkenne, tritt mir nicht als fremder gegenüber, was letztlich impliziert, dass ein Staat, „dem Menschen die Kräfte nehmen [muss], die ihm eigen sind, um ihm fremde Kräfte“ (ebd.: 301) zu geben. Dies bietet m. E. Anknüpfungsmöglichkeiten an die jungen erwachsenen Wohnungslosen und das Hilfesystem, denn auch hier wird jenes als fremd wahrgenommen, als ein Außen, das nicht als Teil des Selbst erkannt wird, das den jungen Erwachsenen scheinbar die Kräfte nimmt, die ihnen eigen sind, ihnen aber keine Kräfte gibt, die sie aneign-

nen könn(t)en. Dies führt zu einem Widerspruch im eigenen Erleben und möglicherweise auch zu einer Entfremdung, einer Entäußerung: „Gute soziale Einrichtungen entkleiden den Menschen seiner eigentlichen Natur und geben ihm für seine absolute eine relative Existenz. Sie übertragen sein *Ich* in die Allgemeinheit; so dass sich der Einzelne nicht mehr als Einheit, sondern als Glied des Ganzen fühlt und angesehen wird.“ (Rousseau 1762b: 12; zitiert nach Henning 2015; 53; Herv. i. Orig.). Dies bedarf aber einer Entscheidung: Will ich als „natürlicher Mensch (was nicht notwendig den Menschen im Naturzustand meint) mit meinem bescheidenen Umfeld in Einklang stehen oder als Bürger mit meiner Nation, als deren Glied ich mich begreife“ (Henning 2015: 53)? Beides scheint nicht gleichzeitig möglich zu sein. Somit ließe sich auch erklären, warum Jugendliche oder junge Erwachsene sich für ein Leben auf der Straße entscheiden und gegen die Normalität in einer Einrichtung. Entfremdung hat im Sinne ROUSSEAU daher auch immer mit der Orientierung an und den Erwartungen der anderen zu tun, ein Bei-sich-Sein im Umkehrschluss bedeutet daher, sich weniger an anderen zu orientieren, was man bei den jungen erwachsenen Wohnungslosen beobachten kann; eine häufige Aussage, die in den Gesprächen von einigen immer wieder genannt wurde, war: „Ich mach mein Ding!“ Hieraus könnte man schließen, dass die jungen Interviewpartner*innen näher bei sich sind, eher dem naturwüchsigen Menschen entsprechen, was die Frage aufwirft, was Normalität bedeutet bzw. wer normative Kriterien festlegt, und letztlich möglicherweise einen „innerlichen Reichtum“ (Schor 2010) besitzen. FRIEDRICH SCHILLER greift die Gedanken ROUSSEAU des *Innen* und *Außen* auf und schreibt etwa davon, dass Menschen außer sich sein können und in sich gehen, deren Balance durch die Strukturen der Gesellschaft, aber auch durch die von ihr geformten seelischen Dispositionen doppelt unmöglich gemacht werden (vgl. Henning 2015: 64). SCHILLER kritisiert die äußeren Zustände der Gesellschaft und die Zerspaltung derselbigen in Klassen durch die Arbeitsteilung. Dies bringt, so SCHILLER weiter, ein Auseinanderdriften der Gesellschaft mit sich, was dazu führe, dass die Individuen ein inneres Ungleichgewicht erfahren und darunter leiden. Er bietet auch einen Ansatz, diese Zerrissenheit aufzuheben, indem er Bildung und Erziehung – und hier orientiert er sich an HERDER und ALEXANDER VON HUMBOLDT – nennt, mit der eine Überformung der Verdinglichung möglich sei; hier nennt er vor allem die Kunst als zentrale Gegeninstanz der Entfremdung (vgl. ebd.: 68). Ein Element, das auch MARX, SIMMEL oder MARCUSE aufgegriffen und in ihrer jeweiligen Logik weiterentwickelt haben.⁸⁵ Ein Element der Kunst ist die Wiederaneignung über das Produkt: Der Künstler ent-

⁸⁵ Henning benennt drei Gründe, warum gerade die Kunst als Gegeninstanz der Entfremdung auftritt: Zunächst transportiere „der *Inhalt* der Werke etwas, was in der Gegenwart so nicht mehr erkennbar sei“ (Henning 2015: 68; Herv. i. Orig.), nämlich mit der Nachbildung wird das Urbild wiederhergestellt und rettet so die Würde der Menschheit (Schiller 1795 [2009]). Darüber hinaus führt das Betrachten von Kunst dazu, dass der Betrachter bzw. die Betrachterin in einen Zustand zwischen Sinnlichkeit und Vernunft gerät, den man als erstrebenswert ansehen könnte, da er die rechte Mitte zwischen diesen beiden Zuständen halte, was schließlich dazu führe,

scheidet, was er produziert und für wen er produziert. Die künstlerische Autonomie führt zu einer Macht über das Produkt. SCHILLER spricht aber weniger von *Entfremdung* als vielmehr von der *Verdinglichung*, ein Begriff, der uns bei HABERMAS noch begegnen wird.

HEGEL ist ein weiterer Denker, der den Begriff der Entfremdung systematisch benutzte, sich allerdings weniger für die politischen Ausrichtungen eines ROUSSEAU oder SCHILLERs interessierte als viel mehr für die bildungstheoretischen und erkenntnistheoretisch-ontologischen Ansätze von HUMBOLDT und JOHANN GOTTLIEB FICHTE. Dafür verliert er zwar an „zeitpolitischer Raffinesse, Radikalität und politischer Stoßkraft“ (Henning 2015: 79), gewinnt aber an Komplexität und führt zu *einer* Theorie. Dies birgt ein Problem, das HEGEL lösen musste: Wo alles Eins ist und auch nur Eins sein kann, kann sich nichts entfremden. „Denn dafür müsste man etwas anderes voraussetzen, was die Entäußerung des Einen daran hindert, gewandelt in den Ausgang zurückzukehren“ (Henning 2015: 79 f.). Entfremdung entsteht erst dort, wo etwas *entäußert* und der *Rückfluss behindert* wird. Entfremdung ist also aus einem Subjekt alleine nicht denkbar bzw. nicht zu erklären. Man könnte HEGEL daher auch unterstellen, dass er nicht von echter Entfremdung spricht, da es eher ein *Durchgangsstadium* zu sein scheint, „in dem das Eine sich in ‚seinem‘ Anderen nicht erkennt“ (ebd.: 80). HEGEL schreibt von Entäußerung und Vergegenständlichung als notwendige Täuschung, die es in Wirklichkeit nicht gäbe (ebd.: 81), d. h. das getrennte, ferne und fremdartige sind wir letztlich selbst (ebd.: 83). In Hinwendung zu HUMBOLDT behauptet HEGEL, dass „die Kräfte der Seele angeregt, entwickelt und geübt werden müssen“ (Hegel 1986, 4: 318; nach Henning 2015: 81), um so eine Rückkehr zu uns selbst bzw. ein Wiederfinden unserer selbst zu ermöglichen. Es geht also nicht darum, „dass etwas Eigenes, von uns selbst Entäußertes uns fremd wird, weil es sich nicht länger ungestört aneignen lässt. Es handelt sich nur um eine irrtümliche und zugleich zweckmäßige Selbsttäuschung (Henning 2015: 83 f.). Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist die Entzweiung oder Zerrissenheit, die sich darin äußere, dass sich die Allgemeinheit in zwei Teile zerlegt habe, die nicht mehr als Teile eines Ganzen zu erkennen seien: „Ein individuelles Subjekt, von dem aus gedacht werde, und eine diesem äußerliche Gesellschaft, die dann nur noch als unzulässige Herrschaft gedacht werden könne“ (ebd.: 86). Wenn sich also etwas entzweit, entstehe Entfremdung, was sich auf alle Gegenstände beziehen kann und lediglich als formaler Begriff zu verstehen sei. Als plastisches Beispiel kann man die Kirche setzen, die sich in reformiert und katholisch spaltete. Man könnte aber hier den Bezug auch zu den Hilfen in der Sozialen Arbeit herstellen, die in verschiedene Sozialgesetzbücher unterteilt sind, die sich im Sinne HE-

nötige politische Einsichten aufzunehmen, ohne dass diese aufgezwungen werden müssten (Henning 2015: 69). Schließlich habe die Produktion von Kunst eine befreiende Wirkung auf Entfremdung, da man eine fremde Gestalt sei, die sich vor allem – als doppelte Negation verstehend – von der Entfremdung der Zeitgenossen entfremde (ebd.).

GELs entfremdet haben: Hier die Jugendhilfe, dort die Wohnungslosenhilfe, flankiert durch die Psychischkrankenhilfe und die Suchthilfe. Was bedeutet dies für die jungen erwachsenen Wohnungslosen? Um im Denken HEGELs zu bleiben, würde ein Erkennen der Entfremdung erst dann einsetzen, wenn die Entfremdung bereits überwunden wäre und die Teile sich bereits als Teile des Ganzen erkennen würden. HEGEL geht ferner davon aus, dass „der Staat in der Lage ist, allzu üble Auswüchse abzufangen und die Individuen zumindest sinnhaft zu integrieren, womit die weitestmögliche Freiheit bereits gegeben ist“ (Henning 2015: 91 f). Dies bedeutet m. E. aber im Umkehrschluss, dass die jungen erwachsenen Wohnungslosen eben nicht *sinnhaft* integriert werden bzw. worden sind, sondern weiterhin entfremdet im Sinne HEGELs sind. HEGELs Antwort der geistigen Aufhebung der Entfremdung, die nur im Denken geschehen könne, hat ihm viel Kritik eingebracht: „Ungleichheit und Ungerechtigkeit, Ausbeutung und Armut, Elend und Entfremdung sind nicht schon durch ein anderes Denken aus der Welt zu schaffen“ (ebd.: 93).

Auch FEUERBACH kritisierte HEGEL als „halbierten Denker“ (ebd.: 101), weil es ihm stets nur um den Geist gegangen sei; die Ganzheit des Menschen bestehe aber nicht nur aus dem Denken, „sondern in einer *allseitigen* Betätigung, die auch Empfindungen und Willenskräfte mit integriert“ (ebd.; Herv. i. Orig.). HESS stellte die politische Ökonomie ins Zentrum seines Denkens und erweiterte den Ansatz von HEGEL, indem er behauptete, dass sich Gedanken nicht selbst entfremden können, sondern Entäußerung erst dann zu einer Entfremdung werden kann, wenn das Entäußerte nicht zurückfließen könne (ebd.: 104). In die Fremdbeherrschung, die sich in einer Klassenspaltung der Gesellschaft zeige und die Menschen entzweie, die politische Freiheit als Gegenpol und der Einfluss ökonomischer Mechanismen, wie „Handel und Kapital als Manifestationen und Verstärker der Entfremdung“ (ebd.: 105) legt HESS den Grundstein für MARX' Denken. Aber auch für HABERMAS, der von Verdinglichung spricht, sind Geld und Macht die Medien, die in einer zweckorientierten Welt Einfluss auf die Lebenswelt der Individuen nehmen. Hat HEGEL sich von der Gedankenwelt eines ROUSSEAU entfernt, so kommt HESS dem ROUSSEAU'schen Entfremdungsgedanken wieder näher: „Entfremdung bezeichnet das Steckenbleiben der Individuen in der Äußerlichkeit, wofür vorrangig gesellschaftliche Faktoren wie Ungleichheit und Herrschaft verantwortlich zu machen sind“ (ebd.: 107).

MARX bezieht sich in seinen Überlegungen auf die politische Ökonomie, die er mit dem Ansatz von HEGEL verknüpft. Von HESS übernimmt er die Bedeutung des Geldes als „universalen Mittler und ‚allmächtiges Wesen‘“ (ebd.: 110), wobei es sich hier um eine Realabstraktion handelt, und hebt mit der Ware an, die er als Fetisch bezeichnet; wenn man die zeitgenössische Gesellschaft verstehen wolle, müsse man sich mit der Wirtschaft auseinandersetzen, was dazu führt, dass MARX die Entfremdung im Kontext der Arbeit untersuchte (ebd.:

111). In seinen ökonomisch-philosophischen Manuskripten aus dem Jahr 1844 nimmt MARX die Nationalökonomie als Ausgangspunkt der Entfremdung und konstatiert: „Mit der *Verwertung* der Sachwelt nimmt die *Entwertung* der Menschenwelt in direktem Verhältnis zu. Die Arbeit produziert nicht nur Waren; sie produziert sich selbst und den Arbeiter als eine *Ware*“ (MEW, Bd. 40: 511; Herv. i. Orig.). Und weiter: „Der Gegenstand, den die Arbeit produziert, ihr Produkt, tritt ihr als ein *fremdes Wesen*, als eine von dem Produzenten *unabhängige* Macht gegenüber“ (ebd.; Herv. i. Orig.). Durch die Verwirklichung der Arbeit, durch ihre Vergegenständlichung kommt es zu einer „*Entwirklichung* des Arbeiters, die Vergegenständlichung als *Verlust und Knechtschaft des Gegenstandes*, die Aneignung als *Entfremdung*, als *Entäußerung*“ (ebd.: 512; Herv. i. Orig.). Der Arbeiter schaffe sich nach MARX eine fremde, gegenständliche Welt, die umso mächtiger werde, je mehr er sich ausarbeite, was dazu führe, dass seine innere Welt umso weniger ihm selbst gehöre, und zieht Vergleiche zur Religion: „Je mehr der Mensch in Gott setzt, je weniger behält er in sich selbst. Der Arbeiter legt sein Leben in den Gegenstand; aber nun gehört es nicht mehr ihm, sondern dem Gegenstand“ (ebd.). Der Arbeiter entfremdet sich vom Produkt und der Gegenstand tritt ihm „feindlich und fremd gegenüber“ (ebd.). So produziere die Arbeit „Wunderwerke für die reichen, aber sie produziert Entblößung für den Arbeiter“ (ebd.: 513). Der Schlüssel liege nach MARX in der Selbstbestimmung über die Produkte: Haben wir ein gewisses Maß an Selbstbestimmung über unsere Produkte, so können wir uns in ihnen wiedererkennen. Wenn wir aber nicht über die Produkte unserer Tätigkeiten verfügen (können), bedeutet es auch, dass wir weder darüber entscheiden können, wie sie gemacht werden, noch was gemacht wird, das Verhältnis zu diesen Produkten und der Fähigkeit, welche diese herzustellen imstande ist, wäre gestört. Möglicherweise werden wir in unserer Handlungsautonomie dadurch eingeschränkt, dass wir zu einer Tätigkeit gezwungen werden, die wir eigentlich gar nicht ausüben wollen oder zu der wir kein positives Verhältnis haben. Entfremdung zeigt sich nach MARX aber nicht nur im Produkt, nicht nur im Resultat der Arbeit, sondern auch im „*Akt der Produktion*, innerhalb der *produzierenden Tätigkeit* selbst“ (ebd.: 514; Herv. i. Orig.). Der Arbeiter verneine sich in seiner Arbeit, er fühle sich unglücklich und könne keine freie physische und geistige Energie entwickeln, er kasteie seine Physis und ruiniere seinen Geist, da die „Arbeit dem Arbeiter *äußerlich* ist, d. h. nicht zu seinem Wesen gehört [...] Der Arbeiter fühlt sich daher erst außer der Arbeit bei sich und in der Arbeit außer sich“ (ebd.; Herv. i. Orig.). Die Arbeit ist daher nur ein Mittel, um die Bedürfnisse zu befriedigen, seine Tätigkeit „gehört einem andren, sie ist der Verlust seiner selbst“ (ebd.). Dies kann auch dazu führen, dass „der Wille zum Ausdruck und zur Identifikation ins Privatleben hinübereitschlüpfen kann“ (Henning 2015: 115) und kompensatorische Identifikationen gesucht werden, z. B. im Konsum oder in

Familienbeziehungen oder indem Hilfskonstruktionen aufgebaut werden.⁸⁶ Wenn wir zu Handlungen gezwungen werden, die wir nicht ausüben wollen oder zu denen wir kein positives Verhältnis haben, bedeutet dies, dass uns zwei Dinge abhandengekommen sind: die Freiheit und die Vertrautheit. Bezogen auf die jungen erwachsenen Wohnungslosen ist zu beobachten, dass sie sich häufig nicht zu Tätigkeiten zwingen lassen, die sie in ihrer Freiheit einschränken – eher brechen sie Maßnahmen ab oder werden aus Maßnahmen und Hilfen ausgeschlossen. Tätigkeiten, über die sich die jungen Menschen definieren, sind häufig Tätigkeiten, die sie selbst bestimmen, die sie selbst auswählen und ausüben. Selbstdarstellungen der Befragten können m. E. als Hilfskonstruktionen interpretiert werden, denn auch hier wird häufig davon gesprochen, dass man dieses oder jenes mache, aber dazu aktuell nicht in der Lage sei. Dennoch ist andererseits auch zu erkennen, dass sich junge erwachsene Wohnungslose gerade in der Formulierung ihrer Ziele im Rahmen einer Hilfeplanung an erwünschten Aussagen orientieren, um so eine Verlängerung der Maßnahme zu erhalten. Die Produzierenden erzeugen durch „die *entfremdete, entäußerte Arbeit*“ (MEW, Bd. 40: 518; Herv. i. Orig.) entsprechend auch „das Verhältnis eines der Arbeit fremden und außer ihr stehenden Menschen zu dieser Arbeit [...] das Verhältnis des Kapitalisten zu derselben, oder wie man sonst den Arbeitsherrn nennen will“ (ebd.). So zeigt MARX in dialektischer Weise, dass der Begriff der „*entäußerten Arbeit (des entäußerten Lebens)* aus der Nationalökonomie als Resultat aus der *Bewegung des Privateigentums* gewonnen“ (ebd.; Herv. i. Orig.) wurde, das Privateigentum, das zunächst „als Ursache der entäußerten Arbeit erscheint [...] vielmehr eine Konsequenz derselben ist [...] Später schlägt dies Verhältnis in Wechselwirkung um“ (ebd.). „Das *fremde Wesen*“ (ebd.: 547; Herv. i. Orig.), dem der Produzierende gegenübersteht, „kann nur der *Mensch* selbst sein“ (ebd.; Herv. i. Orig.), wenn der Mensch sich „zu dem Produkt seiner Arbeit, zu seiner vergegenständlichten Arbeit, als einem *fremden, feindlichen, mächtigen, von ihm unabhängigen Gegenstand* verhält, so verhält er sich zu ihm so, daß ein anderer, ihm fremder, feindlicher, mächtiger, von ihm unabhängiger Mensch der Herr dieses Gegenstandes ist. Wenn er sich zu seiner eignen Tätigkeit als einer unfreien verhält, so verhält er sich zu ihr als der Tätigkeit im Dienst, unter der Herrschaft, dem Zwang und dem Joch eines andern Menschen“ (ebd.; Herv. i. Orig.). Das „Verhältnis des Arbeiters zum *Produkt der Arbeit* als fremden und über ihn mächtigen Gegenstand“ (ebd.: 515; Herv. i. Orig.) und das damit verbundene „Verhältnis zur sinnlichen Außenwelt, zu den Naturgegenständen als einer fremden, ihm feindlich gegenüberstehenden Welt“ (ebd.) sowie das „Verhältnis der Arbeit zum *Akt der Produktion* innerhalb der *Arbeit* [...] als einer fremden, ihm nicht angehörigen [...] ihm nicht gehörige[n] Tätigkeit“ (ebd.; Herv. i. Orig.), die

⁸⁶ Hierzu gehören beispielsweise die „*imagined lifes*“ nach Arlie Hochschild (2003). So gaben Arbeiterinnen in der Untersuchung an, dass sie eigentlich ganz anders seien, aber lediglich keine Zeit für diese Dinge hätten, über die sie sich definierten.

man als „Selbstentfremdung des Menschen von sich und der Natur“ (ebd.: 519) bezeichnen könnte, führt zwangsläufig zum Verhältnis des Menschen zu anderen Menschen: „In der praktischen wirklichen Welt kann die Selbstentfremdung nur durch das praktische, wirkliche Verhältnis zu andern Menschen erscheinen“ (ebd.). Dies leitet sich ab von der Aussage: „[d]er Mensch ist ein Gattungswesen“, was wiederum bedeutet, dass der Mensch „sich zu sich selbst als der gegenwärtigen, lebendigen Gattung verhält, indem er sich zu sich als einem *universellen*, darum freien Wesen verhält“ (ebd.: 515; Herv. i. Orig.). Der Mensch lebt, ebenso wie das Tier, physisch von der unorganischen Natur, „und um so universeller der Mensch als das Tier, um so universeller ist der Bereich der unorganischen Natur, von der er lebt. Wie Pflanzen, Tiere, Steine, Luft, Licht etc. theoretisch einen Teil des menschlichen Bewußtseins, teils als Gegenstände der Naturwissenschaft, teils als Gegenstände der Kunst bilden – seine geistige unorganische Natur, geistige Lebensmittel, die er erst zubereiten muß zum Genuß und zur Verdauung -, so bilden sie auch praktisch einen Teil des menschlichen Lebens und der menschlichen Tätigkeit“ (ebd.). Die ganze Natur ist „1. ein unmittelbares Lebensmittel, als inwiefern [2.] die Materie, der Gegenstand und das Werkzeug seiner Lebenstätigkeit“ (ebd.: 516) ist. Der Mensch als Teil der Natur wird durch die entfremdete Arbeit der „Natur entfremdet und 2. sich selbst“ (ebd.). Im Gegensatz zum Menschen, sei „[d]as Tier unmittelbar eins mit seiner Lebenstätigkeit“ (ebd.), während der Mensch sich hiervon durch seine bewusste Lebenstätigkeit unterscheidet (vgl. ebd.). Während das Tier nur allein produziert, „was es unmittelbar für sich oder sein Junges bedarf“ (ebd.: 517), also einseitig produziert, produziert der Mensch universell. Die entfremdete Arbeit „entfremdet dem Menschen die *Gattung*; sie macht ihm das *Gattungsleben* zum Mittel des individuellen Lebens. Erstens entfremdet sie das Gattungsleben und das individuelle Leben, und zweitens macht sie das letztere in seiner Abstraktion zum Zweck des ersten, ebenfalls in seiner abstrakten und entfremdeten Form“ (ebd.: 516; Herv. i. Orig.). Dies hat nach MARX zur Folge, dass „[d]as Leben selbst [...] nur als *Lebensmittel*“ (ebd.; Herv. i. Orig.) erscheine. Der Vorzug vor dem Tier wird so in einen Nachteil verwandelt, dadurch, „daß sein unorganischer Leib, die Natur, ihm entzogen wird“ (ebd.: 517). Für MARX war die Verelendung im 19. Jahrhundert Ausdruck dieser inneren Natur, die als Störung zum eigenen Körper Ausdruck der Entfremdung war. In letzter Konsequenz führe diese Form der Entfremdung dazu, dass sich der Mensch von anderen Menschen entfremde: „Eine unmittelbare Konsequenz davon, daß der Mensch dem Produkt seiner Arbeit, seiner Lebenstätigkeit, seinem Gattungswesen entfremdet ist, ist die *Entfremdung des Menschen* von dem *Menschen*. Wenn der Mensch sich selbst gegenübersteht, so steht ihm der *andere* Mensch gegenüber. [...] Überhaupt, der Satz, daß der Mensch seinem Gattungswesen entfremdet ist, heißt, daß ein Mensch dem andern, wie jeder von ihnen dem menschlichen Wesen entfremdet ist“ (ebd.: 518); Herv. i. Orig.). Soziale Entfremdung im Sozialen sei nach MARX eine Folge, eine Äquivalenz und ein Aus-

druck der Entfremdung vom Produkt, der Tätigkeit und von uns selbst (Henning 2015: 120). MARX' Überlegungen setzen an einem Verständnis an, das den Menschen als soziales Wesen begreift, das nur im Verhältnis zu anderen existiert und *arbeitet*. In der Arbeit kooperiere ich mit anderen (auch wenn ich nicht auf den Kontakt zu anderen angewiesen bin), wenn z. B. gemeinsame Ziele und Zwecke bestehen; andere können meine Produkte aneignen, es können Reziprozitätserwartungen entstehen, aber auch ein Tausch von Waren kann eine Gemeinschaft stiften, in welcher Wertschätzung für die Produkte des jeweils anderen vorhanden sind. Interessant hierbei ist die Unterstellung, dass „das Bild, das andere Menschen von uns haben und nach dem sie uns ihrerseits behandeln (unsere soziale Identität), nicht zuletzt auf unsere Tätigkeiten zurückgeht“ (ebd.: 122), was schließlich dazu führen kann, dass „eine Beeinträchtigung unserer Handlungsfreiheit sich auf die Beziehung zu den relevanten anderen auswirken“ (ebd.) kann. Menschen sehen mich möglicherweise anders, als ich mich selbst wahrnehme, oder Menschen beurteilen mich anhand bestimmter Aspekte, die mir selbst unwichtig erscheinen. Dies kann dazu führen, dass mir die Beziehung zu diesen anderen unwichtig wird – und zwar unabhängig von der Häufigkeit und Intensität der Kontakte – oder ich passe mich der Fremdwahrnehmung an und werde mir selbst fremd, ich entfremde mich von meinem alten Selbst. Bei der zweiten Möglichkeit tritt ein Aspekt in Erscheinung, der im Rahmen der Entfremdungskritik immer wieder gestellt wird: Muss ein Leiden vorherrschen? Muss ich mir der Entfremdung bewusst sein? Man könnte argumentieren, dass, wenn mir die Entfremdung bewusst wird, ich diese schon überwunden habe oder dass ein Leiden nicht unbedingt vorherrschen muss. Aber diese Frage kann im Rahmen dieser Arbeit nicht beantwortet werden. Vielmehr möchte ich an der Frage nach der Entfremdung zu anderen den Anschluss an die jungen erwachsenen Wohnungslosen herstellen, denn auch sie werden häufig anhand bestimmter Kriterien oder Aspekte kategorisiert und beurteilt, die ihnen selbst gar nicht wichtig erscheinen mögen. Dies kann zur Einschränkung der Handlungsfreiheit und letztlich zu einer Entfremdung zu anderen oder eben zu einer Anpassung an das Fremdbild führen: Es kommt zu einer Entfremdung vom alten Selbst. Diese Entfremdung zu sich selbst muss aber nicht zwangsläufig Ausdruck eines Leidens, sondern kann auch eine ganz normale Entwicklung im Leben eines Menschen sein, vor allem in den ersten Lebensjahren, wenn diese in eine „positive[] Phase einer neuen Selbstidentifikation und gelingende Beziehungen zu anderen“ (ebd.) mündet. Hierfür bedarf es aber Ressourcen, wie eines „Freiraum[s] des Experimentierens im Rahmen der eigenen Handlungen sowie in der Wahl der Sozialpartner – und davon unbenommen eine[r] unbeeinträchtigt bleibende[n] Basis menschlicher Kontakte (ein[es] ‚Zuhause[s]‘)“ (ebd.: 123). Gerade dies scheint aber in den meisten Fällen der befragten jungen Erwachsenen nicht vorhanden gewesen zu sein. Der Mensch kann nach MARX nie als Einzelwesen betrachtet oder bestimmt werden, sondern immer nur in und aus lebenspraktischen Bezügen zu anderen. Das Gattungswesen,

von dem MARX ausgeht, ist „das *wahre Gemeinwesen* der Menschen“ (MEW 40: 451; Herv. i. Orig.) und damit „ein Gemeinwesen von ganz anderer Realität und ganz anderem Umfang als das *politische* Gemeinwesen. Dies Gemeinwesen, von welchem ihn seine *eigene Arbeit* trennt, ist das *Leben* selbst, das physische und geistige Leben, die menschliche Sittlichkeit, die menschliche Tätigkeit, der menschliche Genuß, das *menschliche* Wesen. [...] Wie die heillose Isolierung von diesem Wesen unverhältnismäßig allseitiger, unerträglicher, fürchterlicher, widerspruchsvoller ist als die Isolierung vom politischen Gemeinwesen, so ist auch die Aufhebung dieser Isolierung und selbst eine partielle Reaktion, ein *Aufstand* gegen dieselbe um so viel unendlicher, wie der *Mensch* unendlicher ist als der *Staatsbürger*, und das *menschliche Leben* als das *politische Leben*“ (ebd.; Herv. i. Orig.). Das Gattungslieben, das produktive Leben, „ist das Leben erzeugende Leben“ (MEW, Bd. 40: 516). MARX kommt zu dem Schluss, dass ein Aufheben, ein Überwinden der Entfremdung allein durch Denken, wie es HEGEL angenommen hat, nicht möglich sei, sondern dass es Taten brauche, um eine gegenseitige Ausbeutung und Entfremdung zu stoppen: „Die Expropriateurs werden expropriert.“ (MEW 23: 791)

8.2. Von SIMMEL zu WEBER

Auch für SIMMEL ist nicht schon die Entäußerung, also die Vergegenständlichung, Entfremdung, sondern erst die Störung der Aneignung durch die Arbeitsteilung, die eine „Totalität des Individuums“ (Simmel 1900 [1989]: 690) unmöglich mache. SIMMEL nimmt Bezug auf HEGEL und konstatiert, dass die Entfremdung vom eigenen Produkt „zu einem tragischen Naturgesetz [wird], das sich zu jeder Zeit und an jedem Ort finden soll“ (Henning 2015: 135). Dadurch, dass die „Welt der Dinge, immer umfangreicher wird, differenzieren sie sich aus, und diese Ausdifferenzierung wirkt auf die Menschen zurück“ (ebd.: 136), so dass jede und jeder Einzelne nur noch mit einem Teilaspekt der Wirklichkeit befasst ist. Durch diesen Prozess, so SIMMEL weiter, gehe die Unmittelbarkeit zwischen den Menschen verloren und die Menschen verlören sich zwischen einer unendlichen Vermittlung „zwischen all diesen Mittelbarkeiten“ (ebd.: 137). Ähnlich wie bei HESS oder MARX übernimmt das Geld die Rolle der Vermittlung, Dinge werden entqualifiziert und verlieren, so SIMMEL, ihre Bedeutung. Menschen distanzieren sich durch diese Phänomene voneinander, was nach SIMMEL allerdings die Voraussetzung für moderne Gesellschaften darstellt: „In demselben Sinne wirkt die früher behandelte Tatsache, dass das Geld eine durchgängige Objektivierung des Verkehrs mit sich bringt, ein Ausschalten aller personalen Färbung und Richtung [...] Auf diese Weise entsteht wie gesagt eine innere Schranke zwischen den Menschen, die aber allein die moderne Lebensform möglich macht“ (Simmel 1900 [1989]: 664). Das Geld sei als unsichtbare

und funktionelle Distanz zwischen den Menschen zu begreifen, „die ein innerer Schutz und Ausgleich gegen die allzu gedrängte Nähe und Reibung unseres Kulturlebens ist“ (ebd.). Für SIMMEL scheint die Entfremdung eine positive Deutung zu bekommen, was allerdings bedeutet, dass es keine Macht über das Individuum aus bestimmten Teilbereichen geben könne, sondern höchstens über spezifische und begrenzte Rollen. Geld ermögliche es dem Menschen, wenn es zwischen ihm und die Dinge trete, „jenem eine sozusagen abstrakte Existenz, ein Freisein von unmittelbaren Rücksichten auf die Dinge und von unmittelbarer Beziehung zu ihnen, ohne dass es zu gewissen Entwicklungschancen unserer Innerlichkeit nicht käme“ (ebd.: 652). Das Individuum könne so einen „größeren Spielraum für die Selbstverwirklichung“ (Henning 2015: 140) erfahren. Dieser individuelle Urzustand, in dem man seine soziale Situation wählen könne, ist eine Fiktion, die davon auszugehen hätte, dass für alle stets genug Geld vorhanden sei. Die Realität stellt sich allerdings anders dar: Menschen gehen nach wie vor arbeiten und bieten – mit anderen Konsequenzen als bei MARX' Beobachtungen – vor allem ihre Arbeitskraft an. Die jungen erwachsenen Wohnungslosen erleben soziale Distanzierung zu anderen möglicherweise nicht als Schutz und Ausgleich, wie SIMMEL es beschrieben hat, sondern vielleicht eher als Ausgrenzung und Abwertung. Dies wird zu überprüfen sein, inwiefern sich diese Erfahrungen auch niederschlagen und was es für die Aneignung von Raum bedeutet.

PLESSNER greift die Gedanken SIMMELs auf und geht davon aus, dass der Mensch immer außer sich ist: „Er bleibt *permanent* in der Äußerlichkeit“ (ebd.: 141; Herv. i. Orig.). Es gehöre zum Wesen des Menschen, außerhalb seiner Selbst zu stehen und eine „exzentrische Positionalität“ (Plessner 1928: 288) zu besitzen. Dies steht im krassen Gegensatz zu ROUSSEAU's Ansatz, sozusagen zur Gegenfolie, zur „anthropologischen Normalität“ (ebd.: 142). Soziale Distanzierung entsteht nicht durch den Arbeitsprozess oder das Medium Geld, sondern durch innere Unruhe, die dem Menschen eigen sei. Im Gegensatz zu ROUSSEAU beschreibt PLESSNER den Menschen als ein nach Neuem strebendes Wesen, „um sich ins Gleichgewicht erst zu bringen und nicht um es zu verlassen“ (Plessner 1928: 320); daher suche er „die Überbietung, den ewigen Prozess“ (ebd.). Die innere Unruhe führe also dazu, auch im Außen *Unruhe zu stiften*. Diesen Zustand scheint PLESSNER m. E. nicht negativ zu bewerten: „Wer sich entäußern kann, kann sich behalten und verlieren in einem. Sich an eine Sache verlieren gereicht dem Menschen zur Ehre“ (Plessner 1969: 149). Es scheint für ihn keine Welt ohne Entfremdung geben zu können, keine Überwindung vorstellbar zu sein. Im Gegensatz zu ROUSSEAU, SCHILLER oder MARX, die ein neues Gleichgewicht als erstrebenswert ansahen, in dem der Mensch sich nicht länger von seinen eigenen Produkten

und voneinander beherrschen lassen wollten, sperrte er sich gegen eine Heimkehr in einen fiktiven Ursprung.⁸⁷

Bei WEBER verhält es sich ähnlich wie bei HABERMAS: Man sucht vergeblich nach einer expliziten Entfremdungskritik; WEBER verpflichtete sich und sein Denken „auf eine Enthaltung von Werturteilen“ (Henning 2015: 153). Gleichzeitig nahm er die Veränderungen der Moderne, die mit einer Rationalisierung und Bürokratisierung einhergingen, positiv wahr, da „die rein bürokratische [...] Verwaltung [...] nach allen Erfahrungen die [...]formal rationalste Form der Herrschaftsausübung“ (Weber 1980 [1919]: 132) darstelle – auch wenn es ungewollte Nebeneffekte gebe: So sah WEBER durchaus auch die negativen Effekte durch die Technisierung und Industrialisierung, die Ungleichheit und Armut zur Folge hatten und bewährte Traditionen und Sinnmuster infrage stellten. WEBER spricht hier von „Entzauberung der Welt“ (Weber 2011 [1919]: 11) und meint damit die Beherrschung und Verfügbarmachung von Phänomenen, die aufgrund zweckrationaler Kontexte hingedeutet werden. Dies hat zwar einerseits Vorteile, da neue Möglichkeiten geschaffen und Gefahren ausgeschaltet werden können, aber gleichzeitig „kann das Ganze ein bedrohliches Ausmaß annehmen, wenn diese rationale Beherrschung das beherrschte Material nach seinem eigenen Bilde zu überformen beginnt“ (Henning 2015: 154). ADORNO benennt es so: „Die Menschen bezahlen die Vermehrung ihrer Macht mit der Entfremdung von dem, worüber sie die Macht ausüben“ (Adorno 1997b: 25).

LUKÁCS nahm die Gedanken von WEBER auf und führte sie in eine Kapitalismuskritik, da „jedes seiner Momente von der ‚Warenform‘ erfasst worden sei“ und „Beziehungen zwischen Menschen, sobald sie marktvermittelt sind, nicht mehr *als* solche Beziehungen erkannt und gelebt, sondern vielmehr als Auswirkungen von Dingen, als Effekt der Waren also, missverstanden und behandelt werden“ (Henning 2015: 157 f; Herv. i. Orig.). War die Entfremdung bei MARX' Gedankenwelt noch in der Welt der Arbeit verortet, so ist sie bei LUKÁCS universal geworden und auf alle Lebensbereiche der Gesellschaft übergegangen. Den Gedanken, dass Entfremdung *universal*, *total* oder *absolut* zu verstehen sei, nimmt ADORNO in seinen Arbeiten auf (vgl. Adorno 1997b: 122)⁸⁸ und spricht von der „totalen gesellschaftlichen Verblendung“ (Adorno 1997c: 235) bzw. einem „universalen Verblendungszusammenhang von Verdinglichung“ (Adorno 1997e: 252). Entfremdung ist für ADORNO also ein gesellschaftliches Phänomen, das universal geworden ist. Im Gegensatz zu MARX verortet er „die Ursa-

⁸⁷ Plessner selbst spricht von einer „Heimkehr aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“ (Plessner 1969: 149). Rousseau, Schiller oder Marx forderten zwar ein neues Gleichgewicht, aber keineswegs die Rückkehr in einen Urzustand.

⁸⁸ Hier entsteht ein Paradoxon, da eine totale Entfremdung nicht erkennbar wäre und sich gesellschaftliche Verhältnisse, bei denen die Herrschaft immer auf die beherrschten Subjekte zurückschlagen würden, nicht ändern lassen.

chen nicht in der kapitalistischen Lohnarbeit, sondern schon in der Struktur der instrumentellen Rationalität, der neuzeitlichen ‚Naturbeherrschung‘ (Henning 2015: 160): „Die Menschen bezahlen die Vermehrung ihrer Macht mit der Entfremdung von dem, worüber sie die Macht ausüben“ (Adorno 1997b: 25) und weiter: „Nicht bloß mit der Entfremdung der Menschen von den beherrschten Objekten wird für die Herrschaft bezahlt: mit der Versachlichung des Geistes wurden die Beziehungen der Menschen selber verhext, auch die jedes Einzelnen zu sich. Er schrumpft zum Knotenpunkt konventioneller Reaktionen und Funktionsweisen zusammen, die sachlich von ihm erwartet werden“ (ebd.: 45). Die führt dazu, dass die Menschen durch die Verhältnisse zu einer gewissen „Ohnmacht und Apathie“ (Adorno 1997d: 191) verdammt werden, die jedoch „von ihnen zu ändern wären“ (ebd.). Für ADORNO liegt der Schlüssel zur Überwindung der Entfremdung allerdings weder im Denken noch in einer Revolution; die Kunst als „Statthalter“ (Adorno 1997f: 114) ist für ADORNO in der Lage, die Entfremdung zu erschüttern: „Das von Kunst erschütterte Subjekt macht reale Erfahrungen; nun jedoch, kraft der Einsicht ins Kunstwerk als Kunstwerk solche, in denen seine Verhärtung in der eigenen Subjektivität sich löst, seiner Selbstsetzung ihre Beschränktheit aufgeht“ (Adorno 1997e: 401). So könne Kunst ein Vorgriff sein auf das, was sich in einer emanzipatorischen Gesellschaft oder in Bildung bzw. als utopisches Moment von Erziehung breit realisieren könne. Nach ADORNO seien auch „in der Freizeit entfremdete Kräfte am Werk“ (Henning 2015: 160), die dazu führen, dass die Menschen nur noch „Schund“ (Adorno 1997b: 141) konsumierten, den die „Kulturindustrie“ (ebd.) durch „Standardisierung und Serienproduktion“ (ebd.: 142) herstelle: „Die rücksichtslose Einheit der Kulturindustrie bezeugt die heraufziehende der Politik. [...] Für alle ist etwas vorgesehen, damit keiner ausweichen kann, die Unterschiede werden eingeschliffen und propagiert“ (ebd.: 144), was ERICH FROMM zu der Aussage veranlasst, dass „der Prozess des Konsums [...] ebenso entfremdet [ist] wie der Prozess der Produktion“ (Fromm 1955: 115). Dies hat eine „Marketing-Orientierung“ (Fromm 1947: 73) des Menschen zur Folge, die dazu führe, jede soziale Beziehung zu einem Geschäft machen zu wollen (ebd.). FROMM kritisierte die Dequalifizierung der Gegenstände (Fromm 1955: 117) und die Ausdifferenzierung der ganzen Persönlichkeit zu einem markt-förmigen Produkt: „Erfolg hängt weitgehend davon ab, wie gut sich jemand auf dem Markt verkauft, wie gut er seine Persönlichkeit einbringt, sich in netter Aufmachung präsentiert, ob er freundlich, tüchtig [...] ist, welche Familie hinter ihm steht, welchen Clubs er angehört und ob er mit den richtigen Leuten bekannt ist“ (ebd.: 124 f.).

8.3. Entfremdung bei LEFEBVRE

LEFEBVRE fand über HEGEL zu MARX und schenkte vor allem dessen Frühwerk besondere Aufmerksamkeit (vgl. Illigens 2017: 38). MARX' Aussage, dass sich der Kapitalismus „als entfremdete, verselbständigte gesellschaftliche Macht, die als Sache, und als Macht des Kapitalisten durch diese Sache, der Gesellschaft gegenübertritt“ (MEW, Bd. 25: 274) bedeute, so LEFEBVRE, für viele „den Verlust des Gefühls, die kollektiven Möglichkeiten des menschlichen Daseins erreichen zu können“ (Illigens 2017: 39). LEFEBVRE verwendet den Begriff der Entfremdung in seinen Schriften zu Stadt und Raum nur selten; in der *Kritik des Alltagslebens* jedoch widmet er der Entfremdung ein eigenes Kapitel, ausgehend vom Begriff der Totalität, auf den man nicht verzichten könne, da „Theorie und Praxis [...] sobald es sich um die menschliche Wirklichkeit handelt, stets implizit oder explizit eine Konzeption der Totalität“ (Lefebvre 1975b III: 7) umfasse. Sie bilde den Bezugsrahmen, die Allgemeinheit und die Universalität, ohne den die Wissenschaft in „parzellierten Forschungen [...] verzettelt“ (ebd.). Die Praxis und die Theorie nähmen ohne den Anspruch auf Totalität „das ‚Wirkliche‘ hin, wie es ist, sie akzeptieren die ‚Dinge‘ wie sie sind: fragmentarisch, geteilt, voneinander abgesondert. Die Tätigkeiten und mithin auch die Individuen ‚verdinglichen‘ sich wie die Dinge“ (ebd.: 8). LEFEBVRE geht von einer „Konzeption der fragmentarischen Konzeptionen aus“ (ebd.: 9), die zur Entfremdung führt: „Von den religiösen Repräsentationen und von der Religion überhaupt [...] Von der Philosophie, die an die Stelle der Religion treten wollte [...] Von der allgemeinen Wissenschaft [...] Die politische Ökonomie erfaßte den Menschen und reduzierte ihn zum bloßen Produktionsmittel. Der Staat als Zwangsgewalt [...] Kunst und Kultur schließlich“ (ebd.). LEFEBVREs Aussage: „Mit den dialektischen Bewegungen ‚Entfremdung, Befreiung aus Entfremdung, neue Entfremdung‘ und ‚Verwirklichung, fragmentarische Totalisierung, Bruch der Totalität‘ gewinnt auch der Begriff der *Negativität* wieder neue Kraft“ (ebd.: 10; Herv. i. Orig.) bezieht sich darauf, dass sich „[j]ede Repräsentation schaffende Tätigkeit [...] als produktiv und als entfremdend“ (ebd.) erweise. LEFEBVRE spricht von *Typen* von Werken und meint damit die Religion, den Staat, die Wissenschaft, die Ökonomie und so weiter, die eine Repräsentation, eine Hypothese als Wahrheit präsentiert und diese „alsdann zu verabsolutieren sucht“ (ebd.). Die einzelnen Werke, Typen von Werken – oder sagen wir Bereiche – geben sich als „vollendete Totalität aus“ (ebd.), die sich jedoch zersetzt und auflöst, „nachdem sie alle ihre virtuellen Möglichkeiten entfaltet hat“ (ebd.). Das Paradoxe, das LEFEBVRE damit skizziert, ist die erneute Entfremdung durch den Versuch, „den Menschen mit seinen Zielen aus der Entfremdung zu befreien“ (ebd.). Dies geschehe solange, „bis das Alltagsleben zum wichtigsten Werk der endlich bewußten Praxis wird“ (ebd.). Die Vermittlung zwischen dieser Erkenntnis und der fragmentarischen Totalität führt LEFEBVRE m. E. aber wiederum zu einem dialektischen Prozess, da man „[z]ur radikalen Negativität [...] erst wieder und nur durch die radikale Kritik der Alltäglichkeit“ (Lefebvre 1975a: 330) gelangt:

„Unmöglich kann man den Alltag verstehen, ohne ihn abzulehnen, und unmöglich kann man ihn erkennen, ohne ihn verändern zu wollen. Die Alltäglichkeit und ihre Ablehnung stellen die Gesamtheit der modernen Welt Stück um Stück radikal in Frage: die Kultur, der Staat, die Technik, die Institutionen, die Strukturen, die konstituierten Gruppen, das analytische und operationale Denken, die Trennungen, auf denen das alles beruht usw. Die derart privilegierte Kritik macht Schluß mit der Fragmentierung; sie rekonstituiert es zu einer neuen Gesamtheit. [...] Mehr noch: Diese radikale Kritik [...] ist unvermeidlich. Niemand kann die Alltäglichkeit ertragen. Sie ist unerträglich, unannehmbar. [...] Mithin wäre die Kritik des Alltagslebens [...] imstande, die vielfältigen Einzelkritiken und Proteste zu einem Bündel zusammenzufassen. [...] Die Totalität der Kritiken und die radikale Kritik der Totalität, d. h. die Negativität rekonstituiert sich nur, wenn man beim Alltag ansetzt“ (ebd.: 330 f.). LEFEBVRE geht es also vor allem darum, „die Mythen des Alltags durch radikale Kritik auf[zulösen“ (ebd.: 346), da sie „die Entfremdung und die entfremdete Realität“ (ebd.) „verschleiern verschärfen und verschlimmern“ (ebd.). Die stetige „Bewegung von Entfremdung, Aufhebung oder Befreiung und neuer Entfremdung“ (Lefebvre 1977b III: 36) zeigt sich auch in der Freizeit: „Freizeitbeschäftigungen ‚befreien‘ von der Entfremdung durch die Arbeit, aber als ‚Unterhaltung‘ und Zerstreuung bringen sie ihre eigene Entfremdung mit sich“ (ebd.) oder in der technischen Entwicklung: „Eine neue Technik ‚befreit‘ die menschliche Tätigkeit aus der Entfremdung durch Abhängigkeit von der Natur oder von einer weniger wirksamen Technik, aber sie führt zu einer technologischen Entfremdung, die womöglich noch tiefer als die vorige ist“ (ebd.). Der Begriff der Entfremdung, so LEFEBVRE, habe sich verändert seit er sich „[u]nter mystischen oder metaphysischen Formen, im Durchgang durch obskure Visionen oder Bilder (Verlust, Verfall, Verlassenheit, Dekadenz, etc.) [...] durch das menschliche Denken von den Ursprüngen bis hin zu Hegel und Marx“ (ebd.: 66) gezogen habe. Somit sei die Aussage „‘Der Mensch‘ ist entfremdet: sich selbst entrissen oder ‚entäußert‘, zum Ding, zur Sache verwandelt mitsamt seiner Freiheit“ (Lefebvre 1975b III: 35) nicht brauchbar, die Verwendung des Begriffs „als Block und als Entität“ (ebd.) sei nicht (mehr) angebracht, schließlich „gibt es vielfache und vielförmige Entfremdungen“ (ebd.). Die Entfremdung habe sich verändert, so LEFEBVRE: „Es gibt neue Formen von Entfremdung. Genauer: Die neue Entfremdung ist eine Entfremdung der *Form* und *durch die Form*“ (Lefebvre 1975a: 346; Herv. i. Orig.). Daher könne der „Begriff der Entfremdung [...] nur kritisch sein; seine Kritik ist radikal oder sie fällt zurück in die Apologie des Bestehenden. Der Entfremdungsbegriff hat Grenzen. Er ebnet den Weg, aber er genügt nicht, um zu verdeutlichen, was am Ende dieses Weges steht. Isoliert genommen, erlaubt er nicht, Lösungen für die Probleme zu erfinden, die von der entfremdenden und entfremdeten Praxis aufgeworfen werden. Er ersetzt nicht die *Poiesis*. [...] Die Frage ist um so drängender, als wir inzwischen in das Stadium der *Entfremdungen zweiten Grades* eingetreten sind; der Entfremdungen nicht mehr nur durch die Sache, sondern

durch den *Blick* auf die Sache, nicht mehr allein durch das Reale, sondern durch das *Bildnis* des Realen, nicht mehr bloß durch die subjektiven Illusionen über die Objektivität, sondern durch die Subjektivität selbst“ (ebd.: 68). „Man hat die Entfremdung zu oft als Block und als Entität genommen: die Entfremdung des Menschen. Dabei gibt es vielfache und vielförmige Entfremdungen.“ (Lefebvre 1975b: 3; Herv. i. Orig.) Mit dieser Aussage könnte man den Bezug zur philosophischen Entfremdung herstellen, die LEFEBVRE ebenso behandelt: „Die Entfremdungstheorie bedeutet, daß die Philosophie sagen wollte, was der Mensch ist und was er werden kann. Sie bedeutet auch, daß es der Philosophie nicht gelang, dies zu sagen [...] die Philosophie wollte Praxis sein [...] Sie konnte nicht handeln und sich in die Praxis einfügen, weil uns insofern der Philosoph selber entfremdet war. Daher rührte die Spaltung, die sie von der Praxis (und von der Poiesis) trennte, um sie zu einer besonderen Art von Mimesis zu reduzieren. Im äußersten Falle zeigt die Theorie der Entfremdung an, worin und wie Mimesis das menschliche Wesen (illusorisch) verwirklicht und zugleich entfremdet und dann verliert. So kann diese Theorie weder die Mimesis beherrschen noch die Poiesis zeigen, es sei denn von außen und von weitem“ (Lefebvre 1975a: 348). LEFEBVRE überträgt die Symptome allgemeiner Entfremdungserfahrung vom Arbeitsleben auf die Urbanisierung, da das industrielle Zeitalter einem Zeitalter der Urbanisierung gewichen sei: „Durch eine [...] erzwungene Einheitlichkeit tritt das industrielle Feld an die Stelle natürlicher, oder als natürlich angesehenener, Besonderheiten.“ (Lefebvre 1972b: 40). SEBASTIAN ILLIGENS weist darauf hin, dass „diese Schriften als Konkretisierung der MARX’schen Entfremdungsanalyse im Zeitalter der Urbanisierung begriffen werden“ (Illigens 2017: 39) sollten. Konkret bedeutet dies eine Entfremdung vom produzierten Raum und von der Stadt, was nur durch einen Übergang zu einer neuen Gesellschaft in einer Wiederaneignung der Stadt zu überwinden sei: in einem *Recht auf die Stadt* (Lefebvre 2016), konkret in einem Recht auf die *kollektive* Nutzung der Stadt. An anderer Stelle führte ich bereits die Unterscheidung von öffentlichen, halböffentlichen und privaten Räumen auf; gerade in Bezug auf öffentliche Räume gibt es häufig unterschiedliche *Rauminteressen* bzw. Nutzungswünsche von Raum, die sich teilweise konträr gegenüberstehen: der Hauptbahnhof oder die Shopping Mall. Hier haben Planer*innen im Sinne LEFEBVREs klare Vorstellungen davon, wie der Raum genutzt werden soll, wem er offenstehen und wem verschlossen bleiben sollte. Aber in der Realität zeigt sich, dass nicht nur Reisende den Bahnhof nutzen, sondern auch Jugendliche und junge Erwachsene sowie Subkulturen sind dort unterwegs und nutzen ihn auf ihre Weise: Skateboarder, Junkies, Prostituierte, Wohnungslose und andere. Teilweise findet ein Vertreibungskampf statt, Ordnungshüter und private Sicherheitskräfte sorgen für *law and order*. Hier zeigt sich nicht nur, dass es unterschiedliche Nutzungsinteressen am und im Raum gibt, sondern auch, dass Raum Vermachtung ist und Macht eingesetzt wird. Der Staat kann „gegenüber einer (vermeintlich) nicht-produktiven Nutzung öffentlicher Räume“ (Illigens 2017: 42) mit

Repressionen reagieren und so „die reibungslose Ausübung derjenigen Funktionen, die zur Kapitalakkumulation beitragen“ (ebd.), sicherstellen. Hier kommen auch wieder die gesellschaftlichen Normen und Werte zur Geltung, was Normalität sein sollte, denn „insoweit diese Ordnung sich als Konsens in der Gesellschaft verankert hat, also hegemonial wird, werden alternative Praxen der Raumnutzung, etwa die Besetzung öffentlicher Plätze, deshalb als problematisch empfunden“ (ebd.). Man könnte nun ein vorläufiges Resümee ziehen und die Behauptung aufstellen, dass LEFEBVREs Wunsch nach einem *Recht auf Stadt* weiterhin nur ein Wunsch ist. Aber bleiben wir bei der Entfremdung und der Stadt: Sozialer Raum wird durch Menschen konstituiert, hervorgebracht, fortwährend als gesellschaftliche Realität. „Wie eine Gesellschaft sich als Gesamtheit menschlicher Beziehungen konstituiert, so fügen sich verschiedene Räume zum sozialen Raum einer Gesellschaft zusammen. Den spezifischen Raum kapitalistischer Gesellschaften bezeichnet Lefebvre als abstrakten Raum“ (Illigens 2017: 40): Für MARX war die Arbeit eine Abstraktion, ein Ding, ein Fetisch, der sich aus dem „eigentümlichen gesellschaftlichen Charakter der Arbeit, welche Waren produziert“ (MEW Bd. 23: 87) entstanden ist und er „negiert die lebendigen Menschen“ (Lefebvre 1966: 78). LEFEBVRE übertrug diesen Gedanken auf die Stadt, denn „einmal erschaffen, erscheint dieser als kolossale Maschine, als System [...] mit ihren zentral platzierten Monumenten des Konsums und Finanzwesens, welche an die Stelle erschwinglichen Wohnraums oder Stätten öffentlicher Begegnung treten. Diesen Kräften ist der Mensch, auf die_den abstrakte_n und passive_n Staatsbürger_in reduziert, vermeintlich hilflos ausgeliefert“ (Illigens 2017: 41). Der abstrakte Raum nimmt die spezifische Form der „Fragmentierung und Parzellierung des produzierten Raums als Eigentum, seine Reduktion auf seinen Tauschwert. Erst im Kapitalismus wird der Raum seinem Wesen nach zur Ware (vgl. Marx 1964: 833; Polanyi 1979: 131 f.)“ (ebd.). Räume werden so in Warenform gebracht, werden zu Spekulationsobjekten und ordnen sich den Gesetzen des Marktes unter. Diese Reduktion auf den privaten Gebrauch des Raums auf seinen Tauschwert, der seinen Höhepunkt im Spekulationsobjekt hat, negiert den relationalen Charakter des sozialen Raums: „Diejenigen, die einen Raum nutzen und bewohnen, können sich allein dadurch keinen Anspruch auf diesen Raum erwerben“ (Purcell 2013: 149; zitiert nach Illigens 2017: 42). Raum verliert seinen Gebrauchswert zugunsten seines Tauschwertes, was an der Privatisierung öffentlicher Räume zu beobachten ist. Im Sinne LEFEBVREs, der das Zeitalter der Industrialisierung auf das Zeitalter der Urbanisierung überträgt, könnte man im MARX'schen Sinne von *Raum-Fetisch* sprechen (vgl. Alves dos Santos Junior 2014: 152). Der abstrakte Raum, so LEFEBVRE, tendiere zur Homogenität (Lefebvre 1991: 52), was zu einer allmählichen Auflösung der Beziehungen führe, welche verschiedene soziale Räume aneinanderbinden (ebd.: 97 f.). Das Gemeinschaftsgefühl weiche einer (Selbst-)Isolation, einem Rückzug auf den eigenen Grundbesitz, was schließlich dazu führe, dass „sie der Zersetzung des sozialen Raums durch das Privateigen-

tum sowie ihre eigene Loslösung von der kollektiv den sozialen Raum bewohnenden Bevölkerung Vorschub“ (Illigens 2017: 43) leisten und so den Verlust des urbanen Bewusstseins, den *sense of oeuvre* (Lefebvre 1996: 19; Herv. i. Orig.) fördern, was schließlich zu einer sich selbst verstärkenden Entfremdung führe. Da die Parzellierung und Privatisierung des Raums als natürlich erscheint, verstärkt sich m. E. der Eindruck der Entfremdung, da sie nicht erkennbar scheint. Die Überwindung dieser Abstraktion scheint für LEFEBVRE in der gelebten, also der räumlichen Praxis zu liegen: „Die räumliche Praxis einer Gesellschaft bringt ihren Raum hervor, sie setzt ihn und setzt ihn voraus, in dialektischer Wechselwirkung; langsam, aber bestimmt erzeugt sie ihn, beherrscht ihn und eignet sich ihn an“ (Schmidt 2010: 210). Dies muss allerdings in einem schöpferischen Prozess geschehen, im MARX’schen Sinne um einen Kampf um das Recht auf Stadt, aus dem ein Kollektivbewusstsein entstehen solle. Für LEFEBVRE ist es vor allem ein Kampf um „the need for creative activity, for the *oeuvre* (not only of products and consumable material goods), oft the need for information, symbolism, the imaginary and play“ (Lefebvre 1996: 147, Herv. i. Orig.); die Nichterfüllung dieser Bedürfnisse im urbanen Umfeld sei demnach wesentlich für die Entfremdung der Bewohner*innen der Städte verantwortlich, denn erst das „Zusammenkommen im kreativen Genuss ermögliche das wirkliche Bewohnen, die Rekonstruktion des Wohnraums aus dem Lebensraum“ (Illigens 2017: 47). Die Stadt als urbanes Ganzes, als differentieller Raum (Schmidt 2010: 271 ff.), der sich – wenn er kollektiv vollzogen wird – den Vorgaben des abstrakten Raums entziehen kann und so als Praxis den Weg des Konkreten aufzuzeigen vermag. Dieser Weg führe, so SCHMID weiter, über die aktive, sowohl praktische wie theoretische Negation (ebd.: 280): Der notwendige Einfallsreichtum kann nur über die Interaktion zwischen Plänen und Gegen-Plänen, zwischen Projekten und Gegen-Projekten entstehen. [...] Die Möglichkeit Gegen-Projekte auszuarbeiten, diese mit den ‚Autoritäten‘ zu verhandeln und diese Autoritäten dazu zu bringen, sie umzusetzen, ist ein echter Maßstab für Demokratie.“ (Lefebvre 1991: 419f.) Diese Gegenentwürfe sind zwar für LEFEBVRE zunächst Utopie, aber auch Praxis, wenn die Bevölkerung gegen etwas opponiert, beispielsweise Stadterweiterungen oder Straßenausbau, oder wenn sie öffentliche Einrichtungen verlangt, wie Treffpunkte oder Spielplätze. Hier zeigen sich Gegen-Räume: Gegen das Homogene, gegen die Autoritäten. LEFEBVRE selbst bewertete dieses *Projekt* im Laufe der Jahre höchst unterschiedlich, von hoffnungsvoll über skeptisch bis zu irritiert.

ILLIGENS attestiert LEFEBVRE, dass das „das Recht auf die Stadt als direkte Antwort auf die Entfremdung der (urbanistischen) Moderne, als kollektive Möglichkeit der individuellen alltäglichen Selbstverwirklichung im Angesicht der Vereinsamung und des Sinnverlusts modernen großstädtischen Lebens gelesen werden“ (Illigens 2017: 52) kann.

8.4. Entfremdung und Verdinglichung bei HABERMAS

MARTIN HARTMANN unterstellt HABERMAS, dass der „Entfremdungsbegriff der *Theorie des kommunikativen Handelns*“ (Hartmann 2009: 370; Herv. i. Orig.) eher blass bleibe. Dies macht er daran fest, „dass die Verlagerung von gesellschaftlichen Systemkrisen in die Lebenswelt hinein genau dann pathologische Konsequenzen zeitigt, wenn sie an die Stelle kommunikativer Koordinations- und Legitimationsmechanismen mediengesteuerte Interaktionsformen setzt (Macht, Geld), durch die Prozesse kommunikativer Konsenssuche erübrigt werden“ (ebd.). Krisen als von außen induzierte Kommunikationsstörungen führen in einer Dialektik der Kommunikation zu Pathologien. Funktionsstörungen in der Gesellschaft, die man als Krisen bezeichnen kann und die sich darin ausdrücken, „dass die Bürger den wohlfahrtsstaatlichen Versorgungsapparaten oder den ökonomischen Institutionen Legitimität absprechen, weil sie die ihnen zugeschriebenen Leistungen [...] nicht angemessen erfüllen, zeitigt der erfolgreiche Versuch der Verlagerung dieser Krise in die (kulturelle und persönlichkeitsbildende) Lebenswelt hinein [...] Entfremdung und Verunsicherung kollektiver Identitäten“ (ebd.).

HABERMAS versucht also „im Anschluss an Lukács einerseits, Horkheimer und ADORNO andererseits [...] die Marxsche ‚Kritik der Politischen Ökonomie‘ so mit der Rationalisierungsthese von Max Weber zusammenzudenken, dass es möglich wird, moderne Sozialpathologien in Begriffen der Verdinglichung zu formulieren“ (Kneer 1990: 87), in Anknüpfung an seine These der inneren Kolonialisierung, die sich dadurch auszeichnet, dass ökonomische und administrative Zwänge der Subsysteme von außen in die Lebenswelt eindringen und diese deformieren, indem die Alltagspraxis rationalisiert und damit verdinglicht wird. Von MARX übernimmt HABERMAS die Ansicht, dass Sozialpathologien „aus dem widersprüchlichen Verlauf der kapitalistischen Modernisierung resultieren“ (ebd.: 88), allerdings betrachtet er – anders als MARX – „moderne Verdinglichungsphänomene nicht als das Ergebnis der Konstituierung der kapitalistischen Produktionsweise und der Institutionalisierung des gewaltmonopolisierenden Staatsapparates (ebd.). Man könnte MARX unterstellen, dass er alles menschliche Handeln dem Paradigma der Produktion materieller Güter untergeordnet hat und so andere Konfliktursachen, wie etwa politische, religiöse oder kulturelle, vernachlässigt, was dazu führen würde, dass solche Konflikte nicht gelöst werden könnten, würde es zu einer Ent-Entfremdung kommen, in der das entfremdete Subjekt in die vorentfremdete Gesellschaft zurückkehrt. HABERMAS sieht in der funktionalen Ausdifferenzierung der Systeme einen normalen Vorgang des Modernisierungsprozesses (Habermas 1981b: 471), dessen verdinglichte Effekte erst dann eintreten, wenn sie versuchen, mit ihren Medien in die Lebenswelt einzugreifen und „Funktionen der kulturellen Reproduktion, der Sozialintegration

und der Sozialisation“ (ebd.) erfüllen wollen; dies muss zwangsläufig zu pathologischen Nebenwirkungen führen (ebd.).

HABERMAS benutzt anstelle des Begriffs der *Entfremdung* den Begriff der *Verdinglichung*. So spielt „Entfremdung“ in der Terminologie seiner entfalteten Theorie des kommunikativen Handelns keine grundbegriffliche Rolle mehr [...] Aus den metaphysischen Mucken der Entfremdungsidee hat Habermas Konsequenzen gezogen. Da es das menschliche Gattungssubjekt nur als Effekt metaphysischer Projektionen gibt, kann seriös auch keine Rede mehr von dessen ‚Wesen‘ oder ‚Natur‘ sein, schon gar nicht davon, dass uns solche Begriffe die DNA seiner geschichtlichen Selbsterzeugung entschlüsseln. Kurzum, der Sinn von Sätzen, in denen etwa die Aneignung des sozialen Wesens der menschlichen Spezies verlangt oder in Aussicht gestellt wird, hat sich verflüchtigt. Insofern implodiert die neomarxistische Entfremdungskritik, weil ihr mit dem Objekt von Entfremdung gleichzeitig das Subjekt ihrer Überwindung abhanden gekommen ist“ (Bauer 2007: 17). Kann man aber die beiden Begriffe *Entfremdung* und *Verdinglichung* gegenüberstellen? ADORNO etwa spricht von einem „universalen Verblendungszusammenhang von Verdinglichung“ (Adorno 1997e: 252) einerseits und von einer „Entfremdung des Menschen von seiner Wirklichkeit, die bloß noch als Ware an ihn herangebracht wird“ (Adorno 1997a: 59) andererseits und auch LUKÁCS, der in frühen Arbeiten nicht ganz klar zwischen Verdinglichung und Entfremdung unterschieden hat,⁸⁹ erhoffte sich eine Überwindung der Verdinglichung (ebd.: 157). Es würde im Rahmen der vorliegenden Arbeit zu weit führen, die Begriffe der Verdinglichung, Entfremdung und Vergegenständlichung explizit voneinander zu trennen. LUKÁCS sieht in der Arbeitsteilung, die eine „unerkannte irrationale gesellschaftliche Produktion, die in ihren fragmentierten Teilbereichen dem Rationalisierungsprozess unterworfen ist“ (Wollenhaupt 2018: 72), den Grund darin, dass die Tätigkeit des Arbeiters zu einem Ding wird und sich der Persönlichkeit entfremdet. „Dieser Entfremdung auf der Ebene des Seins entspricht die Verdinglichung auf der Ebene des Bewusstseins: Schein und Sein der Verdinglichung und Entfremdung bedingen sich gegenseitig“ (ebd.). Bezugnehmend auf GYÖRGY MÁRKUS könnte man die beiden Begriffe Entfremdung und Verdinglichung dahingehend unterscheiden, dass Entfremdung den antagonistischen Charakter der fortschreitenden Sozialisierung meint, wohingegen Verdinglichung den antagonistischen Charakter des sich als eigenständig konstituierenden Ar-

⁸⁹ Erst in seinem Spätwerk differenziert Lukács Vergegenständlichung, Entäußerung und Entfremdung im Sinne von Marx: „Lukács unterscheidet [...] die im Arbeitsprozess amalgamierten Elemente der ‚Vergegenständlichung‘ und die der ‚Entäußerung‘. Jeder Arbeitsprozess führt zur Objektivation; das Vergegenständlichen ist ein ‚natürliches‘, nichtabschaffbares Element jeder Arbeit, es enthält als solches keine entfremdeten Elemente. Die ‚Entäußerung‘ besteht in den Rückwirkungen der Vergegenständlichungsprozesse auf den Produzenten. Hierbei entstehen unter bestimmten (z. B. unter warenwirtschaftlichen) Bedingungen Entfremdungseffekte. Die Zuwachsraten der Reichtumsproduktion – der gesamtgesellschaftliche Reichtum an Objektivationen – kontrastieren der Privation der Persönlichkeitsentwicklung.“ (Dannemann 1987: 229). Die Verdinglichung fasst Lukács als „Vermittlungskategorie der Entfremdung“ (Lukács 1986: 601).

beitsprozesses gegenüber dem Arbeiter meint (vgl. Dannemann 1986). Die beiden Begriffe stellen zwei Aspekte desselben Prozesses dar, wobei Entfremdung mit den Herrschaftsverhältnissen des Privateigentums verknüpft ist, während Verdinglichung mit der naturwüchsigen Arbeitsteilung zu verstehen ist.

Mit der bereits dargestellten Kolonialisierung der Lebenswelt findet etwas statt, so dass die verständigungsorientierten Potentiale der Lebenswelt zurückdrängt werden und dass die kommunikative Kompetenz der Subjekte verkümmert, was letztlich zu einer „pathologischen Verformung von kommunikativen Infrastrukturen der Lebenswelt“ (Habermas 1981b: 549) führt. In Anlehnung an MARX' Thesen einer materiellen Ausbeutung und Verelendung führt HABERMAS an, dass „die Verformungen einer reglementierten, zergliederten, kontrollierten und betreuten Lebenswelt [...] gewiss sublimier [seien] als die handgreiflichen Formen von materieller Ausbeutung und Verelendung; aber die aufs Psychische und Körperliche abgewälzten und verinnerlichten sozialen Konflikte sind darum nicht weniger destruktiv“ (Habermas 1985a: 151). Die Kolonialisierung der Lebenswelt durch die funktionalen Subsysteme ist nach HABERMAS – und hierin unterscheidet sich sein Ansatz zur westlichen Tradition des Marxismus wie etwa bei LUKÁCS – als eine erneuerte Form der Verdinglichung zu verstehen. HABERMAS versucht nun mit seinem System-Lebenswelt-Theorem, das zentrale Thema des westlichen Marxismus aufzugreifen: „Ich wollte zeigen, dass man in kommunikationstheoretischen Begriffen eine Theorie der Moderne entwickeln kann, die die nötige analytische Trennschärfe hat für sozialpathologische Phänomene, also für das, was in der Marx'schen Tradition als Verdinglichung begriffen worden ist. Für diesen Zweck habe ich [...] einen Gesellschaftsbegriff entwickelt, der System- und Handlungstheorie zusammenführt. [...] Weil die in Totalitätskategorien entfaltete Hegel-Marxistische Gesellschaftstheorie in ihre Elemente auseinandergefallen ist, nämlich einerseits in Handlungstheorien und andererseits in Systemtheorien, besteht die Aufgabe gegenwärtig darin, diese beiden Paradigmen auf nicht-triviale Weise, also nicht bloß eklektizistisch und additiv, zusammenzuführen. So kann man der Kritik der instrumentellen Vernunft, die sich mit den Mitteln der älteren Kritischen Theorie nicht mehr weiterführen lässt, die angemessenere Form einer Kritik der funktionalistischen Vernunft geben“ (Habermas 1985a: 180). Zur Verdinglichung kommt es nach HABERMAS dadurch, dass die kommunikative Alltagspraxis einseitig rationalisiert wird: „Die Deformation, für die sich Marx, Durkheim und Weber je auf ihre Weise interessiert haben, sollen weder auf Rationalisierung der Lebenswelt überhaupt, noch auf wachsende Systemkomplexität als solche zurückgeführt werden. Weder die Säkularisierung der Weltbilder noch die strukturelle Differenzierung der Gesellschaft haben per se unvermeidliche pathologische Nebenwirkungen. Nicht die Ausdifferenzierung und eigensinnige Entfaltung der kulturellen Wertsphären führen zur kulturellen Verarmung der kommunikativen Alltagspraxis, sondern die elitäre Ab-

spaltung der Expertenkulturen von den Zusammenhängen kommunikativen Alltagshandelns. Nicht die Entkoppelung der mediengesteuerten Subsysteme, und ihrer Organisationsformen, von der Lebenswelt führt zu einseitiger Rationalisierung oder Verdinglichung der kommunikativen Alltagspraxis, sondern erst das Eindringen von Formen ökonomischer und administrativer Rationalität in Handlungsbereiche, die sich der Umstellung auf die Medien Geld und Macht widersetzen, weil sie auf kulturelle Überlieferung, soziale Integration und Erziehung spezialisiert sind und auf Verständigung als Mechanismus der Handlungskoordination angewiesen bleiben“ (Habermas 1981b: 488). Erst die Freisetzung des kommunikativen Vernunftpotentials ermöglicht nach HABERMAS die Entkoppelung von System und Lebenswelt, wobei „wir weiterhin davon ausgehen, dass jene beiden Phänomene des Sinn- und Freiheitsverlustes nicht zufällig auftreten, sondern strukturell erzeugt werden“ (ebd.) und die „mediengesteuerten Subsysteme eine *unaufhaltsame Eigendynamik* entfalten“ (ebd.; Herv. i. Orig.) und so destruktiv auf die Lebenswelt übergreifen, was schließlich dazu führt, dass „die kommunikative Alltagspraxis [...] *einseitig rationalisiert* und damit *verdinglicht* [wird]. Die negativen Tendenzen der *systemisch induzierten Verdinglichung* werden ergänzt und verstärkt durch Prozesse der *kulturellen Verarmung*. Das in den Sphären der Wissenschaft, Moral und Kunst entbundene kommunikative Vernunftpotential wird nicht an die Alltagspraxis weitergegeben, sondern bleibt einseitig in den Expertenkulturen eingeschlossen“ (Kneer 1996: 149; Herv. i. Orig.). HABERMAS beschreibt es folgendermaßen: „*Das Alltagsbewußtsein* wird seiner synthetisierenden Kraft beraubt, es wird *fragmentiert*“ (Habermas 1981b: 521; Herv. i. Orig.).

HABERMAS folgt den Theorien von WEBER und MARX, indem er einerseits WEBERs These vom Sinn- und Freiheitsverlust in modernen Gesellschaften verfolgt, andererseits dem MARX'schen Typus folgt, „dass moderne Sozialpathologien nicht durch Rationalisierungsprozesse als solche verursacht sind, sondern aus dem widersprüchlichen Verlauf der kapitalistischen Modernisierung resultieren“ (Kneer 1996: 150). Während MARX aber im Geldmedium den eigentlichen Grund für Verdinglichung, Entwertung und Entfremdung sieht, und daher „die kapitalistische Gesellschaft so sehr als Totalität [begreift], dass er den evolutionären *Eigenwert* den mediengesteuerte Subsysteme besitzen, verkennt“ (Habermas 1981b: 499; Herv. i. Orig.), geht HABERMAS davon aus, „daß moderne Gesellschaften auf ein hohes Niveau an ökonomischer und administrativer Systemrationalität angewiesen sind.“ (Kneer 1996: 150)

Die systemisch induzierte Verdinglichung durch die Verselbständigung von mediengesteuerten Subsystemen und kulturelle Verarmung, die ineinandergreifen und sich gegenseitig verstärken, stellen zwei Tendenzen dar, welche die Lebenswelt bedrohen: „Die Lebenswelt wird an verrechtlichte, formal organisierte Handlungsbereiche assimiliert und gleichzeitig vom

Zufluss einer ungebrochenen kulturellen Überlieferung abgeschnitten. So verbinden sich in den Deformationen der Alltagspraxis die Erstarrungs- mit den Verödungssymptomen. Das eine Moment, die einseitige Rationalisierung der Alltagskommunikation, geht auf die Ver selbständigung von mediengesteuerten Subsystemen zurück, die sich nicht nur jenseits des Horizonts der Lebenswelt zu einer normfreien Realität versachlichen, sondern mit ihren Imperativen in die Kernbereiche der Lebenswelt eindringen. Das andere Moment, das Absterben vitaler Überlieferungen, geht auf eine Ausdifferenzierung von Wissenschaft, Moral und Kunst zurück, die nicht nur das Autonomwerden von spezialistisch bearbeiteten Sektoren bedeutet, sondern auch die Abspaltung von den unglaublich gewordenen Traditionen, die sich auf dem Boden der Alltagshermeneutik in entmächtigter Naturwüchsigkeit fortbilden“ (Habermas 1981b: 483). An die Stelle des falschen tritt das fragmentierte Bewusstsein (ebd.: 522) und es kommt zu einer Kolonialisierung der Lebenswelt durch die Imperative des Systems, die letztlich zu einer Verdinglichung führen (vgl. Habermas 1981b: 488), deren Überwindung nur über eine Rückkoppelung der Expertenkulturen an die Lebenswelt oder durch eine Rückübersetzung des Expertenwissens in die Selbstverständigungsprozesse des Alltags möglich sind: „Wie können die als Expertenkulturen eingekapselten Sphären der Wissenschaft, der Moral und der Kunst geöffnet und, ohne daß deren eigensinnige Rationalität verletzt würde, so an die verarmten Traditionen der Lebenswelt angeschlossen werden, daß sich die auseinandergetretenen Momente der Vernunft in der kommunikativen Alltagspraxis zu einem neuen Gleichgewicht zusammenfinden?“ (vgl. Habermas 1983: 26). Hier könnte man auch Bezüge zu LEFEBVREs Räumen der Repräsentationen herstellen, also der Räume der Experten, die sich durch abstrakte Konzeptionen und Darstellungen der Wissenschaften und Theorien, der Planung darstellen, die sich stark von den Repräsentationen der Räume unterscheiden. In der vorliegenden Untersuchung haben Ämter und Behörden, aber auch die Soziale Arbeit, einen nicht geringen Einfluss auf die Lebenswelten der jungen erwachsenen Wohnungslosen. Als Subsysteme denken sie in eigenen Logiken und greifen mit dem Medium Macht im Rahmen von Gesetzen massiv in die Lebenswelten ein. Wollte man die Kolonialisierung der Lebenswelt nun im Sinne einer Dekolonialisierung aufheben, müsste man die Expertenkulturen an die Lebenswelt rückkoppeln, d. h. anstelle eines zweckrationalen Handelns müsste ein kommunikatives Handeln vorherrschen. Dies scheint aber der Logik der Hilfen zu widersprechen, wollen sie doch erfolgsorientiert auf die jungen erwachsenen Wohnungslosen und deren Umwelt einwirken. Auch eine Rückübersetzung des Expertenwissens in die Lebenswelt ist scheinbar nur schwer zu erreichen. Die Aufgabe der Sozialen Arbeit sollte es daher sein, gerade dieses – aussichtslos erscheinende – Unterfangen zu unterstützen. Es ist darum notwendig zu erfahren, welche Räume den jungen erwachsenen Wohnungslosen zur Verfügung gestellt werden sollten, damit sie diese in adäquater Art und Weise aneignen können.

8.5. Aneignung und Entfremdung

Im Kapitel „Verhinderung von Aneignung“ wurde das Thema Entfremdung schon angerissen, ohne es explizit als solches zu benennen. Nach WINKLERs Auffassung dürfe Aneignung nicht instrumentalisiert werden, um „Subjekte in eine Gesellschaft zu zwingen, die keine Subjekte sind und in keinem gesellschaftlichen Zusammenhang mehr stehen“ (Winkler 2004: 89), sondern vielmehr die Möglichkeit einer Pädagogik, die Aneignung in den Mittelpunkt stellt, „es soll Aneignung gelernt und dann gefügig gemacht werden, um ihrer selbst willen, nicht aber um die Beherrschung von Inhalten, schon gar nicht um die einer Gesellschaft“ (ebd.). MAY (2004) greift das Thema *Aneignung und Entfremdung* auf, bezieht sich zunächst auf den Entfremdungsbegriff bei MARX, der konstatiert, dass der Mensch sich nur dann nicht in seinem Gegenstand verliert, „wenn dieser ihm als menschlicher Gegenstand oder gegenständlicher Mensch wird. Dies ist nur möglich, indem er ihm als gesellschaftlicher Gegenstand und er selbst sich als gesellschaftliches Wesen, wie die Gesellschaft als Wesen für ihn in diesem Gegenstand wird“ (MEW Bd. 1: 407 ff; zitiert nach May 2004: 61). Gleiches gilt für die Entfremdung im Verhältnis zu anderen Menschen. „Jegliche zielgerichtete menschliche (Aneignungs)Tätigkeit – besonders aber das spätere Lernen in Schule bzw. Ausbildung und erst recht in der Arbeit – setzt in dieser Weise ‚instrumentelles, planendes Funktionieren des Gehirns, Gehorsam oder Nichtmucken der Organe und Zellen‘ (Negt/Kluge 1981: 92) voraus. D. h. aber auch [...]: dass die dazu notwendige Arbeitskraft ständig neu erarbeitet werden muss in einem Tauschverhältnis zwischen der Selbstaussbeutung bereits als toter Arbeit konstituierten Arbeitsvermögens und dem Eigensinn der von der Arbeitskraft immer erneut wieder anzueignenden ‚Naturkraft‘ lebendiger Arbeit der Selbstregulierung“ (May 2004: 64). MAY schließt mit seinen Annahmen auch an der Verhinderung von Aneignung an, indem er konstatiert, „dass die lebendige Arbeit auch gebraucht wird, damit der objektive Teil der Trennungsenergie – welcher aus der Verlufterfahrung des jeweils nicht Verwirklichten resultiert – mit dem subjektiven Können zusammenfindet“ (ebd.).

Bei MARX ist Aneignung gleichgesetzt mit der Verwirklichung der menschlichen Sinne: „Der Mensch eignet sich sein allseitiges Wesen auf eine allseitige Art an, also als ein totaler Mensch. Jedes seiner menschlichen Verhältnisse zur Welt, Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen, Denken, Anschauen, Empfinden, Wollen, Tätigsein, Lieben, kurz alle Organe seiner Individualität, wie die Organe, welche unmittelbar in ihrer Form als gemeinschaftliche Organe sind, sind in ihrem gegenständlichen Verhalten oder in ihrem Verhalten zum Gegenstand die Aneignung desselben“ (MEW Bd. 40: 540). JAEGGI greift diesen Gedanken auf: „Immer ist hier die Aneignung von ‚Welt‘ und damit auch die Aneignung der (vielfältig bestimmten) Voraussetzungen des eigenen Handelns angesprochen. In diesem Sinne ist entfremdet, wer sich zu sich und (damit auch) zu seinen eigenen Voraussetzungen nicht verhal-

ten, sich diese nicht aneignend zu Eigen machen kann“ (Jaeggi 2016: 64 f.). JAEGGI beschreibt den Prozess der Aneignung als etwas, das nicht nur äußerlich bleibt (ebd.: 65), sondern „[i]ndem man es »zu Eigen« macht, wird es in gewisser Hinsicht Teil seiner selbst“ (ebd.). Sie bringt aber auch einen weiteren Punkt mit ein, den man m. E. nicht unterschlagen darf: „Vielmehr geht es um die Frage, ob man sich die Geschehnisse, die das eigene Leben bestimmen, *aneignen* kann oder nicht, besonders auch da, wo sie nicht von uns gesteuert und kontrolliert, von uns ‚in die Welt gesetzt‘ sind“ (ebd.: 99; Herv. i. Orig.). Aneignung als die aktive Auseinandersetzung mit seiner Umwelt, mit den anderen, muss nicht zwangsläufig bedeuten, dass sich das aneignende Subjekt selbst die Situationen und Räume aussucht, die es anzueignen versucht. Wie MAY in Anlehnung an NEGТ und KLUGE (1981) beschreibt, sind es vielleicht die gesellschaftlichen Bezüge und Anforderungen an das Subjekt, die dazu führen, dass Aneignung „unter kapitalistischen Bedingungen immer auch ein inneres der Selbstentfremdung sein muss“ (May 2004: 64), gehe bei der Aneignung doch „ein Teil der Lust nach allseitiger Verwirklichung ‚in die Anpassung, ein Teil in den Protest‘ (Negt/Kluge 1981: 622 f.)“ (May 2004: 62). JAEGGI spricht von einem „gestörte[n] Aneignungsverhältnis“ (Jaeggi 2016: 19) und meint damit, dass Entfremdung auf eine misslingende oder verhinderte Aneignung zurückzuführen sei. WINKLERs Modus der Differenz geht ebenfalls auf eine misslingende Aneignung bei den Subjekten zurück und versucht eben diese misslingenden Faktoren zu filtern, um Voraussetzungen zu schaffen, damit genau diese Aneignung stattfinden kann. Andernfalls bleibt das Äußere außen und kann nicht als etwas Eigenes vereinnahmt werden, sondern bleibt immer etwas Fremdes.

8.6. Entfremdung bei WINKLER

Entfremdung bei WINKLER ist vor allem im Modus der Differenz zu erkennen, denn hier zeigt sich, wie sehr das Subjekt mit der Realität nicht in Einklang lebt, sondern sich immer weiter von ihr differenziert. So entsteht ein „Modus der Differenz, wenn wir uns mit uns selbst uneins fühlen, dabei nicht so recht wissen, wo wir stehen, wie wir uns verhalten sollen. Uns ist dann der Zusammenhang zwischen unserem Tun und der realen Welt entglitten“ (Winkler 1988: 153). Wir entfremden uns von uns selbst, aber auch von unserer Umwelt. Misslingt der Aneignungsprozess im Sinne WINKLERs, so sieht sich das Subjekt einer ihm fremden, äußerlichen Kontrolle unterworfen. „Es wird als auffällig demarkiert, erhält eine Biographie zugeschrieben, in deren Rahmen es sich bewegen muss; es wird auch handlungsunfähig, da es seine spezifische Form von Subjektivität nicht mehr exteriorisieren kann. Es befindet sich im Subjektmodus der aufgehobenen Subjektivität, im Modus der Differenz“ (ebd.: 153).

Nach AMLINGER bezeichnet der Begriff der Entfremdung ein gestörtes oder mangelhaftes Verhältnis zwischen Individuen, zwischen dem einzelnen Individuum zu seiner Umwelt oder zwischen dem einzelnen Individuum zu sich selbst. In diesen Fällen ist davon auszugehen, dass eine „ursprünglich natürlich-wesenhafte oder ideale Beziehung fremd geworden, aufgehoben oder entäußert ist“ (Amlinger 2018). In den o. g. Fällen nach WINKLERs Auffassung kann man diese Definition von AMLINGER durchaus anwenden. Aber nicht nur in Bezug auf das Subjekt, auch in Bezug auf den Ort spricht WINKLER von Fremdbestimmung: In der Strukturierung des Ortes gibt es seiner Auffassung nach auch einen Modus, bei dem der Ort determiniert und somit mehr fremdbestimmt ist. Die Beziehungen sind klar strukturiert und das pädagogische Handeln tritt stärker in den Vordergrund. Es ist realistischer und greift die „gesellschaftlichen Möglichkeiten des Subjekts auf, kann auch konkrete Wege eröffnen und erfolgsversprechend Perspektiven anbieten“ (Winkler 1988: 310). Diese Form des Ortes birgt allerdings auch Gefahren, dass sich die Vorordnung verselbständigt und so ein Netz zwischen dem kollektiven Subjekt und der ihn umgebenden Umwelt eintritt. So sind aber selbstverständliche, sachliche Gegebenheiten und damit verbundene Zwänge für den Ort vorgegeben (ebd.: 311), was dazu führen kann, dass eine Entfremdung entsteht. AMLINGER unterscheidet verschiedene Dimensionen der Entfremdung: Zunächst als „fehlerhafte Naturaneignung, durch die die natürliche Umwelt fremd und die selbst erschaffene Kultur für das Individuum unterdrückend wirkt“ (ebd.: 87). Weiterhin im Rahmen marxistischer Thesen „als Effekt ökonomisch-kapitalistischer Produktion, die durch Privateigentum und Arbeitsteilung Formen entfremdeter Arbeit und eine Versachlichung sozialer Beziehungen hervorruft“ (ebd.) und „als soziale Pathologie des modernen Lebens, in der der Prozess der gesellschaftlichen Differenzierung mit bürokratischer Herrschaft und einer Rationalisierung von Arbeit und Leben einhergeht“ (ebd.). Schließlich nennt sie als vierte Dimension einen individuellen „Zustand des Außer-sich-Seins im Sinne einer Uneigentlichkeit oder Selbstentfremdung von der eigenen Identität“ (ebd.). MAY und SCHÄFER (2021) verweisen darauf, dass WINKLER das sozialpädagogische Problem „eine Negation der Subjektivität“ (Winkler 1988: 281) nennt, „welcher keine Aufhebung in Gestalt einer erweiterten Subjektivität, sondern eine Destrukturierung des Aneignungssubjektes folgt“ (ebd.) und es sich damit „bei Aneignung und Entfremdung um zwei Seiten derselben Medaille zu handeln“ (May 2021b: 163) scheint. WINKLER selbst verweist im Zusammenhang mit Aneignung auf MARX und seine Pariser Manuskripte: „[M]enschliches Handeln vergegenständlicht sich in der Welt und als solche, um als eine fremde Wirklichkeit wieder aufgenommen und in die subjektive Tätigkeit zurückgenommen werden zu müssen“ (Winkler 2004: 77). So handele es sich um ein „unvermeidliche[s] Geschehen“ (ebd.), welches „im Reproduktionsprozess der menschlichen Gattungsglieder [...] durch Eigentumsverhältnisse verzerrt wird“ (ebd.) und so „die Rücknahme subjektiver Tätigkeit verhinder[e]“ (ebd.).

8.7. Entfremdung als Gegenstand Sozialer Arbeit

SCHAARSCHUCH stellt in seinem Aufsatz *Entfremdung vom Sozialen* die Frage nach dem Gegenstand der Sozialen Arbeit und „diskutiert den Vorschlag, den Gegenstand der Sozialpädagogik als die Bearbeitung des konflikthaften Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft unter pädagogischen Gesichtspunkten zu fassen“ (Schaarschuch 2019: 249). Sowohl SCHAARSCHUCH als auch MAY (2021) verweisen auf verschiedene Ansätze, den Gegenstand zu fassen: angefangen bei WINKLERS (1988) *Subjekt, Ort und Situation* sowie HEINZ SÜNKERS (1989) Vorschlag, *Bildung, Alltag und Subjektivität* als den Gegenstand der Sozialpädagogik zu setzen, über PAUL NATORPs Aussage, „die sozialen Bedingungen der Bildung und die Bildungsbedingungen des sozialen Lebens“ (Natorp 1974: 86) als das Thema der Wissenschaft der Sozialpädagogik zu fassen, TIMM KUNSTREICHs und MAYs (1999) Bestimmung der Sozialen Arbeit als „Bildung des Sozialen“ [...], die in *praktischer Dialektik* unauflösbar mit einer dabei zugleich stattfindenden ‚Bildung am Sozialen‘“ (May 2021b: 161). SCHAARSCHUCH gelangt schließlich zu der Erkenntnis, dass „die Kategorie des Konflikts im Verhältnis von Individuum und Gesellschaft [...] in den neueren Ansätzen der Bestimmung des Gegenstandes der Sozialpädagogik die zentrale Position ein[nehme], um das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft inhaltlich zu qualifizieren“ (Schaarschuch 2019: 254 f.) und verweist auf ZIEGLER, der den Vorschlag gemacht hat, „das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft als eines der ‚Entfremdung‘ zu fassen“ (ebd.: 256). ZIEGLER orientiert sich bei seinem Ansatz zunächst am Capability Approach, darüber hinaus aber auch explizit an MARX‘ Ökonomisch-philosophischen Manuskripten, in denen er „Entfremdung [...] als eine in politisch-ökonomischen Verhältnissen verortete, dezidiert relationale Kategorie eingeführt, die sich auf das Verhältnis von Menschen zu ihrer lebendigen und toten Arbeit, sprich zu ihren Tätigkeiten und den Produkten ihrer Tätigkeiten, zu ihren Beziehungsformen und schließlich zu ihrer eigenen ‚Natur‘ als menschliches Gattungswesen bezieht“ (Ziegler 2018: 134 f.). Die „generelle Aufgabe der Sozialen Arbeit besteht demnach in der Erbringung von Vermittlungsleistungen im widersprüchlichen Verhältnis von Individuum und Gesellschaft“, soll sie sich doch mit „Fragen der (sozialen) Lebensführung“ (ebd.: 131f.) von Individuen beschäftigen sowie deren Bewertung und nicht etwa um die ausschließliche Bearbeitung sozialer Probleme, da dies zu einer Engführung verleite (vgl. ebd.: 129). ZIEGLER verweist darauf, dass Soziale Arbeit die Aufgabe habe, „Subjekt-Gesellschaftsproblematiken (zumindest auch) im Hinblick auf die Ansprüche der Subjekte auf eine gelingende Lebensführung in den Blick zu nehmen“ (ebd.: 132; Herv. i. Orig.). ZIEGLER beschreibt das Phänomen der Entfremdung in Anlehnung an ROY BHASKAR (2008) und MARGARET ARCHER (2003) als „die Nicht-Verfügbarkeit von Autonomie und Kontrolle über die eigene Lebensführung, vor allem aber einen Zustand des Abgeschnittenseins“ (Ziegler 2018: 135). Es geht dabei vor allem um die fehlenden „*gedeihlichen* Entwicklungsmöglichkeiten [...] um die

Abwesenheit oder Nichterreichbarkeit *relevanter* Zielhorizonte eines *gelingenden* eigenen Lebensprojekts sowie die *bedeutungsvollen* und ‚resonanten‘ Sozialbeziehungen“ (ebd.: 136; Herv. i. Orig.). SCHAARSCHUCH stellt dem Begriff der Entfremdung den Begriff der *Vergesellschaftung*⁹⁰ zur Seite; Ausgangspunkt seiner Argumentation ist die Überlegung, „das ‚Soziale‘, das Gesellschaftliche, in einem systematischen Zusammenhang mit den realen, materiellen Prozessen der Selbsterzeugung des Menschen und seiner Lebenserhaltung zu denken“ (Schaarschuch 2019: 257), d. h. Vergesellschaftung ist demnach immer an die gesellschaftliche Arbeit gebunden, „Menschen gehen zur Lebenserhaltung und Selbstverwirklichung durch Arbeit gesellschaftliche Verhältnisse ein“ (ebd.). „Vergesellschaftung [...] gründet [demnach] auf dem Privateigentum an Sachen, die in den gesellschaftlichen Tauschverkehr gebracht“ (ebd.) werden – der Besitz über die Ware oder eben deren Nichtbesitz bestimmt demnach über Zugehörigkeit oder Nicht-Zugehörigkeit. Vergesellschaftung bedarf nach SCHAARSCHUCH aber auch einer „Sanktionierung durch einen staatlichen Herrschaftszusammenhang durch staatliche Gewalt“ (ebd.: 259). Die Entfremdung vom Sozialen ist aber über „die Ebene der Zirkulation der ‚Eigentumsmarktgesellschaft‘“ (ebd.: 260) hinaus als Entfremdung durch das Abgeschnittensein „der Menschen von *gедeihlichen* Entwicklungsmöglichkeiten“ (Ziegler 2018: 136; Herv. i. Orig.) anzusehen. SCHAARSCHUCH bezieht sich in seiner Entfremdung vom Sozialen auf die Ökonomisch-philosophischen Manuskripte MARX‘ und beschreibt die „*Entfremdung des Menschen von dem Menschen*“ (MEW Bd. 40: 517; Herv. I: Orig.) als „das Resultat der Vergesellschaftung des Arbeiters als Ware unter den Bedingungen des Kapitalverhältnisses“ (Schaarschuch 2019: 261). Die gesellschaftlichen Bezüge treten dem Menschen nun als fremde Macht gegenüber, als *zweite Natur*, was dazu führt, dass nur denjenigen „die Konstitution der bürgerlichen Gesellschaft zugesprochen wird [...] die ihr Privateigentum in den gesellschaftlichen Tauschverkehr einbringen“ (ebd.). Somit kommt es, so SCHAARSCHUCH weiter, zu dem Versuch, die Entfremdung vom Sozialen zu kompensieren, indem die „Erfüllung sozietärer sowie emotionaler Bedürfnisse ins Private, das – einerseits – durch seine Trennung vom Gesellschaftlichen selbst eine entfremdete Sphäre darstellt, die – andererseits – strukturell diese Erfüllung nicht zu leisten in der Lage ist und somit neue pathogene Widersprüche und Konflikte hervorbringt“ (ebd.), projiziert wird und dort „vollständig von der Warenförmigkeit seiner Ausgestaltung

⁹⁰ Der Begriff der Vergesellschaftung wird im Rahmen der vorliegenden Arbeit immer wieder aufgegriffen, so etwa bei Habermas und Winkler. Habermas verweist dabei auf Mead, Humboldt und Kierkegaard: „[D]aß sich die Individuierung nicht als die in Einsamkeit und Freiheit vollzogene Selbstrealisierung eines selbsttätigen Subjekts vorgestellt wird, sondern als sprachlich vermittelter Prozeß der Vergesellschaftung und der gleichzeitigen Konstituierung einer ihrer selbst bewußten Lebensgeschichte“ (Habermas 1994: 440) vollzieht. Vergesellschaftung meint demnach ein zu eigen machen der Erwartungen der Bezugspersonen durch das heranwachsende Subjekt, „um sodann die vielfältigen, auch widersprüchlichen Erwartungen durch Abstraktion zu verallgemeinern und zu integrieren“ (ebd.), wodurch ein „inneres Zentrum der Selbststeuerung individuell zurechenbaren Verhaltens“ (ebd.) entsteht.

erfasst ist“ (ebd.). MAY verweist mit Blick auf MARX darauf, dass Entfremdung auch dann nicht aufzuheben sei, „wenn all jene *Capabilities* sozialpolitisch garantiert und über Soziale Arbeit für deren Adressat_innen verfügbar wären“ (May 2020: 219; Herv. i. Orig.), da es sich nach wie vor um tote Arbeit handele und eine Trennung zwischen der Arbeitskraft und den Produktionsmitteln vorhanden sei, zumal sich die Adressat*innen der Entfremdung nach wie vor nicht bewusst seien. Daher fordert er einerseits im Sinne LEFEBVREs eine *Individualisierung in der Vergesellschaftung*, was die Anerkennung alternativer Lebensentwürfe beinhaltet, andererseits aber auch die bereits angesprochene Aufhebung der Trennung zwischen Arbeitskraft und Produktionsmittel, damit die Adressat*innen ihr „Alltagsleben zum wichtigsten Werk der endlich bewussten Praxis“ (Lefebvre 1975b III: 10) machen können, was mit einer Transformation der Institutionen Sozialer Arbeit einhergehen müsste.

8.8. Entfremdung bei jungen erwachsenen Wohnungslosen

Dies führt mich zu den jungen erwachsenen Wohnungslosen und der Frage, inwieweit sich diese Aussagen auf eben jene Zielgruppe beziehen lassen. Gerade auch ZIEGLERs Feststellung in Anlehnung an ARCHER (2006), dass es eben nicht darum gehen kann, „die Inhalte der Projekte vorzugeben oder festzulegen, die Menschen in ihrem Leben verfolgen. Dies beschreibt gerade den Zustand von Entfremdung“ (Ziegler 2018: 135), sondern dass es vielmehr darum gehen müsse, die Fähigkeit zu vermitteln, „Kontrolle über sich selbst auszuüben, seine Kräfte kompetent und angemessen einzusetzen“ (Sayer 2012: 558). An dieser Stelle verweist ZIEGLER darauf, die Aspekte NUSSBAUMs für ein gutes Leben heranzuziehen, da sich „[ü]ber Entfremdung, die Verhinderung menschlicher ‚Realfreiheit‘ [...] nur dann und nur insofern gehaltvoll sprechen [ließe], wie sie auf ein gehaltvolles Konzept von Subjektivität, Autonomie und Würde bezogen wird“ (Ziegler 2018: 136). Bei den *Capabilities*, den Entfaltungsmöglichkeiten, geht es, wie weiter oben bereits ausführlich beschrieben wurde, um „die realen Freiheiten der Subjekte, sich für – oder gegen – die Realisierung von unterschiedlichen Kombinationen solcher Funktionsweisen entscheiden zu können sowie um die lebenspraktisch realen ‚Kosten‘, die mit diesen Entscheidungen (in strukturell selektiver Weise) verbunden sind“ (ebd.: 139). Ich schrieb mehrfach mit Verweis auf WALLNER (2010), dass das Leben auf der Straße eine für die jungen erwachsenen Wohnungslosen als sinnvoll erachtete Alternative angesehen wird, gleichzeitig möchte ich mit Bezug auf NUSSBAUMs Liste der *Capabilities* darauf hinweisen dass die jungen erwachsenen Wohnungslosen eben nicht „die gleiche (positive) Freiheit genießen, ihr Leben frei zu wählen, d. h. auch Lebensprojekte zu realisieren, die sie sich angeeignet haben, die sie wertschätzen und mit Relevanz, Bedeutung, Sorge und Gewicht ausstatten“ (Ziegler 2018: 140; Herv. i. Orig.). ZIEG-

LER greift in Anlehnung an ELIZABETH ANDERSON (1999) zwei hinzugefügte Capabilities heraus, die notwendig seien, „um Akteur_innen in modernen Gesellschaften zu befähigen, aus sozialen Deprivations- und Marginalisierungsverhältnissen zu entkommen“ (Ziegler 2018: 141), und „die auf die gleichberechtigte Teilnahme sowohl an kooperativer Produktion wie an kollektiven Entscheidungen zielen“ (May 2019: 58). Für ZIEGLER beinhaltet die Beteiligung „insbesondere auch die Befähigung von Akteur_innen gegenüber öffentlichen Institutionen, die eigenen Präferenzen, Wünsche und Erwartungen zu äußern und ihnen Gewicht zu verleihen, statt sich lediglich von außen an sie herangetragenen Vorgaben und Zumutungen zu unterwerfen“ (ebd.). An dieser Stelle möchte ich einen Bezug zum Hilfeplanverfahren und den Kostenträgern ziehen, denn hier ist m. E. nur eine geringe Beteiligung der jungen erwachsenen Wohnungslosen zu erkennen. Ziele und Vorgaben werden zwar im Rahmen des Verfahrens gemeinsam erarbeitet – im besten Fall –, aber die formulierten Wünsche und Präferenzen spiegeln m. E. möglicherweise nur bedingt die tatsächlichen Wünsche und Ziele und dienen so vielleicht nur einer Aufnahme bzw. Verlängerung der Maßnahme, da Träger und Kostenträger eine Mitwirkungspflicht sowie das Vorhandensein bestimmter Ziele erwarten. So werden immer wieder in den Gesprächen und auch den Hilfeplänen ein Schul- oder ein Ausbildungsabschluss genannt – Ziele, die von Kostenträgerseite als notwendig erachtet werden. MAY beschreibt dies folgendermaßen: „So sehen sich Adressat_innen von denen ihnen über diese Form der Institutionalisierung Sozialer Arbeit als Individuen *entfremdeten* Fachkräften mehr oder weniger genötigt, deren pädagogische Erwartungen zu erfüllen. Dies geht mit entsprechenden – zumindest inneren – Widerständen einher“ (May 2020: 220; Herv. i. Orig.). Nach ZIEGLER ist das gute Leben das gute Leben, über das Menschen verfügen (vgl. ebd.: 141 f.). MAY (2020) erweitert ZIEGLERs Ansatz um die Frage WINKLERs, „wie ein Ort beschaffen sein muss, damit ein Subjekt an ihm leben und sich entwickeln kann, damit er auch als Lebensbedingung vom Subjekt kontrolliert wird“ (Winkler 1988: 278), denn im Capability Approach sei die Frage nach der „Nutzbarmachung und ihre Grenzen“ (Bareis 2012) weitgehend ausgeblendet. MAY verweist auch auf LEFEBVRE (2016) und seine Forderung nach dem Recht auf Stadt und den damit verbundenen Capabilities, die noch über WINKLERs Forderung nach einem sozialpädagogischen Ortshandeln hinausgehen, da LEFEBVRE „entsprechende Aneignungsmöglichkeiten von Orten fordert“ (May 2020: 219), was seiner Meinung nach dazu führt, dass „Soziale Arbeit aufgefordert [wird], solche vorzustrukturieren, um sie dann gemeinsam mit den jeweiligen Adressat_innen auszugestalten“ (ebd.), was jedoch mit Verweis auf WINKLER auch die Auflösung der „das Subjekt beherrschenden und in den Modus der Differenzen drängenden Zusammenhänge“ (Winkler 1988: 279) bedeutet.

Ein weiterer Aspekt, den MAY mit Verweis auf NEGΤ und KLUGE (1981) einbringt, ist die Trennung der Arbeitskraft von den Produktionsmitteln, die sich s. E. aber „nicht auf die kapitalistischen Produktionsverhältnisse beschränkt“ (May 2020: 224), sondern auch in den Bezügen der Sozialen Arbeit erfassen lasse: „Auch in allen Institutionalisierungsformen Sozialer Arbeit, die nicht genossenschaftlich oder in einer anderen Form der Selbstverwaltung organisiert sind, stehen deren Adressat_innen die Produktionsmittel [...] nicht frei zur Verfügung. Vielmehr werden sie in deren Rahmen zumeist sozialbürokratisch nach mehr oder weniger strikten Regeln verwaltet“ (ebd.), was dazu führt, dass es sowohl zu einer Entfremdung von den anderen Menschen als auch einer Entfremdung von der eigenen Tätigkeit kommt. CREMER-SCHÄFER und STEINERT (2014) konstatieren den Fachkräften aufgrund „durch-administrierten kategorialen Zuschreibungen [...] damit korrespondierende[n] Herrschaftstechniken bzw. Interventionstypen“ (ebd.: 61) eine Machtposition gegenüber den Adressat*innen, sich in Zuschreibungen äußert. So werden „Abweichungen von hegemonialen Normalitätsstandards als *Schwäche* – wenn nicht gar als Krankheit - zugeschrieben“ (May 2020: 220; Herv. i. Orig.), was die Entfremdung der Adressat*innen von sich selbst, „dem, wie sie interagieren und handeln sowie *ihren Mitmenschen* noch zusätzlich [verstärkt] [...] Da in dieser *Institutionalisierungsform* allein die Fachkräfte nach entsprechenden sozialbürokratischen Regeln über die *Produktionsmittel* verfügen, ist mit der *Fürsorge* zugleich ein Herrschaftsverhältnis konstituiert“ (ebd.; Herv. i. Orig.). Dies kann so (ungewollt) zu einer Verhinderung von Aneignung führen und dem, was weiter oben bereits ausgeführt wurde, nämlich der Artikulation der „an sie gerichtete[n] Erwartungen seitens der Fachkräfte“ (ebd.: 5) „als vermeintlich eigene Ziele und zu [deren] Erreichung benötigte[n] Unterstützungsleistungen“ (ebd.).

Ein weiterer Aspekt, den MAY in seinem Aufsatz Praktiken Sozialer Arbeit in der Gemeindepsychiatrie einbringt, ist das *tuning* (May 2020: 221; May 2017: 122 ff.), mit dem er beschreibt, dass sozial erwünschte Lebensäußerungen von Adressat*innen subtil verstärkt und unerwünschte Äußerungen abgeschwächt werden, „indem deren Lust- und Unlustempfindungen bei der Aneignung äußerer Objekte gezielt in die von den Erziehenden erwünschte Richtung modifiziert werden“ (May 2020: 221), was zu einer weiteren *Entfremdung von sich selbst* führt bzw. zu einer *Entfremdung zweiten Grades* (Lefebvre 1975a: 68). Mir ist dieses Verhalten seitens der Fachkräfte häufig in Fallsteuerungskonferenzen aufgefallen, wenn sozial erwünschte Äußerungen etwa aufgegriffen und im Hilfeplangespräch im Beisein der Nutzer*innen eingebracht wurden mit dem Hinweis, dass der*die Adressat*in dieses oder jenes doch so sehr wolle. Mit SCHAARSCHUCH verwies ich darauf, dass die Entfremdung vom Sozialen zu kompensieren versucht wird, indem die „Erfüllung sozietärer sowie emotionaler Bedürfnisse ins Private“ (Schaarschuch 2019: 261) projiziert wird und dort „vollständig von

der Warenförmigkeit seiner Ausgestaltung erfasst ist“ (ebd.). Auch die jungen erwachsenen Wohnungslosen sind von dieser doppelten Entfremdung vom Sozialen, wie SCHAARSCHUCH es nennt, betroffen: Einerseits können sie ihre Arbeitskraft nicht gewinnbringend einbringen, sind also „immer nur prekär in diese einbezogen“ (ebd.: 262), gleichzeitig versuchen sie ihre Freizeit zu strukturieren, die „vollständig von der Warenförmigkeit [ihrer] Ausgestaltung erfasst ist“ (ebd.). MARCUSE spricht von einer „totalen Kommerzialisierung“ (Marcuse 1998: 108), die dazu führe, dass „sich die Herrschaft der Äußerlichkeiten mittlerweile ins Innere der Menschen vorgearbeitet habe“ (ebd.: 33) und es dadurch statt einer Zerrissenheit ein Gleichgewicht gebe, das allerdings falsch sei, „weil dasjenige, was von den Menschen angeeignet werde, nicht das von ihnen selbst zuvor entäußerte ist, sondern etwas *für sie* Produziertes und Vor-Ausgelegtes“ (Henning 2015: 164; Herv. i. Orig.) sei. Entfremdung totalisiert sich gleichermaßen, so dass das ganze System entfremdet ist und die Menschen es daher nicht mehr bemerken: „Wenn die Individuen sich in Dingen wiederfinden, die ihr Leben gestalten, dann geschieht das nicht, indem sie den Dingen das Gesetz geben, sondern indem sie es hinnehmen – [...] das ihrer Gesellschaft. Ich habe soeben darauf verwiesen, dass der Begriff der Entfremdung fraglich zu werden scheint, wenn sich die Individuen mit dem Dasein identifizieren, das ihnen auferlegt wird [...] Die Wirklichkeit bildet jedoch eine fortgeschrittenere Stufe der Entfremdung aus. Diese ist gänzlich objektiv geworden; das Subjekt, das entfremdet ist, wird seinem entfremdeten Dasein einverleibt“ (Marcuse 1964: 31). Gesellschaftliche Zwänge, wie der zur Konkurrenz, die fremdgesteuerte Überformung der Bedürfnisse durch die Werbung, die Notwendigkeit, sich ständig anzupassen oder die Bevormundung am Arbeitsplatz führen nach FROMM zur Entfremdung und zum Selbstverlust (Fromm 1955: 174). SALOMON weist darauf hin, dass der „Mensch, dem alle Wohlfahrtspflege gilt, [...] ein unteilbares Wesen (Individuum d. h. Unteilbares)“ (Salomon 1998: 139) sei und deshalb „*in seiner Einheit Gegenstand der Wohlfahrtspflege* [ist], nicht seine wirtschaftliche Lage oder seine Gesundheit oder seine Sittlichkeit“ (ebd.: 140; Herv. i. Orig.). Dem ganzheitlichen Blick auf die Adressat*innen, den SALOMON hier fordert, steht allerdings durch den Zwang des Kapitalismus eher eine Trennung der „einzelnen gegenständlichen Wesenskräfte, also die einzelnen im Menschen praktisch arbeitenden Eigenschaften“ (Negt/Kluge 1981: 78) entgegen, die dazu führt, dass das Subjekt „im Rahmen der Sozialisation in verwertbare und nichtverwertbare Anteile aufgetrennt und lediglich als entfremdete wieder zusammengefügt“ (May 2021b: 170) wird. So werden die jungen erwachsenen Wohnungslosen von Kostenträgerseite möglicherweise – so meine Unterstellung – auch nur als Kostenfaktor gesehen, denen schon etliche Chancen angeboten wurden, die sie nie ergriffen haben bzw. ergreifen konnten oder wollten.

III. Evaluationsteil

1. Einführung in die Empirie

1.1. Zweck der Evaluation

Die vorliegende Evaluation ist eingebunden in das Projekt *Dock#30*, das von zwei Trägern der Freien Wohlfahrt als Pilotprojekt in einer hessischen Kommune mit Unterstützung des Jugendamtes und des überörtlichen Sozialhilfeträgers durchgeführt wird. Hierbei handelt es sich um ein Modellprojekt, welches auf einen Zeitraum von fünf Jahren angelegt ist. Dieses Angebot soll jungen erwachsenen Wohnungslosen eine Orientierung bieten, neue Lebensentwürfe zu erarbeiten; häufig wurde es von den Kostenträgern als *dritte Chance* bezeichnet und auch so verstanden.⁹¹ Im Mittelpunkt der Arbeit steht der Beziehungsaufbau zu den Fachkräften innerhalb des Projektes und die Erarbeitung von Perspektiven. Aus den Erfahrungen mit jungen erwachsenen Wohnungslosen in der Wohnungsnotfallhilfe bzw. der Wohnungslosenhilfe und der Psychischkrankenhilfe entstand das zugrundeliegende Konzept, welches seit 2019 erprobt wird. Aus der Erfahrung heraus, dass die bestehenden Konzepte der Einrichtungen und Maßnahmen nicht auf die Zielgruppe der jungen erwachsenen Wohnungslosen zugeschnitten waren bzw. sind, entstand ein Projekt, mit dem schwer erreichbare junge Erwachsene gezielt angesprochen werden sollen. Die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung sollen direkt wieder in das Projekt einfließen; im Rahmen einer formativ-gestaltenden Untersuchung, sollen die Ergebnisse insofern berücksichtigt werden, dass Schwachstellen erkannt und verbessert werden. Nach HILDEGARD BOCKHORST soll durch die formative Evaluation die Praxis unterstützt und verbessert und Nutzerinteressen besser erkannt werden (Bockhorst 2008: 28). Im Fokus der Untersuchung stehen die Interessen und Wahrnehmungen der jungen erwachsenen Wohnungslosen und nicht etwa die Interessen und Wahrnehmungen der Fachkräfte; so sollen – im Idealfall – Ergebnisse generiert werden, die auch auf andere Einrichtungen übertragen werden können, die eben jene Zielgruppe im Mittelpunkt ihrer Arbeit haben.

⁹¹ Vgl. Morgenroth, Christine (2010): Die dritte Chance: Therapie und Gesundung von jugendlichen Drogenabhängigen. Wiesbaden: VS Verlag

1.2. Inhalt und Aufbau der Studie

In Kapitel 2 werden der Evaluationsgegenstand und die zugrundeliegende Fragestellung erörtert. Hier werden auch Inhalte und Bezüge zum bestehenden Konzept *Dock#30* hergestellt. In Kapitel 2.1. wird zunächst der Evaluationsgegenstand kurz skizziert und dann in Kapitel 2.2. mit Blick auf das zugrundeliegende Konzept der beiden Träger die Ziele aus Sicht sowohl der Kostenträger als auch der Leistungserbringer dargelegt. Allerdings – und darauf weist das Konzept bereits hin – können diese im Gegensatz zu den Wünschen, Bedürfnissen, Äußerungen und Zielen der jungen erwachsenen Wohnungslosen stehen. Zum Zeitpunkt der Fertigstellung der vorliegenden Arbeit sind bereits vier Jahre der Projektlaufzeit abgeschlossen. Im Laufe der Durchführung des Projektes gab es verschiedene Erkenntnisse, die immer wieder ausgewertet wurden und deren Ergebnisse wiederum in das Projekt einfließen und dazu führten, dass bestimmte Ansätze und Methoden in die Arbeit zurückwirkten. Dies wird im Kapitel 2.3. „Beschreibung der Programmaktivitäten“ aufgeführt. Im Kapitel 2.4. „Kontext“ wird kurz die Geschichte des Programms sowie dessen politische Verortung in der sozialpolitischen Landschaft dargestellt, um anschließend die Zielgruppe des Projektes in Kapitel 2.5. zu skizzieren. Dies wird mit Blick auf den theoretischen Teil der vorliegenden Arbeit nur kurz angerissen, da dort bereits sehr ausführlich auf die jungen erwachsenen Wohnungslosen eingegangen wurde. Gleichzeitig soll hier aber auch auf die bereits getätigten Erfahrungen im laufenden Projekt eingegangen werden, wie etwa auf die Teilnahmevoraussetzungen und vorzeitige Abbrüche. In Kapitel 2.6. werde ich näher auf die Struktur des Projektes eingehen, also den Aufbau, die Struktur der Mitarbeitenden sowie deren Qualifikation etc., um dann schließlich in Kapitel 2.7. die Fragestellung zu konkretisieren, die der vorliegenden Arbeit zugrunde liegt, und auszuführen, welche Informationen hierzu benötigt werden (Kapitel 2.8.).

In Kapitel 3 werden das Evaluationsdesign sowie die Erhebungs-, Auswertungs- und Bewertungsverfahren dargestellt (Kapitel 3.1.). Da die Lebenswelt der jungen erwachsenen Wohnungslosen betrachtet werden soll und Konstruktionsprozesse von *Räumen der Repräsentationen* der Lebenswelt beschrieben werden, bieten sich Interviews mit der Zielgruppe an. So können auch eigene Inszenierungen und Darstellungen erkannt werden, in denen sich Erfahrungen und Orientierungen rekonstruieren lassen. Hierauf werde ich in Kapitel 3.2. näher eingehen. Der Feldzugang ergab sich für mich durch meine eigene Arbeit als Sozialarbeiter im Bereich der Wohnungslosenhilfe bzw. Wohnungsnotfallhilfe. Dies werde ich in Kapitel 3.3. näher beleuchten. Die Gespräche, die ich in Anlehnung an GIRTLERs ero-epische Gesprächsform führte und die hier dargestellt werden, sind anonymisiert und pseudonymisiert (Kapitel 3.4.). Im Rahmen der Evaluation gab es äußere Einschränkungen, die durch das SARS-CoV-2-Virus bedingt waren; konnte ich zu Beginn der Arbeit, d. h. bis März 2020 noch

in Präsenz Gespräche führen und das Projekt begleiten, so gab es ab März 2020 immer wieder Lockdowns und Zugangsbeschränkungen, die auch auf das Projekt Dock#30 zuträfen. Auf die besonderen Veränderungen gehe ich im Kapitel 3.5. ein. Die Gespräche habe ich mit Blick auf RITSERTs Aktionssinn und Aktorsinn ausgewertet, um so zum einen das herauszustellen, „woran der Akteur selbst mehr oder minder klar und bewusst orientiert ist“ (Ritsert 2009: 73), zum anderen aber auch den Sinn herauszuarbeiten, den „eine Handlung selbst hat.“ (ebd.: 74). Darauf gehe ich in den beiden Kapiteln 3.6. und 3.7. ein.

Die Ergebnisse der Untersuchung sollen im Kapitel 4 zusammengefasst werden. Beginnend mit den Fallsteuerungskonferenzen (Kapitel 4.2.1.) möchte ich auf das Hilfeplaninstrument der Kostenträger eingehen, das dem der Jugendhilfe entlehnt ist. Ausgehend von einem personenzentrierten Ansatz sollen zum einen die Ziele und Sichtweisen der jungen erwachsenen Wohnungslosen vorgestellt werden und Berücksichtigung finden, zum anderen werden auch Expert*innensichtweisen eingebracht und berücksichtigt. Allerdings zeigt sich in den Fallsteuerungskonferenzen m. E., dass dieses nur teilweise geeignet erscheint, bedürfnisorientierte Unterstützung und ressourcenorientierte Maßnahmen umzusetzen. Aus den Gesprächen heraus hat sich gezeigt, dass junge erwachsene Wohnungslose Einrichtungen wie das Dock#30 aus unterschiedlichen Absichten heraus nutzen. In den Falldarstellungen (Kapitel 4.2.2.) werden zwei Gruppen von Nutzenden beschrieben, die auf unterschiedliche Art und Weise Angebote des Hilfesystems annehmen. So gibt es diejenigen, welche die Angebote lediglich als Anlaufstelle, als Meldeadresse, als Notschlafplatz oder als Rückzugsort nutzen und sich kaum oder gar nicht dort aufhalten, sondern Raum hauptsächlich außerhalb des Hilfesystems aneignen. Zum anderen gibt es die Gruppe derjenigen, für welche die Maßnahmen und Angebote realistische Perspektiven ermöglichen. In Kapitel 4.2.3. werde ich auf Rauman eignungsstrategien junger erwachsener Wohnungsloser eingehen. So berichten viele der Gesprächspartner*innen von Erfahrungen, die ich als Aneignungsverhinderung durch Dritte bezeichnen würde; dies sind zum einen Erfahrungen in unterschiedlichen Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe, der Kinder- und Jugendhilfe, der Psychiatrie o. ä., zum anderen aber auch Begegnungen im Rahmen des Projektes Dock#30. So scheinen Fachkräfte Rauman eignung bewusst oder unbewusst zu verhindern, indem sie als Raumwarter*innen zu fungieren scheinen (Kapitel 4.2.3.1.). Weitere Erfahrungen, die in den verschiedenen Gesprächen auch immer wieder genannt werden, sind Eingriffe des Systems in die jeweiligen Lebenswelten der jungen erwachsenen Wohnungslosen. Man könnte von einer Kolonialisierung der Lebenswelten sprechen, indem beispielsweise Ziele und Vorgaben von Seiten der Kostenträger auf die jungen erwachsenen Wohnungslosen übertragen und in der Folge auch erwartet oder eigene Lebensentwürfe, Ziele und Perspektiven entwertet werden. Dies kann m. E. auch mit Entfremdungserfahrungen der jungen erwachsenen Woh-

nungslosen bezeichnet werden, die sich durch eben diese Eingriffe abzeichnen (Kapitel 4.3.2.2.). Ein weiterer Aspekt, der sich in den Gesprächen zeigt, sind die Repräsentationen und die Selbstinszenierungen der jungen erwachsenen Wohnungslosen, die ich im Kapitel 4.2.3.3. darzustellen versuche, und bei denen es sich m. E. um Bemühungen handelt, sich von anderen jungen Erwachsenen abzugrenzen, die sich in ähnlichen Lebenslagen befinden. Dies versuche ich vor allem aus dem Blick des Aktionssinnes heraus zu interpretieren, also dem Sinn, den eine „Handlung selbst hat“ (Ritsert 2009: 74). Doch auch gelingende Aneignung konnte ich in den Gesprächen mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen erkennen (Kapitel 4.2.3.5.) – auch wenn diese teilweise im Gegensatz zu konventionellen Ansichten und Maßstäben der Mehrheitsgesellschaft stehen mögen – soziale Prozesse, „die aus einer gesellschaftlichen Perspektive als problematisch und bedrohlich gesehen“ (Uhlendorff 2009: 561) und von WINKLER als das „Sozialpädagogische Problem“ (Winkler 1988: 105) umschrieben werden. Abschließen werde ich das Kapitel mit einer Einschätzung und subjektiven Bewertung auch hinsichtlich der Übertragbarkeit auf andere Einrichtungen und Angebote.

In Kapitel 5 arbeite ich in Anlehnung an bestehende Interaktionsmuster bzw. Kategorien nach BAUMANN und RÄTZ-HEINISCH einzelne Fallbeispiele heraus, die sich eben diesen Kategorisierungen zuordnen lassen. Auch wenn sich beide Autoren hauptsächlich mit Kindern bzw. Jugendlichen befassen, lassen sich doch auch Bezüge zu den jungen erwachsenen Wohnungslosen herstellen. Vor allem mit Blick auf das Kapitel 6 „Schlussfolgerungen und Empfehlungen“ scheint mir diese Zuordnung und der damit verbundene Vergleich mit den beiden Ansätzen von BAUMANN und RÄTZ-HEINISCH von besonderem Interesse zu sein, lassen sich m. E. hieraus doch Handlungsempfehlungen für den Umgang und die Arbeit mit jungen erwachsenen Wohnungslosen, wie beispielsweise ein gemeinsames Fallverstehen oder eine akzeptierende Haltung, ableiten. In Kapitel 6 befasse ich mich schließlich mit den Schlussfolgerungen und Empfehlungen für die praktische Arbeit mit jungen erwachsenen Wohnungslosen; diese leite ich aus den Ergebnissen der Empirie ab und versuche sie auf die praktische Anwendbarkeit hin zu formulieren; teilweise sind diese aber auch eher als Utopien zu verstehen, die sich in der Praxis der Sozialen Arbeit aufgrund vorherrschender Rahmenbedingungen wohl nur schwerlich umsetzen lassen (vgl. Kapitel 6.2.7.). Andererseits gibt es aber auch einzelne Elemente aus den Empfehlungen, die schon Einzug in die Praxis gefunden haben, ganz im Sinne einer formativ-gestaltenden Untersuchung wie bei den Fallsteuerungskonferenzen (Kapitel 6.2.1.). Das abschließende Kapitel „Was bleibt?“ ist ein kurzes persönliches Resümee, das ich im Anschluss an die Evaluation nach knapp vier Jahren der Begleitung ziehe; ein sehr gemischtes Fazit.

2. Evaluationsgegenstand und Konkretisierung der Fragestellung

2.1. Evaluationsgegenstand

Beim Phänomen der jungen erwachsenen Wohnungslosen handelt es sich m. E. um ein gesamtgesellschaftliches *Problem*, sind es doch zumeist junge Menschen, die weitestgehend aus allen sozialen Bezügen herausgefallen sind. Häufig haben sie keinen Schulabschluss und keine abgeschlossene Ausbildung, leben von Transferleistungen oder werden von ihrer Familie, Freunden und Bekannten unterstützt. Schwarzarbeit ist für viele der jungen erwachsenen Wohnungslosen eine wichtige Einnahmequelle, um am gesellschaftlichen Leben soziokulturell teilnehmen zu können. Für die Leistungsträger und -erbringer sind es schwer oder kaum erreichbare junge Menschen, die sich häufig vom Hilfesystem abgewendet haben oder die von diesem aufgegeben worden sind. Für die Gesellschaft sind es häufig *Problemjugendliche* oder *-erwachsene*, da sie durch ihre Rauman eignungsstrategien und Rauminteressen häufig in Konflikt zur Mehrheitsgesellschaft stehen. Auf den Evaluationsgegenstand und die Anspruchsgruppe habe ich in den vorangegangenen Kapiteln ausführlich Bezug genommen, so dass ich an dieser Stelle nur eine kurze Zusammenfassung geben möchte. Bei dem Evaluationsgegenstand handelt es sich um das Projekt *Dock#30*, das von zwei Trägern der Freien Wohlfahrt als Pilotprojekt in Hessen mit Unterstützung des Jugendamtes und des überörtlichen Sozialhilfeträgers durchgeführt wird. Bei diesem innovativen Projekt handelt es sich um eine auf fünf Jahre angelegte Maßnahme für junge erwachsene Wohnungslose, die zwischen der Kinder- und Jugendhilfe (SGB VIII) und der Eingliederungshilfe (SGB XII) angesiedelt ist. Junge Menschen ohne eigene Wohnung oder Obdach haben hier die Möglichkeit, für einen Zeitraum von i. d. R. sechs Monaten zu leben und Perspektiven zu erarbeiten. Im Mittelpunkt des Projektes steht vor allem der Beziehungsaufbau zu den Fachkräften und die Arbeit an Zukunftsmöglichkeiten und -perspektiven für die Zeit nach dem Aufenthalt. So ist es aber auch möglich, das Angebot zu nutzen, ohne weitere Perspektiven zu erarbeiten und das Projekt ohne Anschlussmaßnahme zu verlassen. Eine erneute Aufnahme ist nach einer gewissen Zeit durchaus wieder möglich. Bei der Evaluation stehen die Sichtweisen der Betroffenen, der jungen erwachsenen Wohnungslosen im Mittelpunkt. So sind es vor allem deren Wahrnehmungen, deren Einschätzungen und Aussagen, die hier von Interesse sind in Bezug auf das Projekt, aber auch die Einschätzungen in Bezug auf die Wohnungslosen- bzw. die Wohnungsnotfallhilfe. In den Gesprächen mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen interessierten mich so deren Bedürfnisse, Wünsche, Einschätzungen, Pläne, Strategien und Ziele.

2.2. Ziele des Projektes Dock#30

Das Angebot des Projektes versteht sich als zieloffen, das nicht reglementierend in die Lebenswelten der jungen erwachsenen Wohnungslosen eingreifen will. Aus den Erfahrungen mit der Zielgruppe aus anderen Kontexten heraus, etwa der Kinder- und Jugendhilfe, der Eingliederungshilfe, der Arbeit mit psychisch Kranken oder der Straffälligenhilfe, war es notwendig, bestehende Strukturen zu überdenken und einschneidende bzw. einschränkende Rahmenbedingungen zu öffnen. So nutzen viele junge erwachsene Wohnungslose bestehende Einrichtungen und Angebote nur punktuell und entziehen sich an bestimmten Stellen immer wieder den Hilfeangeboten. Häufig werden die Voraussetzungen für eine Nutzung oder Teilnahme und die begleitenden Anforderungen an Maßnahmen als zu hochschwellig wahrgenommen. Daher soll das Projekt Dock#30 ein niederschwelliges Angebot darstellen. Den betroffenen Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen soll ein Anlauf- und Übernachtungsangebot zur Verfügung gestellt werden, „das zum einen den benötigten Schutz gewährt, zum anderen die Inanspruchnahme von Hilfen vorbereitet und sie in diese Hilfe begleitet“ (Konzept Dock30). Die Nutzer*innen sollen so in die Lage versetzt werden, bestehende Hilfsangebote zu nutzen. Als Anlauf- und Clearingstelle will das Projekt zunächst „die Betroffenen vor den häufig bestehenden ungesicherten Lebensverhältnissen mit ungesicherten Übernachtungsmöglichkeiten und ungesicherter Versorgung sowie vor der damit einhergehenden Gefahr von Gewalt und Ausbeutung [...] schützen“ (ebd.). Durch die Zurverfügungstellung einer Grundversorgung mit existentiell wichtigen Dingen wie Unterkunft, Verpflegung, Hygiene, Schutz etc., soll eine Verschlechterung der Lebensumstände verhindert bzw. stabilisiert werden. Durch stabile und vertrauensvolle Beziehungen zu den Fachkräften sollen persönliche, schulische, berufliche sowie soziale Perspektiven erarbeitet werden. Diese sollen eigene Ziele widerspiegeln und können so auch von gesamtgesellschaftlichen Perspektiven abweichen. In den ersten Überlegungen zu dem Projekt waren es vor allem folgende Ziele, die im Mittelpunkt standen:

- eine Rückzugsmöglichkeit/Schutzraum für die Jugendlichen und jungen Erwachsenen
- existentielle Grundversorgung (Frühstück, Duscmöglichkeiten und Wäschewaschen)
- vorbehaltlose Unterstützung und Akzeptanz
- Schutz vor Gewalt, Verwahrlosung und Bedrohung
- Beratungsangebot zur Aufarbeitung von persönlichen, schulischen, beruflichen sowie sozialen Problemen
- Aufbau und Stärkung der sozial-emotionalen und personalen Kompetenz
- Vermittlung weitergehender Hilfen
- Begleitung zu Ämtern
- Beziehungsarbeit.

So war es zu Beginn der Überlegungen vor allem der Wunsch, eine Anlaufstelle zur Verfügung zu stellen, die von jungen Menschen in persönlichen Notlagen genutzt werden kann. Alltagspraktische Unterstützung, die Möglichkeit der Erholung, des Ausruhens und des Austauschs bzw. Treffens mit anderen waren weitere Bausteine der ersten Überlegungen. Aber auch das Leben in der Gruppe stand von Beginn an im Fokus der Träger; Erfahrungen im Bereich der Gruppenkultur, Übernahme von Aufgaben und Verantwortung innerhalb der Gruppe sollten möglich sein. Durch die gemachten Erfahrungen im Bereich der Wohnungslosenhilfe mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen waren es vor allem aber das Beziehungsangebot zu sozialpädagogischen Fachkräften, das ein Öffnen ermöglichen sollte – ohne Druck. Das Projekt hat sich zum Ziel gesetzt, neuartige Strukturen zu entwerfen, „die von den betroffenen Jugendlichen und jungen Erwachsenen mitgestaltet und mitgeplant werden können und sollen“ (ebd.). Dies bedeutet, eine grundlegende Veränderung zu bestehenden Hilfeangeboten. So können die Nutzer*innen Angebote annehmen, müssen aber nicht. Gerade mit Blick auf die Jugendhilfe nach SGB VIII ist dies ein Perspektivwechsel, ist doch dort die Mitwirkungspflicht Voraussetzung zur Gewährung von Hilfen und Unterstützungsangeboten. So versucht das Projekt auch Jugendliche und junge Erwachsene zu erreichen, die aus allen Netzen gefallen sind.

2.3. Beschreibung der Projektaktivitäten

Das Projekt Dock#30 wird seit Februar 2019 erprobt. Die Einrichtung wurde ab dem 01.04.2019 belegt und die zwölf Plätze waren nach kurzer Zeit schon vergeben; teilweise wurden über das örtliche Jugendamt und den überörtlichen Sozialhilfeträger Klient*innen zugewiesen, teilweise gab es aber auch Selbstmelder, die von dem Projekt erfahren hatten. Der Sachstandsbericht vom November 2019 beschreibt die erste Zeit mit den Bewohner*innen als eine Zeit des „Ankommens, Einlebens und gegenseitige[n] Kennenlernen[s].“ Die meisten der jungen Menschen kamen aus der Wohnungslosigkeit oder aus Wohnsituationen, „die nur zeitlich befristet bis zur Aufnahme im Dock#30 zur Verfügung standen“ (ebd.). Als Problemlagen wurden ein Mangel an Fähigkeit/Bereitschaft zur Verbindlichkeit, begrenzte Belastbarkeit, Suchtproblematiken, Schulden, Affektlabilität, schwierige Erfahrungen mit Helfersystemen und wenig Vertrauen in eigene Perspektiven sowie Delinquenz genannt. Die Arbeit mit der Zielgruppe, dem *Erstbezug*, stellte hohe Anforderungen an die Mitarbeitenden der Einrichtung, aber auch an die Bewohner*innen untereinander. So kam es nach kurzer Zeit bereits zu den ersten Rauswürfen aus dem Projekt; ein Einbruch durch mehrere Bewohner in das Büro des Dock#30 führte zur Festnahme von zwei Bewohnern, die im Anschluss

in Untersuchungshaft kamen. Hier zeigten sich erste Problematiken mit der Klientel, aber auch mit dem Konzept: Die Weigerung, die beiden jungen Männer wieder in das Haus aufzunehmen, führte zur Inhaftierung, da beide als wohnungslos galten. Zwei weitere Bewohner mussten das Haus verlassen, da sie Mitbewohner*innen bzw. Mitarbeitende massiv bedrohten und handgreiflich wurden. Diese Erfahrungen führten zu intensiven Diskussionen, was Niederschwelligkeit im Rahmen des Projektes bedeutet und wie niederschwellig eine Einrichtung arbeiten, aber „gleichzeitig Grenzenlosigkeit vermeiden“ (ebd.) kann. In der Folge kam es zu einer Überarbeitung der Hausordnung/Regeln/Rechtekatalog und einer Überarbeitung des Auswahlverfahrens. In der Folge wurde nun darauf geachtet, dass die Konstellation der Bewohner*innen tragfähig ist. Bei mehreren Anfragen von Interessenten wurde verstärkt Aufmerksamkeit darauf gelegt, dass diese untereinander passfähig sind, aber auch die Problemlagen eine gute Betreuung und Begleitung ermöglichen. Hier wird m. E. schon ein gewisses *Creaming* vorgenommen; im Rahmen der Arbeit jedoch durchaus nachvollziehbar. Eine weitere Veränderung ging mit den einschränkenden Maßnahmen durch die Covid-Pandemie einher; gab es bis März 2020 noch gemeinsame Aktivitäten, wie gemeinsames Kochen, Essen, Ausflüge etc., so wurden diese weitgehend eingestellt. Die Bewohner*innen mussten ihren Tag überwiegend alleine strukturieren, Lockdowns führten zeitweise dazu, dass sie sich nicht mit Freunden oder Bekannten außerhalb der Einrichtung treffen oder gemeinsam mit anderen Bewohner*innen unterwegs sein konnten.

2.4. Kontext

Bei der Konzeptionierung des Projektes Dock#30 gab es bereits im Vorfeld vielfach Gespräche mit dem kommunalen Jugendamt und dem überörtlichen Sozialhilfeträger. Bereits 2013 wurde das Konzept des Betreuten Wohnens auf die jungen erwachsenen Wohnungslosen zugeschnitten, welche die Einrichtung der Wohnungslosenhilfe aufsuchten. Hier gab es bereits eine Kooperation mit dem hiesigen Jugendamt. Aus der Praxis heraus zeigte sich aber schnell, dass die Begleitung und Unterstützung der jungen erwachsenen Wohnungslosen über diese Maßnahmen nicht ausreichten. Eine eigene Anlaufstelle und zusätzliche Angebote sollten für die „Jugendlichen ohne Zuhause“ geschaffen werden. Hinzu kam, dass es in einer ansässigen Einrichtung für Wohnungslose einen Zuwachs an jungen erwachsenen Wohnungslosen gab, die dort die bestehenden Angebote nutzten; so beispielsweise die Übernachtungsangebote oder den Bezug von Tagessätzen, aber auch die Fachberatungsstelle der Wohnungsnotfallhilfe. Hier zeigte sich, wie bereits beschrieben, dass die bestehenden Konzepte der Einrichtung nicht griffen; Probleme mit illegalen Drogen, minderjähri-

gen Freundinnen, besorgten Eltern, Polizei etc. führten zu einer Überforderung der Fachkräfte. Teilweise hielten sich die jungen erwachsenen Wohnungslosen auch nur im Umfeld der Einrichtung auf und nutzten die Angebote nicht. In verschiedenen Phasen trafen sich die jungen erwachsenen Wohnungslosen auch an anderen Stellen und Plätzen in der Kleinstadt. Dies führte dazu, dass es immer wieder Konflikte mit Anwohnern, Geschäftsinhabern, Ordnungsamt und Polizei gab, da sich häufig unterschiedliche Rauminteressen entgegenstanden. Hier gab es immer wieder die Aufforderung an die Einrichtung der Wohnungslosenhilfe, doch zu intervenieren und sich um *ihre* Klientel zu kümmern. In der Folge gab es erste Überlegungen zu einem neuen Projekt, aus dem dann Dock#30 entstand. Im Jahr 2014 nutzten insgesamt 34 junge Wohnungslose zwischen 18 und 25 Jahren die Einrichtung der Wohnungslosenhilfe im betreffenden Landkreis. Über den Aufbau einer vertrauensvollen Beziehungsarbeit zu den jeweiligen Fachberater*innen wurden einzelne junge Erwachsene in ein Betreutes Wohnen nach § 41 SGB VIII vermittelt. Hier zeigte sich aber schon schnell, dass das aufgebaute Vertrauen in der jeweiligen Maßnahme nicht weitergeführt werden konnte. Bei den Gründen für das Scheitern gingen die Leistungserbringer davon aus, dass die Durchführung der Maßnahme durch andere Träger ein Grund gewesen sein könnte, aber auch der hohe Anspruch seitens des Jugendamtes oder eine Überforderung der jungen erwachsenen Wohnungslosen zu einem Abbruch geführt haben könnten. Die Entwicklung im betreffenden Landkreis wurde im Folgenden in verschiedenen Gremien diskutiert und das Phänomen fachlich thematisiert. Hier war man sich einig, dass das Ziel ein gelingender Alltag sein sollte, nicht die Veränderung. Insgesamt befanden sich etwa 20 Jugendliche und junge Erwachsene vor Beginn der Projektumsetzung im Zuständigkeitsbereich des Jugendamtes, die mit den klassischen Angeboten der Jugendhilfe nicht oder nicht mehr erreicht werden konnten. Häufig war es die mangelnde oder nicht vorhandene Mitwirkungspflicht, die den Betroffenen den Weg zu Hilfsangeboten versperrte. Das Konzept ging 2016 davon aus, dass zu diesen Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen im Zuständigkeitsbereich des Jugendamtes weitere 40 bis 60 junge erwachsene Wohnungslose hinzugezählt werden müssten. Die einzige Maßnahme, die den jungen erwachsenen Wohnungslosen zuteilwerden konnte, waren die bereits erwähnten Hilfen nach § 41 SGB VIII, was ein Hilfeplanverfahren im Rahmen der Jugendhilfe bedeutete, „d. h. es handelt sich um hochschwellige Strukturen, die den jungen Erwachsenen bekannt sind. Von den NutzInnen unserer Einrichtungen sind nur wenig Jugendliche und junge Erwachsene bereit, sich noch einmal auf solche Hilfen einzulassen“ (Konzept Dock#30). Das Projekt ist im Rahmen einer Modellförderung auf zunächst fünf Jahre pauschal finanziert. Im Anschluss soll das Projekt platzbasiert über einen Pflegesatz finanziert werden.

2.5. Zielgruppe des Projektes Dock#30

Bei der Zielgruppe handelt es sich um Jugendliche und junge Erwachsene zwischen 18 und 27 Jahren „an der Schnittstelle zwischen Kinder- und Jugendhilfe, Eingliederungshilfe, Kinder- und Jugendpsychiatrie, Erwachsenenpsychiatrie, Suchthilfe sowie Wohnungslosenhilfe. Aufgrund verzögerter Persönlichkeitsentwicklung reicht die Altersspanne der jungen Erwachsenen teilweise bis über 30 Jahre“ (Konzept Dock#30). Aus Sicht der Träger handelt es sich um eine heterogene Gruppe „mit unscharfen Rändern“ (ebd.), die sich durch eine „Vielzahl von Auffälligkeiten und Problemlagen“ (ebd.) auszeichnet, wie etwa eigene Suchterkrankungen, psychische Erkrankungen, Wohnungslosigkeit, Erfahrungen von Gewalt, Ausbeutung, Vernachlässigung etc. Das Konzept geht davon aus, dass die jungen Menschen in einem gewaltgeprägten Kontext leben, stark auffälliges Verhalten zeigen, sich häufiger im Konflikt mit dem Gesetz befinden und bereits Erfahrungen mit Unterversorgung oder Gefährdung gemacht haben. Interessant ist, dass bereits das Konzept davon ausgeht, dass auch „Selbsthilfepotentiale entwickelt“ (ebd.) wurden, die dazu führen, dass die eigene Situation, die Lebenslagen in einer subjektiv angemessenen Form bewältigt werden können. So haben viele der jungen erwachsenen Wohnungslosen bereits Überlebensstrategien entwickelt, „indem sie bei Freunden oder der erweiterten Familie einen Schlafplatz organisieren oder sie melden sich als Minderjährige bei der Polizei, die sie wieder an die niedrighschwellige Nothilfe in der Jugendhilfe andockt, indem ein Schlafplatz für sie bereitgestellt wird“ (ebd.). Die jungen erwachsenen Wohnungslosen haben zum Teil gute Kenntnisse des Hilfesystems und wissen, welche Erwartungen an sie gestellt werden. So können sie „den Eindruck vermitteln, dass sie diese Erwartungen erfüllen können und wollen. Die individuelle Überforderung in und mit dem System zeigt sich im laufenden Prozess“ (ebd.). Dies würde ich in Anlehnung an die gemachten Erfahrungen innerhalb der Gespräche, die ich mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen führte, bestätigen und insofern interpretieren, dass hier seitens der jungen erwachsenen Wohnungslosen teilweise zweckorientiert gehandelt wird.

Das Konzept geht davon aus, dass die Biographien der jungen Menschen seit frühester Kindheit durch zahlreiche unterstützende Maßnahmen, wie etwa die Förderung über die Frühförderstelle, einen Integrationsplatz in der Kita, eine sonderpädagogische Überprüfung in der Schule zur Feststellung von Förderbedarfen, über diagnostische Abklärungen in der Kinder- und Jugendpsychiatrie, Maßnahmen der Hilfen zur Erziehung bis zu Unterbringungen in stationären und teilstationären Einrichtungen sowie einer geschlossenen Unterbringung gekennzeichnet ist. Die Kinder und Jugendlichen erleben immer wieder, „dass sie das ‚Problem‘ sind und ‚behandelt‘ werden müssen“ (ebd.). Häufig werden die eigenen Eltern nicht als verlässlich erlebt, häufige Wohnortwechsel, Schulwechsel, Partnerwechsel der Eltern führen zu einer weiteren Verunsicherung der betroffenen Kinder und Jugendlichen. Sie

werden von ihren Eltern abgeschoben, wenn sie nicht *funktionieren*, oder frühzeitig aus Maßnahmen *geholt*, wenn es den Eltern selbst nicht gut geht (vgl. ebd.). Erfahrungen in der Jugendhilfe, der Suchthilfe, in Psychiatrien oder anderen Hilfesystemen wurden als nicht hilfreich empfunden, was zu einer ablehnenden oder zumindest kritischen Haltung gegenüber diesen führt. Bis Frühjahr 2023 nutzten 108 junge erwachsene Wohnungslose das Angebot des Dock#30; darunter waren 27 junge Frauen und 81 junge Männer im Alter von 17 bis 29 Jahren. 96 junge erwachsenen Wohnungslose verließen das Projekt Dock#30 bis Februar 2023, davon 16 ohne Anschlussmaßnahme und bei 39 Personen gab es einen Abbruch bzw. eine disziplinarische Entlassung. 41 Personen konnten in eine weiterführende Maßnahme vermittelt werden oder wurden in die Selbständigkeit entlassen, wie etwa

- Rückkehr in das Elternhaus/Herkunftsfamilie
- Wohnung des Freundes/Partners
- eigene Wohnung
- Job/Arbeitsstelle mit Wohnung
- Therapieeinrichtung/stationäre Einrichtung
- Betreute Wohngemeinschaft nach SGB XII
- Wohngemeinschaft
- Bundeswehr.

Der Anspruch des Projektes, Bewohner*innen eine Rückkehr zu ermöglichen, wurde lediglich von zwei Personen genutzt. Dies ist ein interessanter Aspekt, da einige der jungen erwachsenen Wohnungslosen berichteten, dass sie gerne wieder zurückkehren würden, wenn es notwendig sei. Mit Blick auf die große Zahl der Abbrüche verwundert es dann doch, dass nicht mehr ehemalige Bewohner*innen das Projekt erneut nutzen.

2.6. Struktur des Projektes Dock#30

Das Projekt startete im Februar 2019 mit vier Sozialarbeiter*innen/Sozialpädagog*innen, die jeweils eine 0,5 VZ-Stelle innehatten. Ergänzend arbeiteten fünf Betreuungs- bzw. Präsenzkräfte mit Stellenanteilen von 0,5 bis 0,7 VZ-Stellenanteil im Dock#30. Die letztgenannten Kräfte decken vor allem die Abend- und Nachtzeiten sowie die Wochenenden und Feiertage ab, die sozialpädagogischen Fachkräfte die Tagdienste. Die pädagogischen Fachkräfte arbeiten mit ihren jeweiligen anderen Stellenanteilen überwiegend in der Wohnungslosenhilfe und der Psychischkrankenhilfe, wie etwa dem Betreuten Wohnen nach § 53 SGB XII, und haben verschiedene Qualifikationen und Erfahrungen in der Arbeit mit Menschen mit beson-

deren sozialen Schwierigkeiten. Nach mehr als drei Jahren Projektlaufzeit ist die Personalsituation stabil und weist wenig Fluktuation auf; so sind alle sozialpädagogischen Fachkräfte von Beginn an im Projekt tätig, bei den Präsenzkraften gab es lediglich drei Wechsel im Laufe der Zeit. Aufgrund der besonderen Herausforderungen war von einer höheren Fluktuation auszugehen. Die pädagogischen Fachkräfte sind von Montag bis Freitag zwischen 08:30 und 19:00 Uhr anwesend und stellen außerhalb dieser Zeiten eine Rufbereitschaft sicher. An den Wochenenden und Feiertagen sowie in den Abend- und Nachtzeiten sind die Präsenzkraften im Einsatz. Die pädagogischen Fachkräfte verstehen sich als Lots*innen, welche die jungen erwachsenen Wohnungslosen durch das Hilfesystem begleiten. Grundlegend für die Arbeit ist eine positive, offene, akzeptierende Grundhaltung der Fachkräfte und ein Einlassen auf die jeweilige Lebenswelt der Nutzer*innen. Als Maßnahmen sieht das Konzept daher folgende Methoden vor:

- Cliquenorientierte Arbeit.
- Partizipation durch offenen Dialog, Netzwerkgespräche, Bewohnerrat, etc.
- Freizeit- und erlebnispädagogische Angebote
- Soziale Netzwerkarbeit
- Krisenberatung
- Personenzentrierte Beratung unter Berücksichtigung von Selbsthilfepotentialen und sozialen Ressourcen

Ist die Versorgung und die Anbindung der jungen erwachsenen Wohnungslosen an die jeweiligen Hilfesysteme sichergestellt, steht die Entwicklung weiterer Lebensperspektiven im Mittelpunkt der Unterstützung. Den Rhythmus hierzu sollen die jungen erwachsenen Wohnungslosen lt. Konzept selbst vorgeben. Dies soll im Rahmen von

- Einzelgesprächen
- Gezielter Beratung zur psychischen Unterstützung
- Beratung zur Sicherung der materiellen Existenz
- Sozialen Gruppenangeboten
- Gemeinsamen Aktivitäten wie Kochen, Gesprächsrunden, Freizeitaktivitäten
- Vermittlung von Therapieangeboten
- Krisenintervention und Krisenbearbeitung
- Unterstützung bei der Durchsetzung von Leistungs- und Rechtsansprüchen
- Unterstützung bei der Entwicklung einer veränderten Lebensperspektive
- Unterstützung bei der Alltagsbewältigung und Freizeitgestaltung
- Arbeitserprobungen, Praktika etc.

erfolgen. So sollen realistische Perspektiven für den weiteren Lebensweg entwickelt, Ressourcen und Selbsthilfepotentiale bewusstgemacht und Strategien für die Verwirklichung der Lebensperspektiven geplant und umgesetzt werden. Das Projekt versteht sich als Clearingangebot, welches den Übergang in Regelangebote durch eine konkrete Hilfeplanung gestalten *kann*. Grundlegend steht das Ankommen, die Sicherung der existentiellen Grundlagen, das Clearing, der Vertrauensaufbau, die Motivation, eine Anamnese, die Arbeit an den Veränderungswünschen und die Entwicklung erster Zielformulierungen im Mittelpunkt der Arbeit.

In einem ersten Konzeptentwurf wurden auch sog. Genesungsbegleiter*innen oder EX-IN-Kräfte in die Überlegungen zum Fachpersonal mit einbezogen. Diese werden in der Psychiatrie teilweise eingesetzt. Hierbei handelt es sich um psychiatrieerfahrene Menschen, die speziell ausgebildet wurden für die Tätigkeitsbereiche Recovery und Fürsprache, also für die Genesung und parteiliche Unterstützung der Patienten bzw. Bewohner*innen, und arbeiten als Angestellte oder ehrenamtliche Kräfte. Sie bringen ihre eigenen Erfahrungen und Bewältigungsstrategien in die Arbeit mit ein und können diese so auch für andere Betroffene nutzen. Mit Blick auf das Projekt Dock#30 sind diese Überlegungen und Ansätze durchaus ein Aspekt, den ich aufgreife, da sie m. E. einen innovativen Charakter haben und nicht üblicherweise in der Arbeit angetroffen werden. In der Arbeit mit Suchtmittelerkrankten ist dieser Ansatz beispielsweise in den USA häufig anzutreffen. Der Einsatz solcher Genesungsbegleiter*innen oder EX-IN-Kräften bietet mehrere Vorteile; so werden diese Fachkräfte häufig von anderen Betroffenen authentischer wahrgenommen und sie zeigen, dass es möglich ist, die eigene Situation zu überwinden. Mit Blick auf die Genesung der Betroffenen geht der Ansatz davon aus, dass auch weiterhin Symptome vorhanden sein können und die EX-IN-Kräfte nicht vollständig geheilt sein müssen, aber man in Frieden mit ungelösten Problemen leben kann. Auch mit Blick auf Motivation und Beziehungsaufbau, die dem Projekt zugrunde liegen, könnten Genesungsbegleiter*innen oder EX-IN-Kräfte eine besondere Rolle spielen, gerade auch in Bezug auf eine Mittlerrolle zwischen den Bewohner*innen und den übrigen Fachkräften. Dieser Gedanke wurde allerdings in den weiteren konzeptionellen Überlegungen der beiden Träger nicht weiterverfolgt. Das Projekt ist zentral in einer hessischen Kleinstadt mit ca. 20.000 Einwohnern verortet, mitten im Ortskern. Dies war und ist den Verantwortlichen von Beginn an wichtig gewesen: keine Verlagerung in die Peripherie oder an den Stadtrand. Im Sinne LEFEBVREs wurde das Recht auf Stadt, wenn man es so bezeichnen will, umgesetzt. So zeigten bereits Erfahrungen mit der Zielgruppe, dass diese sich eher im städtischen Umfeld aufhalten und dort gelegene Angebote nutzen. Dies führt, wie bereits beschrieben, immer wieder zu Konflikten mit Anwohnern und Ordnungsbehörden, da die Rauminteressen der jungen erwachsenen Wohnungslosen häufig im Gegensatz zu den Rauminteressen der Geschäftstreibenden, Anwohner und anderen stehen. Allerdings ist dies kein neues Phäno-

men, das mit dem Projekt Dock#30 entstand, sondern welches es bereits vorher gab. In der Kleinstadt gibt es seit mehr als 25 Jahren eine Einrichtung der Wohnungslosenhilfe, die Tagessätze auszahlt, einen Tagesaufenthalt zur Verfügung stellt sowie eine Übernachtungsmöglichkeit für wohnungslose Männer anbietet. Auch hier gab es immer wieder Beschwerden und Konflikte zwischen den Nutzenden und dem Umfeld. Der Anspruch seitens der Politik und Gesellschaft war stets, dass sich die Einrichtung um die soziale Befriedung kümmern sollte; häufig wurden die Mitarbeitenden der Einrichtung als verlängerter Arm der Ordnungsbehörden. In den Vorüberlegungen gingen die Träger noch davon aus, dass keine eigene Einrichtung für die jungen erwachsenen Wohnungslosen geschaffen werden sollte, zum einen aufgrund der Nutzung bereits bestehender Einrichtungen wie die der Wohnungslosenhilfe, zum anderen aufgrund der pädagogischen Planung und Umsetzung von Räumen im Sinne LEFEBVREs Repräsentationen der Räume, die letztlich dazu führen, dass diese nicht von den potentiellen Nutzenden angenommen werden. Während der Gespräche zwischen den Leistungsträgern und den Leistungserbringern entstand jedoch aufgrund des Bedarfs der Wunsch nach einer eigenen Einrichtung für zehn bis zwölf Personen. Neben den Einzelzimmern stehen auch eine Küche, sanitäre Anlagen und Räumlichkeiten für die Fachkräfte zur Verfügung. Im Sinne einer partizipatorischen Arbeit sollten die Nutzer*innen des Angebotes bei der weiteren Planung miteinbezogen werden. Alternative Wohnangebote wie Zirkuswagen, Wagenburg, Bauernhof, Wohnen für Hilfe bis zur Zwischennutzung leerstehender Gebäude wurde von den Leistungserbringern in Erwägung gezogen. Im Mittelpunkt der Planungen sollten hier die Nutzer*innen mit ihrer jeweiligen Lebensgeschichte, ihrem situativen Kontext und ihrer sozialen Bezogenheit als Expert*innen ihrer Lebenswelt stehen, um so Räume zu schaffen, in denen sie sich verwirklichen können.

2.7. Konkretisierung der Fragestellung

Im Anschluss an die Konkretisierung der zugrundeliegenden Theorien und Ansätze möchte ich meine in Kapitel 2 vorgestellte Fragestellung nun in ein theoretisches Rahmenkonstrukt setzen und das Untersuchungsinteresse folgendermaßen formulieren:

Wie könnten im Rahmen eines sozialpädagogischen Konzeptes – weg von einer fachbereichsbezogenen Aufgabenverteilung hin zu einer sozialräumlichen Neujustierung – Räume im Sinne WINKLERs ortspädagogischen Handelns für junge erwachsene Wohnungslose geschaffen werden, damit diese die so geschaffenen Räume in adäquater Art und Weise aneignen können im Sinne LEFEBVREs Räumen der Repräsentationen.

In Anlehnung an das in den 1980er Jahren durchgeführte Projekt *Zur Bedeutung des Handlungsraums von Jugendlichen als Teil ihrer Lebenswelt* von BECKER, EIGENBRODT und MAY, dessen Kernfrage es war, welche räumlichen und sozialen Bedingungen Heranwachsende benötigen, um sich verwirklichen zu können, liegt vor allem das raumbezogene Handeln der jungen erwachsenen Wohnungslosen im Fokus der vorliegenden Arbeit. BECKER, EIGENBRODT und MAY interpretierten das raumbezogene Handeln von Jugendlichen als Willenskundgebung. Interessant erscheint mir vor allem die Aussage, „daß durch die zahllosen Einzelsituationen sich gesellschaftlich bestimmte Problem- und Interessenlagen von Jugendlichen hindurchtragen, die es pädagogisch wie jugendpolitisch zu berücksichtigen gilt“ (May 1989: 70). Bei der Fragestellung zur vorliegenden Untersuchung handelt es sich um die Herausarbeitung objektiver Möglichkeiten, um im Sinne WINKLERs den „Umkreis von Mitteln benennen zu können, welche für die jeweiligen Jugendlichen verfügbar sind bzw. von ihnen selbst produziert werden, um einen solchen Rahmen zu realisieren“ (ebd.). Ähnlich wie bei dem o. g. Projekt der 1980er Jahre scheint mir die „entsprechende Frage dem Projekt sehr geeignet, um die Bemühungen Heranwachsender verstehen und aufgreifen zu können, ihr Alltagsleben im Sinne LEFEBVREs zu etwas zu machen, in dem sie sich selbst wiederfinden können“ (ebd.).

2.8. Klärung der zur Beantwortung der Fragen benötigten Information

Um die Fragestellung beantworten oder sich der Antwort zumindest annähern zu können, ist es m. E. wichtig, die Nutzenden selbst zu Wort kommen zu lassen. Wie im Theorieteil beschrieben, haben sich die meisten Untersuchungen in Bezug auf Wohnungslose bzw. junge erwachsene Wohnungslose vor allem mit den Fachkräften beschäftigt und wie diese die Einrichtungen und Angebote bewerten. Expert*inneninterviews waren häufig die Grundlage für eine Datenauswertung. Im Rahmen der vorliegenden Untersuchung gab es auch Gespräche mit den Mitarbeitenden des Projektes; dies war von Kostenträgerseite aus gewünscht. Will man aber Erkenntnisse darüber bekommen, wie die Angebote aus Sicht der Nutzenden wahrgenommen werden, geht dies nur über den Weg der direkten Befragung der Zielgruppe. Dies soll im folgenden Kapitel dargestellt werden.

3. Darstellung des Evaluationsdesigns, der Erhebungs-, Auswertungs- und Bewertungsverfahren

3.1. Vorgehen und Design

Bei der oben genannten Fragestellung steht die Erforschung der Lebenswelten der jungen erwachsenen Wohnungslosen im Fokus meiner Untersuchung. Hier würde sich zunächst eine ethnographische Untersuchung als Vorgehensweise anbieten, geht es doch um fremde, unbekannte Lebenswelten innerhalb unserer Kultur, unserer (Mehrheits-)Gesellschaft. Allerdings soll mit der vorliegenden Arbeit nicht versucht werden, dieses sogenannte Milieu in seiner Besonderheit der Mehrheitsgesellschaft vorzustellen. Es geht mir nicht darum, das Milieu zu erforschen, die Kultur der jungen erwachsenen Wohnungslosen zu beschreiben und zu analysieren, die verschiedenen Aspekte ihres Lebens in der Gruppe zu rekonstruieren, eben „Aussagen darüber zu machen, wie sich der Mensch in seiner sozialen und materiellen Umwelt verhält, auch wenn er nicht Gegenstand einer Untersuchung ist, was er tut, wenn kein Versuchsleiter ihn direkt oder indirekt beeinflusst, und was ihn veranlasst, es zu tun“ (Patry 1982: 27). Vielmehr geht es mir darum, zu erforschen, wie soziale Räume konstituiert und angeeignet werden, um dann in einem weiteren Schritt zu erforschen, welche Voraussetzungen geschaffen werden müssten, damit Räume von jungen erwachsenen Wohnungslosen in adäquater Weise angeeignet werden können. Ziel meiner Arbeit soll sein, die Lebenswelt der jungen erwachsenen Wohnungslosen zu betrachten, Konstruktionsprozesse von *Räumen der Repräsentationen* der Lebenswelt zu beschreiben sowie ihre Inszenierungen und Darstellungen zu erkennen. Es geht also darum, Erfahrungen und Orientierungen von Menschen zu rekonstruieren. Daher wurden Gespräche mit jungen erwachsenen Wohnungslosen geführt werden.

3.2. Erhebungsverfahren, sowie Methoden, Instrumente und Rahmenbedingungen

Da es sich bei dem Forschungsvorhaben um die „Erforschung von Prozessen der sozialen Wirklichkeit in natürlicher Einbettung“ (Treumann 1986: 195) handelt und das Subjekt Gegenstand der Forschung ist, wurde eine qualitative Methode herangezogen, um die Perspektiven und Orientierungen der Individuen zu untersuchen. KELLE und KLUGE gehen weiter davon aus, dass Standardverfahren in der Regel ohne eingehende Kenntnisse über die in bestimmten soziokulturellen Milieus geltenden Deutungsmuster und Handlungsorientierungen nicht anwendbar seien (vgl. Kelle/Kluge 1999: 14). Ihrer Meinung nach fehlt dieses Wissen immer dort, „wo fremde Kulturen oder Subkulturen innerhalb der eigenen Gesellschaft untersucht werden, wobei es sich bei Subkulturen um Gruppen handeln kann, die nur einer

anderen sozialen Schicht angehören, in einem anderen Stadtteil wohnen, die eine andere Bildung besitzen [...] als der Forscher oder die Forscherin“ (ebd.). In dem vorliegenden Forschungsvorhaben handelt es sich um ein solches „unerforschtes Feld“, das mit qualitativen Methoden zu erforschen ist. Als Methode bieten sich aus meiner Sicht mehrere Arten an, die miteinander verknüpft werden sollten: Das Interview, die Gruppendiskussion, aber auch die teilnehmende Beobachtung. Die teilnehmende Beobachtung bietet sich aus meiner Sicht für das Vorhaben an, um erste Eindrücke zu bekommen, wie junge Wohnungslose Raum aneignen. Durch die nichtteilnehmende unstrukturierte Beobachtung scheint es mir möglich zu sein, einerseits außerhalb des Handlungsablaufs zu bleiben, aber gleichzeitig das sichtbare Handeln festzuhalten. Durch die Unstrukturiertheit ergibt sich ein relativ großer Spielraum, der nicht eingeschränkt ist hinsichtlich dessen, was, wie lange und auf welche Art und Weise zu beobachten ist. So ergibt sich theoretisch die Möglichkeit, komplexe Situationen und Handlungsprozesse, wie eben Raumeignung, zu erfassen. Möglicherweise auch eine „sich andauernd erweiternde Perspektive“ (Girtler 1984: 46). So könnte es möglich sein, das Alltagswissen und Wertvorstellungen der jungen Wohnungslosen zumindest annähernd durch Beobachtung zu erfahren, also die Art und Weise, wie sie Räume der Repräsentationen konstruieren. Dadurch sollte es möglich sein, als Beobachter zu erkennen, dass ein Sachverhalt nicht das Werturteil eines Einzelnen ist, sondern die Handelnden sich immer innerhalb des Horizontes ihrer Lebenswelt bewegen. GIRTLER beschreibt die Lebenswelt als eine intersubjektive Welt (vgl. Girtler 1984: 19), in der die Mitglieder ihre Welt in wesentlich gleicher Weise sehen und für selbstverständlich halten. Gleichzeitig weist er aber auch darauf hin, dass wir einer fremden Welt hilflos gegenüberstünden, weil wir sie nicht verstehen, da „die durch den Menschen interpretierte Welt [...] nur der verstehen [kann], der sie ebenso interpretiert“ (ebd.: 20). Auch wenn es sich bei dem Projekt Dock#30 um ein innovatives Projekt handelt, das zwischen den Hilfesystemen verortet ist und eine Brücke zwischen der Jugendhilfe und der Eingliederungshilfe darstellt, so kommt doch auch dieser Ansatz nicht ohne die durch die Kostenträger verlangte Hilfeplanung aus; deshalb muss ein Individueller Rehabilitierungs- und Teilhabeplan (IBRP) erstellt werden, um die Hilfebedarfe aufzuzeigen. In gemeinsamen Fallsteuerungskonferenzen, an denen die beteiligten Kooperationspartner überörtlicher Sozialhilfeträger, Jugendamt, Jobcenter und Träger bzw. Leistungserbringer teilnehmen, werden die Bewohner*innen vorgestellt und die Maßnahme genehmigt, verlängert oder beendet. I. d. R. wird die Maßnahme für sechs Monate genehmigt und bei einem besonderen Bedarf verlängert. Die Fallsteuerungskonferenzen dienen ebenso der teilnehmenden Beobachtung. Bezogen auf HABERMAS könnte man diese Konferenzen als ein Zusammentreffen von System und Lebenswelt bezeichnen. Gerade mit Blick auf das o. g. Interesse an den Jugendlichen und jungen Erwachsenen und den personenzentrierten Ansatz der Hilfen wurden diese Konferenzen teilnehmend beobachtet.

Da es sich bei der teilnehmenden Beobachtung aber nur um die Annäherung an das Feld handeln kann, bedarf es weiterer Methoden. Wichtig in meiner Untersuchung ist mir, etwas darüber zu erfahren, was die Jungen Wohnungslosen wollen, was sie brauchen (in Bezug auf Räume) und welche Interessen sie haben, weshalb es notwendig ist, Gespräche bzw. Interviews mit ihnen zu führen. Die Beobachtungen können als Grundlage für die Interviews dienen, so dass sich diese beiden Methoden sinnvoll ergänzen, kommen im Interview doch „in besonderer Weise Komponenten der Alltagskommunikation zur Geltung: Geschichten erzählen, einander zuhören, argumentieren, Standpunkte deutlich machen, von Erlebnissen berichten etc. Daher lassen sich mit diesem Erhebungsverfahren nicht nur die Perspektiven und Orientierungen, sondern auch die Erfahrungen, aus denen diese Orientierungen hervorgegangen sind, zur Artikulation bringen“ (Nohl 2006: 6). Bei den Interviews gibt es zahlreiche Formen, die nach unterschiedlichen Kriterien abgegrenzt werden, z. B. nach ihrem Grad der Strukturiertheit und Offenheit, der Gruppenzugehörigkeit der Befragten, der Tiefe des Interviews, dem Vorgehen und anderem. Es wird deshalb häufig von „offenen Interviews“, von „fokussierten“ oder „problemzentrierten“ Interviews, von „Tiefeninterviews“, von „narrativen“, „diskursiven“ oder „klinischen“ oder den „ero-epischen“ Interviews geredet (vgl. Hopf 1995: 177; Friedrichs 1973: 224; Schnell et al. 1999: 354; Mayring 1996: 49; Girtler 2001: 147). Außerdem verstehen verschiedene Autoren unter demselben Begriff nicht immer eine gleiche Interviewform. Wichtig erscheint mir bei dem vorliegenden Untersuchungsvorhaben der Grad der Offenheit und Strukturiertheit. Strukturierte Interviews haben den Nachteil, dass ein Leitfaden, der vom bzw. von der Wissenschaftler*in ausgearbeitet wurde, dem Interviewten mehr oder weniger aufgezwungen wird, mit der Folge, dass der bzw. die Befragte sich in einer Interviewsituation befindet, „die ihn meist langweilt und in der er sich selbst keinesfalls einbringen kann“ (Girtler 1984: 152). Darüber hinaus kann es sein, dass die befragte Person erst auf die Wichtigkeit von Sachen aufmerksam gemacht wird, die ihr vorher in ihrer Lebenswelt gar nicht als wichtig erschienen (ebd.). Um einen möglichst offenen Rahmen zu erhalten und so die fremden Relevanzsetzungen zu erhalten, orientiere ich mich bei den Interviews an dem, was GIRTLEER als „ero-episches Gespräch“ bezeichnet hat. Grundlegend hierbei ist es, dass sich sowohl Befragte*r als auch Forscher*in öffnen und ins Gespräch einbringen. Dadurch, dass sich der bzw. die Forscher*in einbringt und von sich erzählt, wird einerseits eine lockere, vertraute und persönliche Gesprächsebene geschaffen und gleichzeitig der*die Gesprächspartner*in angeregt, von sich selbst zu erzählen. Es soll somit jener Freiraum eingeräumt werden, welchen der*die Interviewte braucht, „um die ihn berührende soziale Wirklichkeit auch darstellen zu können“ (Girtler 1984: 155). So sollen Handlungsprozesse in Bezug auf die Sozialraumaneignung erschlossen werden, die durch die teilnehmende Beobachtung nicht erschlossen werden können. Die Fragen sollen sich aus der Situation ergeben. Im Gegensatz zu einem narrativen Interview soll das Gegenüber auch nie unter

Druck gesetzt werden. Der*die Gesprächspartner*in leitet den*die Forscher*in. Trotzdem enthält das ero-epische Gespräch auch Anregungen und Anstöße, die das Gespräch aktivieren und den*die Interviewpartner*in zum Erzählen animieren, sowie dazu dienen sollen, extreme Ansichten erfassen zu können (vgl. Girtler 1984: 159). Die zu Interviewenden sollten sich möglichst stark voneinander unterscheiden. In Anlehnung an das Theoretische Sampling nach BARNEY GLASER und Strauss sollte die Auswahl der Daten nach „theoretischer Absicht und Relevanz“ (Glaser/Strauss 1998: 56) erfolgen; auch wenn dies eine idealtypische Vorstellung ist. Für das konkrete Forschungsvorhaben hieße dies, immer zu überprüfen, welche Person als nächstes zu interviewen sei und wann die theoretische Sättigung eintritt. D. h. das *Sampling* geht den Weg von minimaler zu maximaler Kontrastierung. Allerdings sind diesem Vorgehen möglicherweise natürliche Grenzen gesetzt in der Anzahl der Personen, welche die Einrichtung aufsuchen. Im Rahmen der Evaluation des Projektes Dock#30 wurden mit den Bewohner*innen vor dem Auszug aus der Maßnahme in Anlehnung an WITZEL problemzentrierte Interviews geführt; hierzu wurde ein Fragebogen mit Studierenden des B. A.-Studiengangs Soziale Arbeit der Hochschule Rhein-Main entwickelt mit Fragen, die sich auf den Aufenthalt in der Maßnahme beziehen und die weiteren Perspektiven im Anschluss an den Auszug. Die insgesamt 38 Interviews dienen als Grundlage der Typisierung bzw. des Samplings in Anlehnung an GLASER und STRAUSS. So wurden insgesamt elf Personen aus den Interviews ausgewählt, mit denen im Anschluss ero-epische Gespräche in Anlehnung an GIRTLEER geführt wurden. Hintergrund dieses Vorgehens ist die Annahme, dass die Bewohner*innen im Rahmen der Gespräche in Anlehnung an WITZELs problemzentriertes Interview nur wenig eigene Schwerpunkte in das Gespräch einfließen lassen, zeichnet sich das problemzentrierte Interview m. E. doch durch eine fremde Relevanzstruktur aus. Da aber für die Fragestellung der Untersuchung vor allem eigene Sichtweisen und Darstellungen bzw. Inszenierungen interessant sind, ist die Verwertbarkeit der Aussagen, die in den Interviews im Rahmen der Evaluation des Projektes getätigt wurden, für die Forschungsfrage der vorliegenden Arbeit m. E. begrenzt; und doch fließen einzelne Aussagen in den vorliegenden empirischen Teil mit ein. Hinzu kamen noch fünf Gespräche mit jungen erwachsenen Wohnungslosen, die zum Zeitpunkt der Gespräche in der Wohnungslosenhilfe angedockt und dort entweder Tagesgäste oder Übernächter waren. Im ursprünglichen Forschungsdesign war es mir wichtig, neben diesen Einzelinterviews auch Gruppendiskussionen zu führen, kann die Anwesenheit anderer Personen die Antworten, die ein*e Befragte*r gibt, doch verändern: „Die Antworten richten sich dann nicht allein an den weitgehend anonymen Interviewer, sondern zugleich an die bekannte dritte Person. Besonders krass drückt sich dies bei sehr vertrauten Personen aus“ (Friedrichs 1973: 219). PHILIPP MAYRING geht davon aus, dass „Rationalisierungen, psychische Sperren durchbrochen werden können und die Beteiligten dann die Einstellung offenlegen, die auch im Alltag ihr

Denken, Fühlen und Handeln bestimmen“ (Mayring 1996: 58). Bevor die Gruppendiskussionen geführt werden, sollten die Einzelinterviews ausgewertet werden, damit die Ergebnisse mit in die Diskussionen einfließen können. Die Interviews und die Gruppendiskussionen sollten in der gewohnten Umgebung der jugendlichen Wohnungslosen stattfinden, haben die Rahmenbedingungen doch einen Einfluss auf das Interview (vgl. Friedrichs 1973: 219).

3.3. Feldzugang

Der Zugang zum Feld, also zu den jungen erwachsenen Wohnungslosen, kam über eine Einrichtung der Wohnungslosenhilfe eines Trägers der Freien Wohlfahrt zustande. Diese Einrichtung gibt es bereits seit Mitte der 1990er Jahren in einer Kleinstadt in Hessen mit ca. 25.000 Einwohnern. Die Angebote umfassen neben einer Grundversorgung in Bezug auf Essen, Hygiene und Kleidung auch eine Fachberatung für Menschen, die von Wohnungslosigkeit betroffen oder bedroht sind. Menschen ohne festen Wohnsitz können sich hier ihren Tagessatz nach SGB II bzw. SGB XII abholen. Diese Angebote sind geschlechtsunabhängig. Darüber hinaus gibt es auch eine Übernachtungsmöglichkeit für insgesamt 21 Tage pro Monat und die Möglichkeit eine Maßnahme nach § 67 SGB XII zur ambulanten Sesshaftmachung aufzunehmen. Allerdings gelten diese Angebote nur für männliche Nutzer der Einrichtung. Dieser konzeptionelle Umstand hat zur Folge, dass zwar auch Frauen die Einrichtung aufsuchen und die Angebote wie Tagessatzauszahlung, Essen und Hygieneangebote, Tagesaufenthalt und Beratung in Anspruch nehmen, aber quantitativ nur eine geringe Zahl an den Gesamtnutzern ausmachen. Die Einrichtung versteht sich nach ihrem eigenen Konzept als niedrigschwellige Einrichtung. Zieht man jedoch die Definition von MANFRED KAPPELER heran, der eine niedrigschwellige Einrichtung als „Stützpunkte des Umherschweifenden Lebens“ (Kappeler 1995: 53) bezeichnet, die gekennzeichnet sei, „dass sie ohne Zugangsvoraussetzungen, weitgehend bedingungslos und meist auch anonym genutzt werden können“ (Steckelberg 2010: 53), würde ich die genannte Einrichtung nicht als niedrigschwellig bezeichnen. Weitere Kriterien, wie die Begegnung mit Akzeptanz und ohne Veränderungs- und Ausstiegserwartungen würde ich jedoch als gegeben einschätzen. Eine niedrigschwellige Einrichtung sei weiterhin so ausgerichtet, dass ihre Angebote „höchst flexibel auf unterschiedliche Bedürfnis- und Lebenslagen ausgerichtet sei[en]“ (vgl. IGfH 1998: 9). Auch dieses Kriterium würde ich nicht als zutreffend charakterisieren: Es gibt verschiedene Angebote zur Sesshaftmachung bzw. im Rahmen des Betreuten Wohnens. Doch die Rahmenbedingungen sind recht starr und nicht so flexibel auf den Einzelfall auszurichten. Die betreffenden jungen erwachsenen Wohnungslosen nutzen die Angebote der Einrichtung in unterschiedlicher Art und Weise und unterschiedlicher Intensität. Manche haben bereits eine Maßnahme

nach § 67 SGB XII zur Sesshaftmachung begonnen bzw. schon wieder abgebrochen. Andere kommen sporadisch zum Übernachten oder um den Tagessatz abzuholen. Einige nutzen auch die Beratungsangebote, andere nicht. Insgesamt fällt auf, dass sich die Zahl der jungen Wohnungslosen in den letzten Jahren vergrößert hat und eine eigene Gruppe innerhalb der Einrichtung darstellt. Die Mitarbeiter*innen der Einrichtung fühlen sich teilweise alleine gelassen und von dieser „neuen“ Zielgruppe überfordert, ergeben sich doch aus Sicht der Mitarbeiter*innen neue Probleme, wie z. B. der Umgang mit illegalen Drogen, Polizeirazzien, Dealereien. Aufgrund dieser Problematik wurde ein Kooperationsprojekt mit einem weiteren Träger der Freien Wohlfahrtspflege gegründet, das jungen erwachsenen Wohnungslosen ein niederschwelliges Angebot zur Verfügung stellen soll. Angesiedelt zwischen Jugendhilfe und Eingliederungshilfe, also zwischen dem SGB VIII und dem SGB XII, sollen die jungen erwachsenen Wohnungslosen im Rahmen einer stationären Maßnahme Perspektiven erarbeiten können. Für bis zu sechs Monate kann das Wohn- und Betreuungsangebot angenommen werden. Der Fokus liegt vor allem darauf, tragfähige Beziehungen und Vertrauen zu den Bewohner*innen herzustellen. Im Gegensatz zu anderen, vergleichbaren Angeboten der Jugendhilfe bekommen die Adressat*innen einen Ort zur Verfügung gestellt, der Grenzüberschreitungen bis zu einem gewissen Grad zulässt und toleriert, aber es wird auch ein „altersentsprechend gestalteter Ort geschaffen, der zunächst einen Schutz vor Gewalt, Gefährdung und mangelnder Versorgung bietet und darauf aufbauend eine Lotsenfunktion für die nachfragenden Jugendlichen und jungen Erwachsenen übernimmt. Eine grundsätzliche Unterscheidung zwischen minderjährigen und volljährigen jungen Menschen in der Leistungserbringung findet nicht statt“ (Aus dem Konzept Dock#30). Im Sinne einer partizipatorischen Arbeit sollen die Nutzer*innen des Angebotes bei der weiteren Planung miteinbezogen werden. Einen interessanten Aspekt des Projektes stellen auch die Möglichkeiten alternativer Wohnformen (vom Zirkuswagen, Wagenburg, Bauernhof, über Wohnen für Hilfe bis zu Zwischennutzungen leerstehender Gebäude) dar, die bereits im Konzept mitgedacht wurden und als Anschlussmaßnahme herangezogen werden könnten. Projekte und Ansätze, wie „Bude ohne Betreuung“ oder „Housing first“ dienen hier als Vorlage, haben m. E. allerdings in Deutschland nach wie vor höchstens Nischen- oder Modellcharakter. Im Fokus des Projektes stehen die Nutzer*innen mit ihrer Lebensgeschichte, ihrem situativen Kontext und ihrer sozialen Bezogenheit als Expert*innen ihrer Lebensweisen und Lösungskonstruktionen, um so Räume zu schaffen, in denen sie sich verwirklichen können. Diese Konstruktionen stehen aber häufig im Gegensatz zu den Vorstellungen der Gesellschaft und des (Hilfe-)Systems.

Das Projekt versteht sich als offenes Angebot, das auch dazu führen kann, dass junge Menschen ihren eigenen Weg außerhalb des Hilfesystems gehen und nicht zwangsläufig im Hil-

fesystem integriert werden müssen. Da die jungen Menschen häufig aus ungesicherten Lebensverhältnissen mit ungesicherten Übernachtungsmöglichkeiten und ungesicherter Versorgung kommen, soll zunächst die Grundversorgung gesichert werden sowie Schutz vor der damit einhergehenden Gefahr von Gewalt und Ausbeutung geboten werden. Das Projekt versteht sich als *Chance* und impliziert die Unterstellung, dass bisherige Angebote (der Jugendhilfe, Suchtkrankenhilfe, Wohnungslosenhilfe etc.) von den Adressat*innen möglicherweise gar nicht als *Chance* verstanden wurden, da sie nicht der eigenen Logik und den eigenen Wertvorstellungen der Betroffenen entsprachen. Hier könnte erstmals für sie der Eindruck entstehen, dass aufgrund einer konsequenten personenzentrierten Haltung Erwachsene aus dem Hilfesystem, ja aus der Gesellschaft, Interesse an ihnen und ihrem Leben bekunden und sie ernst nehmen.

3.4. Datenschutz, Anonymisierung und Pseudonymisierung

Bei der vorliegenden Untersuchung wurden personenbezogene Daten verarbeitet. Da es sich um sehr persönliche Aussagen und Inhalte handelt, sind die Regelungen des Datenschutzes berücksichtigt; so sind die Aussagen pseudonymisiert, damit keine Rückschlüsse auf einzelne Personen gezogen werden können. Die Gesprächspartner*innen wurden zu Beginn der Gespräche darauf hingewiesen, dass der Datenschutz gewährt bleibt und dass die Gespräche aufgezeichnet und anschließend ausgewertet werden bzw. dass einzelne Aussagen und Textpassagen für die Evaluation genutzt werden.

3.5. Durchführung (Covid beschränkende Einflüsse)

Durch die fortschreitende Covid-Pandemie kam es auch zu Beschränkungen bzw. Einschränkungen während der Evaluation des Projektes. Aufgrund von Ausgangssperren und Lockdown ab März 2020 war es nicht mehr bzw. nur noch eingeschränkt möglich, an Teamsitzungen, Bewohner*innenversammlungen oder Fallsteuerungskonferenzen teilzunehmen. Auch die Gespräche mit den Bewohner*innen konnten nicht mehr in Präsenz stattfinden. Dies veränderte das Forschungsdesign zunehmend; wurden die Gespräche zu Beginn noch in der natürlichen Umgebung, d. h. in den Zimmern der jungen erwachsenen Wohnungslosen durchgeführt, so mussten diese persönlichen Gespräche zunehmend durch Telefonate ersetzt werden. Fallsteuerungskonferenzen fanden vermehrt als Telefonkonferenzen statt, wurden später, wie auch die Teamsitzungen der Mitarbeitenden in digitaler Form durchge-

führt. Da Bewohner*innenversammlungen oder Hausbesprechungen von mir nicht besucht werden konnten, war auch der Ansatz, Gruppendiskussionen durchzuführen, nicht umsetzbar. Die Veränderungen und Einschränkungen hatten neben diesen Nachteilen möglicherweise jedoch auch Vorteile: Bestand der Nachteil einerseits darin, dass körpersprachliche Aspekte und Verhaltensweisen nicht in die Auswertung oder den Gesprächsverlauf mit einbezogen werden konnten, waren die Gesprächspartner*innen andererseits durch die Anonymität möglicherweise offener und ehrlicher. So war es möglich, mehr Bewohner*innen zu erreichen; vor allem jene, die das Projekt bereits verlassen hatten. Da nicht alle Bewohner*innen in eine Anschlussmaßnahme vermittelt werden konnten bzw. wollten, war der Kontakt zu diesen teilweise schwierig herzustellen. Einige hatten über neue Bewohner*innen immer wieder Kontakt zu der Einrichtung Dock#30, andere nutzen im Anschluss die etablierten Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe vor Ort. Terminvereinbarungen sind durch den unregelmäßigen Tagesablauf, der häufig nur durch die Abholung der Tagessätze nach SGB II strukturiert ist, schwer zu realisieren. In der Vergangenheit wurden häufig Termine durch die jungen erwachsenen Wohnungslosen nicht wahrgenommen, kurzfristig abgesagt oder immer wieder verlegt. Durch Telefoninterviews wurde dies m. E. vereinfacht. Telefonate kamen häufiger zustande und konnten auch so immer wieder ohne großen Aufwand verschoben und dann nachgeholt werden. Ein weiterer Vorteil, den ich zu erkennen glaube, ist die Anonymität am Telefon: Viele der Gesprächspartner*innen erzählten in meiner Wahrnehmung freier und offener als bei persönlichen Treffen. Allerdings fehlte für Inszenierungen und Darstellungen meiner Ansicht nach die Bühne; ich würde in meiner Einschätzung so weit gehen zu behaupten, dass die jungen erwachsenen Wohnungslosen zwar ihre eigenen Themen fokussierten und wählten, offen waren in ihren Erzählungen, aber die Inszenierungen weniger Raum fanden. Eine geplante Methode, die nicht realisiert werden konnte, war die der Gruppendiskussionen: Zunächst gab es im Zuge der Beschränkungen, wie Ausgangssperren oder Lockdown, im Projekt auch die Vereinbarung, dass keine Besuche durch fremde Personen stattfinden sollten. Aus diesem Grund konnte ich nicht an Teamsitzungen teilnehmen und auch nicht an Hausbesprechungen der Bewohner*innen. Während die Teamsitzungen relativ schnell auf ein digitales Format umgestellt wurden, fanden die Bewohner*innenversammlungen bzw. Hausbesprechungen entweder im geschlossenen Kreis statt oder konnten nicht durchgeführt werden. Ein weiterer einschränkender Aspekt war die doch recht hohe Fluktuation durch Regelverstöße, die dazu führte, dass Teilnehmer*innen nie über einen längeren Zeitraum zusammen waren.

Im Laufe der Begleitung des Projektes stellte sich aber ein weiterer Aspekt heraus, der sozusagen als Kristallisationspunkt dient: die Fallsteuerungskonferenzen. Diese wurden im Laufe der Covid-Pandemie auch in Form von Telefon- oder Videokonferenzen durchgeführt. Neben

den technischen Problemen, die mit einer solchen Form der Kommunikation zusammenhängen, war diese Kommunikationsform m. E. jedoch nicht für die Fallsteuerungskonferenzen geeignet, da es sich um eine sehr unpersönliche Art der Kommunikation handelt: Der so oft bemühte personenzentrierte Ansatz der Arbeit und der Hilfeplanung steht dieser Kommunikationsform entgegen. Im Jahr 2021 gab es dann wieder zwei Hilfeplansitzungen in Präsenzform. In den Hilfeplangesprächen bzw. Fallsteuerungskonferenzen werden die jungen erwachsenen Wohnungslosen des Projektes vorgestellt und die Kostenträger entscheiden über die Maßnahme, vor allem bei einer erneuten Vorstellung über eine mögliche Verlängerung oder Beendigung. Als Grundlage für diese Gespräche und Verhandlungen dient der sogenannte „Integrierte Behandlungs- und Rehabilitationsplan“ (IBRP). Bei diesem Instrument handelt es sich um einen personenzentrierten Hilfeplan, der es den Betroffenen ermöglichen soll, partizipativ an der Hilfeplanung teilzuhaben. Bei der Teilnahme an diesen Hilfeplangesprächen zeigten sich m. E. immer häufiger die Differenzen zwischen dem Hilfesystem und den Lebenswelten der Bewohner*innen. Im Anschluss an die Konferenzen wurden so auch gezielt Interviews mit den vorgestellten Bewohner*innen geführt und deren Einschätzung und Wahrnehmungen erfragt. Was immer wieder auffiel, waren Aussagen von Mitarbeitenden des Jugendamtes, die sich wiederholten und in meiner Wahrnehmung das Menschliche missachteten (vgl. Honneth 2003: 212ff.). So wurden Bewohner*innen in deren Beisein als Fälle bezeichnet („Dann holen wir uns den Fall in der nächsten Fallsteuerungskonferenz noch mal vor.“), die Mitarbeitenden des Jugendamtes waren schlecht vorbereitet („Jetzt habe ich den IBRP gar nicht, warum habe ich denn den nicht bekommen?“), es wurde teilweise in der dritten Person über Anwesende gesprochen etc. In einer Fallsteuerungskonferenz wurde einer anwesenden jungen Frau mitgeteilt, dass ihre Maßnahme nicht über den gesamten Zeitraum von sechs Monaten bewilligt werde; dies sei eine Vorgabe der Jugendamtsleitung und da könne man auch nichts machen. Auf die Frage, was denn dann mit der jungen Frau passiere, wenn sie keine Anschlussmaßnahme fände, wurde der betroffenen jungen Frau nach langer Diskussion mitgeteilt, dass sie dann eben in die Obdachlosigkeit entlassen werden müsse. Der Verlauf dieser Diskussion ist m. E. symptomatisch für das versäulte Hilfesystem, aber auch für die bereits dargestellten Theorien nach HABERMAS und LEFEBVRE. Nicht zuletzt zeigt sich darin auch, dass das Hilfesystem nach wie vor maßnahmenzentriert und nicht personenzentriert agiert: Wenn sich die hilfeschende Person nicht in das vorhandene Hilfesystem integrieren lässt, d. h. wenn keine der bestehenden Maßnahmen passend scheint, dann zieht sich das Hilfesystem zurück, ist hilf- und planlos statt nach alternativen Angeboten zu suchen und etwas Passendes zu kreieren im Sinne WINKLERS.

3.6. Methoden der Auswertung

Mir geht es in meinem Untersuchungsvorhaben in erster Linie nicht darum, mir ein Bild über das Leben, über den Alltag junger erwachsener Wohnungsloser im Sinne einer ethnographischen Untersuchung zu machen und zu erforschen. Vielmehr interessieren mich die Erfahrungen und Orientierungen der Menschen, die mir im Rahmen des Projektes begegnet sind und mit denen ich sprechen durfte. Nach RITSERT interessiert mich vor allem der *Aktorsinn*, der *subjektive Sinn* bzw. der *subjektiv gemeinte Sinn* nach WEBER, also der Sinn, „worauf der Akteur selbst mehr oder minder klar und bewusst orientiert ist“ (Ritsert 2009: 73), d. h. den „Bedürfnissen, Wünsche[n], Absichten, Pläne[n] und Strategien (Maximen) bis hin zu den Zielen und Zwecken [...], denen der Handelnde mit Willen und Bewusstsein nachjagt.“ (ebd.: 73 f.) Wie inszenieren sich die jungen erwachsenen Wohnungslosen, wie stellen sie sich dar? Wie eignen sie sich Raum an? Welche Hürden oder Barrieren gibt es hierbei? Welche Voraussetzungen müssten geschaffen werden, damit sie Räume in einer subjektiv adäquaten Art und Weise aneignen könnten? Wie eingangs beschrieben, bezeichnet WEBER die Soziologie als „eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will“ (Weber 1984: 19). Nach Weber geht es beim Handeln um das Tun, das Unterlassen und das Dulden gleichsam; immer verbunden mit einem subjektiven *Sinn*, bezogen auf das Verhalten anderer (vgl. ebd.). Bezogen auf die zu untersuchende Zielgruppe trifft m. E. zu, dass soziales Handeln nicht immer einen objektiv richtigen Sinn oder einen metaphysisch ergründeten wahren Sinn haben muss; Handeln muss auch nicht immer verstehbar sein, denn „die Fähigkeit, aus Eigenem ein gleichartiges Handeln zu produzieren, [ist] nicht Voraussetzung der Verstehbarkeit“ (ebd.: 20). Gerade in Bezug auf die jungen erwachsenen Wohnungslosen ist oft objektiv nicht erkennbar oder erklärbar, warum sie gerade so oder anders agieren und reagieren. Vielfach werden sie – wie schon mehrfach beschrieben – aus dem Hilfesystem ausgeschlossen oder sie wenden sich bewusst davon ab, sie werden aufgegeben von der Mehrheitsgesellschaft und es werden – gerade in der Jugendhilfe – keine Angebote mehr gemacht, da sie häufig ihren *Anspruch verwirkt* zu haben scheinen. Und doch steckt hinter ihrem Verhalten, hinter ihrem sozialen Handeln, ein subjektiver oder eben subjektiv gemeinter Sinn (nach Weber) oder eben ein *Aktorsinn* bzw. ein *Aktionssinn* (nach Ritsert). Denn neben dem Aktorsinn gibt es auch den Sinn, den „eine Handlung selbst hat“ (ebd.: 74). Ausführlich habe ich HABERMAS' Theorie des kommunikativen Handelns beschrieben mit seiner idealtypischen Unterscheidung nach zweckrationalem bzw. erfolgsorientiertem Handeln und kommunikativem bzw. verständigungsorientiertem Handeln, die man so in der Realität wohl kaum oder gar nicht erkennen mag; vielmehr scheint es so zu sein, dass gerade auch die jungen erwachsenen Wohnungslosen sowohl zweckrational als auch verständigungsorientiert handeln. WEBER weist darauf hin, dass „Handeln, insbesondere soziales Handeln, *nur* in der

einen *oder* der anderen Art orientiert“ (Weber 1984: 46; Herv. i. Orig.) ist. Seine Unterscheidung in *zweckrationales*, *wertrationales*, *affektuelles* und *traditionales* Handeln ist daher auch als Orientierung zu sehen.⁹² Gerade das affektuelle Handeln scheint häufiger bei den jungen erwachsenen Wohnungslosen vorzukommen; Handlungen *aus dem Bauch heraus*, Handeln, das in den Grenzbereich der Irrationalität zu fallen scheint, den Gefühlen freien Lauf zu lassen gehören dazu. Abbrüche der Maßnahme, Gewaltszenarien, Bedrohungen von Mitarbeitenden und Mitbewohner*innen, das *Hinwerfen* und *Aufgeben*, obwohl man auf einem *guten Weg* zu sein scheint – all das scheint einem affektuellen Handeln zugeordnet werden zu können. Dennoch steckt auch hinter diesen – objektiv irrational anmutenden – Entscheidungen und Handlungen ein *Aktorsinn*, ein *subjektiv gemeinter Sinn*. Vor diesem Hintergrund – Aktorsinn und Aktionssinn – werden die Gespräche mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen ausgewertet. Mit Blick auf WINKLERS *Ortspädagogisches Handeln* scheint mir RITSERTs Ergänzung von WEBERs Ansatz nicht ganz unerheblich zu sein: „Das soziale Handeln ist nicht nur am Verhalten anderer, sondern weitaus mehr am *Sinn* der Handlungen anderer orientiert“ (Ritsert 2009: 74 Herv. i. Orig.). Mit Blick auf das Projekt muss man auch die Frage stellen, wie die Mitarbeitenden dort handeln, welche antizipatorischen und normativen Erwartungen von beiden Seiten aus vorherrschen. RITSERT beschreibt so eine Typologie, „die von Vernunft als Zweckrationalität bis in den Bereich der Irrationalität führt“ (ebd.: 75). Was das *Verstehen* angeht, so weist RITSERT bereits in „Inhaltsanalyse und Ideologiekritik“ auf die Unterscheidung zwischen Sinngehalt und Bedeutung hin; bezogen auf Textanalysen schreibt er mit Verweis auf OLE R. HOLSTI: „Was ‚zwischen den Zeilen steht‘, soll kein Bestandteil der Texte selbst, sondern Produkt der ungebundenen Phantasie der Interpreten sein“ (Ritsert 1972: 32). Somit beinhalten Texte einen manifesten Gehalt, bei dem es sich um dasjenige handele, „das am Text für alle Interpreten unmittelbar sinnfällig wird, das eine unmittelbare und eindeutige Auffassung bei allen Interpretierenden gestattet“ (ebd.: 32 f.). Ich stimme dieser Aussage RITSERTs in dieser Eindeutigkeit nicht ganz zu, da m. E. immer auch subjektive Wahrnehmungen, Hintergrundinformationen, Hintergrundwissen, kulturelle und sozialisatorische Hintergründe im Sinne der Hermeneutik in diese Interpretationen einfließen. Allerdings kann ich der Aussage insofern zustimmen, dass es zwischen den Zeilen

⁹² Zweckrational handelt ein Akteur, wenn er oder sie die vorhandenen und zugänglichen Mittel unter den vorherrschenden Rahmenbedingungen so einsetzt, dass die gewünschten und verfolgten Ziele und Zwecke erreicht werden können. Zweckrationalität kann auch eine Norm sein, woran sich das Subjekt orientiert oder woran das Gegenüber das Handeln als effizient oder ineffizient misst. Wertrational handeln bedeutet, „sich ohne Rücksicht auf die voraussehenden Folgen [...] im Dienst seiner Überzeugung von dem, was Pflicht, Würde, Schönheit, religiöse Weisung, Pietät, oder die Wichtigkeit einer ‚Sache‘ gleichviel welcher Art, ihm zu gebieten scheinen“ (ebd.) leiten zu lassen. Traditionales Handeln ist fest in überlieferten Sitten und Gebräuchen, Routinen und Rezepten verankert. Affektuelles Handeln besteht darin, den Gefühlen freien Lauf zu lassen und den eigenen Affekten nachzugeben.

Raum für Interpretationen gibt, die eben auf einen Aktorsinn bzw. einen Aktionssinn hinweisen; oder wie RITSERT es in seinem frühen Werk bezeichnet: „[D]ie Unterscheidung von ‚Sinn‘ und ‚Bedeutung‘“ (ebd.: 38). In Bezug auf das Verstehen von Handlungen unterscheidet RITSERT vier verschiedene „elementare Erscheinungsformen der Verstehensoperation“ (Ritsert 2009: 75): Das *rationale Handlungsverstehen*, das *Motivationsverstehen*, das *Regelverstehen* und das *Kontextverstehen*. Während das rationale Handlungsverstehen ein Höchstmaß an Evidenz hat und wir es „auch *normativ* als ‚rational‘ (zweckrational) beurteilen“ (ebd.; Herv. i. Orig.) können, „schreiben wir unseren Mitmenschen angesichts ihrer Taten und Untaten aufgrund irgendwelcher Anhaltspunkte bestimmte Motive“ (ebd.) beim Motivationsverstehen zu; d. h. wir glauben, Gründe für bestimmtes Handeln, Unterlassen oder Tun verstehen zu können. Beim Regelverstehen dienen bestimmte Regeln als Grundlage des Verstehens: Bestimmte Gesten werden als Gruß oder Anerkennung benutzt und auch so verstanden; allerdings muss man m. E. auch hier wieder davon ausgehen, dass bestimmte kulturelle oder sozialisatorische Überlieferungen unterschiedlich interpretiert werden können, wie beispielsweise das Zusammenführen des Daumens und Zeigefingers zu einem Ring. Während es in bestimmten Ländern und Kulturen ein Lob darstellt, hat es in Italien eine ganz andere (beleidigende) Bedeutung. Beim Kontextverstehen kann ein Ereignis nur im Zusammenhang mit anderen Bestandteilen innerhalb der Situation verstanden werden. Wie auch immer Handlungen zu verstehen sind, sie finden innerhalb sozialer Beziehungen statt und sind demnach ein „Verhalten mehrerer Personen, das seinem Sinngehalt nach ‚aufeinander eingestellt‘ und sich an diesem ‚aufeinander eingestellten‘ Sinngehalt orientiert. ‚Aufeinander eingestellt‘ sind Handlungen, bei denen einer weiß, was er von anderen als Aktionen und Reaktionen zu erwarten hat“ (ebd.: 76). WEBER weist aber darauf hin, dass „[d]er Inhalt der allerverschiedenste sein“ (Weber 1984: 47) kann.

Bei der Betrachtung und Auswertung des vorliegenden Gesprächsmaterials mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen soll der Blick vor allem auf den Aktorsinn und den Aktionssinn gelegt werden; aber auch der Blick auf die o. g. Erscheinungsformen der Verstehensoperationen nach RITSERT soll nicht außer Acht gelassen werden. Denn beim Handeln der zugrundeliegenden Zielgruppe stellt sich auch immer die Frage nach der HABERMAS'schen Unterscheidung in Zweckrationalität und soziale bzw. kommunikative Rationalität. Inwiefern agieren sie zweckrational, um bestimmte Räume anzueignen, und inwiefern handeln sie verständigungsorientiert im Sinne ihrer jeweiligen lebensweltlichen Zusammenhänge.

3.7. Verfahren der Bewertung

Wie bereits beschrieben, handelt es sich bei dem Phänomen der erwachsenen jungen Wohnungslosen um ein gesamtgesellschaftliches Phänomen, das vom Hilfesystem und der Mehrheitsgesellschaft häufig als Problem bezeichnet wird. Die Beschreibungen und Darstellungen vor allem in der Boulevardpresse und dem Privatfernsehen haben ihren Teil sicher dazu beigetragen, dass junge erwachsene Wohnungslose häufig aus einem bestimmten Blickwinkel heraus gesehen und bewertet werden. Von daher ist es aus meiner Sicht ein Phänomen, das es genauer zu betrachten gilt. Auch in der Arbeit mit den jungen Menschen werden diese von den Fachkräften häufig als störend und schwierig wahrgenommen und entsprechend etikettiert. Die Frage, was den jungen erwachsenen Wohnungslosen helfen könnte bzw. welche Angebote, welche Räume man ihnen zur Verfügung stellen müsste, damit sie diese aneignen und nutzen können steht im Mittelpunkt der Untersuchung und kann somit Aussagen zu Wert und Nutzen des Untersuchungsgegenstandes liefern, eben auch konkret zum Projekt Dock#30. Als Bewertungskriterien setze ich einerseits WINKLERs ortspädagogisches Handeln an, das ich bereits ausführlich im Theorieteil der vorliegenden Arbeit erläuterte.

Andererseits aber auch die normativen Setzungen der beiden Leistungserbringer, die das Projekt Dock#30 durchführen. Während der eine, WINKLER, bestimmte Kriterien ansetzt, die zielführend sein können, orientieren sich die anderen, die Träger, an den vorliegenden Rahmenbedingungen – normative Setzungen auf beiden Seiten, die sich nicht widersprechen müssen. Während die Praxis jedoch häufig an ihre Grenzen stößt, kann die Theorie freier denken. Das Projekt hat in seiner Laufzeit verschiedene Entwicklungen genommen, auf die ich bereits eingegangen bin, die eben auch zu veränderten Rahmenbedingungen führten. Ein weiterer Ansatz, die Ergebnisse zu bewerten, betrifft die Sichtweisen der jungen erwachsenen Wohnungslosen, ihre Wünsche, Einstellungen, Bedürfnisse und Ziele, die ich anhand der Gespräche zu rekonstruieren versuche. Diese Aussagen, Wünsche, Bedürfnisse, Ziele und die daraus resultierenden Erkenntnisse sollen dem Konzept des Projektes Dock#30 gegenübergestellt werden. Insofern möchte ich mit dem folgenden Kapitel, welches die Ergebnisse der Untersuchung darstellt, eine Bestimmung der Werte, des Nutzens, der Güte bzw. der Relevanz des Untersuchungsgegenstandes vornehmen – immer im Spannungsverhältnis der subjektiven Sichtweisen der jungen erwachsenen Wohnungslosen, WINKLERs ortspädagogischen Handelns und den vorherrschenden Rahmenbedingungen des Projektes Dock#30.

4. Ergebnisse

4.1. Zusammenfassung der Untersuchungsergebnisse

Wozu braucht es ein so umfassendes Theoriegerüst wie im vorliegenden Fall, wenn es sich bei dem Phänomen der jungen erwachsenen Wohnungslosen um ein gesellschaftliches bzw. sozialpädagogisches „*Problem*“ handelt? Diese Frage kann man sich durchaus stellen; man könnte doch einfach Angebote verändern, Anschlussmaßnahmen anpassen und neue Räume kreieren. Doch das würde m. E. zu kurz greifen. Auf diese Art und Weise würde man lediglich an den Symptomen ansetzen, nicht aber an den Ursachen für das „*Scheitern*“ der jungen Menschen am Hilfesystem bzw. dem „*Scheitern*“ des Hilfesystems an den jungen Menschen, wenn man davon ausgeht, dass das Scheitern nicht ausschließlich bei den jungen Menschen zu verorten ist. M. E. lassen sich mit den Theorien von LEFEBVRE und HABERMAS sehr gut die Ursachen – möglicherweise aber auch nur zum Teil – erklären bzw. verstehen. LEFEBVREs Produktion des Raumes besteht aus einer Trias, bei der ich vor allem das Spannungsfeld zwischen den *Repräsentationen des Raumes* und den *Räumen der Repräsentation* in den Blick nehmen möchte. HABERMAS System- und Lebenswelttheorem beleuchtet m. E. sehr gut das Spannungsfeld zwischen den Leistungsträgern und den Leistungserbringern als Subsystem bzw. Teilsystem und den jungen erwachsenen Wohnungslosen in ihrer jeweiligen Lebenswelt; das System überformt die Lebenswelten der jungen Menschen im Sinne der Kolonialisierung, von der HABERMAS spricht. Das (Hilfe)System, das als Jugendhilfe und Eingliederungshilfe in Erscheinung tritt, wirkt in bestimmter Art und Weise auf die jungen Menschen ein. WINKLER schließlich mit seiner Theorie der Sozialpädagogik zeigt theoretisch auf, welche Angebote, welche Räume den jungen Menschen zur Verfügung gestellt werden müssten anstelle der vorhandenen Räume der etablierten Jugendhilfe (und der Eingliederungshilfe). Mit dieser theoretischen Begründung scheint es mir möglich zu sein, das vorhandene Jugendhilfesystem und die Eingliederungshilfe in Bezug auf die 18- bis 27-Jährigen zu überprüfen und gegebenenfalls zu verändern. Auch wenn dieser Anspruch möglicherweise überheblich daherkommt, so zeigt doch die Praxis der Jugendhilfe (aber auch der Eingliederungshilfe), dass viele Menschen, die einen Unterstützungsbedarf formulieren oder übergestülpt bekommen, nicht zielführend begleitet werden können. Im Folgenden sollen die Ergebnisse der Untersuchung kurz vorgestellt werden, bevor ich auf die einzelnen Punkte ausführlicher eingehen will.

Beginnend mit den Fallsteuerungskonferenzen möchte ich dieses, sich stark an der Jugendhilfe orientierende Instrument der Kostenträger aufgreifen, in welchem die jungen erwachsenen Wohnungslosen vorgestellt bzw. nach Ablauf des Bewilligungszeitraums wiedervorge stellt werden und die Kostenträger über eine Verlängerung der Maßnahme oder eine Beendigung entscheiden. Dabei werden Expertensichtweisen eingebracht und berücksichtigt, sol-

len Ressourcen der Teilnehmenden herausgearbeitet und Handlungsoptionen besprochen werden. Allerdings zeigt sich in den Fallsteuerungskonferenzen m. E., dass diese nur bedingt dazu beitragen, passgenaue Hilfen, bedürfnisorientierte Unterstützung sowie ressourcenorientierte Maßnahmen und Angebote zu elaborieren. Vielmehr folgen diese Konferenzen einem immer gleichen Schema, sowohl im Ablauf als auch in Zielführung.

Im Rahmen der Untersuchung zeigten sich zwei Gruppen von Nutzenden; diese Gruppen beziehen sich m. E. nicht ausschließlich auf das Projekt Dock#30, sondern auch auf die Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe. Zum einen gibt es die Gruppe derjenigen, welche die Angebote lediglich als Anlaufstelle, als Meldeadresse, als Notschlafplatz oder als Rückzugsort nutzen. Teilweise halten sich die Nutzer*innen kaum oder gar nicht dort auf, sondern eignen Raum außerhalb des Hilfesystems an, nutzen ihre bisherigen sozialen Bezüge und Kontakte. Zum anderen gibt es die Gruppe derjenigen, für welche die Angebote einen Möglichkeitsraum darstellen, der Optionen zulässt und Perspektiven ermöglicht. Interessant ist hier auch, dass die Nutzenden häufig schon verschiedene Erfahrungen in der Kinder- und Jugendhilfe, aber auch der Eingliederungshilfe oder der Psychiatrie gesammelt hatten, die jedoch aus ihrer Sicht nicht zielführend waren. Erst das Projekt Dock#30 bietet hier offenbar einen sozialpädagogischen Ort nach WINKLER, der angeeignet werden kann. Hier werde ich verschiedene Nutzer*innen vorstellen, die man der jeweiligen Gruppe zuordnen kann. Mit Blick auf RITSERT ist es hier vor allem der *Aktorsinn*, also der „Sinn, woran der Akteur selbst mehr oder minder klar und bewusst“ (Ritsert 2009: 73) orientiert ist, der im Fokus der Untersuchung steht, also dessen Wünsche, Absichten, Bedürfnisse, Pläne und/oder Strategien.

Ein weiteres Merkmal, welches mir immer wieder in den Gesprächen begegnete, ist und war die Erfahrung von Aneignungsverhinderung durch Dritte; hier sind vor allem die Mitarbeitenden und die Fachkräfte in den unterschiedlichen Einrichtungen zu nennen. Vielfach hatten die jungen erwachsenen Wohnungslosen bereits Erfahrungen in unterschiedlichen Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe, der Kinder- und Jugendhilfe, der Psychiatrie o. ä. gesammelt und sind dort mit der einen oder anderen Form von „Paternalismus“ in Berührung gekommen. Aber auch im Rahmen des Projektes Dock#30 berichteten einige der jungen erwachsenen Wohnungslosen von Aneignungsverhinderung. So scheinen Fachkräfte immer wieder als Raumwärter*innen zu fungieren, indem sie Raumaueignung bewusst oder unbewusst verhindern. Die Eingriffe des Systems und dessen Subsystemen auf die jeweiligen Lebenswelten, die Kolonialisierung selbiger waren auch häufig Teil der Gespräche, die ich mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen führen konnte. Oftmals waren oder sind es die Kostenträger, die zuständigen Ämter und Behörden, die in die Lebenswelten der jungen erwachsenen Wohnungslosen eingreifen und so Ziele vorgeben, Entscheidungen bestimmen

und die Lebenswelten überformen. Hier verorte ich auch gewisse Entfremdungserfahrungen der jungen erwachsenen Wohnungslosen, die sich durch eben diese Eingriffe abzeichnen.

Ein weiterer Aspekt, der sich in den Gesprächen zeigte, waren die Repräsentationen und die Selbstinszenierungen der jungen erwachsenen Wohnungslosen. Hier waren es vor allem Szenen und Darstellungen, die sich in meinen Augen dadurch auszeichneten, dass sich die handelnden Personen von anderen abzugrenzen versuchten. Dies versuche ich vor allem aus dem Blick des Aktionssinnes heraus zu interpretieren, also des Sinns, den eine „Handlung selbst hat“ (Ritsert 2009: 74). Der Aktionssinn als solcher ist für mich auch dahingehend interessant, dass er einen gewissen Interpretationsspielraum zulässt; bietet er doch die Möglichkeit, Behauptungen aufzustellen, dass „die Aktion eines Handelnden [...] ‚in Wahrheit‘ einen ganz anderen Sinn [hätte,] als sich der Agent einbildet“ (ebd.). Hier versuche ich, gewisse Handlungen und Aktionen eben vor diesem Hintergrund zu interpretieren und darzulegen.

Schließlich gehe ich im Ergebnisteil auf die beiden Kategorien nach RÄTZ-HEINISCH und BAUMANN ein und setze diese jeweils mit Gesprächspartner*innen in Verbindung, um so auch eine gewisse Bewertung des Projektes Dock#30 sowie Angeboten der Wohnungslosenhilfe vorzunehmen.

4.2. Darstellung der Ergebnisse

4.2.1. Fallsteuerungskonferenzen im Spannungsfeld zwischen Maßnahmenzentrierung und Personenzentrierung

Dieses Spannungsfeld erscheint mir äußerst wichtig und soll daher auch als eigener Punkt ausgearbeitet werden, da er doch das ganze Dilemma der Hilfeplanung aufzuzeigen scheint und dazu führt, dass junge Menschen, nicht nur junge erwachsene Wohnungslose, am Hilfesystem „scheitern“ bzw. das Hilfesystem an den jungen Menschen „scheitert“. Im Rahmen der vorliegenden Untersuchung nahm ich bis Februar 2023 an 28 Hilfeplankonferenzen teil; vor der Corona-Pandemie fanden diese Konferenzen ausschließlich in Präsenz statt. Mit der fortschreitenden Pandemie wurden sie zunächst auf Telefonkonferenzen und später auf Videokonferenzen umgestellt. Seit Sommer 2023 fanden sie dann schließlich wieder vermehrt in Präsenz statt. Wie bereits beschrieben, sind bei den um Hilfeplangesprächen sowohl die Kostenträger (Jugendhilfe und Eingliederungshilfe), das Jobcenter (U25-Abteilung/Jobcoach) als auch die Leistungserbringer beteiligt und die jungen Menschen werden vorgestellt (von den jeweiligen Bezugsbetreuer*innen) oder stellen sich auch selbst vor. Als Grundlage dient der Integrierte Behandlungs- und Rehabilitierungsplan (IBRP), der im Vorfeld mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen erstellt wird. Dieser Hilfeplan erhebt den Anspruch auf einen personenzentrierten Ansatz; im Gegensatz zu anderen Instrumenten der Hilfeplanung steht hierbei die Ressourcenorientierung im Mittelpunkt und nicht die Defizitorientierung. Trotzdem wird in diesen Hilfeplänen m. E. auch immer wieder auf die Defizite der Menschen hingewiesen und die Ziele werden häufig als „Überwindung“ eben dieser Defizite formuliert. Viel wichtiger erscheint mir aber das Ziel der Fallsteuerungskonferenzen, sollen sie doch dazu dienen, den jungen Menschen Angebote zu machen, alternative Anschlussmaßnahmen zu kreieren und den Menschen Anerkennung zu geben: „Die Entscheidung über die im Einzelfall angezeigte Hilfeart soll, wenn Hilfe voraussichtlich für längere Zeit zu leisten ist, im Zusammenwirken mehrerer Fachkräfte getroffen werden. Als Grundlage für die Ausgestaltung der Hilfe sollen sie zusammen mit dem Personensorgeberechtigten und dem Kind oder dem Jugendlichen einen Hilfeplan aufstellen, der Feststellungen über den Bedarf, die zu gewährende Art der Hilfe sowie die notwendigen Leistungen enthält“ (§ 36 SGB VIII (2)). Daher sind auch alle Träger und beteiligten Institutionen wie Jugendhilfe, Eingliederungshilfe, Leistungsträger nach SGB II an diesen Gesprächen beteiligt. Die Fallsteuerungskonferenzen laufen nach einem sich immer wiederholenden Muster ab: Es sind maximal 20 Minuten pro Bewohner*in eingeplant, die der Vorstellung und der weiteren Hilfeplanung, deren Grundlage die im Vorfeld versandten IBRP bilden, dienen sollen. Die Bewohner*innen können bzw. sollen an den Fallsteuerungskonferenzen teilnehmen. Der Rahmen der Konferenzen folgt der Logik der jeweiligen Hilfesysteme; überspitzt formuliert: Die Bewohner*innen haben Probleme, die

gelöst werden müssen, damit sie den Normalitätsvorstellungen der (Mehrheits-)Gesellschaft entsprechen. Hierzu müssen Ziele formuliert werden, die nachweisbar, erreichbar und geprüft werden können. Häufig ähneln sich die Ziele der Bewohner*innen. Inwieweit die Ziele den wirklichen Vorstellungen der jungen erwachsenen Wohnungslosen entsprechen, kann an dieser Stelle nicht nachgeprüft werden; möglicherweise handelt es sich hierbei um sozial erwünschte Antworten der jeweiligen Bewohner*innen, um eine Genehmigung der Maßnahme zu erhalten. Dies wird vor allem dann deutlich, wenn junge erwachsene Wohnungslose keine Ziele formulieren oder die Ziele möglicherweise nicht dem entsprechen, was die Kostenträger erwarten:

„Ich will weg von der Straße, schlafen können, eine Struktur haben.“ (Karol)

Solche Aussagen sind vor dem Hintergrund des Konzeptes der Einrichtung durchaus als unproblematisch zu sehen, will das Projekt doch zunächst den Beziehungsaufbau zu den jungen Menschen stärken, indem ein Vertrauensverhältnis aufgebaut wird. In Form eines Clearings, das durchaus auch mehrere Monate dauern kann, soll so eine Perspektive erarbeitet werden, die auch aus kleinen Zielen und Schritten bestehen kann. Regelmäßiges Aufstehen oder die Teilnahme an gemeinsamen Aktivitäten können beispielsweise Ziele sein, die im Rahmen des Konzeptes ausreichen würden, um einen Erfolg für die jeweilige Person darzustellen. Auch das „zur Ruhe kommen“, d. h. einfach mal sechs Monate ein Dach über dem Kopf haben, keine Schwierigkeiten haben, einen gesicherten Schlafplatz zu finden, sind aus Sicht der Träger legitime Ziele. Dies wird allerdings von den beteiligten Kostenträgern teilweise anders gesehen und so kommt es immer wieder zu Aussagen wie: „Wir haben in der Jugendhilfe andere Ziele!“ und es wird teilweise nachgefragt, wo denn der spezifische Unterstützungsbedarf gesehen wird. Scheinbar fehlende oder mangelhafte Ziele sind oft Anlass zur Diskussion, ob die Maßnahme überhaupt zielführend ist, ob es sich lohne, die Maßnahme zu finanzieren – überspitzt formuliert: ob der Mensch die Maßnahme überhaupt *verdient*. Hier kommt die Logik der Systeme zum Vorschein: Wer ist es wert, dass eine Maßnahme genehmigt wird? Das *Creaming* ist vor allem im Bereich der Jugendhilfe immer wieder zu erkennen; es werden nur diejenigen Maßnahmen finanziert, die auch nach der Logik des Jugendhilfesystems zielführend sind. Im Bereich der Jugendhilfe wird nach § 36 SGB VIII (1) einerseits die Beteiligung der betroffenen Personen gewünscht, aber andererseits auch eine Mitwirkungspflicht derselben gefordert: „Der Personensorgeberechtigte und das Kind oder der Jugendliche sind vor der Entscheidung über die Inanspruchnahme einer Hilfe und vor einer notwendigen Änderung von Art und Umfang der Hilfe zu beraten und auf die möglichen Folgen für die Entwicklung des Kindes oder des Jugendlichen hinzuweisen. Es ist sicherzustellen, dass Beratung und Aufklärung nach Satz 1 in einer für den Personensorgeberechtigten und das Kind oder den Jugendlichen verständlichen, nachvollziehbaren und

wahrnehmbaren Form erfolgen“. Gerade bei jungen erwachsenen Menschen, die das 18. Lebensjahr vollendet haben, ist die Mitwirkungspflicht ein entscheidender Faktor, um weitere Maßnahmen nach dem SGB VIII zu bewilligen. Häufig wird diese Grenze eng ausgelegt: Wer bis zu seinem 18. Lebensjahr eine Jugendhilfemaßnahme bewilligt bekam, bekommt i. d. R. auch bis zur Vollendung des 21. Lebensjahres eine Anschlussmaßnahme bewilligt, wenn er oder sie einen Bedarf geltend macht und eine Mitwirkung erkennen lässt. Wer allerdings erst nach Vollendung des 18. Lebensjahres einen Anspruch gegenüber dem Jugendamt geltend macht, muss diesen Anspruch gut begründen und seine Mitwirkungspflicht darlegen. Dies ist ein weiteres Spannungsfeld, das ich bereits in Teil I der Arbeit deutlich machte: Die jungen erwachsenen Wohnungslosen werden zwischen den Hilfesystemen hin- und hergeschoben. Während sich die Jugendhilfe nicht mehr zuständig sieht, da der Mensch erwachsen ist und das 18. Lebensjahr vollendet hat, sieht sich die Eingliederungshilfe noch nicht zuständig. Im Rahmen des Projektes gibt es daher auch immer wieder Aushandlungsprozesse zwischen den beiden Kostenträgern. Dies geschieht häufig im Hintergrund, so dass eine Hilfe unabhängig von der Zuständigkeit gestaltet werden kann. Die Fallsteuerungskonferenz bzw. die Hilfeplanung soll nach § 36 SGB VIII dem jungen Menschen Chancen eröffnen, seinen Willen berücksichtigen und mit den beteiligten Trägern Lösungen suchen und anbieten. Allerdings steht m. E. diesem Ansatz die Struktur der Kostenträger entgegen. So müssen Maßnahmen und Folgeangebote beantragt und rechtlich nach SGB VIII oder SGB XII geprüft werden. Ist dies nicht der Fall, so können auch Maßnahmen verweigert werden, obwohl schon eine Zusage vom Leistungserbringer vorhanden ist. Auch hier zeigen sich m. E. die unterschiedlichen Vorstellungen der Kostenträger, des Systems und die der jungen Menschen, der Lebenswelt:

„Ich wollte sagen, ich möchte ehrlich keine Ausbildung machen, weil ich bin sehr daran interessiert, meinen Schulabschluss zu realisieren, bis zum Realabschluss, weil, wie ich merke, dann findet man bessere Arbeit und außerdem habe ich, wie soll ich sagen, ich mache das hauptsächlich für den Schulabschluss und der zweite Grund, weil ich mich auch selber auf die Probe stellen will. Weil in der Schule, auf der ich war, ging es gar nicht, wegen den Umständen bei mir zuhause und wie die in der Schule mit dem Verhalten, also wie das Verhalten zu mir war und alles, die Lehrer, die Schüler und ich möchte unbedingt wissen, wie es ist, wenn ich auf einer Schule bin, wo ich wirklich neu anfangen kann und das möchte ich echt gerne wissen und deswegen möchte ich echt keine Ausbildung machen. Also ich weiß nicht, ob Sie das verstehen können.“ (Nils)

So hatte Nils bereits mit seiner Bezugsbetreuerin einen Platz in einer Einrichtung in Frankfurt gefunden und dort eine Zusage erhalten. Die Maßnahme wurde jedoch vom Jugendamt nicht

bewilligt, weil diese im Vorfeld in Bezug auf die Kostenträgerschaft nicht abgeklärt worden sei. Man könne sich nicht unter Druck setzen lassen durch die Kurzfristigkeit; alle Anschlussmaßnahmen müssten genau geprüft werden, da sie auch sehr kostenintensiv seien. Wenn der Platz dann weg sei, dann sei das halt so. Gleichzeitig wurde angemerkt, dass der junge Mann in der Vergangenheit bereits sehr viele Angebote bekommen habe, die er letztlich jedoch nicht genutzt hätte. Das Argument, der junge Mensch habe ja im nächsten Jahr die Möglichkeit, die angestrebte Maßnahme erneut in Angriff zu nehmen, birgt schon eine gewisse Arroganz des Hilfesystems. Man könnte hier sogar dem Eindruck erliegen sein, dass Angebote und Möglichkeiten verhindert werden durch den Hinweis auf die Strukturen und Logiken des Systems. Der Begriff der *Raumwärter* kommt einem in den Sinn, wenn Raumaneignung durch formale Hürden verhindert wird. Dies hat m. E. auch damit zu tun, dass die Lebenswelten der jungen erwachsenen Wohnungslosen nicht ausreichend anerkannt und einbezogen werden in die Hilfeplanung. Geht es m. E. hauptsächlich um die Werte und Normen der Mehrheitsgesellschaft, wie Vermittlung von Ausbildung, Betreutes Wohnen, Schulplatz etc., so werden häufig alternative Lebensentwürfe nicht anerkannt oder nicht richtig eingeschätzt. Während das Projekt Dock#30 möglicherweise für eine*n junge*n Erwachsene*n nur als Schlafplatz und als Meldeadresse dienen kann, damit grundlegende Ziele wie das Ausstellen eines Personalausweises, die Eröffnung eines eigenen Bankkontos oder eine Krankenversicherung umgesetzt werden können, kann dies aus Sicht der Kostenträger möglicherweise nicht ausreichen: „Es soll um Veränderung gehen. Hier wird ein Platz genutzt für jemanden, der nicht mitmacht.“ Häufig wird in den Hilfeplankonferenzen die Frage gestellt: „Was haben Sie denn bisher erreicht?“ – eine Frage, die eine gewisse Erwartungshaltung und m. E. ein Überprüfungsthema spiegelt sowie einen gewissen Druck aufbaut und auch eine gewisse Bewertung beinhaltet. Hierin kann eine Diskrepanz zwischen den Bewohner*innen und dem Hilfesystem liegen, zwischen Lebenswelt und System; während es für einen jungen erwachsenen Wohnungslosen einen großen Erfolg bedeuten kann, einen Personalausweis beantragt und eine Krankenversicherung zu haben, so kann dies für die Kostenträger zu wenig sein, um eine Mitwirkungspflicht, um einen Erfolg der Maßnahme zu erkennen. Dies wird teilweise dann auch geäußert, wie etwa: „Sie sind jetzt schon zweieinhalb Monate in der Einrichtung und haben nur das erreicht? Das ist aber nicht viel!“ Deutlich zeigt sich hierbei, dass mit normalen Maßstäben gemessen wird, dass die Werte und Normen der Mehrheitsgesellschaft angelegt werden an die Zielerreichung der Maßnahme. Dass der Bewohner aber möglicherweise seit mehr als sechs Jahren ohne festen Wohnsitz ist, also mehr als ein Drittel seines gesamten Lebens, wird hier nicht in Relation gesetzt:

„Ja so, das wird sowieso nichts mit Arbeit. Ich hatte Probleme mit der Meldeadresse, habe keine Post bekommen, dann halt keinen Ausweis gehabt und kein Bankkonto gehabt. Ja, und das

habe ich jetzt durch das Dock alles erreichen können [...] Ja, bis jetzt konnte man auch noch nicht mehr machen, weil auf meine Krankenkarte warte ich immer noch, weil die immer noch was haben wollen wegen dem Nachweis vom Jobcenter, das wurde nicht hingeschickt, obwohl wir es doch hingeschickt hatten. Jetzt wurde es nochmal geschickt und jetzt muss ich halt immer noch abwarten, weil so lange ich noch nicht meine Krankenkassenkarte habe, kann ich leider auch noch nicht weitermachen.“ (Karol)

Es stellt sich jedoch auch die Frage, inwieweit die betroffenen Jugendlichen und jungen Erwachsenen überhaupt dazu in der Lage sind, aktiv mitzuarbeiten und Ziele zu formulieren. Wie das Beispiel von Karol zeigt, scheint es zunächst darum zu gehen, sich zu sammeln und zur Ruhe zu kommen. Eine Mitarbeit im Sinne des Jugendamtes scheint nicht möglich, da die Voraussetzungen und Bedingungen hierzu aktuell nicht gegeben sind. Müsste man nicht vielmehr in einer Fallsteuerungskonferenz danach fragen, welche Bedingungen vorhanden sein müssten, damit sich der junge Mann auf weiterführende Hilfen einlassen kann, und nicht danach, was er tun müsste, um erfolgreich zu sein, verbunden mit der Gefahr des erneuten Scheiterns? Möglicherweise ist das ein selbstgemachtes Problem des Hilfesystems: Die Jugendlichen und jungen erwachsenen werden dazu gebracht, immer und immer wieder zu scheitern durch zu hohe Ansprüche des Hilfesystems (aber auch durch zu hohe Anforderungen an sich selbst). Dies zeigt sich ebenfalls in dem genannten Beispiel von Karol: Die Ziele, die er formuliert, sind für die Kostenträger nicht ausreichend, die vom System geforderten Ziele allerdings zu hochschwellig für den jungen Mann, so dass die Maßnahme entweder ohne Verlängerung beendet wird oder er möglicherweise erneut an den Ansprüchen und Zielen scheitert. Hier besteht ein Widerspruch in sich, da das System zu starr und nicht dazu bereit ist, darüber nachzudenken, wie Strukturen und Angebote beschaffen sein müssten, damit sie an die Lebenswelten der jungen erwachsenen Wohnungslosen anschlussfähig sein könnten. Allerdings stellt sich dies einige Wochen nach der Hilfeplankonferenz durchaus anders dar; so hat Karol die Angebote der Kostenträger als Alternativen wahrgenommen und sich auf eine Ausbildung im Bereich Lager und Logistik eingelassen; bei ihm ist der Druck nach eigener Aussage nicht so angekommen, dass er zu wenig gemacht habe:

„Ja, ist jetzt schon die dritte Woche, wo ich da drin bin, aber das war sehr gut [...] Ja, das war das beste, was ich hätte machen können.“ (Karol)

Doch auch die Form der Fallsteuerungskonferenzen, der formale Ablauf, der an ein Gremium erinnert, hat möglicherweise Auswirkungen auf das Verhalten der sich vorstellenden Bewohner*innen und nicht jede*r kann sich dort (für sich) angemessen präsentieren. So sind die jungen erwachsenen Wohnungslosen teilweise überrascht, dass an den Konferenzen so viele Personen teilnehmen. Aussagen wie: „So viele Menschen, ich dachte, das wären nur

zwei oder drei“ lassen darauf schließen, dass die jungen Menschen sich mit der Situation teils überfordert fühlen. Es entsteht eine Situation, in der die Bezugsbetreuung die einzige verlässliche Person ist; manchmal kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Bezugsbetreuung gegen die Kostenträger die Rechte und Ziele der betroffenen Person zu vertreten versucht. Jugendliche und junge Erwachsene, die bereits Erfahrungen mit der Jugendhilfe gemacht haben, kennen solche Gespräche und Situationen bereits und möglicherweise entsteht hier auch so etwas wie Übertragung und Gegenübertragung. Erfahrungen aus der Vergangenheit, frühere Begegnungen mit Vertreter*innen der Kostenträger werden auf die teilnehmenden Personen übertragen und umgekehrt. Fachkräfte der teilnehmenden Institutionen können möglicherweise als Substitut dienen und Ängste und Befürchtungen auslösen, die gleichen Erfahrungen zu machen, wie in der Vergangenheit. HINTE (1997) schlägt daher vor, sogenannte *Heimspiele* zu organisieren. So könnte man Fallsteuerungskonferenzen in Bezug auf den Ort, die Zeit, die Sprache und die Regeln neu definieren, um den jungen erwachsenen Wohnungslosen so die Möglichkeit zu geben, sich sicherer zu fühlen in ihrem vertrauten sozialen Umfeld. Die betroffenen Personen würden so als Kundige ihrer jeweiligen Lebenswelt anerkannt. Stattdessen erklären ihnen *Experten*, was richtig und gut für sie sei, welche Entscheidungen sie treffen und welche Ziele sie verfolgen sollten. Gerade dieser Punkt scheint mir elementar zu sein in Bezug auf die Fallsteuerungskonferenzen: Die Fachkräfte sehen sich möglicherweise als die Experten, die den jungen erwachsenen Wohnungslosen sagen, was richtig und was falsch ist. Wenn ein junger Mensch beispielsweise die eigene Wohnung als Ziel formuliert oder eine Arbeit, um Geld zu verdienen, wird von *Expert*innenseite* aus argumentiert, dass doch eine Ausbildung zunächst mal viel besser sei für den späteren Lebensweg und eine eigene Wohnung könne man sich bei der betroffenen Person nun wirklich nicht vorstellen. Auch wenn dies in dem einen oder anderen *Fall* nachvollziehbar ist und das von dem jungen Menschen formulierte Ziel nicht in jedem Fall der objektiven Sicht entspricht, ist oft die Art und Weise, wie eine solche Einschätzung transportiert wird, das Entscheidende. Die jungen erwachsenen Wohnungslosen werden teilweise verbal in ihrer eigenen Entscheidung abgewertet und nicht anerkannt. Beispielsweise wird im Beisein der Personen darüber diskutiert, dass diese Person dieses oder jenes nicht erreichen könne, dass die Ziele nicht realistisch seien. Selbst wenn dies möglicherweise ein realistischer Blick sein mag, ist doch die Art und Weise der Diskussion m. E. nicht wertschätzend und teilweise auch widersprüchlich, fast könnte man von einer *Farce* sprechen: Die jungen erwachsenen Wohnungslosen sollen Ziele formulieren, sie sollen zeigen, dass sie etwas verändern, (wieder) ein Teil der Normalitäts-Gesellschaft sein, mitwirken und etwas im Leben erreichen wollen; wenn sie es dann tun, werden sie genau dafür kritisiert, ihre Ziele partiell infrage gestellt oder als unrealistisch abgetan. Gelegentlich entsteht den Eindruck, dass in den Fallsteuerungskonferenzen der betroffene Mensch begutachtet wird und ihm

oder ihr dann Vorschläge gemacht werden, was er oder sie denn tun solle – unabhängig vom eigenen Willen und den eigenen bereits formulierten Zielen. Häufig sind es genau diese unterschiedlichen Vorstellungen der Kostenträger einerseits und der Bewohner*innen andererseits, die dazu führen, dass die Betroffenen dann irgendwann einfach zustimmen:

„Ich finde das auch irgendwie unangebracht, weil man kennt ja noch nicht mal sein Gegenüber, wenn das jetzt ne Frau wäre, die ich länger kennen würde, aber so, ich meine, ich habe die ja zum ersten Mal gesehen und gehört. Umgekehrt genauso, von daher höre ich mir das sowieso nicht, nehme ich mir das eh nicht zu Herzen. Wenn das jetzt die Frau E. (zuständige Sachbearbeiterin vom ASD), hätte ich gedacht, okay, die kennt mich ja ein bisschen und blablabla und vielleicht ist da ja was dran, aber bei der dachte ich mir einfach nur, okay, das geht jetzt dann zuende und fertig.“ (Ben)

Auch wenn die betroffenen Personen bestimmte Angebote nicht annehmen möchten, weil sie beispielsweise in der Vergangenheit schlechte Erfahrungen gemacht haben oder sie sich das Ziel selbst nicht zutrauen, werden die *Expert*innenmeinungen* weitergegeben – auch auf die Gefahr hin, dass die betroffenen Personen damit möglicherweise überfordert sind oder daran scheitern könnten. So wird von Expert*innenseite aus auch immer wieder auf Defizite hingewiesen im Zusammenhang mit bereits durchgeführten Maßnahmen: „Die Maßnahme wurde ja abgebrochen, was schade ist“ oder „Termine wahrnehmen... mal so, mal so“. Auch wenn dies in der Vergangenheit so gewesen sein sollte und auch weiterhin die Gefahr besteht, dass die aktuelle Maßnahme wieder mit einem Abbruch endet, die formulierten Ziele nicht umgesetzt werden können, so zeigt dieses Verhalten der Kostenträger und Experten eine Abwertung der Personen. Warum soll ich mich überhaupt anstrengen, wenn doch alle denken, dass ich es nicht schaffe? Warum soll ich überhaupt was machen, wenn ich keine Chance bekomme, wenn mich alle schon abgeschrieben haben?

„Ja, nachdem ich auf der Straße war, habe ich es nicht mehr eingesehen, irgendwas zu machen, da war meine Lust quasi am Boden.“ (Karol)

Dass es sich bei den Fallsteuerungskonferenzen um maßnahmeorientierte Hilfeplanungen handelt, lässt sich m. E. daran ablesen, dass den jungen erwachsenen Wohnungslosen häufig die gleichen Angebote gemacht werden, die sich auch untereinander kaum unterscheiden. Besonders aufgefallen ist mir dies in einer Fallsteuerungskonferenz, bei der zwei jungen Männern die gleichen Angebote gemacht wurden, obwohl beide unterschiedliche Zielsetzungen in ihren IBRP genannt hatten. Dies zeigt m. E. zum einen die Beschränktheit des Hilfesystems und die fehlende Kreativität im Umgang mit den Fragestellungen der jungen Menschen, zum anderen aber auch die Maßnahmeorientierung der Hilfesysteme: Menschen

werden Maßnahmen und Angeboten angepasst und nicht die passenden Angebote für die Menschen kreiert. Aber genau das sollte doch das Ziel einer Hilfeplansteuerung sein: Den Menschen mit seiner Lebenswelt, mit seinen Zielen und Wünschen anerkennen und akzeptieren und versuchen, ihm ein gelingendes Leben zu ermöglichen, ihn mit seinen Ressourcen einzubinden und Sozialraumaneignung möglich zu machen. Zugegeben: Es ist nicht einfach, die passende Maßnahme, das passende Angebot für jemanden zu erarbeiten, wenn in der Vergangenheit schon so viel gescheitert ist und keine der durchgeführten Maßnahmen zielführend waren. Doch genauso gut ist es ein Trugschluss, zu glauben, dass die nächste Maßnahme, die sich aus dem gleichen Portfolio herausbildet wie die bisherigen, zu einem gelingenden Leben und zu einer Aneignung führen wird: Betreutes Wohnen nach § 41 SGB VIII oder §§ 53, 67 SGB XII, ambulante Jugendhilfemaßnahmen nach §§ 27 ff. SGB VIII, Staplerschein, Lager- und Logistikausbildung etc. Die Liste der Angebote und Maßnahmen ist begrenzt und häufig führt diese Begrenztheit auch dazu, dass den beteiligten Personen in der Fallsteuerungskonferenz die immer gleichen Angebote unterbreitet werden, auch wenn dies in manchen Fällen eine gute Idee sein kann, die von den jungen erwachsenen Wohnungslosen angenommen wird, wie bei Karol:

„Das war das Beste, was ich machen konnte in dem Moment.“ (Karol)

So sieht er die Angebote und Hinweise auch eher als Alternativen, die angenommen werden können:

„Das sind eigentlich nur noch mal so ein Angebot, noch mal ein neues Kapitel in meinem Leben zu gehen.“ (Karol)

Ein Ansatz wäre mit Blick auf die Sozialraumorientierung die Vernetzung und Kooperation mit anderen Trägern und Institutionen in Form einer fallübergreifenden und fallunspezifischen Arbeit, wie sie bereits in „Soziale Dienste: Vom Fall zum Feld“ (Hinte/Litges/Springer 1999) aufgezeigt wurde. So muss eine Verwaltung „über die erforderlichen Mittel verfügen, ein Ziel zu erreichen [...] Die Verwirklichung eines Ziels muß im Rahmen der eigenen Möglichkeiten liegen, sonst macht man sich lächerlich“ (ebd.: 72). Vor allem die fallunspezifische Arbeit sollte mehr in den Fokus genommen werden, um so Ressourcen (in Form von möglichen Angeboten) zu generieren, die alternativ angeboten werden können. D. h. „Tätigkeiten auf dieser Ebene sind nicht einem spezifischen Einzelfall zuzuordnen, sondern geschehen zu einem Zeitpunkt, da die Fachkräfte noch nicht absehen können, für welchen späteren Fall sie die jeweilige Ressource benötigen werden. Hierzu zählen insbesondere [...] der Aufbau von Kontakten zu Institutionen außerhalb des sozialen Bereichs“ (ebd.: 100). So müsste das Hilfesystem insgesamt „projektorientiert-innovatives statt standardisiert-bürokratisches Handeln“ (ebd.: 111) in den Fokus nehmen, „prozeßorientiertes statt statisch-lineares Handeln“

(ebd.: 112) forcieren, d. h. Hilfeplanung und die damit verbundene Entwicklung der jungen erwachsenen Wohnungslosen entwickelt sich nicht statisch-linear, sondern prozessorientiert. Es folgt eben nicht der Logik: Anschlussmaßnahme, Schulausbildung, Berufsausbildung, Wohngemeinschaft, Arbeitsstelle, eigene Wohnung, sondern eher der Logik des Scheiterns, der Umwege, der Rückschritte gepaart mit Phasen des (persönlichen) Erfolgs durch die Umsetzung bestimmter (kleiner) Ziele. Das Hilfesystem müsste mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen „im Rahmen kommunikativer Aushandlungsprozesse“ (ebd.: 151) Ziele erarbeiten und so auch bestehende Ressourcen berücksichtigen, die durchaus als Kompetenz einer „gelungenen“ Alltagsbewältigung“ (ebd.) anerkannt werden sollten. Dass junge erwachsene Wohnungslose durchaus über Kompetenzen und Fähigkeiten, Fertigkeiten und Ressourcen verfügen, zeigt sich m. E. schon dadurch, dass sie teilweise über einen längeren Zeitraum ohne institutionelle Unterstützung leben. Daher sollten sowohl Instrument der Hilfeplanung, der IBRP, als auch die Fallsteuerungskonferenzen überdacht und möglicherweise neu justiert werden, geht es bei der Hilfeplanung doch um das Treffen von Vereinbarungen, um die „Ressourcen der Klient/innen, des Sozialraumes sowie die kommunikativen wie materiellen Ressourcen der Fachkräfte“ (ebd.: 118) in Form von Angeboten, Maßnahmen und Alternativen „zu koordinieren“ (ebd.). Die Auswertung der Ergebnisse, der Fortschritte, aber auch der Rückschritte und des *Scheiterns* sollten „in einer ermutigenden Atmosphäre“ (ebd.) stattfinden. Es sollte der Hilfeplanung vielmehr um die Aushandlung von konkreten Handlungsschritten gehen, „zur Erreichung der zuvor erarbeiteten Ziele, anknüpfend an die Kompetenzen der Betroffenen zur eigenverantwortlichen Alltagsbewältigung. Die Handlungsschritte sind ebenso wie die Ziele klein, präzise und verhaltensbezogen zu erarbeiten“ (ebd.: 117 f.). Die Hilfeplanung sollte sich daher m. E. nicht in den festen Rahmen eines vorgefertigten Instrumentes pressen lassen, sondern eher in Form eines Sozialberichtes erarbeitet werden, der in Prosaform mehr Raum lässt für die persönlichen Aspekte der jungen erwachsenen Wohnungslosen, der die Ziele nachvollziehen lässt, der auch erkennen lässt, warum nur kleine Ziele möglich und notwendig sind, der auf die Ressourcen der Betroffenen hinweist, das persönliche Umfeld stärker beachtet und einbezieht. In der konkreten Fallsteuerungskonferenz sollte dann der von HINTE, LITGES und SPRINGER angesprochene „sensible[] Aushandlungsprozeß“ (ebd.: 118) stattfinden, damit „aus ursprünglich diffusen Anliegen der Beteiligten ein konkretes handhabbares Unterstützungskonzept“ (ebd.) entstehen kann. Auch wenn ein solcher Ansatz m. E. bei vielen jungen erwachsenen Wohnungslosen zielführend sein könnte, wird es doch immer wieder Menschen geben, für die kein adäquates Angebot kreiert werden kann, da sie in keine der bestehenden Einrichtungen und Angebote zu passen und auch nicht in der Lage zu sein scheinen, alleine zu leben. Auch wenn es für solche jungen erwachsenen Wohnungslosen möglicherweise keine adäquaten Lösungen gäbe, könnte man mit der oben beschriebenen Vorgehensweise in Bezug auf die Fallsteue-

rungskonferenzen insgesamt mehr erreichen und gemeinsam mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen Unterstützungskonzepte erstellen, damit sie sich sozialen Raum in für sie angemessener Art und Weise aneignen können. Im Sinne WINKLERs wäre auch die Fallsteuerungskonferenz ein sozialer Ort, der von den Jugendlichen und jungen Erwachsenen angeeignet werden könnte und sollte.

Ein Aspekt, der immer wieder auffällt, ist die Frage nach Anerkennung oder Missachtung der jungen erwachsenen Wohnungslosen. Teilweise sind die *Expert*innen* schlecht vorbereitet, IRBP liegen nicht vor oder wurden nicht gelesen. Dies wird dann zum Teil im Beisein der jungen erwachsenen Wohnungslosen thematisiert, was in meiner Wahrnehmung eine mangelnde Wertschätzung der betroffenen Person zeigt. Wertschätzender Umgang mit den jungen Menschen zeigt sich eben auch darin, dass die *Expert*innen* erkennen lassen, sich vorbereitet und im Vorfeld Gedanken gemacht zu haben. Doch statt die jungen erwachsenen Wohnungslosen als die Menschen zu betrachten, die sie sind, werden sie teilweise als *Fälle* gesehen; so wird oft davon gesprochen, dass man den *Fall* in der nächsten Steuerungsrunde noch einmal anschauen müsse, um eine mögliche Verlängerung der Maßnahme zu genehmigen. Auch dies geschieht meist in Anwesenheit der Betroffenen. Immer wieder wird über die anwesenden jungen erwachsenen Wohnungslosen in der dritten Person Singular gesprochen. Zielführender und respektvoller wäre es m. E., die IBRP im Vorfeld zu lesen und – auch wenn es indirekt dem Aspekt der Partizipation entgegenstehen mag – über die Ziele im Vorfeld zu sprechen – ohne die betroffene Person. So könnten alle Beteiligten bereits im Vorfeld Ideen sammeln und Lösungsvorschläge erarbeiten und im gemeinsamen Gespräch der betroffenen Person anbieten – in Form von alternativen Vorschlägen. Aus meiner Sicht wäre dies gegenüber den jungen erwachsenen Wohnungslosen angemessener, zeigt doch das aktuelle Vorgehen eine Missachtung der betroffenen Personen.

Auf die Frage eines jungen erwachsenen Wohnungslosen, wie er die Mitarbeiterin des ASD erreichen könnte, da er keine E-Mails schreibe, bekommt er die Antwort: „Du willst in eine eigene Wohnung ziehen, dann wirst Du es ja wohl schaffen, mir eine E-Mail zu schreiben!“

AXEL HONNETH geht in seiner Theorie der Anerkennung (vgl. Honneth 2003) davon aus, dass das Individuum auf Anerkennung angewiesen ist, um das eigene qualitative Selbstverständnis zu entwickeln. So werden „die sich begegnenden Subjekte gewaltlos dazu [ge]nötigt, auch ihr soziales Gegenüber in einer bestimmten Weise anzuerkennen: wenn ich meinen Interaktionspartner nicht als eine bestimmte Art von Person anerkenne, dann kann ich mich in seinen Reaktionen auch nicht als dieselbe Art von Person anerkannt sehen, weil ihm von mir ja gerade jene Eigenschaften und Fähigkeiten abgesprochen werden, in denen

ich mich durch ihn bestätigt fühlen will“ (ebd.: 64 f.). Ich möchte nicht detailliert auf die verschiedenen Sphären bei HONNETH eingehen, sondern eher auf das reziproke Verhältnis hinweisen, das zwischen dem Subjekt und Dritten besteht. Gerade wenn den jungen erwachsenen Wohnungslosen vorgehalten wird, dass sie zu wenig erreicht oder zu wenig Leistung gebracht hätten, zeigt es den Betroffenen, dass sie als Menschen missachtet und nur aufgrund von Leistung anerkannt werden. Möglicherweise wiederholen sich hier Muster und Erfahrungen aus dem bisherigen Leben, sei es in der Herkunftsfamilie oder in den Institutionen wie Kindertagesstätte, Schule, Jugendhilfeeinrichtungen etc. Gerade in den Fallsteuerungskonferenzen wäre es so wichtig, dass die jungen erwachsenen Wohnungslosen Selbstachtung erfahren in der Kommunikation, d. h. anerkannt werden von Trägerseite. Ansonsten kann dies m. E. dazu führen, dass die jungen erwachsenen Wohnungslosen die Konferenz einfach über sich ergehen lassen:

„Ja, ich stimme dann meistens halt auch bisschen zu und sage dann, ja, da gebe ich Ihnen recht, weil, ich will nicht immer Aber sagen. Ich sage ungern bei sowas Aber. Ich sage dann, ja, da haben Sie Recht, zusätzlich kümmere ich mich auch noch da und da drum, weißt Du wie ich meine? Wenn ich Aber sage, ich will nicht, dass die Person denkt, ich nehme das nicht an oder so, also ich will gar nicht in diese Diskussion reinkommen, die soll einfach ihr Programm abspielen, sich gut fühlen und fertig.“ (Ben)

Teilweise wird den jungen erwachsenen Wohnungslosen die Eigenverantwortung abgesprochen:

So wird in einer Fallsteuerungskonferenz eine junge Frau gefragt: „Wären Sie in der Lage, in einer eigenen Wohnung zu leben?“ Mit einer Unterstützung nach § 41 SGB VIII würde sie sich durchaus in der Lage sehen, selbständig zu wohnen und zu leben. Daraufhin wird ihr vorgehalten, dass sie in der Vergangenheit immer wieder Maßnahmen abgebrochen habe, und die Experten fragen sich im Beisein der jungen Frau: „Ist sie überhaupt in der Lage, eine Maßnahme durchzuziehen?!“ und weiter: „Man muss offen mit ihr sprechen; es ist wichtig, dass sie das versteht.“

Die jungen erwachsenen Wohnungslosen werden so als Objekte behandelt und verdinglicht, was ein klares Machtgefälle zwischen den Betroffenen und den Fachkräften aufzeigt. Den aktiven Individuen, von denen das Hilfesystem ja auch eine aktive Mitarbeit und Mitwirkungspflicht verlangt, wird so eine passive Rolle in den Hilfeplangesprächen zugeordnet. Ein Widerspruch in sich: Das Subjekt soll Verantwortung für sein eigenes Leben übernehmen und „im Kontext gesellschaftlicher Verhältnisse ein Leben in möglichst freier Selbstbestimmung führen“ (Schaarschuch 1999: 553), obwohl es implizit objektiviert und damit abgewer-

tet wird. Dies kann m. E. dazu führen, dass die an sie gestellten und erwarteten Forderungen nicht ernst genommen werden.

Vielmehr bedarf es einer Reflexion des eigenen Handelns seitens der Fachkräfte, um anerkennende Verhältnisse und Rahmenbedingungen zu schaffen; mit Verweis auf NUSSBAUMS Liste der Capabilities, der befähigenden Bedingungen, sollten die jungen erwachsenen Wohnungslosen in die Lage versetzt werden, ein „gutes Leben“ (vgl. Nussbaum 2016) zu führen. Der junge erwachsene Wohnungslose ist kein passiver Empfänger von Leistungen, der sich einbringen muss, der sich die Leistung durch Mitwirkung erarbeiten und verdienen muss; es handelt sich vielmehr um einen Menschen, der in Würde leben können, dem mit Anerkennung und Respekt begegnet werden muss. Leider wird den jungen erwachsenen Wohnungslosen m. E. immer noch mit einer gewissen Haltung begegnet, die vom „Idealbild des beschäftigungsfähigen, erziehungskompetenten Menschen“ (Riegler/Posch 2017: 108) ausgeht und nicht „von Menschen, welche unter bestimmten Umständen daran gehindert werden, sich ihren Aufgaben und der Lebensbewältigung in entsprechender Weise zu widmen“ (ebd.). Hilfen sollten daher allen angeboten werden, auch oder vor allem jenen, die keine Mitwirkungspflicht erkennen lassen. TZVETAN TODOROV weist darauf hin, dass ein Mangel an Anerkennung zu aversivem Verhalten führen kann und somit das Gegenteil dessen bewirkt werden kann, was erreicht werden soll. HONNETH weist darauf hin, dass Widerstand als Versuch angesehen werden kann, mit dem das Individuum seine Selbstachtung würdevoll zu präsentieren will (Todorov 1996: 194). So kann der extrinsische Wille zur Veränderung als „heteronome Zumutung“ (Riegler/Posch 2017: 107) erlebt werden, der zu Widerstand und Protest führen kann, die „dem Menschen seine Würde und seine Selbstachtung zurück[bringen]“ (ebd.). Dieses Idealbild und die damit verbundene Haltung wird dann deutlich, wenn junge erwachsene Wohnungslose sich in den Hilfeplangesprächen unterschiedlich verhalten oder sogar inszenieren; die Fallsteuerungskonferenzen dienen der Vorstellung der Jugendlichen und jungen Erwachsenen, können aber auch als Bühne dienen. Als Beispiel führe ich hier eine Konferenz an, in der zwei sehr unterschiedliche junge Erwachsene vorgestellt wurden: eine junge geflüchtete Frau aus Somalia und ein 28-jähriger Mann mit albanischen Wurzeln. Während die junge Frau höflich und zuvorkommend ist, auf die Fragen der *Expert*innen* mit einem Lächeln antwortet, auch wenn sie die Fragen aufgrund der Sprache nicht immer ganz zu erfassen scheint, erweckt sie einen zurückhaltenden Eindruck. Die junge Frau ist auf der Suche nach einer eigenen Wohnung und absolviert zurzeit ein Praktikum in einer Apotheke, während ihr Hauptziel die Prüfung des Deutschkurses ist. Die *Expert*innen* sind begeistert von den Zielen und der Entwicklung der jungen Frau, die in so kurzer Zeit schon so viel erreicht hat und kurz davor zu sein scheint, eine eigene Wohnung anmieten zu können. Ein Musterbeispiel für die *Expert*innen*, was in kurzer Zeit er-

reicht werden kann, wenn man mitwirkt, wenn man sich anstrengt und an seinen Zielen arbeitet. Im Gegensatz zu ihr ist der junge Mann mit 28 Jahren der älteste Bewohner der Einrichtung. Er kommt selbstgefällig in den Raum und produziert sich vor den anwesenden Fachkräften, nimmt Platz, lehnt sich locker zurück, spreizt die Knie auseinander und winkelt die Arme ab. Er scheint alle im Raum anzuschauen, sein Blick wandert umher, rastlos und suchend, jedoch mit einem Hauch von Überheblichkeit. Als er nach seinen Zielen gefragt wird, antwortet auch er, dass er eine eigene Wohnung beziehen möchte. Die Expert*innen sind sich einig, dass der junge Mann nicht alleine leben kann, sondern eine enge Begleitung benötigt in Form einer Wohngruppe oder Wohngemeinschaft. Der junge Mann ist in meiner Wahrnehmung hochpsychotisch, seine Aussagen erscheinen teilweise sinnfrei und er schweift ab, redet von eigenen Geschäften, die er aufmachen möchte, um Geld zu verdienen. Er sucht vermehrt den Blickkontakt zu den männlichen Anwesenden. Sein Vater ist psychisch krank, er ist als Kind mit psychisch kranken Eltern aufgewachsen. Aufgrund der Krebserkrankung des Vaters ist er in Dock#30 untergekommen. Das Ziel der Maßnahme ist m. E. vor allem die Trennung von den Eltern, da er nicht mit der Krankheit des Vaters umgehen kann. Die Expert*innen gehen auf den jungen Mann ein, allerdings hat man den Eindruck, dass sie so mit ihm reden, wie Eltern mit einem kleinen Kind sprechen. Es ist offensichtlich, dass man ihn in dieser Situation und dem aktuellen Zustand nicht erreichen kann. Auf die Frage, ob er wieder zurück in die Familie gehen würde, wenn der Vater denn versterben werde, antwortet er nach kurzer Überlegung: „Ja, das würde ich machen.“ Beim Verlassen der Konferenz erinnert er an einen der Protagonisten der Serien *Four Blocks* oder *Skylines*, in denen junge arabisch-stämmige Clanmitglieder dargestellt werden, die im Drogenmilieu agieren: Er zeigt nach allen Seiten das Victory-Zeichen und grüßt alle noch einmal sehr cool. Es scheint der Versuch zu sein, die Szenerie zu beherrschen und als Gewinner zu gehen, wie ein Boxer, der den Ring verlässt. Als er draußen ist, unterhalten sich die Expert*innen über den jungen Mann, darüber, dass seine Vorstellungen und Ziele nicht zu erreichen sind, dass er nur etwas vorspielen würde, um seinen Vorteil daraus zu ziehen. Die Frage nach der Rückkehr in sein Elternhaus wird hier als Beweis herangeführt, sei er doch muslimisch geprägt und in kulturellen Macho-Mustern verfangen. Der Hinweis, dass sich der junge Mann offensichtlich in einem hochpsychotischen Zustand befinde, wird kaum wahrgenommen. Es wird weiterhin nur darauf hingewiesen, dass er etwas vorspiele, um seinen Vorteil zu erreichen, und dass das Macho-Gehabe unsäglich sei. Dieses Beispiel zeigt in meiner Wahrnehmung, dass in den Fallsteuerungskonferenzen auch Übertragungen und Gegenübertragungen stattfinden. Neben den realen Erfahrungen, welche die Teilnehmenden Expert*innen teilweise mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen durch langjährige Begleitung haben, die auch zu der Entscheidung führen mögen, ob eine Maßnahme verlängert wird oder nicht, sind es aber auch gerade die Erfahrungen aus der Vergangenheit, Begegnungen

mit anderen Menschen, die projiziert werden und die dazu führen können, dass Menschen nicht ernstgenommen und gewürdigt werden, dass sie in ihrer Würde nicht anerkannt werden – ein Phänomen, das allerdings auf Gegenseitigkeit beruht:

„Ähm, ja, mit dem Jugendamt also, ich hab mal noch so Erfahrungen von früher gehabt. Jugendamt, also Ich und Jugendamt, das hat noch nie so ganz gepasst, aber kann sein, dass es in dem Moment sich vielleicht ein bisschen wenig angehört hat.“ (Karol)

Im Vorgriff auf das folgende Kapitel möchte ich den Fokus auf die unterschiedlichen Sphären legen, die das Hilfesystem und die jungen erwachsenen Wohnungslosen repräsentieren: hier das System, dort die Lebenswelt, in die das System eingreift. So wirkt das Hilfesystem auf die jungen erwachsenen Wohnungslosen ein, versucht seine Interessen zu vertreten und überformt. Dies wird auch im Umgang deutlich:

„Es kam halt so rüber, so auf die Art und Weise von wegen, ich würde ja gar nichts machen und ich check ja gar nicht, dass ich da [...] und was ich nicht cool fand, ist, dass die halt gesagt hat, irgendwie Du kannst da jetzt nicht einfach irgendwie auf die Kosten leben vom Staat und nix machen und so und das gehört sich nicht, was Du da machst und so, so kam das irgendwie rüber.“ (Ben)

Teilweise wird über die Fallsteuerungskonferenzen auch Druck ausgeübt. So wird deutlich, dass es ein eindeutiges Machtgefälle zugunsten der Kostenträger gibt. Während die jungen erwachsenen Wohnungslosen ihre Ziele formulieren, haben die Kostenträger möglicherweise eigene Ziele, die umgesetzt werden sollen bzw. müssen. Andererseits droht ein vorzeitiges Maßnahmeende, wie folgendes Beispiel verdeutlichen soll. Eine junge Frau mit Fluchtgeschichte schwankt in ihrer Zielformulierung zwischen einer Wohngemeinschaft und einer Reha-Maßnahme. Sie formuliert in der Fallsteuerungskonferenz mehrfach, dass sie sich unter einer Reha nichts vorstellen kann. Erläuterungen der Mitarbeiterin des ASD oder der gesetzlichen Betreuerin können auch nur bedingt weiterhelfen. Als die junge Frau merkt, dass eine Reha-Maßnahme notwendig ist, damit die Maßnahme verlängert wird, entscheidet sie sich hierzu. Die Diskussion entgleitet, als die Mitarbeiterin des ASD mitteilt, dass die Maßnahme zum 31.12. beendet wird – mit oder ohne Reha-Anschlussmaßnahme. Die Teilnahme am Projekt Dock#30 sei nur gewährt worden als Übergangsmassnahme zur Reha. Der Hinweis der anderen Fachkräfte, dass die Maßnahme doch sechs Monate bewilligt werden könne und die junge Frau dann nur drei Monate bewilligt bekommen hätte, kontert die Mitarbeitende des zuständigen Jugendamtes mit den Worten, das sei eine Entscheidung der Leitung, da könne sie gar nichts machen. Die Suche nach einer geeigneten Maßnahme sei auch nicht die Aufgabe des Jugendamtes. Die Antwort auf die Frage, was denn dann mit der jungen

Frau passieren solle, wenn die Maßnahme beendet werde, wird anfangs noch umschifft, aber dann doch irgendwann klar beantwortet: Dann müsse sie halt ohne Anschlussmaßnahme ausziehen. Alle Beteiligten sind entsetzt – vor allem aber die junge Frau selbst. Diese wendet sich an ihren Bezugsbetreuer und kann nicht fassen, was sie gerade gehört hat. Dies beinhaltet zwei Dinge: zum einen den bereits angesprochenen Druck auf die junge Frau, sie möge sich um eine geeignete Anschlussmaßnahme in Form einer Reha kümmern, zum anderen aber auch die Hilflosigkeit, in die sich die Jugendamtsmitarbeiterin zurückzieht; mit Verweis auf die Fachvorgesetzten hat sie keine Verantwortung, die Suche nach einer Anschlussmaßnahme ist Aufgabe der gesetzlichen Betreuerin oder der Mitarbeitenden des Projektes Dock#30. Was passiert aber mit Bewohner*innen, die keine Anschlussmaßnahme finden? Häufig haben die Bewohner*innen schon Erfahrungen mit der Obdachlosigkeit gemacht und nutzen bestehende Kontakte und bereits aufgesuchte Institutionen wie Couchsurfing, Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe, Tagessatzauszahlungen etc. Aber jene, die bisher noch keine Erfahrungen mit der Obdachlosigkeit gemacht haben, könnten möglicherweise durch die Beendigung der Maßnahme Dock#30 geradewegs dorthin entlassen werden. D. h. durch einen Abbruch der Maßnahme bzw. eine Beendigung würde Obdachlosigkeit produziert werden.

Fallsteuerungskonferenzen sind von ihrem grundlegenden Auftrag her notwendig und sinnvoll: Sollen doch Expert*innen und Fachkräfte gemeinsam mit den betroffenen Jugendlichen und jungen Erwachsenen Überlegungen anstellen, welche Möglichkeiten vorhanden wären, damit eben diese Jugendlichen und jungen Erwachsenen ihre Ziele nach ihrem eigenen Willen und ihren Vorstellungen umsetzen können. Dies sollte vor dem Hintergrund der Partizipation geschehen; unterschiedliche Meinungen und Ansichten sind sinnvoll und auch nachvollziehbar, man sollte auch betroffenen Personen die Unerreichbarkeit ihrer Ziele aufzeigen können, sie darin unterstützen, Ziele umzuformulieren, Ziele zu verändern, Ziele kleiner zu stecken, ihnen weitere Hilfe und Unterstützungsangebote machen, sie aber immer in ihrer Würde und Darstellung akzeptieren und anerkennen. Hierzu bräuchte es meiner Meinung nach eine bessere Vorbereitung auf die Konferenzen, kreative Angebote, eine wirkliche Personenzentrierung anstelle einer Maßnahmezentrierung, Heimspiele und auch ausreichend Raum für die Gespräche, damit die betroffenen Jugendlichen und jungen Erwachsenen sich ernst genommen fühlen und nicht als *Fall* oder *Nummer*, wie bei anderen Institutionen:

„...also besser als das Amt, wenn man dahin geht einfach nur. Für die ist man ne Nummer und hier ist man wirklich ein Mensch, der auch Hilfe kriegt und unterstützt wird [...] man wird halt auch unterstützt und verstanden einfach, also man ist nicht wie für Ämtergänge einfach wirklich ne Nummer, das ist wirklich, Du wirst aufgefangen.“ (Marion)

Die Fallsteuerungskonferenzen sollten sich m. E. grundlegend von den Fallsteuerungskonferenzen oder Hilfeplangesprächen unterscheiden, welche die betroffenen Jugendlichen und jungen Erwachsenen bereits kennen. Viele von ihnen machten hier negative Erfahrungen, lernten, dass sich nichts ändert und dass sie nicht ernstgenommen fühlen. Fragen drängen sich zum Abschluss des Kapitels auf: Ist das aktuelle Hilfesystem mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen überfordert? Scheint es nicht so, dass es Aneignung von Raum eher verhindert als ermöglicht? Hätten diejenigen, die von Dock#30 in eine Anschlussmaßnahme wechseln, dies vielleicht auch ohne die Unterstützung von Dock#30 geschafft? Hat denjenigen, welche ohne Maßnahme zurück in ihr altes Umfeld wechseln zu Freunden, Bekannten, vorübergehend zu ihren Eltern, Verwandten oder zwischen Wohnungslosenhilfe und Couchsurfen pendeln, die Maßnahme etwas gebracht?

4.2.2. Unterschiedliche Nutzung der Einrichtung – Möglichkeitsraum vs. Durchgangstation

Diese Fragen stellen sich auch mit Blick auf die Nutzung der Einrichtung Dock#30. So wird das Projekt von den jungen erwachsenen Wohnungslosen auf unterschiedliche Art und Weise genutzt bzw. angeeignet. Das Projekt bietet Unterstützung und Hilfeleistungen an, die von den jungen erwachsenen Wohnungslosen angenommen werden können, aber nicht müssen. Im Sinne eines Clearings können Perspektiven erarbeitet werden, müssen aber nicht. Einige der Bewohner*innen gehen direkt in eine Anschlussmaßnahme, wie das Betreute Wohnen nach §§ 53 oder 67 SGB XII, in eine stationäre Jugendhilfemaßnahme oder in eine betreute Wohngemeinschaft. Andere wiederum verlassen das Dock#30 ohne Perspektive und gehen zurück in ungesicherte Wohnverhältnisse. Das Nutzungsverhalten und die damit verbundene Aneignung von Raum haben unterschiedliche Ausprägungen. Ausgehend vom Konzept ist der Aufenthalt im Projekt Dock#30 als Orientierungsphase zu verstehen. Somit ist es durchaus möglich, die Zeit einfach nur zum *Ausruhen* oder *Chillen* zu nutzen. In den Gesprächen mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen hat sich gezeigt, dass es zwei Gruppen von Nutzer*innen gibt: jene Nutzer*innen, die das Dock#30 als Möglichkeitsraum beschreiben, der ihnen neue Perspektiven eröffnet, und andere, für die das Projekt ein reiner Rückzugsort, eine bloße Melde- und Postadresse zu sein scheint. Dies mag vielfältige Gründe haben, die teilweise in der eigenen Biographieentwicklung liegen, in den unterschiedlichen Erfahrungen mit Pflegefamilien, stationären und teilstationären Einrichtungen der Jugendhilfe, Aufenthalten in Justizvollzugsanstalten und/oder psychiatrischen Einrichtungen etc. Möglicherweise ist es aber auch eine Ausprägung des zweckorientierten Handelns seitens der Nutzenden. Auch

wenn die Zuordnung zu diesen beiden Gruppen eine Verkürzung, eine Einengung darstellen mag, welche die unterschiedlichen Schattierungen und Zwischenebenen zunächst ausklammert, sind diese beiden Nutzer*innengruppen zu erkennen. WEBER spricht in seinen Schriften zur Religionssoziologie von konstruierten Schemata, die als idealtypisches Orientierungsmittel dienen sollen: „Das konstruierte Schema hat natürlich nur den Zweck, ein idealtypisches *Orientierungsmittel* zu sein, nicht aber eine eigene Philosophie zu lehren. Seine gedanklich konstruierten Typen von Konflikten der »Lebensordnungen« besagen lediglich: an diesen Stellen sind diese innerlichen Konflikte *möglich* und »adäquat«, – *nicht* aber etwa: es gibt keinerlei Standpunkt, von dem aus sie als »aufgehoben« gelten könnten. Die einzelnen Wertsphären sind dabei wie man leicht sieht, in einer rationalen Geschlossenheit herauspräpariert, wie sie in der Realität *selten* auftreten, aber allerdings: auftreten können und in historisch wichtiger Art aufgetreten *sind*. Die Konstruktion ermöglicht es, da, wo sich eine historische Erscheinung einem von diesen Sachverhalten in Einzelzügen oder Gesamtcharakter annähert, deren – sozusagen – typologischen Ort durch Ermittlung der Nähe oder des Abstandes vom theoretisch konstruierten Typus festzustellen. Insoweit ist die Konstruktion also lediglich ein technischer Behelf zur Erleichterung der Uebersichtlichkeit und Terminologie.“ (Weber 1991: 209) Ähnlich verhält es sich mit den beiden hier vorliegenden Nutzer*innengruppen: Die Zuordnung soll als Behelf verstanden werden, welcher der Übersichtlichkeit dient. Diese beiden Aneignungsformen des Projektes durch die Nutzer*innen werden exemplarisch nachgezeichnet anhand verschiedener Lebensgeschichten, die sich im Anhang finden und einen gewissen Spielraum für Interpretationen der jeweiligen Motivlage zulassen. Diese Interpretationen, die man als *Aktionssinn* bezeichnen könnte, sollen im Folgenden vertiefend ausgearbeitet werden. Mit Blick auf die unterschiedliche Wahrnehmung und Bewertung der Einrichtungen stellt sich die Frage, wie das Wohnen oder die Nutzung solcher Angebote grundsätzlich zu bewerten sei. KESSL und MAURER (2005) sprechen von der „Lokalisation Sozialer Arbeit“, wenn „der *Wohn-Ort* und der pädagogische Ort zusammenfallen“ (Meuth 2017: 2; Herv. i. Orig.); so werde das „Phänomen Wohnen, in welcher Form auch immer, zum Bestandteil *pädagogischer Ortsgestaltung* und damit unter anderem auch zu einem *Gegenstand* und *Mittel* pädagogischer Praktiken“ (ebd.; Herv. i. Orig.). Durch die auf das Wohnen bezogenen Hilfen wird das Wohnen pädagogisch. MEUTH (2013) differenziert den Begriff des Wohnens in Anlehnung an OTTO FRIEDRICH BOLLNOW (vgl. 1990) anhand verschiedener Ebenen bzw. Dimensionen, wovon ich vor allem die Handlungsebene des Wohnens und die emotional-kognitive Dimension genauer betrachten möchte. Während in der *Handlungsebene Wohnen* die Aspekte Alltagspraxis und Routinen verortet sind und eine Brücke zu LEFEBVRE zulassen sowie Interaktion und Aneignung, ist es vor allem die *emotional-kognitive Ebene*, die in den Gesprächen mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen sehr unterschiedliche Antworten beinhaltet; diese Dimension, die von Ge-

fühlen, Vorstellungen, Erfahrungen und Gedanken geprägt und geleitet scheint, wird sehr unterschiedlich interpretiert. Egal, wie das Wohnen auf der subjektiven emotional-kognitiven Ebene auch empfunden und interpretiert wird, so handelt es sich hierbei doch – wie bei allen anderen teilstationären und stationären Jugendhilfeangeboten auch – um einen *anderen* Ort. TANJA CORLEIS und SAMUEL KELLER definieren diesen anderen Ort als „einen oder weniger starken Bruch mit den bisher gewohnten und vertraut gewordenen Wohnorten“ (Corleis/Keller 2017: 154). Man könnte in einzelnen Fällen auch von einer Durchgangspassage sprechen, die ein solches Angebot für die Nutzer*innen darstellt. Dieser andere Ort beinhaltet auch Repräsentationen der Räume nach LEFEBVRE, handelt es sich doch um den Raum der Technokraten und Planer*innen, hier im übertragenen Sinne zunächst um den Raum der Leistungsträger und Leistungserbringer der Jugendhilfe und der Eingliederungshilfe, der von den Nutzenden erlitten und erfahren wird. Je nach Aneignung wird dieser Raum von den Nutzenden dann auch in Räume der Repräsentationen *verwandelt*.

Die Falldarstellungen im Anhang machen m. E. deutlich, dass es grob zwei Gruppen von Nutzenden des Angebotes gibt, die sich aber wiederum durch verschiedene Nuancen unterscheiden – vor allem hinsichtlich ihrer Motivationen und Gründe für das jeweilige Aneignungsverhalten. Im Folgenden sollen die beschriebenen Falldarstellungen etwas genauer analysiert werden, um herauszuarbeiten, welche Gründe hinter dem jeweiligen Nutzungsverhalten liegen mögen und welche Hilfestellungen es möglicherweise stattdessen gebraucht hätte. Mit Blick auf die individuellen Biographien und weitere, bereits *gescheiterte* Maßnahmen und Angebote hätte es unter Umständen mehr als das bestehende Angebot gebraucht. Auch wenn das Projekt zieloffen ausgerichtet ist und die Bewohner*innen ohne Perspektivbildung und Anschlussmaßnahme wieder gehen können, so ist es doch auch durchaus möglich, dass unbewusste bzw. unterbewusste Gründe dafür verantwortlich sind, dass die angebotenen Räume nicht angeeignet werden können. Mit Bezug auf LEFEBVRE sind es vor allem jene, die den Raum als Meldeadresse, Postadresse, Rückzugsort oder Durchgangspassage nutzen und somit Räume der Repräsentationen herstellen.

4.2.2.1. Dock#30 als Durchgangsstation

Karol ist in meiner Wahrnehmung ein junger erwachsener Wohnungsloser, der eher zweckorientiert handelt, um zu überleben. Erfahrungen in der Vergangenheit auf der Straße, die mit sich brachten, dass er aufgrund seines fehlenden Ausweises kein Geld bekommen hat, führten dazu, dass er sich aufgab und seine „Lust quasi am Boden“ war. Er scheint die Angebote des Projektes zu nutzen, die ihm hilfreich sind, um seine Ziele zu verwirklichen. Dies mag an Erfahrungen liegen, die er während seiner stationären Heimaufenthalte machte und

die er mit „bist Du gut zu mir, mach ich Dir auch mal einen Gefallen“ benennt. Fehlende Erfahrungen einer gelingenden Familienstruktur mögen auch den Wunsch nach einer eigenen Familie geformt haben, dem er nacheifert. Eine eigene Wohnung mit Freundin und Kindern ist sein primäres, mehrfach formuliertes Ziel. Ist dies erreicht, möchte er auch wieder den Kontakt zu seinen Pflegeeltern aufnehmen, die für ihn seine „Eltern“ sind, um ihnen zu zeigen,

„...dass ich doch nochmal was geschafft habe [...] Das mache ich, habe ich mir schon vorgestellt, dass ich das vielleicht nächstes Jahr mache, wenn bei mir Wohnung alles klappt und die Arbeit richtig ist, also wenn ich einen Vertrag habe.“ (Karol)

Karol nutzt die Angebote innerhalb des Projektes, die ihm helfen; seinen Tag strukturiert er selbst, indem er in die Schule geht und sich nachmittags und am Wochenende mit seiner Freundin und deren Kindern trifft. Gesprächsangebote der Fachkräfte oder Unterstützungsleistungen in administrativen Angelegenheiten nutzt er nach Bedarf. Karol bräuchte ein Folgeangebot, das ähnliche Strukturen aufweisen würde wie das Projekt Dock#30, etwa *Housing first*. Insofern ist seine Motivation bzw. sind die Gründe seines Handelns auch genau darin zu sehen: Er hat in der Vergangenheit gelernt, sich die Unterstützung zu holen, die er benötigt, – und dafür auch etwas zu tun. „Bist Du gut zu mir, mach ich Dir auch mal einen Gefallen“ scheint die Prämisse hinter seinem Handeln zu sein, das ich mit zweckorientiertem Handeln beschreiben würde.

Mit Blick auf Jürgens Biographie fällt auf, dass er im Gegensatz zu vielen anderen Bewohner*innen noch keine Erfahrungen mit stationären oder teilstationären Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe gemacht hat. Möglicherweise liegt hier auch der Grund, weshalb er den Raum in Form eines temporären Wohnens aneignet, als eine Nutzung des Angebotes ohne jegliche Verpflichtung. Man könnte ihm unterstellen, dass es sich beim Wohnen im Projekt um eine Weiterführung des bisherigen Lebens in seinem Elternhaus handelt. Jürgen beschreibt sich selbst als Verdränger, der Problemen aus dem Weg geht und sich abschottet, der den Umgang mit Menschen meidet. Während viele seiner Mitbewohner*innen Vergleiche mit ähnlichen Einrichtungen haben und das Projekt so auch vor dem eigenen Hintergrundwissen einschätzen können, fehlt Jürgen dieser Vergleich vollständig. Immer wieder stellt er Situationen dar, die eskaliert sind, deren Konsequenzen er aber in seiner jeweiligen Sichtweise nicht so „ernst genommen“ habe. Erst nach und nach scheint er immer wieder zu realisieren, dass es sich um eine endgültige Entscheidung der Mutter, der stationären Jugendhilfeeinrichtung, des jeweiligen Angebotes handelt. Möglicherweise zeigt sich hier eine Schwäche des Projekts, die als Stärke definiert wird: keinen Druck auf die Bewohner*innen auszuüben, bestimmte Ziele zu erreichen, sondern lediglich das Angebot der Unterstützung.

Während es für einige junge erwachsene Wohnungslose durchaus sinnvoll ist, dass dieses Angebot so aufgestellt ist, werden andere, wie etwa Jürgen, nicht erreicht. So sind die Konzepte der Jugendhilfeeinrichtungen, der Eingliederungshilfe, aber auch das Konzept des Projektes Dock#30 Konzeptionen des Raumes, die LEFEBVRE mit *Repräsentationen des Raumes* umschreibt. Folgerichtig handelt es sich also nur um Konzepte oder um Konzeptionen des Raumes, nicht aber Raum selbst, „es kennzeichnet und bezeichnet alle möglichen Räume, abstrakte wie ‚wirkliche‘“ (Schmid 2010: 217). Die *Repräsentationen des Raumes* sind von Wissen durchdrungen, da sie Annahmen, Beschreibungen und Fragmentierungen enthalten, womit sie „das Gewusste, das aber immer relativ und in Veränderung begriffen ist [,bezeichnen]. Sie sind somit zwar objektiv, doch revidierbar“ (ebd.: 218). Dies zeigt sich m. E. ganz deutlich in Konzepten der Kinder- und Jugendhilfe, aber auch in jenen der Wohnungslosenhilfe. So sind die Konzepte von Wissen durchdrungen, enthalten Annahmen und Beschreibungen, aber auch Zuschreibungen, und bezeichnen so vor allem einen abstrakten Raum, der sich in der Umsetzung jedoch in einem wirklichen Raum reflektiert. Praktisch spiegeln sich diese Annahmen in Regeln und Vorgaben wider. Diese Annahmen sind zunächst theoretischer Natur, basieren möglicherweise aber auch auf Erfahrungen. Problematisch ist m. E. vor allem die Herangehensweise der Hilfeplanung: Ausgehend von einem sozialpädagogischen *Problem* oder einer sozialpädagogischen Fragestellung wird nach einer Lösung gesucht, werden Räume konzipiert, an denen die betroffene Zielgruppe (auch wenn es sich – wie schon mehrfach erwähnt – nicht um eine heterogene Gruppe handelt) i. d. R. nicht beteiligt ist. Ausgehend von den Bedarfen entstehen Konzepte und Maßnahmen, Projekte und Angebote. Stattdessen müssten die Angebote, Maßnahmen und Konzepte aus den Bedürfnissen heraus entstehen. Dies impliziert jedoch, dass Konzepte nach der Maßgabe „one size fits all“ nicht gelingen können. Dies bezieht sich auch auf den Druck und die Erwartungshaltungen, die es seitens der Maßnahmen gibt; während einige der jungen erwachsenen Wohnungslosen sich mehr Druck gewünscht hätten, ist es für andere eine Situation, die nur schwer auszuhalten ist und nicht zielführend zu sein scheint. Letztlich erfährt Jürgen die gleiche Konsequenz wie schon in seinem Elternhaus: Er muss gehen. Auch dies – so erzählt er – ist noch gar „nicht so real“ für ihn. Vielleicht hätte es mehr Motivation und Beziehungsarbeit gebraucht, um mit ihm Perspektiven zu erarbeiten.

Auch wenn Frank im Projekt Dock#30 wieder gelernt hat, zu „kämpfen“ und „nicht einfach da[zus]itzen“, verlässt er das Projekt ohne Anschlussmaßnahme. Vielleicht liegt es daran, dass er sich normalerweise „nicht auf andere“ verlässt, sondern alles mit sich selbst ausmacht. Dennoch wurden ihm in der Vergangenheit immer wieder verschiedene Ziele in Aussicht gestellt: eine Wohnung vom Vermieter seiner Mutter, eine gemeinsame, glückliche Familie mit dem neuen Partner der Mutter, eine gemeinsame Zukunft mit der damaligen Freun-

in deren Wohnung etc. Immer wieder wurde und wird er enttäuscht von anderen, von Menschen auf die er sich verlassen hat, zu denen er ein Vertrauensverhältnis aufgebaut hatte. Möglicherweise kann dies als Grund herangezogen werden, dass er sich nicht auf Hilfen und Zusagen einlassen kann, dass sein Vertrauen in andere Menschen einfach gestört ist und es ihm aufgrund der vielen Enttäuschungen schwerfällt, sich auf andere Menschen einzulassen. Hier wäre es möglicherweise wichtig, stärker an einer vertrauensvollen Beziehung zu arbeiten – ohne Perspektiven, ohne Ziele, die dann möglicherweise auch wieder nicht in die Realität umgesetzt werden können, was das Misstrauen in andere zusätzlich verstärkt. Viele der jungen erwachsenen Wohnungslosen scheinen nicht in der Lage zu sein, tragfähige Beziehungen aufzubauen, da sie dies nie gelernt haben, immer wieder enttäuscht wurden. So gibt es immer wieder Nutzende des Angebotes, aber auch Nutzende der Wohnungslosenhilfe, die sich nicht auf die Hilfe einlassen, die wenig Nähe zulassen aus Angst, wieder enttäuscht zu werden. Der Ansatz des Projektes, den Bewohner*innen möglichst viel Freiraum zu geben mit Hilfeleistungen und Unterstützungsangeboten, die genutzt werden können, ist jedoch nicht immer zielführend. So beispielsweise bei Ralph; das Konzept der Einrichtung Dock#30 scheint offensichtlich wenig hilfreich zu sein. Ralph wird in der Obhut seiner Onkels groß und wird „männlich“ erzogen; Weinen ist verpönt, das kann man höchstens mal machen, „wenn die eigene Mutter stirbt“. So erlebt er seine Kindheit und seine Jugend. Hätte er die Hilfen des Dock#30 über das reine Wohnangebot angenommen, wäre es m. E. ein Eingeständnis in eigene Schwächen gewesen. Aufgrund seiner Erziehung durch die Onkels hat sich ein klassisches patriarchales Bild des Mannes bei ihm verfangen, welches er verinnerlichte. Das Streben nach Anerkennung und positiver Wertschätzung durch seine familiäre Umgebung entwarf ein bestimmtes Selbstkonzept; ein wertendes Bild des Individuums von sich selbst, das sich durch die Auseinandersetzung mit der Umwelt bildet. Dies führt m. E. dazu, dass er gegenüber den Fachkräften zeigt: Er kann alles alleine klären und regeln. So hat er vermieden, Schwäche einzugestehen, indem er Hilfe gesucht hätte, und den Fachkräften so suggeriert, dass er sich selbst um seine Angelegenheiten kümmert – mit dem Ergebnis, dass er keine Perspektiven erarbeiten konnte und wieder zurück auf die Straße gehen muss. Ich unterstelle Ralph eine psychische Spannung durch die Inkongruenz zwischen Selbst und Erfahrung in der Kindheit, die ihn daran hindert, Hilfe anzunehmen. Diese innere Spannung ist ihm durchaus bewusst, da er seinen eigenen Werdegang im Projekt klar umreißt – allerdings losgelöst von seinem Selbst:

„Man muss halt selbst zeigen, dass man sich, äh, dass man auf jeden Fall, äh, Hilfe bekommt, wenn man halt zu denen geht und sagt, man braucht da und da Hilfe, dann helfen die auch einem und unterstützen auch ein. Man muss halt selber zeigen, dass man will. Man kann natürlich auch hier reinkommen und sechs Monate chillen und dann ein-

fach ausziehen und dann guckt man halt, wo man hinzieht. Aber wenn man zeigt, dass man will, kriegt man halt auch Hilfe. Und wenn man das halt nicht zeigt, dann helfen sich auch einem nicht..." (Ralph)

Diesen inneren Konflikt aufzubrechen, ist wohl kaum möglich innerhalb des Settings im Projekt Dock#30; doch ein gemeinsames Fallverstehen der Fachkräfte und Hilfestellungen, die Ralph nicht als Schwäche angesehen hätte, wären möglicherweise hilfreich für ihn gewesen, Unterstützungsleistungen anzunehmen.

4.2.2.2. Dock#30 als unterstützendes Angebot

Bens Biographie weist viele Ähnlichkeiten zu der von Karol auf; beide wachsen in einer Pflegefamilie auf, beide verlassen die jeweilige Pflegefamilie, da die Konflikte eskalieren, und werden schließlich stationär untergebracht. Während Ben nach dem Heimaufenthalt allerdings in eine Außenwohngruppe zieht, wird Karol dieser Wunsch durch das Jugendamt und die dortige Mitarbeiterin verwehrt. Karol hat in seiner Wahrnehmung durchweg schlechte Erfahrungen mit den Fachkräften gemacht, gleichzeitig aber gelernt, dass „eine Hand die andere Hand wäscht“. Ben hingegen hat immer wieder vertrauensvolle Beziehungen zu Fachkräften aufbauen können, wie etwa der Schulsozialarbeiterin. Dies mag auch dazu geführt haben, dass Ben den bewussten Kontakt zu den Fachkräften im Projekt Dock#30 sucht und hier Beziehungen aufbaut, die für die Zeit des Wohnens tragfähig erscheinen. Gemeinsam mit den Fachkräften gelingt es ihm schließlich, eine eigene Wohnung zu finden, in die er im Anschluss an seine Zeit im Dock#30 ziehen wird. Vielleicht mag es an Bens Erfahrung mit dem Jugendhilfesystem liegen, vielleicht auch an seiner Arbeit mit den Fachkräften und der daraus resultierenden Reflexion seines eigenen Verhaltens. Er nutzt die Angebote, sofern sie ihm zur Erreichung seiner Ziele dienen. Hier ist m. E. ein großes Maß an zweckrationalem Handeln zu erkennen. Ben beschreibt die Unterstützung des Projektes als positiv, indem er „Denkanstöße“ bekommen habe, die mit „Fingerspitzengefühl“ an ihn herangetragen worden seien. Vor allem die Ehrlichkeit habe ihm geholfen, sich auch für seine Belange einzusetzen. Er habe in der Vergangenheit häufig Vorwürfe ertragen müssen, die dann aber immer nur dazu geführt hätten, dass er das Gegenteil von dem tat, was von ihm erwartet worden sei.

Auch wenn Jonathan das Projekt Dock#30 schließlich ohne Anschlussperspektive verlassen wird, sieht er es doch als Chance, um „wieder auf die Beine zu kommen“. So nutzt er auch die Angebote der Fachkräfte regelmäßig und bewirbt sich aktiv um Wohnungen. Jonathan hat sich nach eigener Aussage in der Vergangenheit immer wieder intensiv um andere Menschen wie beispielsweise seine Ex-Freundin gekümmert und sich selbst stark zurückge-

nommen. Auch wenn er häufig enttäuscht wurde, lässt er sich nicht unterkriegen. Aufgrund dieser Erfahrungen und weiterer Ereignisse, wie einer wiederholten Wohnungslosigkeit, entwickelte Jonathan eine gewisse Resilienz; so haben ihn die Erfahrungen „dankbarer“ gemacht – auch wenn er Angst vor erneuter Wohnungslosigkeit hat. Von den Fachkräften fühlt er sich anerkannt und wertgeschätzt, auch wenn es einige gibt, die eher „kurz gebunden sind“. So vertieft er vor allem den Kontakt zu den Fachkräften, die ihm eine gewisse Unterstützung oder Wertschätzung entgegenbringen und auch merken, wenn „man mal einen schlechten Tag hatte“. Dies berichtet er auch aus anderen Zusammenhängen, beispielsweise in der Wohnungslosenhilfe. Insofern gibt es gewisse Parallelen zwischen Alex und Jonathan.

Ähnlich würde ich auch Axel einschätzen. Aufgrund seiner Erfahrungen in der Vergangenheit, dass es Menschen in seinem Umfeld gibt, die ihn unterstützen und ermutigen, nimmt er die Hilfestellungen und die Unterstützung des Projektes im Rahmen seiner Möglichkeiten an, wie zuvor auch durch seine ehemaligen Mitbewohner oder seine Großmutter, die eine lebensweltliche Unterstützung darstellen, oder die psychiatrischen Fachkräfte. Axel ist aufgrund seiner Depression immer wieder stark beeinträchtigt und lebt dann zurückgezogen. Er gehörte aufgrund der psychischen Erkrankung der Mutter und der Suchterkrankung des Vaters zu der Hochrisikogruppe, selbst eine Suchterkrankung oder eine psychische Störung zu entwickeln, die sich bei ihm in Form einer Depression äußert. Und doch scheint Axel eine hohe Resilienz aufzuweisen: Er schafft das Abitur, beginnt ein Studium und startet verschiedene Startups mit Freunden, geht nebenher noch jobben, als es finanziell nicht ausreicht. Man könnte hier aber auch eine gewisse Form der Manie sehen, mit der er sich überfordert, um dann wieder in die Depression zu münden. Hilfen, die ihm angeboten werden, kann er zulassen und nutzt sie im Rahmen seiner Erkrankung.

Salvatore hat vielfältige Erfahrungen mit dem Hilfesystem gemacht, die er in der Retrospektive durchweg positiv bewertet. Als Jugendlicher kommt er über den Vater mit der Wohnungslosenhilfe in Berührung und freundet sich mit einigen Wohnungslosen an. Salvatore ist ein sehr neugieriger Mensch, der positiv auf andere zugeht und das Leben grundsätzlich positiv betrachtet. In seinen Darstellungen gab es keine Probleme oder Schwierigkeiten mit Fachkräften oder Einrichtungen. Vielmehr haben ihm die unterschiedlichen Hilfestellungen genützt, so beispielsweise auch die Fachkräfte des Berufsbildungswerkes, die ihn dabei unterstützten, eine eigene Wohnung zu finden. Aus diesem Grund – so könnte man vermuten – sieht er auch die Angebote des Dock#30 als Unterstützungsleistungen an, die es zu nutzen gilt. So lässt er im Gespräch auch keinen Zweifel daran aufkommen, dass er das Projekt ohne Anschlussmaßnahme verlassen könnte.

Die Beispiele zeigen m. E., dass das Projekt eine gute Hilfestellung für all jene bietet, die aktiv daran interessiert sind, eine Beziehung zu den Fachkräften aufzubauen, und in der Folge auch Perspektiven und Ziele erarbeiten wollen bzw. können. Auch wenn diese nicht immer erreicht werden, so ergibt sich doch häufig eine positive Wendung in der bisherigen Biographie. Das Fingerspitzengefühl der Mitarbeitenden, die realistische Einschätzung der Situation, die nicht vorwurfsvoll erscheint, sondern den Bewohner*innen spiegelt, dass „die Zeit läuft“ und dass sie an ihrer Zukunft arbeiten sollten, wird i. d. R. positiv aufgenommen. Häufig handelt es sich um Bewohner*innen, die auch schon in der Vergangenheit positive Erfahrungen mit Fachkräften gemacht haben. Dennoch ist dieser Ansatz möglicherweise nicht ausreichend für andere Nutzende, welche das Projekt in ihrer eigenen Darstellung lediglich als Post-, Melde- oder Übergangsadresse nutzen. Hier handelt es sich m. E. vor allem um jene Bewohner*innen, die in der Vergangenheit keine positiven Erfahrungen mit Fachkräften gemacht haben, deren Vertrauen in andere Menschen allgemein – seien es die eigenen Eltern, Pflegeeltern, Fachkräfte, Lehrkräfte, Partner*innen oder andere – immer wieder enttäuscht wurde oder deren Selbstbild die Aneignung von Räumen und Angeboten verhindern mag. Hierauf möchte ich im folgenden Kapitel näher eingehen.

4.2.3. Raumaneignung durch die jungen erwachsenen Wohnungslosen (Aktorsinn)

In den Gesprächen mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen gab es weitere Schwerpunkte bzw. wiederkehrende Themen in Bezug auf das eigene Aneignungsverhalten von Raum. So wurde häufig davon berichtet, dass Fachkräfte eine Aneignung des jeweiligen Angebotes verhindert hätten. In den Falldarstellungen (Anhang) klang dies beispielsweise bei Karol an, dem eine Maßnahme nach § 41 SGB VIII vom Jugendamt nicht bewilligt wurde. In seiner Wahrnehmung hätte viel von dem verhindert werden können, was ihm in den darauffolgenden Jahren passiert ist, wenn er die von ihm benötigte Hilfe erhalten hätte. Gerade die Erfahrungen mit der Jugendhilfe werden von vielen der jungen erwachsenen Wohnungslosen in der Retrospektive als Einschränkung, als Verhinderung von Aneignung wahrgenommen; starre Regeln und Vorgaben, mangelnde Wertschätzung und Unterstützung, keine Anerkennung der eigenen Lebenswelt. Häufig agieren die Fachkräfte in der jeweiligen Wahrnehmung als „Raumwärter*innen“, die Aneignung verhindern. Diese Erfahrungen sollen im Folgenden beschrieben werden. Neben dem „Paternalismus“ der Fachkräfte bzw. der Institutionen und Einrichtungen sind es häufig auch Erfahrungen mit dem System und dessen Subsystemen, welche die eigenen Lebenswelten überformen bzw. kolonialisieren. So haben fast alle jungen erwachsenen Wohnungslosen Erfahrungen machen müssen, dass beispielswei-

se das Jobcenter die eigene Lebenswelt beeinträchtigt und kolonialisiert. Die Tatsache, dass Menschen ohne festen Wohnsitz ihre Hilfe zum Lebensunterhalt (ALG II) in Form von Tagessätzen abholen müssen, ist ein sehr starker Eingriff in die eigene Lebenswelt. Vorgaben wie die Abgabe des Personalausweises, die Überprüfung des Anspruchs, das Abholen der Tagessätze – all das führt zu einer Kolonialisierung der Lebenswelt. Das System bestimmt den Ablauf der Lebenswelt. Im Kapitel 4.2.3.2. sollen einzelne Falldarstellungen eingebracht werden, die dies aus Sicht der jungen erwachsenen Wohnungslosen erzählen. Die Grenzen zwischen Paternalismus und Kolonialisierung der Lebenswelt durch das System und dessen Subsysteme sind m. E. fließend; entscheidend für die jeweilige Zuordnung soll daher der direkte Einfluss der Fachkräfte – mehr oder weniger nach eigener Entscheidung, möglicherweise auch aus Willkür oder Beliebigkeit – einerseits sein. Andererseits sind es eher Strukturen und Rahmenbedingungen – häufig in Gesetze und Paragraphen gegossen – die einen Eingriff in bzw. eine Kolonialisierung der Lebenswelt durch das System nach sich ziehen. In den Gesprächen mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen kam es auch immer wieder zu Selbstdarstellungen und Inszenierungen. Der *harte Hund* oder der *einsame Wolf* waren m. E. die häufigsten *Rollen*, die dargestellt wurden. Im Anhang (Kapitel 5) werde ich auch einige dieser Fallbeispiele schildern. In meiner Wahrnehmung bilden solche Inszenierungen einem Schutzmantel. Allerdings sollen die Falldarstellungen zunächst immer mit Blick auf den Aktorsinn beschrieben werden. Im Kapitel 4.2.3.3. sollen die Beispiele mit Blick auf den Aktionssinn betrachtet werden, da er einen gewissen Interpretationsspielraum zulässt, indem er die Möglichkeit bietet, Behauptungen aufzustellen, dass „die Aktion eines Handelnden [...] ‚in Wahrheit‘ einen ganz anderen Sinn [hätte,] als sich der Agent einbildet“ (ebd.). Hier möchte ich versuchen, gewisse Handlungen und Aktionen eben vor diesem Hintergrund zu interpretieren und darzulegen. Im Kapitel 4.2.3.4. möchte ich noch einmal auf subjektiv gelingende Raumeignungen schauen, die im Gegensatz zu konventionellen Ansichten der Mehrheitsgesellschaft stehen können. Auch hier sind bereits Andeutungen im Kapitel 4.2.2. zu erkennen, beispielsweise bei Jonathan. In der Logik des Systems, hier der Jugend- und Eingliederungshilfe, sind Maßnahmen und Angebote dann erfolgreich, wenn sie eine Anschlussmaßnahme nach sich ziehen. Verlässt allerdings ein*e Bewohner*in das Dock#30 ohne Anschlussmaßnahme, wird dies häufig als Misserfolg deklariert. Aus Sicht der jungen erwachsenen Wohnungslosen muss dies aber nicht zwangsläufig ebenso eingeschätzt werden. Hier geht es mit vor allem darum, eigene Sichtweisen aufzuzeigen, die das Gegenteil darstellen mögen. Im Kapitel 4.2.3.5. plädiere ich noch einmal für ein gemeinsam getragenes, erweitertes Fallverstehen der beteiligten Fachkräfte, um durch eine reflexive Haltung ein besseres Verständnis für das Verhalten der jungen erwachsenen Wohnungslosen zu haben.

4.2.3.1 Verhinderung von Aneignung durch „Raumwärter*innen“

CORLEIS und KELLER verweisen in Anlehnung an FRIEDRICH KLUGE (1999) auf den Begriff des fremdplatzierten Wohnens, der meint, „von anderen Menschen an einen *anderen* Ort, als den gewohnten Lebens- oder Wohnort gebracht worden zu sein“ (Corleis/Keller 2017: 150; Herv. i. Orig.). Damit zusammenhängend erscheint Wohnen als Zwangssituation, die zu Einschränkungen führt durch Regeln und Hausordnungen, durch Machtdemonstrationen sowie Misstrauen und Kontrolle. Die (pädagogischen) Fachkräfte können so den Status der Raumwärter*innen (Becker/Hafemann/May 1984; Deinet 1999) erfüllen und Aneignung von Räumen begünstigen, aber auch verhindern. Es kann zu „pädagogische[n] Interventionen im privat konnotierten Bereich“ (Meuth 2017: 6) kommen. Freiheiten sind limitiert durch Hausordnungen und Regeln; was im privaten Bereich, also in der eigenen Wohnung möglich ist (unabhängig davon, ob es legal ist oder nicht), kann im Rahmen der „Institutionalisierung des Privaten“ (Kessl 2017: 171) verboten sein und zu einem Ausschluss führen, wie beispielsweise der Konsum von Drogen. Die Falldarstellungen von Julius, Arthur und Madeleine (siehe Anhang, Kapitel 3) zeigen m. E. beispielhaft, dass es in Einrichtungen der Jugendhilfe sowie der Eingliederungshilfe immer wieder zu einer Verhinderung von Aneignung von Raum kommen kann – auch im Projekt Dock#30. Dies mag den Fachkräften nicht immer bewusst sein und hat wahrscheinlich auch unterschiedliche Gründe, wie die drei Beispiele darlegen. Unabhängig davon agieren Fachkräfte jedoch immer wieder als sog. „Raumwärter*innen“ und beeinflussen oder verhindern so die Raumaneignung. So sind es beispielsweise Rahmenbedingungen wie eine Minderjährigkeit, die in Einrichtungen der Jugendhilfe dafür sorgen, dass strengere Regeln und Grenzen gesetzt werden (müssen). Aber Regeln und Grenzen, Hausordnungen oder „Rechtekataloge“ sorgen immer wieder dafür, dass eben diese ausgetestet und überschritten werden. Die notwendige „Augenhöhe“, von der Fachkräfte gerne sprechen, scheint in der Wahrnehmung der jungen erwachsenen Wohnungslosen häufig eine „Einbahnstraße“ zu sein, die zwar von den Nutzenden erwartet, aber in deren Wahrnehmung häufig nicht von den Fachkräften gezeigt und gelebt wird. Das Gefühl, nicht ernstgenommen zu werden von den Fachkräften und den Bezugspersonen in den Einrichtungen, äußert sich in Erfahrungen des „ich weiß besser, was gut für dich ist“ und führt dazu, dass sich die jungen erwachsenen Wohnungslosen nicht wertgeschätzt fühlen. Der „Paternalismus“ wird m. E. von den Fachkräften ausgeübt und ist somit weniger als Kolonialisierung der Lebenswelt durch das System anzusehen; auch wenn die Mitarbeitenden der Einrichtungen ein Teil des Systems bzw. Subsystems sind, so agieren sie doch als Personen und bringen möglicherweise eher ihre eigenen Lebenswelten mit ein. Was allen drei jungen erwachsenen Wohnungslosen gemein ist, die hier dargestellt wurden, ist das Gefühl, von den einzelnen Mitarbeitenden ungerecht behandelt worden zu sein.

Julius kritisiert den Umgang der Fachkräfte mit den Bewohner*innen; so versetzen sich diese in seiner Wahrnehmung nicht in die Rolle eines Dreiundzwanzigjährigen und können so s. E. seine Lebenswelt nicht nachvollziehen. In dieser Aussage steckt m. E. vor allem die Kritik, dass die Lebenswelten der jungen erwachsenen Wohnungslosen nicht wahrgenommen und vor dem Hintergrund der jeweiligen Lebenslagen nachvollzogen werden können. Zu sehr stehen die Repräsentationen der Räume im Mittelpunkt und nicht die Räume der Repräsentationen. Diese zeigen sich in der Praxis m. E. eher als Widerstand. Julius hat bereits als Lehrling Geld verdient, in eigenen Wohnungen gelebt und seinen Alltag selbst gemeistert; auch wenn er immer wieder durch seine Drogenabhängigkeit eingeschränkt war, Jobs und Wohnung verloren hat, Dinge nicht mehr erledigen konnte, so ist er aber doch der Meinung, dass er für sich selbst sorgen kann. Durch die starke finanzielle Einschränkung ist es ihm in seiner Wahrnehmung nicht möglich, sein Leben angemessen zu führen. Kritik daran bei den Fachkräften wird „abgetan“ und nicht ernstgenommen:

„Und wenn einem dann gesagt wird, tut mir leid, aber Happahappe ist ja da, wurde mir so von, äh, von [Name der Fachkraft] wurde mir das gesagt: ‚Ja, Geld haste‘, so, ‚Happahappa ist da, wo ist das Problem?‘“ (Julius)

In seiner Wahrnehmung hätte er Unterstützung bei der Verwirklichung seiner Ziele benötigt, aber auch diese hat er in seiner Darstellung nicht erhalten. So habe er bei der Wiederaufnahme seiner Ausbildung keine Unterstützung seitens der betreuenden Fachkraft erfahren. In dem ihm bewusstes Handeln wendet er sich von der Einrichtung und den Fachkräften ab und geht seinen eigenen Weg. Allerdings steckt m. E. mehr in der Aussage:

„Ich muss ganz ehrlich sagen, ich kann [Name der Fachkraft] auch nicht so ausstehen, aber die anderen Mitarbeiter sind alle cool [...] weil, halt, ich weiß nicht, ich bin halt, äh, mein Problem ist halt, wie ich aufgewachsen bin und ähm, ich bin mittlerweile so, ähm, ich bin halt älter geworden. Wenn mich jemand Erwachsenen, ich bin das dann nicht so gewohnt, wenn jemand Erwachsenen so auf cool macht...“ (Julius)

Julius beschreibt hier m. E. eine Übertragung, die aus Erfahrungen seiner Sozialisation stammt. Er erzählt nichts über seine Jugendzeit, lediglich, dass er durch „die Hölle gegangen“ sei, und doch kann man heraushören, dass er sich jemanden als Fachkraft wünscht, der bzw. die mehr „Seriosität“ an den Tag legt. Julius agiert m. E. im Aktionssinn mit Ausweichen und Entzug, da er erneut enttäuscht wird und Muster erkennt, die er von anderen Fachkräften zu kennen scheint. Er vermittelt den Eindruck, sich auch nicht als Erwachsener anerkannt zu fühlen. Mehrfach spricht er davon, dass die Einrichtung eher auf minderjährige Bewohner*innen bzw. Achtzehnjährige ausgelegt sei und nicht auf Menschen, die bereits

Mitte zwanzig seien und schon einige Lebenserfahrung hätten. Diese Aussage ist vor allem dahingehend interessant, da es auch Aussagen von Bewohner*innen gibt, die als Unterzwanzigjährige das Gegenteil behaupten. Insgesamt scheint es eine Wahrnehmung zu sein, die darauf abzielt, dass die Einrichtung aus Sicht der junge erwachsenen Wohnungslosen nicht „für mich gemacht“ ist. Vielleicht liegt aber auch hierin schon eine Entschuldigung für das Nichterreichen der jeweiligen Ziele. Im Falle von Julius gehe ich davon aus, dass sein Handeln im Sinne des Aktionssinns eher darauf ausgerichtet war, dass er sich aufgrund von Übertragungen und Erfahrungen aus anderen Einrichtungen nicht auf die Hilfe und Unterstützung einlassen konnte. Hier ist m. E. ein Punkt, der im Konzept der Einrichtung – aber auch bei anderen Hilfeangeboten – berücksichtigt werden müsste: Sehen sich die Nutzenden nicht in der Lage, sich auf Fachkräfte einzulassen, dann sollte es die Möglichkeit geben, die Bezugsbetreuung zu ändern. Dies wird in meiner Wahrnehmung in den Maßnahmen kaum umgesetzt. Andererseits sollte es auch Fachkräften möglich sein, Klient*innen abzugeben, wenn es hier Übertragungen gibt und diese einer gemeinsamen Arbeit an Zielen und Perspektiven im Weg stehen.

Im Gegensatz zu Julius sind Arthurs Erfahrungen mit den Fachkräften im Dock#30 durchweg positiv, während er schlechte Erfahrungen mit Mitarbeitenden in anderen Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe gemacht hat. Hier sind es zunächst Rahmenbedingungen, die aufgrund seiner Minderjährigkeit greifen und dazu führen, dass er die Mitarbeitenden „unhöflich anspricht“ und in die Diskussion geht. Diese Rahmenbedingungen sind m. E. Repräsentationen des Raumes, die Arthur erleiden muss. In seinem bewussten Handeln versucht er mittlerweile solchen Situationen aus dem Weg zu gehen oder seinen Unmut „runnerzuschlucken“, um Diskussionen zu vermeiden. Arthur scheint den Weg des geringsten Widerstands zu gehen und möglichst keinen Ärger zu provozieren. Dennoch zeigen seine Erfahrungen, dass der Umgang der Fachkräfte mit den Nutzenden der Angebote sich nicht immer auf „Augenhöhe“ befindet; Arthur fühlt sich bevormundet und nicht ernstgenommen. Aber auch das Verhalten der anderen Fachkräfte frustriert ihn. Wenn er erzählt, dann kann man seine Berichte in ein „früher“:

„...früher die, die Eigenschaft, äh, na gut, eher das Laster zu Schwänzen [...] ich hatte immer die, die unangenehme, äh, Eigenschaft, äh, wenn mich was, was an meinen Mitbewohnern stört, das, das dann ziemlich unhöflich auszudrücken.“ (Arthur)

und ein „heute“ einteilen:

„...im Dock hab ich gelernt, das einfach runnerzuschlucken. Das ist, ähm, ich sag mal, ein Stück weit den Konflikt, äh, dem Konflikt aus dem Weg zu gehen, mir auch selber etwas angenehmer hier zu gestalten.“ (Arthur)

Arthur erzählt, dass er kurz vor seinem achtzehnten Geburtstag in ein Kinderheim zieht; über die Zeit davor berichtet er mir wenig. Und doch ist dieser Umstand, dass er direkt in eine stationäre Einrichtung eingewiesen wird, eher ungewöhnlich. I. d. R. werden Unterbringungsmöglichkeiten in Pflegefamilien bevorzugt, da diese näher an der Herkunftsfamilie orientiert sind. In seiner Wahrnehmung wurde er

„...eher belächelt, wenn mich was gestört hat [...] da wurde eigentlich nichts geändert, da wurde ich eher als störend empfunden.“ (Arthur)

Möglicherweise machte er diese Erfahrungen bereits in seiner Herkunftsfamilie und in der Schule. Während die bewusste Handlung zu sein scheint, auf Missstände aufmerksam zu machen und sich für Gerechtigkeit einzusetzen, könnte der Aktionssinn der Diskussionen darin liegen, Aufmerksamkeit von den Fachkräften zu erhalten. Vielleicht liegt im Aktionssinn so auch der Wunsch nach Zuwendung. Im Projekt Dock#30 erhält er ein gewisses Maß an Aufmerksamkeit und Zuwendung. Er sieht sich eher als introvertiert und sucht auch keine Freundschaften im Projekt. Für ihn sind die Beziehungen zu den Mitbewohner*innen „Zweckgemeinschaften“. Möglicherweise sind es aber auch die kaum vorhandenen Regeln im Dock#30, die das Zusammenleben für Arthur erleichtern. Auch Madeleine macht als Minderjährige Erfahrungen mit Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe. Wie Arthur empfindet auch sie die Regeln und Rahmenbedingungen sehr viel einschränkender als in Einrichtungen für Volljährige. Dennoch scheinen die Rahmenbedingungen und gesetzlichen Vorgaben nur eine Seite der Medaille zu sein. Die andere Seite ist in der Wahrnehmung der jungen erwachsenen Wohnungslosen vor allem der Umgang der Fachkräfte mit den jungen Menschen. Arthur beschreibt es als:

„...die Betreuer dort haben, ähm, an Stellen Probleme gesucht, wo es eigentlich keine gibt beziehungsweise das, wie ich zumindest finde, nicht der Rede wert ist...“ (Arthur)

Für Madeleine sind es die Fachkräfte, welche die Regeln geben und überwachen:

„...wenn Betreuer so viele Regeln geben, was, was, was ich halt zu tun hab, da bin ich gar nicht klargekommen.“ (Madeleine)

Vor allem die Drohungen der Mitarbeitenden sind Madeleine im Gedächtnis geblieben:

„...dann hieß es dann immer, wenn ich was mach, dann sagen die's dem Jugendamt oder irgendwas, aber ist halt ein bisschen blöd...“ (Madeleine)

Madeleine beschreibt ganz deutlich ein Machtgefälle, das zwischen den Fachkräften und den Nutzer*innen besteht. Im Rahmen des pädagogischen Auftrages herrscht es beispielsweise

über die Aufsichtspflicht und die damit verbundene Verantwortung seitens der Einrichtung, aber auch der Fachkräfte. Gleichzeitig besteht ein gewisser Altersunterschied und auch ein damit verbundener Vorsprung an Wissen und Erfahrung seitens der Fachkräfte. Im Sinne WINKLERS sind es hier eben keine neuen Situationen für Fachkraft und Zögling. In Madeleines Darstellungen drückt sich dieses Machtgefälle in überwältigendem und übergriffigem Handeln aus. Es scheint in ihren Beschreibungen so zu sein, dass dieses Machtgefälle seitens der Fachkräfte nicht reflektiert wird, um es abzubauen; vielmehr scheint es als „Keule“ genutzt zu werden, um Madeleine in ihrem Verhalten einzuengen. Da Madeleine zu diesem Zeitpunkt bereits Mutter ist und so auch immer eine gewisse Angst mitschwingt, dass sie ihr Kind verlieren könnte, versucht sie sich zunächst anzupassen. Madeleine arrangiert sich offenbar mit den Regeln und den Rahmenbedingungen, solange sie noch minderjährig ist. Als sie dann achtzehn wird, entsteht ein Machtgerangel. In dem ihr bewussten Handeln lehnt sie sich auf und kämpft gegen die Rahmenbedingungen an. Der gelebte Raum, der Raum der Repräsentation steht im krassen Gegensatz zu den Repräsentationen des Raumes, beinhaltet er doch Widerstand gegen etablierte Strukturen. Im Aktionssinn ist es m. E. vor allem auch das Machtgefälle, das hier von den Fachkräften genutzt wird und eine Objekt-Subjekt-Beziehung darstellen mag, die in eine Bevormundung und Fremdbestimmung von Madeleine mündet. Die Fachkräfte wissen, was gut für sie und ihre Tochter ist; auch eine mögliche Kindeswohlgefährdung spielt hier eine gewisse Rolle. Aufgrund des gesellschaftlichen Auftrages, aber auch des Doppelmandats der Sozialen Arbeit, das zwischen Hilfe und Kontrolle angesiedelt ist, lässt sich ein solches Machtgefälle nicht in ein gleichberechtigtes Beziehungsverhältnis auflösen. Die drei Beispiele von Julius, Arthur und Madeleine zeigen m. E. deutlich, dass es in Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe sowie der Eingliederungshilfe immer wieder zu Paternalismus kommt, zu einem „ich weiß besser, was gut für dich ist“, verbunden auch mit einem gewissen Machtgefälle, das WINKLER in seiner „Theorie der Sozialpädagogik“ aufzulösen versucht. Gleichzeitig verdeutlicht es m. E. auch, dass Fachkräfte aufgrund bestimmter Rahmenbedingungen nicht immer in der Lage sind, auf die einzelnen Bedürfnisse der Nutzenden einzugehen. Sanktionen, Regeln, Macht, Strafen, fehlende Reflexionsmöglichkeiten etc. führen immer noch dazu, dass bei den Nutzenden Wahrnehmungen der fehlenden Augenhöhe, der mangelnden Wertschätzung, des Nicht-ernstgenommen-Werdens entstehen. Mit Blick auf LEFEBVRE scheint die *Macht*, die von den *Repräsentationen des Raumes* ausgeht, zunächst größer und stärker zu sein als die *Räume der Repräsentationen*. Die Räume der Repräsentationen stehen bei diesen drei Beispielen im eklatanten Gegensatz zu den Repräsentationen der Räume – und doch können sie im ersten Moment nur scheitern, da das Machtgefälle unauflösbar scheint. Wenn man den Widerstand gegen etablierte Strukturen aber genauer in Augenschein nehmen würde, so könnte man bzw. müsste man die Repräsentationen der Räume öffnen und verändern.

4.2.3.2. Kolonialisierung der Lebenswelten durch das System und die Subsysteme

Teilweise mag es Überschneidungen zwischen den Eingriffen der Fachkräfte, die ich als Verhinderung von Aneignung bzw. Paternalismus beschrieb, und der Kolonialisierung der Lebenswelten durch das System und die Subsysteme geben. Allerdings scheint der Unterschied eher in den formalen Vorgaben und weniger im Umgang dieser Vorgaben durch die Fachkräfte zu liegen. Somit sind es die *normativen Vorstellungen der richtigen Lebensführung* dieser Personen; bei der stationären oder teilstationären Jugendhilfe trifft die grundgesetzlich geschützte Privatsphäre der eigenen Wohnung bzw. des eigenen Wohnraums auf öffentliche Interessen, die von den Fachkräften und den Leistungserbringern umgesetzt werden; SABINE STÖVESAND weist darauf hin, dass „Eingriffe in die Privatsphäre [...] hoch legitimationsbedürftig und auf der Seite der Adressat_innen häufig, nicht zu unrecht, angstbesetzt aufgrund ihres immer auch kontrollierenden und sanktionsbewehrten Charakters“ (Stövesand 2013: 67) seien. Im Sinne der HABERMAS'schen Trennung von System und Lebenswelt verkörpert die Soziale Arbeit immer auch einen Teil des Systems und greift somit in die Lebenswelten der Menschen ein durch einen öffentlichen Auftrag seitens der Leistungsträger. Das Wohnen ist in Einrichtungen der Jugendhilfe sowie der Eingliederungshilfe immer eng mit der pädagogischen Intervention verknüpft. Verlieren die Nutzer*innen den Anspruch auf das Eine, so verlieren sie zwangsläufig den Anspruch auf das Andere. D. h. eine Verletzung der Regeln und der Hausordnung und ein damit verbundener Maßnahmeabbruch können zwangsläufig auch zu einem Verlust des Wohnraums führen. Widersprechen sich die Interessen des Individuums und die der Gesamtgesellschaft – verkörpert durch das Hilfesystem –, dann wird die Maßnahme nicht verlängert und auch hier folgt der Verlust des Wohnraums. Die Soziale Arbeit befindet sich damit in einem Dilemma, das sie kaum aufzulösen vermag: Regeln und Grenzen sind einerseits notwendig, damit die Autorität der Einrichtung bestehen kann und nicht in Frage gestellt wird, andererseits werden so Handlungsmuster reproduziert, die von den jungen erwachsenen Wohnungslosen erwartbar sind. Die Repräsentationen der Räume scheinen in der Kinder- und Jugendhilfe einer gewissen Stringenz zu folgen. Nachvollziehbar sind die Rauswürfe, die Maßnahmeabbrüche seitens der Einrichtungen, die Sanktionen auf bestimmtes Verhalten. Dennoch muss man die Frage stellen, ob eine andere Handhabung, die eben nicht erwartbar ist seitens der jungen Erwachsenen, zu einem anderen Verhalten oder einer Reflexion dessen führen würde – eine hypothetische Annahme, die in der Praxis nur allzu selten angewandt wird. Aber möglicherweise würde eben genau dies, nämlich kein Rauswurf, sondern eine intensive Auseinandersetzung mit dem unerwünschten Verhalten, zu einem anderen Ergebnis führen. Für die jungen Wohnungslosen reproduzieren sich jedoch durch die erwartbaren Konsequenzen Verhaltensweisen durch den Leistungserbringer, die sie nur allzu gut kennen.

Die Überschneidungen zwischen den Eingriffen der Fachkräfte und die Kolonialisierung der Lebenswelten durch das System bzw. dessen Subsysteme zeigen sich auch gerade bei Marions Geschichte; hier scheint es Überschneidungen zu Madeleine zu geben. Beide werden früh Mutter und werden in Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe untergebracht. Marion „widersetzt“ sich ebenfalls den Regeln, die für sie willkürlich zu sein scheinen. Durch gelebte Räume der Repräsentationen zeigt sie Widerstand gegen etablierte Strukturen in der stationären Kinder- und Jugendhilfe, gegenüber den Repräsentationen der Räume. Aus ihrer Wahrnehmung heraus agiert sie zum Wohl ihres Kindes und setzt sich so über Grenzen hinweg, die von den Fachkräften kontrolliert werden. Auch hier scheint es ein Machtgefälle zwischen den Fachkräften und ihr als Bewohnerin zu geben, welches sie nicht auflösen kann und im Rahmen des Aktionssinns möglicherweise das Handeln erklärt. Doch möchte ich eher auf die Aussage eingehen, dass ihr das „Amt nur Steine in den Weg gelegt“ habe. Marion berichtet davon, dass sie nach dem Aufenthalt im Mutter-Kind-Heim ein Betreutes Wohnen für sich und ihre Tochter wollte, das ihr jedoch verweigert wird:

„Und die haben gesagt: Nein. Ich hatte die Chance dazu gehabt bei dem Mutter-Kind-Heim. Ich hatte die gehabt und das war's jetzt.“ (Marion)

Unabhängig von einer fachlichen Einschätzung, die hier nicht getroffen werden kann, stellt es sich in ihrer Wahrnehmung so dar, dass ihr eine Hilfe verweigert worden sei, die ihr aus ihrer Sicht hätte weiterhelfen können. So überformt das Subsystem Jugendhilfe die Lebenswelt Marions. Auch in der Folge erhält sie keine Hilfe und Unterstützung seitens des Jugendamtes, um ihre Tochter wieder zurückzubekommen. Vermutlich schwingen in dieser Entscheidung auch Erkenntnisse mit, Marion sei nicht erziehungsfähig bzw. noch nicht in der Lage ist, die elterliche Verantwortung für ihr Kind auszuüben, indem sie sich in die Bedürfnisse ihrer Tochter einfühlen und diese alters- und entwicklungsgemäß befriedigen kann. Die Aussage, dass sie nicht in der Lage sei, „dass ich mich nicht um mich selbst kümmern kann“, lässt zumindest auf ein Gutachten schließen. Somit ist zu vermuten, dass Marion aus Sicht des Jugendamtes aufgrund ihrer kognitiven, emotionalen und sozialen Kompetenzen nicht in der Lage ist, das Handeln und Erleben ihrer Tochter und deren individuelle Bedürfnisse zu verstehen. Aufgrund dieser Einschätzung ist ihre Tochter fremduntergebracht. Das System greift hier m. E. massiv in die Lebenswelt Marions ein – auch wenn die Gründe hierfür nachvollziehbar sein mögen.

Robert berichtet von seinen Erfahrungen in der Wohnungslosenhilfe als Minderjähriger. Während andere, ältere Wohnungslose das System der Wohnungslosenhilfe nutzen können, wird er aufgrund seines Alters ausgeschlossen – ein Umstand, der dazu führt, dass er weiterhin bzw. erneut auf der Straße landet. Das System mit seinem Subsystem Wohnungslo-

senhilfe greift hier erheblich in Roberts Lebenswelt ein. Hilfe, die er dringend benötigt, wird ihm verweigert. Aus der Logik des Sozialgesetzbuches XII heraus mag dies wohl nachvollziehbar sein, da Robert zwar wohnungslos ist, aber noch minderjährig. Für Robert stellt dieser Umstand allerdings eine unlösbare Situation dar, die er aus eigener Kraft nicht überwinden kann. Roberts Darstellungen sind ein passendes Beispiel dafür, dass Probleme, die auf der Systemebene entstehen, sich nicht ausschließlich lebensweltlich lösen lassen. Da Robert auch keine lebensweltlichen Ressourcen nutzen kann, wie etwa Freunde und Familie, bei denen er unterkommen könnte, landet er schließlich wieder auf der Straße. Die Entscheidung des Hilfesystems überformt Roberts Leben dermaßen, dass er zunächst keine Lösung für sein Problem sieht. Schließlich zieht er zu seiner damaligen Freundin und lebt anschließend mehrere Monate im Auto, nachdem die Beziehung in die Brüche geht. Sein Handeln ist geprägt von Resignation und Hoffnungslosigkeit. Er sieht für sich keine Zukunft und keine Unterstützung. Auch wenn er zwischenzeitlich volljährig wird, scheint es zunächst für ihn keine Option zu sein, Hilfe anzunehmen. In dieser Zeit hat Robert keine Privatsphäre und lebt quasi im öffentlichen Raum. Aufgrund seiner Wohnungslosigkeit verliert er all seine Freunde und ist auf sich alleine gestellt. In Anlehnung an TILLMANN (2021) könnte man auch von „systembedingter Exklusion“ sprechen, auf die er im Rahmen seines bewussten Handelns mit sozialem Rückzug reagiert. Der dahinterliegende Aktionssinn könnte aber auch als zweckorientiertes Handeln im Sinne HABERMAS gedeutet werden, da er bei seiner Freundin unterkommt. Einige, vor allem junge Männer, berichten immer wieder, dass sie zeitweise bei ihren jeweiligen Partnerinnen einziehen und dort unterkommen. Dies ist für mich vor allem dahingehend interessant, da in der einschlägigen Literatur immer wieder davon berichtet wird, dass dies insbesondere ein Verhalten und Handeln von wohnungslosen Frauen ist, die dadurch in der Öffentlichkeit weniger wahrgenommen werden (vgl. Selach/Enders-Drägässer 2000; Steckelberg 2010; Becker-Schmidt 2010; Schwarz 2022). Dies mag auch an den fehlenden speziellen Angeboten für Frauen ebenso wie für junge erwachsene Wohnungslose gelten.

Die beiden Beispiele zeigen m. E. die Einwirkungen der Rechtskreise auf die jeweiligen Lebenswelten der jungen erwachsenen Wohnungslosen; HABERMAS spricht von der Kolonialisierung der Lebenswelten durch das System. Neben den beiden Rechtskreisen SGB VIII und SB XII sind es auch die Jobcenter und das SGB II, die aus meiner Sicht teilweise drastisch in die Lebenswelten der jungen erwachsenen Wohnungslosen eingreifen. So sind es auch immer wieder Anforderungen an die jungen erwachsenen Wohnungslosen, die das Leben schwer beeinträchtigen. Beispielsweise gilt für die U-25-Jährigen nach wie vor die Pflicht, im eigenen Elternhaus zu leben. Die finanzielle Unterstützung einer eigenen Wohnung ist demnach nur unter massiven Beeinträchtigungen, wie etwa einer zerrütteten Fami-

lie, möglich –, die aber auch nachgewiesen werden müssen. Vor allem das Beispiel von Robert macht deutlich, dass eine engere Kooperation zwischen den Rechtskreisen notwendig ist. Ein Positionspapier der BAG Wohnungslosenhilfe e. V. vom 09.04.2013 fordert deshalb, dass „die Kostenträger von Wohnungslosenhilfe und Jugendhilfe umgehend Vereinbarungen zur konkreten Handhabung der Zuständigkeit abschließen“ (ebd.: 1), die auch eine enge und „intakte Kooperation zwischen Jugendhilfe, Wohnungslosenhilfe und Jobcentern“ (ebd.) beinhalten müsse. Darüber hinaus rät die BAG bereits damals dazu, dass „bis zur Entscheidungsfindung über die Kostenzuständigkeit [...] für die Anbieter der Wohnungslosenhilfe eine Übergangshilfe benannt und zugesichert sein“ (ebd.) muss. So sollte auch eine Hilfe nach § 35 SGB VIII durch die Wohnungslosenhilfe möglich sein. Robert hätte eine solche Vereinbarung die erneute Wohnungslosigkeit möglicherweise erspart. „Wer den Raum erschaffe, erschaffe auch das, was ihn ausfüllen werde“ (Lefebvre 1972b: 169), ist eine These, gegen die sich LEFEBVRE stellt. So sind auch die *Repräsentationen des Raumes* als Regeln zu verstehen, die das Handeln anleiten und prägen sollen in Form von strukturierenden und dominierenden Instanzen, „die sich erst durch und in einer konkreten Tätigkeit materialisieren oder verwirklichen“ (Schmid 2010: 302). Die Macht, die diesen *Repräsentationen des Raumes* innewohnt, versucht das „alltägliche Erleben [der Räume der Repräsentation; Anm. d. Verf.] zu erreichen und zu dominieren“ (Schmid 2010: 303). Das Beispiel der Zeltstadt, aber auch das Entziehen der jungen erwachsenen Wohnungslosen im Projekt Dock#30 zeigen m. E. den Versuch bzw. den Wunsch, sich den Repräsentationen des Raumes zu entziehen. Mit Macht kann man diesen Umstand m. E. nicht aufbrechen, vielmehr müssten Angebote gemacht werden, die attraktiv erscheinen, die genutzt werden und dazu führen, dass die Räume der Repräsentationen nicht im Widerspruch zu den Repräsentationen der Räume stehen. Die jungen erwachsenen Wohnungslosen versuchen sich den Raum anzueignen, den sie erleben und empfinden, den sie erleiden, indem sie ihn konzipieren und abändern in einer räumlichen Praxis, die sich klar von den Konzeptionen der Technokraten und Urbanisten, der Ämter und Institutionen der Mehrheitsgesellschaft unterscheidet. Die Annahme, „die Repräsentationen der Räume seien als Regeln zu verstehen, die das Handeln anleiten und prägen sollen in Form von strukturierenden Instanzen“ (Schmid 2010: 302), führen m. E. immer wieder dazu, dass Maßnahmen scheitern, da Menschen eben nicht nach klaren Regeln und Vorgaben leben wollen; letztlich scheitern sie an diesen *Repräsentationen der Räume*. Dies geschieht immer wieder durch starre Regeln und Vorgaben innerhalb der Maßnahmen und Angebote. Was es stattdessen bräuchte, wären Möglichkeiten der Erprobung, Freiräume, Möglichkeitsräume, einen – um im Bild der Produktion des Raumes zu bleiben – Raum, den sie durch ihre eigene räumliche Praxis, in ihrem Sinne verändern und so aneignen können. Sie sollten die Wirklichkeit neu konzipieren können – unabhängig von Konventionen und Regeln derjenigen, welche die Macht besitzen. Nur so scheint es möglich zu sein, die

Macht zu überwinden, die von den Repräsentationen ausgeht und die versucht, das „alltägliche Erleben zu erreichen und zu dominieren“ (ebd.: 303). Nur so scheint es möglich zu sein, aus dem eigenen Leben etwas zu machen. Ein Recht auf Differenz ist die Grundvoraussetzung: Das Deviante, das Abweichende von der Norm, die Andersartigkeit *muss* möglich sein – im Rahmen von Gesetzen und moralischen Grenzen, beispielsweise in Anlehnung an den Capability Approach. Dies wird allerdings in meiner Wahrnehmung zu wenig ermöglicht; ein Recht auf Differenz scheint kaum realisierbar zu sein. Vielmehr scheint die *Totalität* durchzuschimmern, wenn es darum geht, wie Räume angeeignet werden sollen. Dies zeigt sich m. E. auch in den Regeln und Hausordnungen, die immer wieder dazu führen, dass Maßnahmen abgebrochen und Bewohner*innen durch einen Rauswurf ausgeschlossen werden. Auch wenn es – wie bereits erwähnt – nur wenige Regeln und Vorgaben gibt, so kommt es doch immer wieder vor, dass junge erwachsene Wohnungslose aus dem Projekt geworfen werden. Somit scheint die *Macht*, die von den *Repräsentationen des Raumes* ausgeht, größer und stärker zu sein als die *Räume der Repräsentationen*. Eine Neukonzeption der Wirklichkeit, die sich durch Möglichkeiten der Erprobung und Freiräume auszeichnen würde, scheint im Gegensatz zu den dominierenden Regeln und Konventionen zu stehen. In den Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe wird m. E. recht schnell mit Hausverboten *um sich geworfen*; im Projekt des Dock#30 gibt es wenige Regeln, die zu befolgen sind, dazu gehören etwa keine Androhung von Gewalt gegenüber Mitarbeitenden oder Mitbewohner*innen oder das Handeln mit Drogen sowie der offene Konsum. Auch wenn es sich bei diesem Vorschlag um eine Utopie handelt, so könnten solche Ansätze – unabhängig davon, ob sie rechtlich möglich wären – doch die oben erwähnte Neukonzeption der Wirklichkeit darstellen, die sich durch Möglichkeiten der Erprobung und Freiräume auszeichnen würde.

4.2.3.3. Repräsentationen der Räume und Selbstinszenierungen

Katja, Kevin, Achim und Mark sind wiederum „nur“ vier junge erwachsene Wohnungslose, die sich in den Gesprächen mir gegenüber inszenieren. Viele meiner Gesprächspartner*innen versuchen sich in bestimmter Art und Weise darzustellen; so schlüpfen sie bewusst oder unbewusst in unterschiedlichste Rollen. Je freier die Gespräche in Anlehnung an GIRTLERs „ero-episches Gespräch“ waren, umso mehr inszenierten sie sich in meiner Wahrnehmung.

Katja setzte sich in meiner Wahrnehmung als „pädagogische Fachkraft“ und „Beschützerin“ der Mitarbeitenden im Projekt Dock#30 in Szene. Bei ihr wurde eine Borderline-Persönlichkeitsstörung diagnostiziert. Die vorliegende Arbeit bietet nicht die Möglichkeit, genauer und detaillierter auf die Krankheit und die damit zusammenhängende Symptomatik einzugehen; und doch ist sie m. E. ausschlaggebend für die Inszenierung der jungen Frau. Menschen mit Borderline-Persönlichkeitsstörung waren in ihrer Kindheit und/oder Jugend besonders schlimmen seelischen Belastungen ausgesetzt, sind emotional extrem instabil. Nach „ICD-10“ handelt es sich dabei um eine schwere Störung der Persönlichkeit, die als emotional instabile Persönlichkeitsstörung beschrieben wird. Die Neigung zu emotionalen Ausbrüchen und die damit verbundene Unfähigkeit, impulsives Verhalten zu steuern, führen häufig zu Konflikten mit dem sozialen Umfeld. So haben die betroffenen Menschen häufig ein anhaltendes Gefühl der Leere, entwickeln ein selbstschädigendes Verhalten bis hin zu Suizidversuchen und ein geringes Selbstwertgefühl.⁹³ Katja beschreibt sich selbst als eine Frau, die schon „früh auf eigenen Beinen stehen“ und sich „die Eier selbst in die Pfanne schlagen“ musste. Sie habe wenig Zuneigung und Liebe von ihren Eltern erfahren und sich schon als kleines Kind alleine verpflegen müssen. Über die traumatischen Erfahrungen, die

⁹³ Eine weitere Beschreibung der Borderlinestörung findet sich im DSM-V in folgenden Kriterien:

1. Verzweifertes Bemühen, tatsächliches oder vermutetes Verlassen werden zu vermeiden, z. B. klammerndes Verhalten, Suizidandrohungen.
2. Muster instabiler, aber intensiver zwischenmenschlicher Beziehungen, das durch einen Wechsel zwischen Extremen der Idealisierung und Entwertung gekennzeichnet ist. Eine Person wird nur als "gut" gesehen und entsprechend idealisiert. Dieselbe Person kann nach kurzer Zeit aus unterschiedlichen Gründen abgrundtief gehasst werden, alle vorher festgestellten guten Eigenschaften sind vergessen.
3. Identitätsstörung: ausgeprägte und andauernde Instabilität des Selbstbildes oder der Selbstwahrnehmung. Ein Borderliner kann sich nicht selbst definieren. Es gibt Borderliner, die sich als Mensch definieren können, aber eine sehr gestörte Identität in Bezug auf ihr eigenes Geschlecht aufweisen, indem sie z. B. ihren eigenen Körper verachten. Sie verfügen auch in der Regel über kein stabiles Selbstbild und neigen zu extremen Minderwertigkeitsgefühlen. Sie glauben nicht an ihre eigenen Stärken und Fähigkeiten und suchen deshalb immer wieder in ihrem Umfeld nach Bestätigung.
4. Impulsivität in mindestens zwei potentiell selbstschädigenden Bereichen (außer Selbstverletzungen oder Suizidrohungen), Drogenmissbrauch, riskantes Fahrverhalten, Tablettenmissbrauch, häufig wechselnde Sexualpartner ohne Rücksicht auf Infektionsrisiken etc.
5. Wiederholte suizidale Handlungen, Selbstmordandeutungen oder -drohungen oder Selbstverletzungsverhalten. Neben Selbstmordversuchen sind Selbstverletzungen (SVV) bei Borderlinern sehr häufig anzutreffen. Viele fügen sich Schnittverletzungen hauptsächlich an den Armen zu.
6. Stark wechselhafte Stimmung. Mehrmalige grundlose Stimmungsschwankungen am Tag sind möglich, vom Hochgefühl bis hin zur Depression.
7. Chronische Gefühle der Leere. Viele Borderliner fühlen sich regelrecht wie „Zombies“. Sie haben keine spürbaren Empfindungen und fühlen sich selbst leblos.
8. Unangemessene, heftige Wut oder Schwierigkeiten, Wut zu kontrollieren. Dies beschreibt Zustände von extrem starken Wutausbrüchen und aggressivem Verhalten, das in keinem Verhältnis zu der momentanen Situation steht.
9. Vorübergehende, durch Belastungen ausgelöste, paranoide Vorstellungen oder schwere dissoziative Symptome. In belastenden Situationen können sich Borderliner verfolgt fühlen oder den Eindruck haben, dass sie jemand zerstören will. Auch können sie das Gefühl haben, sich von ihrem Körper zu entfernen, das Umfeld wird nur noch sehr fern und dumpf wahrgenommen. Diese Symptome verschwinden, wenn die Situation als nicht mehr bedrohlich oder belastend empfunden wird.

zu diesem Zustand geführt haben können, möchte ich nicht spekulieren, aber aus ihren Erzählungen ließe sich einiges ableiten. Katja inszeniert sich in unserem Gespräch als Helferin und Beschützerin der pädagogischen Fachkräfte, als eine Mitarbeiterin der Einrichtung, die auch nach außen hin, beispielsweise gegenüber dem Pfarrer, hilft und unterstützt. In ihrem Aktorsinn hat sie eine Aufgabe und wird anerkannt von den Mitarbeitenden der Einrichtung, gleichzeitig erfährt sie Anerkennung durch die Mitarbeitenden, wenn diese auf eine Hilfe positiv reagieren:

„Ja, genau und ich hab denen halt sogar in der Küche ne Ansage gemacht, da war sogar [Name der Fachkraft] dabei, wo ich gesagt habe: ‚Wenn ihr die Klobürste nicht in die Hand nehmt, dann seht ihr die Katja vor Euch!‘ Ja und danach haben die gesagt: ‚Okay, sorry, Katja.‘ und [Name der Fachkraft] hat angefangen zu lachen.“ (Katja)

Diese Anerkennung ist wichtig für Katja, um das eigene Selbstbild zu stabilisieren. Genau darum scheint es m. E. auch bei ihrer Selbstdarstellung zu gehen. Der Aktorsinn ist darauf ausgerichtet, positive Rückmeldungen zu bekommen. Der Aktionssinn dahinter geht m. E. aber deutlich tiefer und ist Teil der Erkrankung: So werden die Fachkräfte als „Engel auf Erden“, als „Mutter“, als „liebe Menschen“ bezeichnet und erhöht, während die eigenen Eltern abgewertet werden:

„Ich hab da eine Betreuerin als meine Mama gesehen, weil ich die Liebe von der Betreuerin gesehen habe, was meine Mutter mir nie gegeben hat...“ (Katja)

Ebenso werden die Mitbewohner*innen abgewertet und diffamiert:

„...ja also, es gibt Bewohner und Bewohnerinnen, die in meinen Augen, also wenn ich offen reden darf, das richtig ausnutzen, ne Betreuer, äh, Bewohnerin damals, wo ich noch im Dock 30 war, äh, die hat äh, also Betreuer komplett beleidigt, die war asozial...“ (Katja)

Auch die Möglichkeit, im Dock#30 einzuziehen, umschreibt sie als Superlativ:

„...und Dock#30 hat mir dann so gesehen, ne Unterkunft geschenkt, geschenkt, ich hatte im Winter en Sechser im Lotto als Mädchen und ich bin einfach nur froh darüber, dass ich das Dock#30 überhaupt betreten durfte.“ (Katja)

Interessanterweise agiert Katja nicht mit Widerstand, sondern mit Assimilation an die Fachkräfte. Sie versucht sich den Raum anzueignen, den sie erlebt und empfindet, den sie erleidet, indem sie ihn in ihrer räumlichen Praxis übernimmt, die sich kaum von den Konzeptionen der Technokraten und Urbanisten unterscheidet.

Während Katja ein Beispiel dafür ist, sich selbst zu inszenieren, um Anerkennung zu erfahren und das eigene Selbst positiv aufzuwerten, so ist es bei Kevin m. E. anders gelagert; unser Gespräch ist ein „Abklopfen“, ein „Herantasten“. Kevin ist in meiner Wahrnehmung zunächst sehr zurückhaltend und schüchtern. Im Laufe des Interviews beschreibt er m. E. auch den Grund für diese Zurückhaltung:

„Man begegnet den Menschen zwar mit Respekt, zumindest die Leute, die man sympathisch findet. Aber es ist immer so eine gewisse Distanz am Anfang, wo man sagt: ‚Okay, Du hast meinen Respekt – aber ich vertraue Dir nicht. D. h. ich bin vorsichtig bei Dir.‘“
(Kevin)

So beschreibt er sich auch als den „einsamen Wolf“, der es „irgendwie geschafft hat, sich durchzuboxen“. Aufgrund seiner negativen Erfahrungen in seiner Kindheit und Jugend, wie beispielsweise Mobbing in der Schule, ungerechte Behandlung der Lehrkräfte etc., ist sein Aktorsinn von Zurückhaltung geprägt. Vertrauen muss erst aufgebaut werden und entsteht erst über gegenseitige Informationen, die man sich anvertraut. Gleichzeitig inszeniert er das Wohnungslosenmilieu als eine große geheime Gemeinschaft, die einem aus Filmen wie „Herr der Ringe“ bekannt vorkommen. Man hilft sich gegenseitig, wenn „man sich einen Namen gemacht hat“. Kevin spricht viel über „Respekt“ und „Anerkennung“ und inszeniert sich selbst als jemanden, der beides ausreichend bekommt in der Einrichtung der Wohnungslosenhilfe. So stellt er den Zusammenhalt des Hauses besonders hervor. Es scheint fast, als wolle er mir klarmachen, dass ich vorsichtig sein solle. Erst als wir auf die Serien und Rollenspiele zu sprechen kommen, verliert er sich völlig in den Erzählungen. Kevin baut sich im Aktionssinn m. E. eine „Festung“ auf, die ihn unverwundbar machen und gegen äußere Bedrohungen schützen soll:

„In diesen Games bin ich der Held: Ich habe die Macht zu entscheiden, was passiert als Nächstes, wo geh ich als Nächstes hin [...] dieses Erfolgserlebnis haben.“ (Kevin)

Aus dieser Aussage spricht m. E. vor allem eine verletzte Persönlichkeit, die sich wünscht, sich wehren zu können. Die Verletzungen erfährt Kevin nach wie vor täglich:

„Ist einfach manchmal schade, wie auch, ähm, obdachlose Menschen angesehen werden. Ich finde es auch schade, dass man, wenn man sagt, man ist obdachlos, dass man dann nicht mehr als Mensch betrachtet wird, sondern wirklich auf gut Deutsch, als Penner, als Obdachloser. Man wird abgestempelt und von Vorurteilen wird man dann, äh, sagen wir mal, erschlagen...“ (Kevin)

Seine Selbstinszenierung liegt m. E. darin, sich von der Welt zu distanzieren, sich zu schützen, aber auch der Realität für einige Stunden zu entfliehen. In Kevins Wahrnehmung bedarf es jedoch auch des Widerstands und des Kampfes, um die Widersprüche zwischen den Repräsentationen der Räume und den Räumen der Repräsentation aufzulösen:

„Es kommt drauf an, wie dein Kopf damit zurechtkommt. Weil. Du merkst, man merkt das im ersten Moment nicht. Aber im Unterbewusstsein denkt man darüber nach. Auch wenn man es aktiv nicht macht und vielleicht denkt, ach, so schlimm ist das jetzt nicht, und ich weiß ja, wo ich mir Hilfe suchen kann. Aber man merkt ganz schnell, dass einem diese Hilfe nicht immer gewährleistet wird. Zum Beispiel habe ich auch gekämpft hier, bis ich in diese Maßnahme reinkommt. Ich hab monatelang, also wirklich drei, vier Monate lang gekämpft, damit ich in diese Maßnahme hier reingekomm und ich wurde immer wieder versetzt. Und dann hat irgendwas mit meinem Antrag vom Hartz IV nicht gestimmt und da hab ich auch wieder 4 Monate lang oder 3 Monate lang gekämpft, bis ich dann meine Zusage hatte. Zwischendurch hab ich ne Ablehnung bekommen, ich hab einen Widerspruch einlegen müssen. Deswegen, die Hilfe ist zwar da, von Rechtswegen her. Aber bis man diese Hilfe bekommt, das ist ein langer und wirklich schwerer Weg, weil man, man hat wirklich keine Privatsphäre mehr, man muss alles offenlegen.“ (Kevin)

Bei Kevin hat dieser Widerspruch zwischen den Repräsentationen des Raumes und dem Raum der Repräsentation viel Energie und Kraft gekostet; ich denke, dass dies auch eine grundsätzliche Frage in der Arbeit mit jungen erwachsenen Wohnungslosen ist – warum braucht es so viel Kraft, die Codes zu lesen, zu dechiffrieren, sie zu decodieren und neu zu setzen?

„Ich will es ändern. Wie lange hat das jetzt gedauert, bis ich mein, ich mein Apartment hatte, knapp ein dreiviertel Jahr jetzt. Ja, ich musste fast ein dreiviertel Jahr kämpfen. Um in einem diakonischen Werk, ein Apartment zu kriegen. Und dann musste ich nochmal 4 Monate lang kämpfen, um Arbeit zu kriegen. Ich hab über ein Jahr nur gekämpft, damit ich wieder eine Wohnung und eine Arbeit hab.“ (Kevin)

Während Kevin sich als Teil einer Gemeinschaft der Wohnungslosen sieht, die überregional vernetzt ist, so distanziert sich Achim von den anderen Wohnungslosen, die schon eingefahren seien:

„...die Leute sind ja schon in der Schiene drin, ich merk das auch, wenn ich mir die Leute angucke, keiner hat mehr Interesse an irgendwas...“ (Achim)

Achim hingegen bezeichnet sich als einen „Youngen“ und „Freshen“, der noch Ziele hat. Mir gegenüber merkt er häufig an, dass er da eigentlich nicht hingehöre. Er erzählt viel von Ideen, wie man schnell an das „große Geld“ kommen könne: Doppelbezug von Leistungen, Wettbüro, Leute abziehen, Festbezug kassieren etc. Achim inszeniert sich als „Macher“, als einer, der schon immer viel Geld hatte, mal „einsvier“, mal „fünfzehnhundert“, es aber dann immer wieder verloren hat. Während Kevin solche Methoden als „Taschenspielertricks“ bezeichnet, ist es das, als was sich Achim inszeniert: als einer, der mit wenig Anstrengung einen gewissen Lebensstandard erreicht. So blickt er voller Anerkennung zu seinem Vater oder seinem ehemaligen Chef, die es zu einem gewissen Wohlstand geschafft haben mit einem eigenen Haus und reichlich Geld. Dies scheint es auch zu sein, was Achim anspricht: das Ansehen. Und auch hier schwingt immer wieder Bewunderung mit, wenn der Wohlstand durch „Schwarzarbeit“ oder „ausgefuchste“ Methoden zustande kommt. Der Aktorsinn liegt m. E. vor allem darin, es diesen Menschen gleichzutun und ebenfalls mit wenig Anstrengung, dafür aber mit einer gewissen *Ausgebufftheit* ans Ziel zu kommen:

„Man muss sich das alles wiederholen, das ist das Problem. Es ist net einfach.“ (Achim)

Versuche der sozialpädagogischen Fachkräfte, ihn auf die „richtige Bahn zu kriegen“, lehnt er ab. Auch die veränderte Zeit, dass sich jeder nur noch um „seinen eigenen Arsch“ kümmerere, kritisiert Achim; so habe „man ja heutzutage nicht mal die richtigen Freunde“, von denen man „was bekommen“ könne. Im Rahmen des Aktionssinns würde ich Achim unterstellen, dass er sich schämt, Kontakt zu seinen Eltern aufzunehmen, da er nichts erreicht hat in seinem Leben. So vermeidet er den Kontakt zur Mutter:

„Die soll mal sehen, dass es bei mir vorwärtsgeht, aber wie denn? [...] Ich will ja auch irgendwann mal was bieten können. Meinem Bruder, meinen Eltern...“ (Achim)

Ausgeprägter ist das Verhalten des „Machers“ bei Mark. Auch er erzählt mir davon, dass er jetzt in den „Großhandel“ einsteige und sich etwas dazuverdiene mit dem Verkauf von Drogen. Allerdings inszeniert er sich eher als „harten Hund“, der sich regelmäßig in Schlägereien bewiese. So berichtet er ausführlich über Schlägereien, Kämpfe und Eskalationen. Seine Wunden und Verletzungen trägt er wie Trophäen. Laut seiner Aussage möchte er sich durch die Schmerzen, die er erfährt, selbst spüren. Sein Ziel ist es, den seelischen Schmerzen eine physische Komponente zuzufügen, um sie so zu kompensieren. So berichtet er auch von selbstverletzendem Verhalten wie Ritzen oder gegen die Wand schlagen mit Faust oder Kopf. Er inszeniert sich mir gegenüber wie ein Gangmitglied der „Bloods“ oder der „Crips“, die in Los Angeles als brutale Straßengangs bekannt sind, und trägt er bei unserem Gespräch auch ein farbiges Bandana, so wie seine Freunde, mit denen er nun eine „Verkaufs-

gruppe“ gegründet habe. Es sind die Straßengangs, die noch in den 1970er Jahren auf „ehrenhafte Weise“ Mann gegen Mann, „Eins gegen Eins“ kämpften, die ihn zu inspirieren scheinen. Mark berichtet mir ausführlich von seinen Erfahrungen als Kind und Jugendlicher, dass er häufig hin- und hergeschoben worden sei, dass er von Wohngruppe zu Wohngruppe „reiste“, um sich immer wieder gegen die herrschenden Regeln aufzulehnen und rausgeworfen zu werden. Sein eskalierendes Verhalten, das sich vor allem in selbstverletzendem Verhalten widerspiegelt, erinnert teilweise an das von Katja und lässt bei Mark ebenfalls eine Borderline-Persönlichkeitsstörung vermuten. Auch die unkontrollierten Wutausbrüche, welche er immer wieder verspürt, scheinen darauf hinzuweisen. Hinter seinem bewussten Handeln könnte eine psychische Erkrankung liegen, die ihn im Sinne des Aktionssinnes zu solchen Handlungen veranlasst. Dennoch ist es vor allem das Image des „harten Hundes“, das bei mir verfährt. Auch er legt sich m. E. einen Schutzschild um, eine „Festung“, wie es Kevin nennt. So scheint er sich sicher und unnahbar zu fühlen. Achim und Mark zeigen m. E. sehr gut die Widersprüche zwischen den Repräsentationen der Räume, den unterschiedlichen Vorstellungen der Lebenswelt, wie sich die jungen erwachsenen Wohnungslosen in die Gesellschaft zu integrieren haben: Festmachen, Maßnahme, Wohnheim, eigene Wohnung, Ausbildung, Beruf etc. Allerdings wollen beide das schnelle Geld verdienen und so machen sich Widersprüche im Alltag bemerkbar. Nach LEFEBVRE können diese Widersprüche nicht unterdrückt, sondern lediglich verzögert werden. Letztlich zeigt sich bei Mark m. E. sehr viel deutlicher als bei Achim, dass sich die erfahrenen Räume durch komplexe Symbolismen präsentieren, „die an die heimliche und unterirdische Seite des sozialen Lebens gebunden sind“ (Schmid 2010: 222). Es umfasst das Alltagsleben, „das in den Räumen der Repräsentationen Gestalt annimmt, oder das ihnen vielmehr Gestalt verleiht“ (ebd.). Insgesamt zeigen sich aber bei allen vier Beispielen, dass die Räume der Repräsentationen aus Träumen, Bildern und Symbolen, Kindheitserinnerungen und Wünschen, Vorstellungen und Sehnsüchten gebildet werden; es sind „Darstellungsräume“, die ‚etwas‘ repräsentieren“ (ebd.: 223), in diesen Fällen etwas sehr Subjektives. Neben Katja, Kevin, Achim und Mark gäbe es noch weitere junge erwachsenen Wohnungslose, die ich hier hätte darstellen können. Vielfach ist es in meiner Wahrnehmung ein Schutzmantel oder ein Kokon, den sich die jungen erwachsenen Wohnungslosen überstreifen, damit sie sicher sind oder eben – wie Katja – Anerkennung von außen erfahren: der „einsame Wolf“, wie sich Kevin nennt, der irgendwie zu überleben gelernt hat, die „pädagogische Fachkraft“ oder „Betreuerin“, als die sich Katja darstellt, der „Geschäftsmann“ Achim, der ständig auf der Suche nach der Idee ist, die ihn reich macht, Mark, der sich über Gewalt definiert. All diese Überwürfe zeigen m. E. wie verletzlich die jungen erwachsenen Wohnungslosen eigentlich sind, wie wichtig eine Schale – oder wie Kevin es bezeichnet: eine Festung – ist. Häufig berichten meine Gesprächspartner*innen von Vertrauen und Enttäuschungen; in der Herkunftsfamilie, bei Freunden und Bekannten, in

der Wohnungslosenszene oder auch in Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe: „Zweckgemeinschaft“, „man muss aufpassen, wem man vertraut“, „Vertrauen muss man sich verdienen“ etc. Erfahrungen des Mobbings, des Abgeschoben Werdens, der Vernachlässigung, der emotionalen Kälte, des Vertrauensmissbrauchs und anderem machen m. E. einen Schutzschild erforderlich.

4.2.3.4. Gelingende Aneignung – auch im Gegensatz zu konventionellen Ansichten

Wie bereits beschrieben, versucht Soziale Arbeit häufig die Nutzenden in vorgefertigte Maßnahmen und Angebote zu *pressen*. Meiner Meinung nach liegt dies vor allem an den fehlenden kreativen Angeboten, aber auch an der starren Aufteilung der Rechtskreise mit ihren jeweiligen Unterstützungsangeboten. Auch beim Projekt Dock#30, das ich als kreatives und innovatives Angebot ansehe, fehlt es häufig an kreativen und innovativen Anschlüssen. So werden oftmals nur solche Beendigungen als erfolgreich angesehen, die in eine Anschlussmaßnahme münden. Geht ein*e Bewohner*in zurück auf die Straße, wird dies i. d. R. als Misserfolg gewertet. Dennoch zeigen die drei dargestellten Beispiele von Maria, Tobi und Jamie, dass es auch alternative Lebensformen gibt, die von unserer Mehrheitsgesellschaft aber häufig nicht als ausreichend angesehen werden. Während Maria in eine Gartenhütte zieht, scheinen sich Tobi und Jamie mit ihrem Leben auf der Straße arrangiert zu haben und wollen offensichtlich daran auch nichts ändern. Inwiefern diese Aussagen allerdings auch so zu werten sind oder ob es sich hierbei ebenfalls um Selbstinszenierungen handelt, kann ich nur schwer beantworten. So haben m. E. die meisten – möglicherweise alle – meiner Gesprächspartner*innen sich inszeniert und mich als Publikum genutzt.

Maria zieht am Tag nach unserem Gespräch in eine Gartenhütte ihrer Tante, da sie weder eine Anschlussmaßnahme finden konnte noch eine eigene Wohnung. Der Kontakt zu ihrer Familie ist ihr so wichtig, dass sie auch eine Therapie in Hamburg abbricht, um wieder näher an ihren Schwestern und ihrer Mutter zu sein. Marias Aktionshandeln ist ganz klar darauf ausgerichtet, den Kontakt zu ihrer Familie aufrechtzuerhalten. Diesem scheint sie alles unterzuordnen, sogar eine Therapie. Sie ist mit dem Umzug in die Gartenlaube nur bedingt glücklich und schaut auch ängstlich in die Zukunft. Dennoch berichtet sie mir, dass sich die meisten ihrer Probleme auflösen würden, hätte sie eine Wohnung. Insofern scheint die Gartenhütte eine Möglichkeit zur Auflösung ihrer Probleme zu bieten. Letztlich knüpft diese Unterkunft auch an Projekte wie „Housing first“ an, bei denen das Wohnen an oberster Stelle steht. Und doch sind auch Marias Vorstellungen *Räume der Repräsentationen*, die sich aus erfahrenen Räumen speisen, die sich durch komplexe Symbolismen präsentieren, „die an

die heimliche und unterirdische Seite des sozialen Lebens gebunden sind“ (Schmid 2010: 222). “Representations of space are certainly abstract, but they also play a part in social and political practice: established relations between objects and people in represented space are subordinate to a logic which will sooner or later break them up because of their lack of consistency. Representational spaces, on the other hand, need obey no rules of consistency or cohesiveness. Redolent with imaginary and symbolic elements, they have their source in history – in the history of a people as well as in the history of each individual belonging to that people. Ethnologists, anthropologists and psychoanalysts are students of such representational spaces, whether they are aware of it or not, but they nearly always forget to set them alongside those representations of space which coexist, concord or interfere with them; they even more frequently ignore social practice. By contrast, these experts have no difficulty discerning those aspects of representational spaces which interest them: childhood memories, dreams, or uterine images and symbols“ (Lefebvre 1991: 41). Es ist der Raum, wie er durch die Bewohner*innen erlebt, erlitten und beherrscht wird; Vorstellungen und Sehnsüchte bilden sich hier ab. Am deutlichsten wird dies m. E. in Aussagen wie denen von Maria, die einen Wunsch nach Eigenständigkeit und einem Leben ohne Zwänge und Einschränkungen ausdrücken, vor allem den Wunsch nach einer eigenen Wohnung und einer damit verbundenen Privatsphäre.

Tobi verfolgt anscheinend keine Ziele und verbringt seinen Tag in Routinen. Sein Alltag ist strukturiert durch das Ziehen der Tagessätze und seine Freizeitaktivitäten mit seinen Freunden. Abends besucht er seine Freundin und übernachtet bei dieser. Der subjektive Sinn hinter seinen Handlungen scheint es – im Sinne WEBEERs – zu sein, den Tag zu durchleben. Wie viele junge erwachsene Wohnungslose versucht er im öffentlichen Raum nicht aufzufallen. Tobi scheint sich mit seiner Wohnungslosigkeit arrangiert zu haben. Auch wenn er sich eine eigene Wohnung wünscht, so legt er wenig Eigeninitiative an den Tag, um diesem Ziel näher zu kommen – vielleicht auch, weil ihm klar ist, dass dies nur eine „Absteige“ wäre. Auch wenn er sich mit dem Tagessatz manchmal stark eingeschränkt fühlt und dadurch nur bedingt am sozio-kulturellen Leben teilnehmen kann, scheint er zufrieden zu sein mit seinem Leben. Das Übernachten bei seiner Freundin und deren Mutter ist m. E. ein zweckrationales Handeln, um nicht in der Einrichtung für Wohnungslose übernachten zu müssen. Dass Tobis Vater ebenfalls wohnungslos ist, ist ein Umstand, der mir bei einigen anderen – durchweg männlichen Gesprächspartnern – immer wieder begegnete. Tobi versucht in seinem bewussten Handeln, seinen Tag zu strukturieren und sein früheres und jetziges Leben zu vereinen. So trifft er sich regelmäßig mit Freunden von früher, besucht ebenso regelmäßig seine Mutter und seinen kleinen Bruder, zieht aber Tagessätze und hält sich zu diesem Zweck in Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe auf. Der Aktionssinn dahinter könnte m. E. das bereits

erwähnte zweckrationale Handeln sein: Er zieht seine Tagessätze, ist mit Freunden unterwegs, übernachtet bei seiner Freundin. So ist er auch den ganzen Tag unterwegs und fährt erst gegen 22:00 Uhr zurück zu seiner Freundin, die er dann morgens gegen 09:00 Uhr wieder verlässt, um seine Tagessätze abzuholen.

Bei Jamie klingt das alles noch sehr viel selbstbewusster; er macht Platte und hat auch gar keine Pläne. So sei alles relativ egal: Knast, eigene Wohnung, Straße. Auch Jamie inszeniert sich m. E. als „einsamer Wolf“, der alleine unterwegs ist und die anderen Wohnungslosen weitestgehend meidet. Einzelne Freundschaften begleiten ihn. Er lässt sich treiben zwischen den Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe, macht seine „eigenen Regeln“ und provoziert andere. Dennoch könnte man anhand seiner Darstellungen – sogar noch mehr als bei Tobi – unterstellen, dass er sich den Raum im Gegensatz zu konventionellen Ansichten der Mehrheitsgesellschaft gelingend aneignet. Anderen, einschließlich den Mitarbeitenden der Wohnungslosenhilfe, vertraut er nur wenig. Hier fühlt er sich ständig abgezockt und so nutzt er auch nur die Angebote, die kostenfrei sind oder in seiner Wahrnehmung angemessen. Für LEFEBVRE sind die Repräsentationen des Raumes von Ideologien durchdrungen und bereiten ihm ein gewisses Unbehagen: „Die Ideologie [...] verschleiert dem Bewußtsein und im Bewußtsein [...] die Widersprüche. Schlimmstenfalls verzögert sie deren Wirkungen; unterdrücken kann sie sie nicht“ (Lefebvre 1974: 81). In meiner Wahrnehmung beinhalten auch sozialpädagogische Konzepte Widersprüche und Ideologien, wobei es sich zunächst um räumliche Strategien handelt, die bestimmte Ideologien beinhalten. Räumliche Strategien beinhalten Vorstellungen und Interventionen, um einen bestimmten Raum anhand der tatsächlichen Gegebenheiten und Zukunftsvorstellungen abzuwandeln. Hierdurch werden nach LEFEBVRE Widersprüche verschleiert, Wirkungen verzögert, aber nicht unterdrückt. Bei Jamie sind die Widersprüche vor allem im Spannungsfeld zwischen den Repräsentationen des Raumes und den Räumen der Repräsentation zu suchen. Widersprüche entstehen, sind vorhanden in den unterschiedlichen Vorstellungen der Lebenswelt, in der (von mir unterstellten) Annahme des Hilfesystems, dass sich die jungen erwachsenen Wohnungslosen wieder in die Gesellschaft zu integrieren haben; gleichzeitig hat Jamie aber zum Teil andere Vorstellungen davon, wie er sozialen Raum aneignen möchte. Somit berücksichtigen Konzepte der Jugendhilfe bzw. der Wohnungslosenhilfe oder Eingliederungshilfe vor allem Strategien und Interventionen aus dem Blickwinkel der Planer*innen und nicht aus der Perspektive der jungen erwachsenen Wohnungslosen. Die Widersprüche machen sich dann im Alltag bemerkbar, wenn Regeln oder Grenzen nicht eingehalten werden (können), wenn es zu Sanktionen oder Konsequenzen kommt. Somit bestätigt sich m. E. LEFEBVREs Behauptung, dass die Widersprüche nicht unterdrückt werden können, sondern lediglich verzögert. Jamie antwortet auf diese Widersprüche mit seinen „eigenen Regeln“.

Maria, Tobi und Jamie leben ein Leben abseits der gesellschaftlichen Konventionen; während Maria noch den Wunsch hat, ihre abgebrochene Ausbildung wiederaufzunehmen und irgendwann dann doch wieder in eine eigene Wohnung zu ziehen, so sind bei Tobi – noch mehr bei Jamie – keine Absichten zu erkennen, ein geregeltes Leben im Sinne der Mehrheitsgesellschaft zu führen: Wohnung, Arbeit, Familie scheinen kaum Ziele zu sein. Dennoch sind es auch solche Lebensformen, die m. E. gesellschaftlich anzuerkennen sind. In den *Räumen der Repräsentation* nach LEFEBVRE drücken sich die Differenz und die Sehnsucht nach dem Anderen, nach dem Unverhofften und Neuen aus, nach den Heterotopien, nach den Utopien. SCHMID geht davon aus, „dass es sich nicht um beliebige individuelle, sondern um gesellschaftlich bestimmte Räume der Repräsentation handelt“ (Schmid 2010: 327 f.), wobei hier nicht individuelle Präferenzen, „sondern gesellschaftliche Konstellationen und Wertmaßstäbe [zu] identifizieren“ (ebd.: 328) seien. In einer Gesellschaft, in der eine Pluralisierung der Lebensstile möglich und das Erleben des Städtischen nicht als homogen zu fassen ist, ist die Bedeutung des Städtischen „durch Mehrdeutigkeiten, Brüche und Überlagerungen gekennzeichnet“ (ebd.). Ich interpretiere diesen Aspekt so, dass es bestimmten Gegenkulturen, Subkulturen und gesellschaftlichen Gegenbewegungen möglich ist, eigene Räume der Repräsentation zu schaffen, zu produzieren und so „die Sehnsucht nach dem Anderen, Unverhofften und Neuen“ (ebd.: 327) zu stillen. Die urbane Gesellschaft als differentieller Raum – als Utopie – entsteht aus dem abstrakten Raum heraus und bezeichnet einen homogen-zerbrochenen Raum, „der einerseits durch eine universale Rationalität homogenisiert, andererseits parzelliert und als Ware gehandelt wird. Die Utopie des differentiellen Raumes bezeichnet schließlich den Raum der urbanen Gesellschaft, ein Raum, der durch Differenzen bestimmt wird, die sich gegenseitig erkennen und anerkennen und auf diese Weise gesellschaftlich kreativ, fruchtbar werden“ (ebd.: 330). Gerade hier sind wir in meiner Wahrnehmung noch weit von Utopien entfernt; in der Praxis sind zu wenig Möglichkeiten für junge erwachsene Wohnungslose vorhanden, um ein Leben abseits der Mehrheitsgesellschaft zu führen. Im Vorgriff auf die Interaktionsmuster nach RÄTZ-HEINISCH sind es vor allem auch soziale Orte, die neu geschaffen werden müssten, an denen sich dann auch junge erwachsene Wohnungslose und Fachkräfte begegnen können – aber nicht müssen.

4.2.3.5. Aktionssinn als erweitertes „Fallverstehen“

Den *subjektiven Sinn* bzw. den *subjektiv gemeinten Sinn* nach WEBER, also den Sinn, „woraan der Akteur selbst mehr oder minder klar und bewusst orientiert ist“ (Ritsert 2009: 73), d. h. die „Bedürfnisse, Wünsche, Absichten, Pläne und Strategien (Maximen) bis hin zu den Zielen und Zwecken [...], denen der Handelnde mit Willen und Bewusstsein nachjagt“, habe ich versucht, in den einzelnen Beispielen darzustellen. Teilweise wurde er von den jungen erwachsenen Wohnungslosen klar formuliert, wie etwa von Mark, der klar benennt, dass er Schmerzen spüren muss, um seine seelischen Schmerzen zu kompensieren bzw. diesen einen Ausdruck zu verleihen. Darüber hinaus habe ich versucht, den Aktionssinn hinter den einzelnen Gesprächen, hinter dem bewussten Handeln herauszuarbeiten. Dies ist anhand der Fülle von Gesprächen, die ich geführt habe und die hier skizziert wurden, nur bedingt möglich. Dennoch ist der Aktionssinn als solcher für mich vor allem dahingehend interessant, als er einen gewissen Interpretationsspielraum zulässt; bietet er doch die Möglichkeit, Behauptungen aufzustellen, dass „die Aktion eines Handelnden [...] ‚in Wahrheit‘ einen ganz anderen Sinn [hätte,] als sich der Agent einbildet“ (ebd.).

In meiner Wahrnehmung stecken hinter den bewussten Handlungen, hinter dem Aktorsinn der jungen erwachsenen Wohnungslosen häufig ganz andere Sinnhaftigkeiten, die den Betroffenen möglicherweise selbst nicht bewusst sind. Dennoch scheint es gerade für den Hilfe- und Unterstützungsprozess von immenser Bedeutung zu sein, den jeweiligen Aktionssinn herauszuarbeiten. Mit Blick auf Ralphs Geschichte und Entwicklung hätte ein besseres Verständnis des Aktionssinns vielleicht zu einem anderen Ausgang geführt: Wenn hinter seinem Handeln eben nicht das Selbstverständnis liegt, alles alleine schaffen zu können, sondern die Angst davor, Schwäche gegenüber anderen zu zeigen, wäre es möglich gewesen, ihm mit anderen Mitteln Hilfe und Unterstützung zur Verfügung zu stellen. Insofern ist es aus meiner Sicht auch überaus wichtig, dass die pädagogischen Fachkräfte den Aktionssinn hinter dem Verhalten und den Handlungen der jungen erwachsenen Wohnungslosen herausarbeiten und erkennen. Dieses Vorgehen würde m. E. noch über das Fallverstehen von BAUMANN hinausgehen, bezieht dieser sich doch vor allem auf den „subjektiven Sinnzusammenhang“. Insofern handelt es sich bei der Ausarbeitung des Aktionssinns nicht nur um einen theoretischen Sinnzusammenhang, sondern um ein praktisch anwendbares Instrument in der Arbeit mit jungen erwachsenen Wohnungslosen.

4.3. Reichweite und Interpretation der Ergebnisse

Da es sich bei der vorliegenden Arbeit um ein qualitatives Forschungsdesign handelt, ist die Reichweite der Ergebnisse m. E. stark eingeschränkt. Aufgrund der offenen Gesprächsführung in Anlehnung an das „ero-epische Gespräch“ nach GIRTLER gab es auch keinen Leitfaden oder vorformulierte Fragen, die den Gesprächspartner*innen gestellt wurden. Und doch hat sich bei den zwanzig Falldarstellungen gezeigt, dass es wiederkehrende Themen gibt, welche von den jungen erwachsenen Wohnungslosen angesprochen werden, dass es Schwerpunkte gibt, die für ihre jeweilige Lebenswelt relevant sind.

Eine Verhinderung von Aneignung und damit verbundene Erfahrungen brachten die meisten der jungen erwachsenen Wohnungslosen ein. Da die Mehrzahl der jungen Menschen bereits Erfahrungen mit dem Hilfesystem machte und dadurch verschiedene Einrichtungen und Angebote kennenlernte, finden sich in den Gesprächen immer wieder Berichte über „Raumwarter*innen“, über Fachkräfte, die Aneignung verhindern, von Machtgefällen in der Sozialen Arbeit, aber auch von Machtgerangel. Für viele der jungen erwachsenen Wohnungslosen geht dies einher mit subjektiv empfundenen Gefühlen von Abwertung, mangelnder Wertschätzung und Ablehnung. Paternalismus und Aussagen wie „ich weiß besser, was gut für dich ist“ sind offensichtlich nach wie vor verbreitet.

Auch die damit zusammenhängenden Kolonialisierungen der Lebenswelten durch das System, durch die jeweiligen Rechtskreise sind m. E. Erfahrungen, die junge erwachsene Wohnungslose zwangsläufig machen. Das System greift mannigfaltig in die jeweiligen Lebenswelten ein – HABERMAS spricht von der Kolonialisierung der Lebenswelten; dies zeigt sich in den immer wiederkehrenden Erfahrungen, wenn beispielsweise die Jobcenter bestimmte Leistungen verweigern, Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe aufgrund gesetzlicher Vorgaben klare und strenge Regeln setzen und so – wie bei Marion und Madeleine – aus Sicht der Betroffenen massiv eingreifen, um gesetzliche Regelungen umzusetzen.

Auch die Repräsentationen und Selbstinszenierungen sind Schwerpunkte, die in Gesprächen mit jungen erwachsenen Wohnungslosen immer wieder thematisiert werden; sei es aufgrund bestimmter Krankheitsbilder, wie etwa bei Katja, oder aufgrund der Abgrenzung bzw. des Schutzes. Diese Bilder der Inszenierung sind durchaus sehr unterschiedlich, doch immer wird die*der Zuhörer*in als Publikum genutzt im Sinne des HABERMAS'schen Dramaturgischen Handelns. Der „harte Hund“, der „einsame Wolf“, „das Gangmitglied“, „der Checker“, „die Helferin“ – es ließe sich weiterführen, denn auch bei meinen übrigen Gesprächspartner*innen könnten solche Selbstinszenierungen und Bilder ausgearbeitet werden.

Doch auch Berichte gelingender Aneignung jenseits der Mehrheitsgesellschaft dürfte es m. E. seitens junger erwachsener Wohnungsloser geben. So wie Jamie begegneten mir in meiner fast zwanzigjährigen Tätigkeit als Sozialarbeiter immer wieder Menschen, die mit ihrer Situation zufrieden sind bzw. sich mit dieser arrangiert haben. Inwiefern es sich allerdings bei diesen Berichten und Aussagen um Selbstdarstellungen oder tatsächlich um gelingende Aneignung handelt, kann ich nicht beurteilen.

Die Nutzungsformen des Projektes Dock#30 als Möglichkeitsraum vs. Melde- bzw. Postadresse sind m. E. Spezifika, die auf das Projekt zugeschnitten sind. Dennoch kann man vielleicht auch hier Parallelen zu anderen Einrichtungen der Eingliederungshilfe oder Wohnungslosenhilfe ziehen; auch hier begegneten mir Menschen, wie etwa Tobi, die diese Einrichtungen nur als Meldeadresse nutzen und einzelne Angebote wahrnehmen, sich ansonsten jedoch von den sozialpädagogischen Fachkräften fernhalten.

Neben diesen Schwerpunkten möchte im Kapitel 5 noch einmal an vorhandene Muster bzw. Kategorien nach RÄTZ-HEINISCH und BAUMANN anknüpfen. Auch hier begegneten mir junge erwachsene Wohnungslose, die sich diesen Mustern zuordnen lassen. Während RÄTZ-HEINISCH erwachsene Menschen im Fokus hat, sind es bei BAUMANN ausschließlich Kinder, was bei Letzterem eine gewisse Transferleistung benötigt.

5. Kategorien der Nutzenden in Anlehnung an vorhandene Muster

5.1. Interaktionsmuster nach RÄTZ-HEINISCH

RÄTZ-HEINISCH knüpft m. E. an WINKLER an und geht davon aus, dass ein Hilfeprozess mit „unerreichbaren“ Jugendlichen (Rätz-Heinisch 2009: 135) nur dann erfolgreich sein kann, wenn zwei wesentliche Bedingungen erfüllt sind:

1. „ein[] verlässliche[r] Kontakt über einen längeren Zeitraum zu einer Person oder einem Betreuungsteam, der auch in Krisensituationen, bei Eskalationen und Auseinandersetzungen zur Verfügung steht“ (ebd.: 139); wichtig ist der Zusatz, dass dieser verlässliche Kontakt auch bei einem Wechsel der Hilfeformen bestehen bleibt, denn hier wird – auch wenn spätestens nach HINTE, LITGES und SPRINGER (1999) der sozialräumliche Ansatz in der Kinder- und Jugendhilfe Einlass gefunden haben sollte – m. E. nach wie vor in Bereichen gedacht und gearbeitet, so dass mit einem Maßnahmewechsel i. d. R. auch ein Betreuerwechsel einhergeht.

2. „ein[.] soziale[r] Ort, welcher zwar nicht ‚perfekte‘ Sozialisationsbedingungen ermöglicht, jedoch in Anlehnung an Winnicott (2004) ein ‚genügend gutes Milieu‘ für Entwicklungsprozesse darstellt“ (Rätz-Heinisch 2009: 139), jedoch „ein Nebeneinander von gefährdenden Einflüssen, aber auch stabilisierenden und stärkenden Faktoren“ (ebd.) anbieten müsse. So muss auch destruktives und (selbst)gefährdendes Verhalten von den sozialpädagogischen Fachkräften ausgehalten und akzeptiert werden, so dass diese parallel dazu gefordert seien, „alternative Handlungsoptionen aufzuzeigen, auf welche die Jugendlichen selbständig und aktiv – im Sinne von Jean Piaget (1974) – zugreifen können.“ (ebd.)

Vor allem der zweite Aspekt, das Aushalten von gefährdendem Verhalten, das Nebeneinander dieses Verhaltens und stabilisierender Faktoren beinhaltet Aspekte von MAKARENKO und MANNONs Ideen. Diesen Gestaltungsprozess nennt RÄTZ-HEINISCH das „dialogische Passungsverhältnis“, welcher ein durchaus komplexer und widersprüchlicher (ebd.: 138) ist, denn, so RÄTZ-HEINISCH weiter, soll er gelingen, dann müssen die Jugendlichen neue Handlungen erlernen, „die ihnen auf der Basis ihrer inneren biographischen Handlungsstrukturen möglich sind“ (ebd.). Dies deckt sich m. E. mit dem, was WINKLER als die Möglichkeit formuliert, das Subjekt in die Lage zu versetzen, sich den Ort anzueignen. Das Erlernen neuer Handlungen in der Gegenwart basiert auf Erfahrungen in der Vergangenheit, was jedoch bedeutet, dass diese bereits erlernten Erfahrungen und Verhaltensmuster nicht ohne weiteres aufgegeben werden können, da sie Teil der jeweiligen Persönlichkeit sind. RÄTZ-HEINISCHs Ansatz deckt sich mit WINKLERs Annahmen, denen zufolge die Subjektivität anerkannt werden müsse, auch wenn sie noch so negativ von Fachkräften und Gesellschaft beurteilt werden sollte. Was folgt, ist ein „dialogisches und experimentelles aufeinander bezogenes Handeln der Beteiligten“ (ebd.) – mit einem ergebnisoffenen Ende. RÄTZ-HEINISCH hat im Zusammenhang mit einer Studie drei unterschiedliche Interaktionsmuster herausgearbeitet, die als gelingende Settings fungieren können:

1. das tastend experimentelle Interaktionsmuster,
2. das experimentell begleitende Interaktionsmuster und
3. das hypothetisch offene Interaktionsmuster.

Ich möchte versuchen, zu jedem der drei Interaktionsmuster ein Beispiel zu bringen. In den Gesprächen, die ich mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen führte, sind eben auch immer wieder Aspekte der von RÄTZ-HEINISCH angedachten Interaktionsmuster aufgetaucht, so dass man einzelne Interviewpartner*innen zuordnen kann.

„Und hier sind die wirklich auf, aktiv auf mich zugegangen und, äh, dann haben wir irgendwas am Tag unternommen, dass das, ja, dass ich aus dieser Krise rauskomm.“

– Alex

„[E]ine verlässliche Beziehung zu einer Bezugsbetreuerin bzw. Sozialarbeiterin“ (ebd.: 140) ist beim *tastend experimentellen Interaktionsmuster* die Grundlage, über welche die Hilfe vermittelt wird. Voraussetzung der Beziehung ist eine hermeneutische Kompetenz der Sozialarbeiter*innen, um auch subtile Signale der Jugendlichen zu erkennen und zu deuten, um so das eigene Handeln danach auszurichten. Passgenaue Angebote, „die für die weitere Entwicklung der Jugendlichen hilfreich sein könnten“ (ebd.), werden von den Sozialarbeiter*innen entwickelt und zur Verfügung gestellt. „[D]ie Jugendliche wählt diejenigen Angebote aus, welche sie für sich subjektiv als förderlich empfindet. Diese dialogische Gestaltung des Hilfeprozesses erfolgt tastend und experimentell. Das Ergebnis ist ungewiss“ (ebd.). Die Ebene der Beziehung zwischen Sozialarbeiter*in und Adressat*in ist verbindlich und verlässlich, der „pädagogische Ort [...] stellt den Kontext für das Handeln der Subjekte zur Verfügung“ (ebd.: 141). Der Ort erfüllt die Aufgaben eines normativen Rahmens mit einem festen Setting, welches mit klaren Regeln arbeitet, die für alle gelten, wobei die „Rahmung der Institution [...] ganz allgemein von der Jugendlichen als wohltuend und fördernd wahrgenommen“ (ebd.) wird. Die zur Verfügung stehenden Ressourcen können individuell genutzt werden, was dazu führt: Das „Ergebnis der Entwicklung der Jugendlichen ist in diesem Setting offen“ (ebd.).

Alex lebt mit seinen jüngeren Geschwistern bei der Mutter; seine Eltern scheinen getrennt zu sein, zumindest berichtet er, dass sein Vater „nie zu hundert Prozent“ für ihn und die Familie da gewesen sei. Zum Zeitpunkt des Gesprächs hat Alex Mutter eine schwere Krebserkrankung. Er weiß nicht, ob sie überlebt oder daran sterben wird. War das Verhältnis zum Vater offensichtlich noch nie sehr eng, so hat dann aber dessen Aussage, dass er keine Verantwortung für Alex Geschwister übernehmen werde, dazu geführt, dass das Verhältnis der beiden endgültig „zerrüttet“ ist:

„Ja, aber mein Vater war noch nie zu hundert Prozent für uns da, also selbst, als meine Mutter kurz vorm Sterben war, ähm, hat mein Vater gesagt, dass er nicht Verantwortung für meine kleinen Geschwister übernimmt und von dem Punkt an war mir dann klar, dass ich ihn nicht mehr wirklich brauche. Also ich bin sporadisch mal mit ihm im Austauschkontakt so, aber sonst, jetzt an Weihnachten war ich mal bei ihm, aber, ja, es ist halt so ein, ja, zerrüttetes Verhältnis.“ (Alex)

Auch das Verhältnis zu seiner Mutter war nicht immer einfach, sondern eher angespannt. Dies hat sich aber durch den Aufenthalt im Dock#30 verbessert:

„...ja, verbessert sogar. Also anfangs war zwischen mir und meiner Mutter relativ, ähm, auf Distanz gehalten und, äh, seitdem ich hier bin, ähm, besteht jetzt so ein gewisser Abstand zwischen uns beiden und, ähm, das hat, äh, unserer, ja, Mutter-Sohn-Beziehung schon weitergeholfen und jetzt treffen wir uns eigentlich wöchentlich, äh, gehen was oder bestellen eher was. Ja, halt solche Sachen.“ (Alex)

Alex besucht zunächst die Schule und macht seinen Realschulabschluss. Im Anschluss beginnt er eine Berufsausbildung zum Koch. Nach einem Jahr wechselt er zum Restaurantfachmann. Aber auch diese Ausbildung bricht er ab, da er „jeden Tag angeschrien“ wird und ihm das „dann irgendwann zu viel“ wird. Er kümmert sich viel um seine jüngeren Geschwister und übernimmt viel Verantwortung zuhause. Auch außerhalb der Familie unterstützt er immer wieder Freunde und Bekannte. Er orientiert sich häufig an anderen und versucht deren Erwartungen zu erfüllen:

„...dass ich mich so verstelle, wie andere es gerne hätten und nun ich mich, ja, dann anpasse, dementsprechend.“ (Alex)

Dennoch merkt er, dass, wenn es ihm „mal schlecht ging“, die anderen nicht für ihn da sind. Er kauft viele Konsumgüter, um sich zu „belohnen“, bestellt auf Rechnung und bezahlt die Ware nicht. Es entstehen Schulden, die er nicht zahlen kann. Daher hat er zwischenzeitlich auch eine gesetzliche Betreuung, die sich um seine finanziellen Angelegenheiten kümmert, da er häufig „komplett überfordert war“ von den Briefen und Forderungen der Gläubiger. Vor dem Einzug in das Projekt Dock#30 beginnt er eine Psychotherapie, zwei Monate verbringt Alex in der Psychiatrie. Dort wird eine schwere Depression diagnostiziert.

„...im letzten Jahr, im August, habe ich mit meiner Psychotherapie gestartet. Dann war ich in der Vitos und bin direkt nach der Vitos hierhergekommen ins Dock und ähm, dann hab ich erstmal, ähm, Psychotherapie ausgesetzt. Aber das hatten, hatten wir dann nach kurzer Zeit wieder angefangen.“ (Alex)

Für ihn ist vor allem die Beziehung zu den Fachkräften wichtig und förderlich, wie er beschreibt; so sind es auch die Fachkräfte, die das „ganze anleiern“. Sie helfen ihm aber auch vor allem in Krisen:

„Ja, auf jeden, ist, also es, hat immer ein offenes Ohr für mich gehabt und auch wenn sie mal nicht hier war, konnte ich sie trotzdem anrufen, wenn irgendwas ist, also sie war immer für mich da. [...] Ja, also, ich muss ehrlich sagen, ich fand es wirklich richtig gut. Zum Beispiel, ich hab ein paar Krisen hier gehabt und, ähm, ich kenne das normal so in der Vitos, ähm, ja, da wird man dann einfach in Ruhe gelassen und zu Hause war es auch

nie wirklich andersher, so. Und hier sind die wirklich auf, aktiv auf mich zugegangen und, äh, dann haben wir irgendwas am Tag unternommen, dass das, ja, dass ich aus dieser Krise rauskomme. [...] Also es war eher so unterschiedlich, die, je nachdem, welcher Betreuer halt da war, sind wir halt einkaufen gegangen, haben gekocht und so, solche Sachen, die mir halt Spaß gemacht haben und dann war die Krise auch relativ schnell wieder bewältigt.“ (Alex)

Gleichzeitig stellt der pädagogische Ort die Rahmung her für die Beziehungen. Alex nutzt die Gemeinschaftsräume, häufig die Küche. Er kocht und backt dort und hält sich überwiegend im Haus auf:

„Mhm, also, aktuell die letzten 3 Wochen würde ich schon sagen so eher außerhalb, aber davor war ich eigentlich, da kann man schon sagen, 23 7 Tage die Woche hier. [...] Also für mich ist das schon zu Hause.“ (Alex)

Es sind aber vor allem die Beziehungen zu den Fachkräften, die ihn unterstützen – die „hermeneutische Kompetenz“ der Fachkräfte, die auch subtile Signale erkennen und zu deuten in der Lage sind und so auch kleinere Krisen oder Unsicherheiten identifizieren sowie das Handeln und entsprechende Angebote daran auszurichten.

„Und wenn Du aber davor einfach nur Bescheid gibst, zum Beispiel, ich bin einfach nur mal diese Zeit weg und dann sagen die, ja, okay, das ist nicht schlimm und dann kannst Du auch gehen, egal wie lange...“ – Damian

Beim *experimentell begleitenden Interaktionsmuster* steht vor allem der *pädagogische Ort* der Einrichtung mit seinen vielfältigen Ressourcen im Mittelpunkt des Ansatzes; der*die Jugendliche ist kaum auf konkrete Personen und die Beziehungsebene fixiert. Er*Sie nutzt die Ressourcen des Ortes und nimmt sich das, was er*sie für die eigene Entwicklung benötigt. Hierzu bedarf es einer gewissen *Experimentierfreude* (Rätz-Heinisch 2009: 141), welche die Sozialarbeiter*innen mitbringen müssen. Sie sollten sich auch eher als Begleiter*innen in einem Entwicklungsprozess verstehen, „den die Jugendliche selbsttätig und allein aktiv beschreitet. Sie bleiben jedoch auch in schwierigen Situationen und bei Krisen verlässlich an der Seite der Jugendlichen“ (ebd.: 141 f.). Auch bei diesem Interaktionsmuster braucht der Ort ein festes Regelwerk und eine eindeutige Rahmung, die für alle Jugendlichen gleichermaßen gilt und den „Jugendlichen Orientierung und Halt“ (ebd.: 142) gibt. Die bisherige Lebenswelt der Jugendlichen wird akzeptiert – auch an „sozialen Orten außerhalb des Jugendhilfeprojektes“ (ebd.), auch „zu gefährdenden Orten“ (ebd.). Daneben werden Alternativen geschaffen und zur Verfügung gestellt, die der*die Jugendliche annehmen kann – aber nicht

muss. Auch bei diesem Interaktionsmuster ist der Ausgang hypothetisch offen und „unterstützt die Selbstentwicklung der Jugendlichen vor allem durch das räumliche Angebot mit all seinen Ressourcen“ (ebd.). Hier würde ich Damian verorten, der den pädagogischen Ort nach seinen individuellen Bedürfnissen nutzt; so ist er auch nicht auf eine bestimmte Bezugsperson fixiert, sondern er ist „mit allen gut“. Das feste Regelwerk des Projektes Dock#30 ist wichtig für Damian und gibt ihm Orientierung und Halt:

„...jeder hat sich an die normalen Regeln zu halten, wie wenn man auf Klo geht, dass man sauber rauskommt und oder wenn man was gegessen hat, dass man das wegräumt oder, ja, das sind so die Hauptregeln, man darf halt so lange raus, wie man möchte, nur man sollte sich nach ein paar Tagen melden, d. h. wenn Du jetzt eine Woche irgendwo weg bist, dann sagst Du einfach bevor Du gehst, guck mal ich geh dort und dort hin und dann ist auch in Ordnung, wenn de weggehst, aber wenn man dann den ganzen Monat weg ist und sich nicht gemeldet hat, dann ist ja schon komisch, wenn dann, wenn die dann sagen, das passt halt nicht mehr, wenn Du gar nicht da bist und dich nicht, gar nicht meldest und so. Und wenn Du aber davor einfach nur Bescheid gibst, zum Beispiel, ich bin einfach nur mal diese Zeit weg und dann sagen die, ja, okay, das ist nicht schlimm und dann kannst Du auch gehen, egal wie lange Du willst aber sonst gibt es eigentlich keine harten Regeln, die man hier befolgen muss, man darf halt so gut machen, wie man möchte und ja...“ (Damian)

Er vergleicht die Hausordnung und die Aufgaben, welche von den Bewohner*innen übernommen werden, mit denen von zuhause:

„...wie daheim. Irgendwann musst Du das ja auch selber machen und dass man das hier so lernt ist ja auch gar nicht so schlimm eigentlich, weil da merkt man, dass man auch irgendwann alleine leben will und das dann trotzdem machen muss ist das ja gar nicht so schlimm, eigentlich.“ (Damian)

Damian lebt zunächst mit seinem Bruder bei seiner Mutter. Seine Eltern trennen sich, als er gerade in die Grundschule kommt. Sein Vater zieht nach Nordrhein-Westfalen und gründet eine neue Familie. Der Kontakt zum Vater ist anfangs noch recht gut. Der Vater holt die beiden Brüder „jede Ferien“ ab und sie verbringen gemeinsam die Ferien dort:

„Er hat uns dann damals, als wir Grundschule waren oder weiterführende Schule waren, jede Ferien abgeholt, dann sind wir nach Krefeld gefahren zu sich nach Hause und irgendwann hat er mich auch besucht, aber zurzeit klappt das nicht so gut, weil weiß ich nicht wieso...“ (Damian)

Für ihn ist das Aufwachsen ohne Vater „schon krass“ und „schwer“, da ihm so das „Vorbild Mann“ gefehlt habe. Er sucht sich andere Vorbilder: Fußballer, Stars, Musiker, Rapper. Vor allem der Rapper *Kollegah* hat es ihm angetan. In der weiterführenden Schule versuchen er und seine Freunde *Kollegah* nachzuahmen. Zu dieser Zeit beginnt er Stimmen zu hören, die ihn beleidigen:

„...also ich höre, äh, der mittlere, also in der weiterführenden Schule, in der siebten Klasse hat das schon angefangen, immer Beleidigungen gehört, immer jemanden beleidigen gehört, irgendwann sind die Stimmen weggegangen, irgendwann wieder gekommen und das ist dann immer so ein hin und her mit den Stimmen.“ (Damian)

Er und seine Freunde beginnen zu kiffen, „machen einen auf Gang“ und bauen „viel Scheiße“, über die er nicht reden möchte:

„Natürlich hat man, also ich war noch sehr jung, also es war eher in der Schulzeit, wo ich dann so in der siebten, achten, neunte Klasse gegangen bin, sechste, da war schon Kollegah so ein richtiges Ding. Aber man hat halt versucht so eher, durch das Kiffen und so, da habe ich die Kollegahzeit nicht mehr so mitgemacht, aber da waren dann schon andere Leute da, wie 117 Straßenbahn und so, da hat man versucht, die nachzuahmen ein bisschen. Ich war auch auf nem Konzert von denen, hab die live gesehen. [...] wir waren, also meine Freunde, wir waren alle fast gleich drauf irgendwie. Jeder hat gleich gedacht, glaube ich. Ein Kopf. [...] viel Scheiße gebaut, ja. Aber darüber will ich nicht reden, aber ich hab viel Scheiße gebaut, ja.“ (Damian)

Das Kiffen hilft ihm gegen die Stimmen. Wenn er Gras oder Haschisch konsumiert, bleiben die Stimmen aus:

„Da habe ich nie Stimmen gehört. Da wo ich angefangen habe zu kiffen, bis ich aufgehört habe. Also Kiffen war für mich schon so eine Sache von es hat Spaß gemacht, also es war eine schöne Zeit schon, also man hat jeden Tag im Kopf, wann höre ich auf damit, wann höre ich auf damit, aber, das war schon eine heftige Zeit.“ (Damian)

Es bleibt aber nicht beim Kiffen; er konsumiert andere Drogen, vor allem Spice:

„Ich bin von einer Droge auf die nächste Droge gekommen und bin da alleine sehr schwer rausgekommen. Ich war 15 als ich angefangen habe zu kiffen und mit sechzehneinhalb habe ich aufgehört. [...] Cannabis, Spice und Peace. Haschisch [...] aber Spice ist ja schon sehr heftig, da rauchst Du zehn Joints von Cannabis und dann ziehst Du einmal Spice ist einmal Spice noch heftiger.“ (Damian)

Damian entwickelt eine Cannabis-Psychose; daraufhin hört er auf mit den Drogen. Er zieht sich von seinen Freunden zurück, geht nicht mehr so oft raus, lernt auch keine neuen Leute kennen und wird „irgendwann so ein Außenseiter“. Gleichzeitig merkt er, dass ihm die Abstinenz guttut und ihn „glücklicher macht“. Dennoch fängt ab diesem Zeitpunkt eine „Odyssee“ an; er hört wieder Stimmen, eine Schizophrenie wird diagnostiziert:

„Irgendwann habe ich eine Cannabis-Psychose gehabt und dann bin ich in der Psychiatrie gewesen und dort bin ich dann nach ein paar Monaten rausgekommen und dann wieder eingewiesen worden, paar Monate später, wo ich dann noch mal rausgekommen bin, das war dann immer so ein Hin und her, weil es zuhause nicht geklappt hat, ich hatte eine Cannabis-Psychose und eine Schizophrenie und dann hat man die ganze Zeit Stimmen gehört oder sonst was und ne Psychose gehabt, ja. Und es wurde auch viel eingeredet, glaube ich, weil ich, ich habe so gemerkt, dass das durch das Einreden gekommen ist. Weil da hat man halt immer Medikamente bekommen und danach haben die dann irgendwie gesagt, Cannabis-Psychose und dann haben die gesagt, Schizophrenie, ohne dass man da irgendwas hatte davor. Und dann da Medikamente gegeben und eingeredet, ich weiß nicht, ob das so passiert ist, aber irgendwann hatte ich die Cannabis-Psychose und die Schizophrenie und jetzt nehme ich ne Medikation und kann deswegen auch nicht rauchen oder kiffen, da ich da ziemlich abkackern würde.“ (Damian)

Er flüchtet sich in die Religion, liest den Koran und geht in die Moschee. Er bezeichnet sich in dieser Zeit als „sehr gläubig“. Aber die Krankheit hat ihm „hier viel mitgespielt“, so dass er sich wieder von der Religion abwendet. Seine Mutter macht ihm Druck, dass er nicht wieder mit dem Kiffen anfangen solle. Hat sie seinen bisherigen Konsum toleriert, so gibt es immer häufiger Konflikte, die auch in tätlichen Auseinandersetzungen eskalieren. Schließlich prügelt er sich mit seiner Mutter. Als die Polizei kommt, läuft er weg. Als er gefunden wird, ergeht eine einstweilige Verfügung, dass er die Wohnung nicht mehr betreten darf. Er wird als Obdachloser in einer Unterkunft untergebracht und von dort in das Projekt Dock#30 vermittelt. Hierdurch habe sich das Verhältnis zur Mutter wieder normalisiert und man treffe sich auch regelmäßig, die Sache habe ihm „leidgetan im Nachhinein“. Er verbringt seine Freizeit viel außerhalb des Projektes und trifft sich auch an Plätzen, wo „halt die meisten Leute da halt am Kiffen oder am Alkohol trinken“ sind. Dies wird von den Fachkräften akzeptiert. Damian hat häufig Krisen und akute Psychosen, die von den Fachkräften aufgefangen oder zumindest ausgehalten werden. Alternative Angebote werden ihm zur Verfügung gestellt, die er annehmen kann, aber nicht muss.

„Ich muss wieder lernen, mit Menschen zu leben...“ – Mischa

Beim *hypothetisch offenen Interaktionsmuster* wird ein „sozialer Ort als ein pädagogischer Ort neu geschaffen, an dem sich die Subjekte Jugendliche und Sozialarbeiter konstruktiv begegnen können“ (Rätz-Heinisch 2009: 142). M. E. bedarf es hier der größten Anstrengung seitens der Sozialpädagogik, da dieses Interaktionsmuster einen individuellen Zuschnitt der Institution bzw. des Rahmens benötigt: „die Institution verändert ihre eigene Struktur im Blick auf die individuellen Bedürfnisse der Jugendlichen und schafft somit einen flexiblen pädagogischen Ort“ (ebd.). Der Subjektebene kommt hier ein größerer Stellenwert zu, indem Sozialarbeiter*innen konkrete Rollen einnehmen und weniger nach eigenem Ermessen handeln – wobei die Beziehungen auch hier verlässlich sein müssen: „Die Jugendliche findet demnach nicht nur in der Rahmung des pädagogischen Ortes Sicherheit, sondern auch in der Interaktion mit den Sozialarbeiterinnen“ (ebd.: 143). Dies könnte eine eigene Wohnung sein mit Anbindung an sozialpädagogische Unterstützung – m. E. aber nicht in den klassischen Strukturen wie bei Angeboten nach § 41 SGB VIII oder nach §§ 53 und 67 SGB XII, sondern eher im Sinne des Ansatzes *housing first*. Dieser ist nach meiner Einschätzung sehr viel mehr auf die Bedürfnisse der Nutzer*innen ausgerichtet und weniger an den Bedarfen, die seitens des Hilfesystems gesehen werden. Die Beziehungsarbeit steht im Vordergrund, und zwar so, wie der*die Jugendliche diese zulässt. Auch bei diesem Interaktionsmuster bedarf es einer hermeneutischen Kompetenz seitens Sozialarbeiter*innen, um „sprachliche und parasprachliche Äußerungen der Jugendlichen“ (ebd.) deuten und verstehen zu können und dementsprechend Angebote (vor allem Bildungs- und Lernangebote) mit dem Ziel der „minimale[n] kognitive[n] Weiterentwicklung“ (ebd.) zu machen. Diese Angebote kann der*die Jugendliche annehmen oder ablehnen. Bei dieser Form des Settings sollte es sich nach RÄTZ-HEINISCH um zeitlich begrenzte Angebote handeln, um die „Erweiterung des sozioökologischen Kontextes der Jugendlichen auf soziale Räume außerhalb der Einrichtung“ (ebd.) zu ermöglichen. Mischa erlebe ich bei einer Fallsteuerungskonferenz. Er ist bei dem Treffen sehr angespannt und man spürt einen inneren Druck, den er aufgebaut hat. Er berichtet von seiner Vergangenheit, dass ihn seine Mutter „abgegeben“ habe, als er elf Jahre alt gewesen sei. Mischa besucht mehrere Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe. Aus den meisten wird er hinausgeworfen. Es kommt immer wieder zu Konflikten und Eskalationen. Gewalt, Drohungen und Ärger führen dazu, dass er häufig nach kurzer Zeit wieder gehen muss. So hat er auch keine „Heimat“, sondern besucht verschiedene Stationen in Deutschland, aber auch im Ausland. Als er dann eine junge Frau in der Rhein-Neckar-Region kennenlernt, zieht er – da ist er schon volljährig – zu ihr. Hier findet er eine „Heimat“. Als die Beziehung in die Brüche geht, bleibt er in der Region und lebt auf der Straße. Mischa zieht sich immer mehr zurück. Er lebt im Zelt in der Nähe einer Einrichtung für Wohnungslose. Er kann dort „fest-

machen“ und bekommt so seinen Regelsatz monatlich als Festbetrag ausgezahlt. Seinen Mitmenschen geht er aus dem Weg und lebt für sich in einem Zelt. Aufgrund der vielen Enttäuschungen, die er in seiner Kindheit und Jugend gemacht hat, scheint er sich nicht auf Menschen einlassen zu können. Hier würde ich den Aktorsinn sehen. Mischa tut sich mit der Gesellschaft schwer; er schimpft auf das System und die damit verbundenen Einschränkungen. Arbeiten will er nicht gehen, da er es nicht „einsehen“ will, Steuern zu zahlen. Einen Schulabschluss hat er nicht. Als sein vorrangigstes Ziel formuliert er, dass er wieder lernen muss, mit anderen Menschen zusammenzuleben. Das Zusammenleben mit elf anderen Persönlichkeiten im Projekt Dock#30 scheint eine große Herausforderung für ihn zu sein; so berichtet er davon, dass es häufig Auseinandersetzungen und Konflikte im Haus gebe. Da er noch eine Bewährungsstrafe wegen schwerer Körperverletzung hat, gehe er Konflikten aber aus dem Weg. Die anwesende Fachkraft berichtet davon, dass er häufig die Nähe der Fachkräfte suche, sich dann aber immer wieder zurückziehe und den Kontakt abbreche. Mischa ist m. E. ein Beispiel dafür, dass „die Institution [...] ihre eigene Struktur im Blick auf die individuellen Bedürfnisse der Jugendlichen [verändert] und schafft somit einen flexiblen pädagogischen Ort“ (ebd.: 142). Für Mischa braucht es einen flexiblen pädagogischen Ort, der sich seinen Bedürfnissen anpasst. Da er nie lernte, Vertrauen aufzubauen und auch tragfähige Beziehungen nie kennengelernt hat, ist es umso wichtiger, dass er selbst bestimmen kann, wieviel Nähe er zulässt und wann er sich zurückzieht.

5.2. Kategorien nach MENNO BAUMANN

Im theoretischen Teil der Arbeit wies ich bereits auf BAUMANN und seine Arbeit mit sog. Systemsprenger*innen hin. BAUMANN unterscheidet die Kinder und Jugendlichen nach verschiedenen Kategorien und bietet auch – ähnlich wie RÄTZ-HEINISCH – Ansätze, wie Fachkräfte den Kindern und Jugendlichen adäquat begegnen können. BAUMANN spricht hierbei von „hilfreichen Haltungen“ (Baumann 2019). Ich möchte an dieser Stelle – wie bereits beim vorherigen Kapitel – den Kategorien nach BAUMANN junge erwachsene Wohnungslose zuordnen, da sich auch seine Kategorisierungen zum Teil in den Persönlichkeiten der Gesprächspartner*innen fanden. Bereits im Theorieteil dieser Arbeit schrieb ich ausführlich über die Begrifflichkeiten und Etiketten, die den sog. Systemsprenger*innen seitens der Gesellschaft oder der Fachwelt zugewiesen werden. BAUMANN selbst spricht von Hoch-Risiko-Klientel. Auch wenn sich BAUMANNs Beobachtungen und Einteilungen auf Kinder und Jugendliche beziehen, kann man diese m. E. zum Teil auch auf junge Erwachsene übertragen; vor allem die beiden Kategorien A und C finden sich in der Arbeit mit jungen erwachsenen Wohnungslosen wieder bzw. können diesen m. E. zugeordnet werden.

„...ich konnt seine Mimik absolut nicht lesen und ich hatte immer das Gefühl, dass er mich nicht mag.“ – Leon

Kinder und Jugendliche, die ihre Unsicherheiten durch eskalierendes Verhalten zu kompensieren versuchen, fasst BAUMANN unter der **Kategorie A** zusammen. Hierunter fasst er Kinder und Jugendliche, die zunächst gute Beziehungen zu den Fachkräften aufnehmen; allerdings können „[d]ie Beziehungen [...] aber die negative Entwicklung nicht aufhalten. Es sind die heftigen und vor allem schwerwiegenden Eskalationen, die am Ende dazu führen, dass die Einrichtung trotz gelingender Beziehungsmomente und trotz der grundsätzlichen Bereitschaft einzelner Pädagogen, haltend zu arbeiten, ihr Angebot nicht aufrecht erhalten können“ (ebd. 108). BAUMANN geht davon aus, dass die Kinder und Jugendlichen gar nicht wissen, wie sie in die häufig wiederkehrenden Konflikte geraten, vielmehr scheinen sie dort „hineinzuschlittern“ (ebd.). Trotz des Wunsches, sich verändern zu wollen und der Suche nach Unterstützung, kommt es immer wieder zu heftigen und plötzlichen Gewaltausbrüchen, nicht selten ohne jeglichen erkennbaren Anlass, gegenüber Fachkräften sowie anderen Kindern und Jugendlichen – parallel zu Winklers Aussage, dass der Zögling etwas anderes sein will, es aber gar nicht kann. Nach BAUMANN handelt es sich bei den gewaltsamen Eskalationen um „eine Strategie zur Kontrolle situativer Unsicherheiten und Angst“ (ebd.: 109). Gewalt ist für die Kinder und Jugendlichen häufig die einzige subjektive Möglichkeit, Ordnung und Eindeutigkeit in die für sie als chaotisch erlebten Situationen zu bringen. Es handelt sich wohl eher um eine Überforderung der Kinder und Jugendlichen in Situationen, die sich für sie unübersichtlich bzw. undurchschaubar darstellen. Gewalt ist somit auch nicht als Feindseligkeit gegenüber bestimmten Personen zu sehen, sondern wohl eher als ein Lösungsversuch, empfundene Angst- und Paniksituationen auflösen und Handlungsfähigkeit auf einer basalen Ebene wiederherstellen zu wollen. Nach BAUMANN handelt es sich vor allem um Kinder, „die aus verschiedensten Gründen die Situation nicht angemessen erkennen und ‚lesen‘ können und deshalb zu Strategien greifen, ihre Handlungsunsicherheit wieder in Sicherheit zu verwandeln“ (ebd.: 98). Hierzu zählt BAUMANN jene Menschen, „die kaum in der Lage sind, die emotionale Verfassung des Gegenübers wahrzunehmen oder einzuschätzen“ (ebd.).

So auch Leon, der mir schon zu Beginn des Gesprächs davon berichtet, dass er eigentlich „ein besonderer Fall“ sei, da er nicht in das Haus gehöre:

„...eher ja halt Erfahrung von Menschen oder wie es halt so, in so Häusern aussieht, weil ich bin mehr oder weniger so ein besonderer Fall, was das angeht. Ich bin hier nicht, ich wäre hier auch nie reingekommen und ich gehör hier auch nicht rein, deswegen macht das tatsächlich wenig Sinn...“ (Leon)

So sind es vor allem auch die Mitbewohner*innen, derentwegen es sich nicht wohlfühlt im Haus. Für ihn sind die „Begegnungen mit den Mitbewohnern zum Teil halt recht unangenehm“:

„erstens die sind halt alle fünf Jahre älter als ich so im Schnitt und haben so ganz andere Sachen erlebt und was weiß ich und ich habe so das Gefühl, ein paar von denen haben auch so ein bisschen, weil ich habe noch Eltern, die mir Taschengeld geben und dadurch habe ich ein bisschen mehr Geld und es ist ein bisschen ja, äh, was wollte ich grad noch irgendwas wollte ich grad noch sagen, auf jeden Fall ja, es gab manchmal so ein paar Komplikationen, ja, aber das war vor allem weil ich mich über nichts mit irgendwem unterhalten so, weil die aus nem ganz anderen Dings, äh Alltag gekommen sind und das war echt seltsam...“ (Leon)

Leon lebt bis zu seinem Einzug im Dock#30 noch bei seinem Vater. Für ihn sind seine Eltern „der Grund für viele [seiner] Probleme“. Da er aber noch minderjährig ist, ist es „unmöglich Kontakt mit denen abubrechen“. In den Monaten vor seinem Einzug lebt er bei seinem Vater in „irgendeinem Keller“, da er „Hausverbot bekommen“ hat:

„Ich weiß es nicht, naja, also, es hat halt vor allem daran gelegen, dass ich bei meinem Vater war ich so ein bisschen deso mehr oder weniger, das hatte verschiedene Gründe, weil ich wurde da, ich hatte da dann das letzte Jahr dann in irgendeinem Keller gewohnt ohne Licht und da war nicht so rich..., so leicht Motivation für irgendwas zu bekommen und das war dann hier schon mal ein deutliches Upgrade“ (Leon)

Seinem Vater wirft er vor, dass dieser „faul“ sei und sich nicht wirklich um etwas gekümmert habe. Leon erwartet, dass sein Vater ihm eine Wohnung sucht und finanziert. Im Dock#30 zieht er sich weitestgehend zurück und trifft sich mit Freunden außerhalb, die er noch von der Schule her kennt. Zu seiner Bezugsbetreuung hat er keinen guten Kontakt; es ist die Person, mit der er sich „überhaupt nicht verstanden habe“. Daher gibt es auch keinen Austausch und keine Gespräche zwischen den beiden:

„...das konnte ich aber auch nicht irgendwie ändern und das war dann halt so. Dann habe ich mit [Name der Fachkraft; Anm. d. Verf.], mit [Name der Fachkraft; Anm. d. Verf.] habe ich insgesamt, ich habe mitgezählt, seitdem ich hier bin, ist jetzt im Urlaub gerade, seitdem ich hier bin, habe ich sechs Gespräche mit [Name der Fachkraft; Anm. d. Verf.] geführt und das waren keine Gespräche, das war immer nur so eh, yo hier, äh, Zettel für Dich, tschüss. Das war richtig unangenehm.“ (Leon)

Der Grund dafür sei, dass er die Mimik der Fachkraft nicht einschätzen kann:

„Das Problem bei ihm war halt, dass ich, ich konnt die Mimik absolut nicht lesen und ich hatte immer das Gefühl, dass [Name der Fachkraft; Anm. d. Verf.] mich nicht mag. Das war irgendwie komisch. Ich hab's bis heute nicht rausgefunden, was da wirklich Sache war, aber [Name der Fachkraft; Anm. d. Verf.] hat halt auch so eine Art, äh, bei der bin ich mir nie wirklich sicher, was [Name der Fachkraft; Anm. d. Verf.] wirklich denkt und das macht mich im Gespräch wirklich sehr unsicher, das ist auch der Grund warum ich da nicht wirklich, ich bin halt der Mensch, ich kann mich, kann nur mit Leuten offen reden, wenn ich die sympathisch finde und wenn Leute dann so, weiß nicht, ein bisschen unaufgeschlossen sind oder auf mich halt wirken oder ich die Mimik nicht lesen kann, dann verwirrt mich das irgendwie sehr in einem Gespräch.“ (Leon)

Auch die zuständige Sachbearbeiterin beim ASD kann er nicht einschätzen; bei einer Fallsteuerungskonferenz, die in Form einer Telefonkonferenz durchgeführt wird, kommt es zu ähnlichen Äußerungen:

„Ich, ich, ich, das ist auch so eine Person. Ich habe das Gefühl, dass sie mich nicht mag. Ich weiß es aber nicht. Die [Name der Sachbearbeiterin ASD; Anm. d. Verf.] ist ganz komisch, weil die spricht auch immer so ein bisschen geschwollen. Die spricht halt nicht so wie andere Menschen, die hat keine wirklichen Tonhöhen [...] Die betont anders irgendwie die Sachen und dadurch kann ich halt überhaupt nicht irgendwie einschätzen, was sie jetzt meint. [...] Da war ich auch echt angepisst von [Name der Sachbearbeiterin ASD; Anm. d. Verf.] so, da so wie die, wie sie, wie die mit mir geredet hat, da habe ich mir auch gedacht, mein Gott, was ist denn das jetzt [...] Da hatte ich auch nicht mehr wirklich Lust, überhaupt irgendetwas zu sagen und das Problem ist bei mir halt, wenn ich Leute nicht mag, dann ist mir das nicht möglich, ich zeig das immer auch bis, bis an der Körpersprache und allem. [...] Also bei ihr war das noch mal ein anderer Fall, weil ich kann bei ihr einfach nicht wirklich einschätzen, ob sie jetzt wirklich gemein zu mir ist oder ob die einfach immer so ist und grade einfach nichts macht, sondern halt nur so klingt, als ob sie mich grad so nicht mögen würde.“ (Leon)

Auch wenn Leon im Rahmen des Projektes kein eskalierendes Verhalten an den Tag legt, sondern sich eher entzieht oder lediglich verbal kontert, zeigen seine Aussagen m. E. doch deutlich, dass er nicht in der Lage ist, Situationen oder Stimmungen bei seinem Gegenüber eindeutig einzuordnen.

„...die erfindet... und das Beste ist, die erfindet etwas, was man nicht beweisen kann [...] manche Betreuer sind hier übelst blind.“ – Nils

Die **Kategorie C** zeichnet sich dadurch aus, dass Kinder und Jugendliche Sicherheit nur dann erfahren, wenn sie Grenzen spüren. Konflikte und Eskalationen scheinen dazu zu dienen, verlässliche Beziehungen zu überprüfen. Nach BAUMANN ist es für diese Kinder und Jugendlichen charakteristisch, dass sie vollkommene Entwurzelung erleben und „in ihrer Kernfamilie keinen Platz finden, an dem sie einfach nur sein dürfen.“ (Baumann 2010: 170), bei der das Kind bzw. Jugendliche sich erst dann auf Hilfen und Beziehungen einlassen kann, wenn es von der Dauerhaftigkeit und Unzerstörbarkeit einer Beziehung überzeugt ist. Das Dilemma besteht jedoch darin, dass das Setting, je besser es den Attacken standhält, das Kind immer wieder zu neuen Eskalationen und Angriffen herausfordert. So scheint das ganze Setting darauf hinauszulaufen, dass es zu einem Scheitern kommen muss. Hintergrund ist nach BAUMANN das Fehlen eines verlässlichen Familiensystems und permanente Abwertung, was sich auch in einem geringen Selbstwertgefühl und Depressionen ausdrücken kann. Die Kinder und Jugendlichen wirken zu Beginn der Hilfe sehr bedürftig und hilflos, was dazu führt, dass die Fachkräfte das Gefühl haben, dass die Hilfe gelingen könne. In der Folge aber „saugen diese Kinder die für sie zuständigen Bezugspersonen bis an den Rand der Erschöpfung aus“ (Baumann 2019: 106) und gehen „in schwere Krisen“ (ebd.: 107), sobald Aufmerksamkeit geteilt werden muss. Hier sind es m. E. vor allem auch jene Kinder und Jugendlichen oder jungen erwachsenen Wohnungslosen, die eine Diagnose „Borderline“ diagnostiziert bekommen haben, wie etwa Katja oder auch Tanja und Sandra. Die beiden Letztgenannten ziehen fast zeitgleich ein, da sie ein Paar sind. Bei beiden ist eine Borderline-Erkrankung diagnostiziert. Anfangs scheinen die beiden Maßnahmen gut zu laufen. Während Tanja bei einem Bildungsträger ihren Hauptschulabschluss nachholt und sich gut eingewöhnt, hat Sandra keine Ziele, die sie verfolgt. Dennoch haben die Fachkräfte das Gefühl, dass sie etwas erreichen mit ihrer Arbeit. Allerdings kommt es immer öfter zu Konflikten im Haus mit den anderen Mitbewohner*innen, immer häufiger zu Vorwürfen und Beschuldigungen gegenüber den Mitbewohner*innen bis hin zum Vorwurf der sexuellen Belästigung gegenüber einem Mitbewohner. Tanja lässt zunehmend die Schule ausfallen, je näher der Auszug ihrer Freundin und Partnerin rückt. Gleichzeitig erreicht Sandra immer mehr: So kann auch sie ihren Hauptschulabschluss nachholen und hat einen Platz in Aussicht, mobbt jedoch in den Augen der Fachkräfte die übrigen Mitbewohner*innen, lästert offen über diese im Beisein der Fachkräfte und „heizt auf“, „dreht frei“. Das Ganze findet seinen Höhepunkt in einem Konflikt, der zum Rauswurf von drei Mitbewohnern führt. Die Fachkräfte fühlen sich von der Situation überfordert. Im Nachgang spreche ich mit einem der drei Bewohner, die gehen mussten; aus seiner Sicht schildert er den Vorgang:

„...es ging ja darum, dass ich eine Betreuerin gemobbt hätte, eine Betreuerin diskriminiert hätte, was gar nicht der Fall ist, was gar nicht passiert ist, sondern es war halt anders herum, dass da Leute waren, die sie beleidigt haben und ich und ein Freund [...] er hat sie auch beschützt, während da andere waren, die sie beleidigt haben, dann schreibt sie [die Fachkraft; Anm. d. Verf.] halt unsere Namen auf, schickt und äh, schickt das dann der Gruppenleitung oder so und die Gruppenleitung, so richtig, wie soll ich sagen, ich kenn das passende Wort dafür nicht, unpädagogisch? Unorientiert? Ich weiß es nicht, weil einfach dann zu kommen und uns rauszuwerfen, ohne ein Gruppengespräch geführt zu haben, ist ähm, finde ich nicht pädagogisch wertvoll.“ (Nils)

Das Aufheizen, von dem die Fachkräfte sprechen spiegelt sich auch in Nils Wahrnehmung wider:

„Dann lassen sie zwei psychisch labile Menschen in dem Dock, die mich angegriffen haben, verbal auch physisch wollte die eine mich angreifen, auch meinen Freund hier, den wollten die auch angreifen, die haben sogar einen Typen auf den gehetzt, damit, sobald er die Faust hebt, seine Selbstbeherrschung verliert, damit der dann auch rausfliegt... Tanja und Sandra haben dann Frank, haben dann Frank auf meinen Freund gehetzt. Die haben den, ger, die haben den aufgehetzt. [...] Genau so, genauso und ich schwöre, der is, eh, danach, die steht hinter diesem Frank, macht wieder ihre Schauspielertricks, weint und sagt, ja, guck mal, was hier passiert, wie soll ich denn hier überhaupt leben und er schreit die an und mein Freund schreit die dann an und sagt, eh guck mal, sei einfach leise, das hast du dir selbst zuzu..., zuzuschreiben. Du lügst hier rum und dann machst du so, was ist los mit dir? Fertig.“ (Nils)

Das Ganze endet mit Nils Rauswurf und dem seines Freundes. Aus seiner Sicht wurden sie ungerecht behandelt. So habe Sandra die Fachkraft getäuscht und so das gewollte Ergebnis erreicht:

„...wir wurden ungerecht rausgeschmissen und die Betreuer, also ich kann's dir nicht übelnehmen, weil die mal, also irgendwie seh ich, manche Betreuer sind hier übelst blind, um das zu erkennen...“ (Nils)

Aber auch vor diesem Konflikt gab es bereits mehrere Situationen, in denen Sandra und Tanja Lügen verbreitet hätten, um so Konflikte im Haus heraufzubeschwören:

„...die erfindet... und das Beste ist, die erfindet etwas, was man nicht beweisen kann, sondern nur mit Hören, so, Leute, so zum Beispiel, ich sag jetzt Ihnen, he, äh, ähm, ja,

ähm, jemand hier aus der Straße, der hat einfach Scheiße über Sie gelabert. Und ich kann's nicht beweisen, weil ich hab's gehört und ich kann, ich kann lügen, indem ich das überzeugend sage. Und dann fallen die Leute drauf rein und denken dann wirklich, das ist wirklich so passiert.“ (Nils)

„Als ich bei meiner Mutter gewohnt habe, war das eine Zeit so, dass ich relativ oft derjenige war, der den Krankenwagen angerufen hat oder musste“ – Axel

Die **Kategorie B** lässt sich m. E. nicht ohne weiteres auf die Arbeit mit jungen erwachsenen Wohnungslosen anwenden, da es sich hierbei vor allem um Kinder und Jugendliche handelt, die noch in ihrer Herkunftsfamilie leben und bei denen es zu einer Intervention durch das Jugendamt in Form von Hilfen kam. Mit der Kategorie B beschreibt BAUMANN Kinder und Jugendliche, die eskalierendes Verhalten zeigen, um sich vom Hilfesystem unabhängig zu machen. Das Ausleben von Machtkämpfen lässt sie eine Sicherheit erleben. Im Umkehrschluss führt dies dazu, dass ein Aufbau von Beziehungen zu Menschen im Hilfesystem i. d. R. nicht stattfindet, da dies die Autonomie der Kinder und Jugendlichen gefährden würde. Beim Typ B1 werden die Machtkämpfe vom Kind bzw. Jugendlichen aus dem Familiensystem auf bzw. in das Helfersystem übertragen. So werden das Eingreifen des Jugendamtes und eine dadurch ausgelöste Erziehungshilfe als ungerechter Eingriff in einen schon bestehenden Machtkampf zwischen Eltern und Kind bzw. Jugendlichen erlebt. Beim Typ B2 stellen sich Kinder und Jugendliche gegen das Hilfesystem, um so vorhandene Strukturen innerhalb eines Familiensystems zu erhalten. Die Strukturen sind häufig geprägt durch eine Aufgabe, die das Kind bzw. der*die Jugendliche übernommen hat, die ihm*ihr eine wichtige Bedeutung, möglicherweise auch Macht gegenüber einem Elternteil gegeben, es gleichzeitig aber auch überfordert und belastet hat. Vor allem in Familien mit Suchtabhängigkeit oder psychischer Erkrankung, in denen der verantwortliche Elternteil versorgt werden muss, sind diese Strukturen erkennbar. Möglicherweise lässt sich diese Kategorie bei den jungen erwachsenen Wohnungslosen in der Vergangenheit finden, denn viele der Interviewpartner*innen kommen aus Familien, in denen mindestens ein Elternteil eine Sucht- oder psychische Erkrankung hatte. Beim Typ B3 kämpfen Kinder und Jugendliche gegen den Kontrollverlust über ihr eigenes Leben bzw. ihre Rolle innerhalb der Herkunftsfamilie. Fachkräfte von außen, das Hilfesystem als solches, werden bzw. wird als Bedrohung der eigenen Autonomie wahrgenommen. Was von außen als Fremd- und Selbstgefährdung erfasst und interpretiert wird, ist für die Kinder und Jugendlichen in ihrer eigenen subjektiven Sinnlogik lediglich eine Art Autonomiespielraum, um in ihrer jeweils eigenen Wahrnehmung ihr unbefriedigendes Leben auf bestimmte Art und Weise zu kompensieren. Diese Autonomie vertei-

digen die Kinder und Jugendlichen nun gegen das professionelle Hilfesystem, teilweise auch mit den Eltern, die zwar ihr Kind oft alleine lassen und nur rudimentär versorgen, aber immer wieder erreichbar sind und ihrem Kind zumindest teilweise zur Verfügung stehen. So könnte man Axels Situation als Kind bzw. Jugendlicher beschreiben; wie in Kapitel 4.2.2.2. erwähnt, lebt er mit seiner Mutter in einem Haus. Diese hat psychische Probleme und er muss früh Verantwortung übernehmen und sich um sie kümmern:

„Als ich bei meiner Mutter gewohnt habe, war das eine Zeit so, dass ich relativ oft derjenige war, der den Krankenwagen angerufen hat oder musste, weil meine Mutter hatte mal relativ lange Zeit oder ein Jahr oder was, war meine Mutter im Monat einmal im Krankenhaus gefühlt. Ich glaube, meine Mutter hat auch ein bisschen sowas mit Angststörungen zu kämpfen, wenn es halt stark wird, aber meine Mutter hat auch an sich Probleme. Also körperliche Probleme, so chronisches Asthma, schon von, ziemlich stark abgebaute Knochen. Gefühlt sofortige Blutungen, wenn sie sich auch nur leicht stumpf, kriegt sie sofort dicken blauen Fleck der krass aussieht und. Ja, also generell mittlerweile auch die Augen, die Probleme machen und dann hast du ein Problem mit der Krankenkasse, die das irgendwie nicht bezahlt und das war halt früher wie gesagt, relativ oft mal im Krankenhaus war. Da musste ich natürlich auch wieder irgendwie woanders hin.“ (Axel)

Und doch schaffte er es, dass keine Jugendhilfemaßnahme installiert wurde; auf die Frage, ob es denn in dieser Zeit eine *Einmischung* des Jugendamtes gegeben habe, erwidert er:

„Es ging schon immer, weil das Grundstück da, wo wir, wo mein Onkel auch lebt und dem hauptsächlich das Grundstück gehört und Oma, da sind halt 2 Häuser drauf. Und meine Oma ist in dem einen Haus nebendran, das ist wirklich sind zehn Meter, also das Haus ist wirklich fünf Meter vom anderen Haus entfernt so ne also. Da ist halt so, wirklich ein Grundstück und da und das ist dann so, dass ich sehr oft bei meiner Oma geschlafen habe, glaub ich. Weil meine Mutter nicht so wirklich ansprechbar war und ich glaube sie war auch zwischenzeitlich viel, viel weg dann oder was heißt weg, oder zumindest in der Zeit auch mal in der Behandlung, soweit ich das weiß.“ (Axel)

6. Schlussfolgerungen und Empfehlungen: Was es stattdessen bräuchte...

Nach vier Jahren, in denen ich das Projekt Dock#30 begleiten und etliche Gespräche mit jungen erwachsenen Wohnungslosen führen durfte, hat sich mein Blick auf das Hilfesystem verändert: Vor dieser Untersuchung ging ich davon aus, unser Hilfesystem sei ein gut ausgebautes mit zahlreichen *passgenauen* Angeboten, welches die Klient*innen nur anzunehmen brauchten. In meiner Wahrnehmung waren die Menschen vielleicht einfach noch nicht so weit oder noch nicht bereit, sich auf die Hilfe einzulassen. Ich sah das *Problem* eher bei denjenigen, die noch nicht bereit waren, und weniger im Hilfesystem. Dies hatte mich Ende der 1990er Jahre auch dazu gebracht, mich von der Sozialarbeit abzuwenden und mich beruflich anderweitig zu orientieren. Zwischen 2004 und 2009 war ich dann als Sozialarbeiter im Bereich der ambulanten Hilfen nach §§ 53 und 67 SGB XII tätig und merkte, wie wichtig der Beziehungsaufbau und die Vertrauensbasis zwischen Hilfesuchenden und Fachkräften ist. Häufig hatte ich den Eindruck, dass die Menschen, die ich *begleitete*, die eigentlichen *Expert*innen* waren und ich derjenige, der lernte. Ich war der Gast in ihrem Leben, sie ließen mich in ihre Wohnungen und in ihre Privatsphäre, in ihr Leben – soweit sie wollten. Sie zeigten mir, wie sie Räume in ihrem Sinne angeeignet hatten. Und doch gab es immer wieder Abbrüche, Rückfälle, ein Zurück auf die Straße etc. Gescheiterte Maßnahmen wurden aber auch in dieser Zeit von mir meist mit der Erklärung versehen, dass die Menschen einfach noch nicht bereit gewesen seien, die Hilfen anzunehmen. Das Hilfesystem hingegen stellte ich nicht oder kaum in Frage. Erst als ich Boris kennenlernte, wurde mir klar, dass es eine Lücke im Hilfesystem gibt, einen blinden Fleck. Dieser blinde Fleck, diese Leerstelle wurde umso größer und deutlicher, je mehr Boris von den zuständigen Mitarbeitenden der Leistungsträger hin- und hergeschoben wurde. Er war wohnungslos und landete in der Wohnungslosenhilfe. Von dort wurde er in eine eigene Wohnung vermittelt mit einer sozialpädagogischen ambulanten Unterstützung. Allerdings konnten sich die beiden Kostenträger nicht einigen, wer denn für die Kosten aufkommen sollte: Jugendamt oder überörtlicher Sozialhilfeträger. Altersmäßig befand er sich genau zwischen den beiden Sozialgesetzbüchern. Ihm war es egal, wer die Hilfe zahlte, er wollte nur eine ambulante Unterstützung in Form des Betreuten Wohnens, da er für sich klar formulieren konnte, dass er es ganz ohne Unterstützung nicht schaffen würde. Irgendwann schmiss Boris alles hin und ging zurück auf die Straße, brach den Kontakt ab, verließ seine Wohnung, warf den Haustürschlüssel in den Briefkasten und ließ bis auf wenige Habseligkeiten alles zurück. Dies war für mich der *turning point*. Es liegt nicht an den Menschen selbst, wenn sie scheitern. Dachte ich zuvor, wenn sich der *Hebel im Kopf umlegt*, dann gibt es genügend Maßnahmen, die genutzt werden können, so merkte ich nun, dass Menschen nicht an sich verzweifeln und scheitern, sondern am Hilfesystem; dass sich das Hilfesystem nicht auf die Menschen einlässt, sondern die Menschen in Schablonen presst. Die Frage scheint nicht zu sein, was der Mensch benötigt,

sondern welche Maßnahmen und Angebote vorhanden sind, in welche der Mensch hineingedrückt werden kann. Ich muss zwangsläufig an das Platzieren von Menschen und Gütern bei LÖW denken. Denjenigen, die Unterstützung benötigen und bereit sind, Hilfe anzunehmen, ist es egal, wer die Hilfe finanziert, nach welchem Sozialgesetzbuch sie Unterstützung erhalten, ob es ein Betreutes Wohnen nach § 53 SGB XII oder nach § 41 SGB VIII ist, ob das Hilfeplangespräch mit dem örtlichen oder überörtlichen Sozialhilfeträger oder der Jugendhilfe stattfindet. Entscheidend ist, dass eine Unterstützung stattfinden kann, dass die eigenen Ziele anerkannt werden, dass ein würde- und respektvoller Umgang vorhanden ist. Die Aussage, dass Probleme, die systembedingt entstehen, nicht alleine lebensweltlich gelöst werden können, habe ich an früherer Stelle bereits erwähnt. Dennoch zeigt es sich eben häufig in der Praxis, dass Menschen – sowohl vom Hilfesystem als auch von der Gesellschaft – alleine für ihre Probleme verantwortlich gemacht werden und sie die Lösung derselben auch lebensweltlich bewerkstelligen sollen. Häufig geben sich die jungen erwachsenen Wohnungslosen auch selbst die Schuld an ihrer Situation:

„Jaaa, an sich ja, wenn ich jetzt Fragen oder Probleme hat, haben die mich schon unterstützt, aber ich hab halt nicht, ich hab halt ein bisschen geschludert und bin nicht so auf die zugegangen, deswegen. Aber ansonsten, wenn ich jetzt Probleme hatte, dann haben die mir schon geholfen [...] Ja, ja, ich hätte mehr machen müssen. [...] Bei meinem Papierkram, so was für Jobcenter angeht oder ich sag mal allgemein, der ganze Papierkram und so und wie es halt nach dem Leben hier im Dock weitergeht, wo ich dann hingehge so, hätte ich mich auch ein bisschen mehr kümmern müssen oder mehr auf die Leute zugehen.“ (Jürgen)

Oder:

„Also ich muss sagen, ich bin eigentlich echt zufrieden hier gewesen doch und... Es hätte mir geholfen, hätte ich mich glaube ich mehr drauf eingelassen, also mehr die Hilfe gesucht, das war mein Fehler quasi, ja aber, ich kann mich eigentlich nicht beschweren hm nee, eigentlich könnte ich mich jetzt nicht beschweren.“ (Maria)

Karol spricht von eigener Dummheit:

„Nee, das war eigene Dummheit. In meiner Abschlussnacht hatte ich zu viel getrunken und habe da so ne Sache erlebt. Es ging um meine Ex Freundin und die hatte mit meinem besten Freund rumgemacht in der Nacht. [...] Das war auch das erste Mal und das letzte Mal, wo ich mich mit jemandem geschlagen habe [...] Ja, das ist noch am selben Tag passiert. Also Krankenhaus, ich wurde abgeholt, dann ging's zuhause weiter, dann kam die Polizei und ins Heim direkt.“ (Karol)

Mein Anliegen ist es, in diesem letzten Abschnitt der Arbeit einen Blick auf die Möglichkeiten zu werfen, die dafür sorgen könnten, dass sich Hilfen verändern, dass sich das Hilfesystem als Ganzes verändert. Dies betrifft m. E. sowohl das Hilfesystem in Form der Leistungsträger, aber auch in Form der Leistungserbringer; denn auch die Leistungserbringer, die pädagogischen Fachkräfte, sind Teil des Systems. Ich möchte daher im Folgenden ein kurzes Fazit des Projektes Dock#30 ziehen und dann noch einmal die Erkenntnisse aus den Gesprächen mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen, die ich im dritten Teil der Arbeit bereits ausgeführt habe, und die damit in Zusammenhang gebrachten theoretischen Ansätze in einzelnen Punkten einführen, die m. E. zu einer Verbesserung der Arbeit mit jungen erwachsenen Wohnungslosen führen *können*. Die einzelnen Punkte überschneiden sich und stehen miteinander in Verbindung, so ist eine Subjektorientierung nur mit einer angemessenen Form der Partizipation zu verstehen, eine akzeptierende Haltung in der Arbeit nur mit der Anerkennung alternativer Lebensentwürfe und so weiter.

6.1. Bewertungen des Projektes Dock#30

Nach vier Jahren und mehr als hundert Bewohner*innen, die das Projekt Dock#30 in dieser Zeit genutzt haben, möchte ich ein kurzes Zwischenfazit ziehen. Auch wenn nicht alle Bewohner*innen nach dem Auszug in eine Anschlussmaßnahme gewechselt sind, wie etwa Maria, sind die Aussagen der Gesprächspartner*innen doch überwiegend positiv ausgefallen. Auch jene, die aus dem Projekt ausgeschlossen wurden oder wegen Regelverstößen rausgeflogen sind, haben i. d. R. sachliche Kritik geübt zum Umgang mit dem Konflikt und dem Rauswurf. Doch gab es auch bei diesen Gesprächen durchaus positive Rückmeldungen zum Projekt. Im Vergleich zu Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe bzw. Wohnungslosenhilfe oder der Eingliederungshilfe wurden das Projekt und die Mitarbeitenden überwiegend positiv bewertet. Vor allem jene, die bereits Erfahrungen mit stationären und teilstationären Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe gemacht haben, sehen die großen Unterschiede in den jeweiligen Einrichtungen. Die wenigen Regeln und Vorgaben unterscheiden das Projekt Dock#30 vor allem von anderen Einrichtungen. In Bezug auf das Unterstützungsangebot ist es m. E. vor allem der Zeitraum von sechs Monaten, der als Clearingphase gekennzeichnet ist, der es von anderen Angeboten unterscheidet. Unterstützungs- und Hilfeangebote können in dieser Zeit von den jungen erwachsenen Wohnungslosen angenommen werden, müssen aber nicht. Genau hier setzt meine Kritik an: Das Angebot ist als *Kann*-Angebot – wie ich es beschreiben würde – konzipiert. Für einige Bewohner*innen kann dies durchaus zielführend sein und doch gibt es auch Bewohner*innen, die sich mehr Druck oder einen „Tritt in den Arsch“ gewünscht hätten, wie etwa Jürgen. Das Projekt ist m. E. eine gute

Alternative zu Angeboten der Kinder- und Jugendhilfe, in denen die jungen erwachsenen Wohnungslosen als „Systemsprenger“ nicht gut aufgehoben sind, und der Wohnungslosenhilfe, die durch ihre Konzepte nicht auf die Zielgruppe der jungen erwachsenen Wohnungslosen eingestellt ist. Was es allerdings mehr bräuchte, wäre ein Verständnis für die jeweiligen Lebenswelten der jungen erwachsenen Wohnungslosen und deren Handeln im Sinne RITZERTs Aktionssinn. In meiner Wahrnehmung fallen auch hier einige der jungen erwachsenen Wohnungslosen „durch das Raster“, da sie nur durch ihren Aktorsinn wahrgenommen werden. Dieses Verhalten wird im Sinne des Konzeptes akzeptiert, um noch einmal an das Beispiel von Ralph anzuknüpfen, dem es m. E. durch seinen Aktionssinn nicht möglich war, sich auf die Hilfe einzulassen. Hier bräuchte es seitens der Mitarbeitenden mehr Verständnis für das Handeln im Sinne des Aktionssinns. Ebenso bei psychischen Erkrankungen wie der Borderline-Persönlichkeitsstörung oder Suchterkrankungen: Immer wieder kommen junge erwachsene Wohnungslose in das Projekt und überfordern die Einrichtung sowie die Mitarbeitenden. Insofern wäre es auch wichtig, sich auf die Interaktionsmuster nach RÄTZHEINISCH bzw. die Kategorien nach BAUMANN zu besinnen und sich mehr mit den Persönlichkeiten der Bewohner*innen auseinanderzusetzen.

6.2. Empfehlungen

Die Empfehlungen, die ich aus der Evaluation des Projektes ableite, beziehen sich zum einen auf den Prozess der Hilfeplanung und zum anderen auf den Umgang mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen. Viele der folgenden Kapitel sind mittlerweile Schlagworte, die in den Hilfeplanungsprozess der Kinder- und Jugendhilfe, aber auch der Eingliederungshilfe Einzug gefunden haben, wie beispielsweise „Partizipation“, „Akzeptierende Haltung“, „Subjektorientierung“ etc. Dennoch sind es m. E. häufig eben *nur* Schlagworte, die vorangeführt werden in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen, mit junge Erwachsenen oder weiteren Zielgruppen nach dem SGB XII, häufig jedoch nicht *gelebt* werden. Viel zu oft begegnet uns in der Praxis Sozialer Arbeit eine Maßnahmeorientierung anstelle einer Subjektorientierung, viel zu häufig werden Menschen in Angebote und Maßnahmen gepresst, statt kreative und passgenaue Angebote zu kreieren. Viel zu häufig wird von Partizipation gesprochen, wenn wöchentliche Bewohnerversammlungen stattfinden oder ein Briefkasten für Anregung und Kritik im Flur hängt. Akzeptierende Haltung und Lebensweltorientierung meinen ein Anerkennen der bisherigen Lebenswelt, eine Anerkennung des bisherigen Lebens, das auch mit in die Hilfeplanung einbezogen werden sollte. Im Folgenden werden die einzelnen Anregungen und subjektiven Erkenntnisse vorgestellt und dabei durch einzelne Aussagen der jungen erwachsenen Wohnungslosen unterfüttert bzw. illustriert.

6.2.1. Anregung zu veränderten Rahmenbedingungen der Fallsteuerungskonferenz

Wie bereits beschrieben, soll das Ziel der Fallsteuerungskonferenzen sein, dass alle Träger, Kostenträger und beteiligte Institutionen, wie etwa das Jobcenter, gemeinsam mit den Bewohner*innen, die sich in der FSK vorstellen bzw. vorgestellt werden, überlegen, welche Ziele verfolgt werden sollen und welche Anschlussmaßnahmen bzw. Angebote notwendig sind. Hierbei sollen der Wille und die formulierten Ziele der Bewohner*innen berücksichtigt und anerkannt werden. Die folgenden Anregungen könnten m.E. zu einer Verbesserung führen:

1. Die Fallsteuerungskonferenz braucht eine wertschätzende Atmosphäre, um im Sinne HONNETHs Anerkennung geben; vor allem in den (von HONNETH kategorisierten) Bereichen *Recht* und *Solidarität/soziale Anerkennung* benötigen die Bewohner*innen die Anerkennung und Wertschätzung ihrer Gesprächspartner*innen, haben sie doch vielfach Erfahrungen von Ausgrenzung und Missachtung gemacht.⁹⁴ Hinweise auf Defizite im Zusammenhang mit bereits durchgeführten Maßnahmen weisen m. E. auf eine Abwertung der Personen hin: „Die Maßnahme wurde ja abgebrochen, was schade ist“ oder „Termine wahrnehmen... mal so, mal so“. Selbst wenn dies in der Vergangenheit so passiert sein sollte und auch weiterhin die Gefahr besteht, dass die aktuelle Maßnahme wieder mit einem Abbruch endet, die formulierten Ziele nicht umgesetzt werden können, so ist ein wertschätzender Umgang mit den Hilfesuchenden erheblich zielführender. Teilweise liegen die IRBP nicht vor oder wurden nicht gelesen. Dies wird dann zum Teil im Beisein der jungen erwachsenen Wohnungslosen thematisiert. Auch hier zeigt sich in meiner Wahrnehmung eine mangelnde Wertschätzung der betroffenen Person. Zum Teil werden die jungen erwachsenen Wohnungslosen als *Fälle* gesehen; so wird häufig – auch in Anwesenheit der jungen Menschen – davon gesprochen, dass man den *Fall* in der nächsten Steuerungsrunde noch einmal anschauen müsse, um eine mögliche Verlängerung der Maßnahme zu genehmigen. Auch dies geschieht meist in Anwesenheit der Betroffenen. Dann kommt es vor, dass über die anwesenden jungen erwachsenen Wohnungslosen in der dritten Person Singular gesprochen.

„Es kam halt so rüber, so auf die Art und Weise von wegen, ich würde ja gar nichts machen und ich check ja gar nicht, dass ich da [...] und was ich nicht cool fand, ist, dass die halt gesagt hat, irgendwie Du kannst da jetzt nicht einfach irgendwie auf die Kosten leben vom Staat und nix machen und so und das gehört sich nicht, was Du da machst und so, so kam das irgendwie rüber.“

⁹⁴ Vgl. Honneth, Axel (2003): Kampf um Anerkennung. Zur Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt/M. Suhrkamp

Eine wertschätzende Haltung im Umgang mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen zeigt sich unter anderem in: besserer Vorbereitung auf die Fallsteuerungskonferenzen, wertschätzender Gesprächsführung mit direkter Ansprache der Personen, Anerkennung bereits geleisteter Erfolge – auch wenn sie noch so gering sein mögen. Einbeziehung und Partizipation sind wichtige Punkte im Umgang mit den betroffenen Menschen.

2. Grundlage für die Beratungen in den Fallsteuerungskonferenzen ist der Integrierte Behandlungs- und Rehabilitierungsplan (IBRP), welcher im Vorfeld mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen erstellt wird. Die aus meiner Sicht wichtige Frage lautet, ob es sich um das richtige Instrument handelt? Wäre ein Sozialbericht zielführender und aussagekräftiger? Der IBRP hat den Anspruch, ein personenzentrierter Ansatz zu sein; im Gegensatz zu anderen Instrumenten der Hilfeplanung steht hierbei die Ressourcenorientierung im Mittelpunkt und nicht die Defizitorientierung. Trotzdem wird in diesen Hilfeplänen m. E. auch immer wieder auf die Defizite der Menschen hingewiesen und die Ziele werden häufig als „Überwindung“ eben dieser Defizite formuliert. Als Alternative könnte ein Sozialbericht erarbeitet werden, der in Prosaform mehr Raum lässt für die persönlichen Aspekte der jungen erwachsenen Wohnungslosen, der die Ziele nachvollziehen lässt, der auch erkennen lässt, warum nur kleine Ziele möglich und notwendig sind, der auf die Ressourcen der Betroffenen hinweist, das persönliche Umfeld stärker beachtet und einbezieht. In der konkreten Fallsteuerungskonferenz braucht es dann den von HINTE, LITGES und SPRINGER angesprochenen „sensiblen Aushandlungsprozeß“ (1999: 118), damit „aus ursprünglich diffusen Anliegen der Beteiligten ein konkretes handhabbares Unterstützungskonzept“ (ebd.) entstehen kann.⁹⁵ Somit könnten auch die familiären Hintergründe und anamnestischen Verstehensprozesse besser nachvollzogen werden.
3. Die Zielformulierungen in den Hilfeplänen sind m. E. ein besonderes Thema: Sind die von den Bewohner*innen formulierten und die bereits erreichten Ziele im Rahmen des Projektes anzuerkennen, auch wenn sie noch so gering erscheinen mögen? Welche Maßstäbe werden an die Maßnahme und die Bewohner*innen gestellt? Ist das Ziel „einfach mal eine Postadresse und einen Rückzugsort haben“ ausreichend, damit die Maßnahme genehmigt und auch als Erfolg gewertet werden kann? Auch hierin kann eine Diskrepanz zwischen den Bewohner*innen und dem Hilfesystem liegen; während es für einen jungen erwachsenen Wohnungslosen ein großer Erfolg sein kann, einen Personalausweis beantragt und eine Krankenversicherung zu ha-

⁹⁵ Hinte, Wolfgang/Litges, Gerd/Springer, Werner (1999): Soziale Dienste. Vom Fall zum Feld. Soziale Räume statt Verwaltungsbezirke. Berlin: Sigma

ben, so kann dies objektiv zu wenig sein, um eine Mitwirkungspflicht, einen Erfolg der Maßnahme zu erkennen.

„Ich finde das auch irgendwie unangebracht, weil man kennt ja noch nicht mal sein Gegenüber, wenn das jetzt ne Frau wäre, die ich länger kennen würde, aber so, ich meine, ich habe die ja zum ersten Mal gesehen und gehört. Umgekehrt genauso, von daher höre ich mir das sowieso nicht, nehme ich mir das eh nicht zu Herzen. Wenn das jetzt die X (zuständige Sachbearbeiterin vom ASD), hätte ich gedacht, okay, die kennt mich ja ein bisschen und blablabla und vielleicht ist da ja was dran, aber bei der dachte ich mir einfach nur, okay, das geht jetzt dann zu Ende und fertig.“ (Ben)

„Will weg von der Straße, schlafen können, eine Struktur haben.“ (Karol)

In der Arbeit mit jungen erwachsenen Wohnungslosen geht es doch zunächst darum, den Beziehungsaufbau zu diesen jungen Menschen stärken, indem ein Vertrauensverhältnis aufgebaut wird. Vor diesem Hintergrund könnten Aussagen wie die obigen durchaus als unproblematisch anzusehen sein. In Form eines Clearings, das unter Umständen auch mehrere Monate dauern kann, wird so eine Perspektive erarbeitet, die auch aus kleinen Zielen und Schritten bestehen kann. Regelmäßiges Aufstehen oder die Teilnahme an gemeinsamen Aktivitäten können beispielsweise Ziele sein, die im Rahmen des Konzeptes ausreichen würden, um einen Erfolg für die jeweilige Person darzustellen. Auch das „zur Ruhe kommen“, d. h. einfach mal sechs Monate ein Dach über dem Kopf und keine Schwierigkeiten zu haben, einen gesicherten Schlafplatz zu finden, sind aus Sicht der Leistungserbringer legitime Ziele.

4. Werden die Ziele der Bewohner*innen anerkannt vor dem spezifischen Hintergrund der jeweiligen Lebenswelt oder sollte versucht werden, die Werte und Vorgaben der Gesellschaft zu übertragen? Ist es zielführend, jemanden zu einer Ausbildung zu bewegen, wenn er*sie als Ziel angibt, lieber arbeiten zu gehen und Geld zu verdienen? Gerade dieser Punkt scheint mir elementar zu sein in Bezug auf die Fallsteuerungskonferenzen: Wenn ein junger Mensch beispielsweise die eigene Wohnung als Ziel formuliert oder eine Arbeit, um Geld zu verdienen, wird von *Expert*innenseite* aus häufig argumentiert, dass doch eine Ausbildung zunächst viel besser sei für den späteren Lebensweg und eine eigene Wohnung könne man sich bei der betroffenen Person nun nicht wirklich vorstellen. Selbst wenn dies in dem einen oder anderen *Fall* nachvollziehbar ist und wohl der Wunsch des jungen Menschen der objektiven Sicht möglicherweise widerspricht, ist oft die Art und Weise, wie eine solche Einschätzung

transportiert wird, das Entscheidende. Die jungen erwachsenen Wohnungslosen werden so teilweise verbal in ihrer eigenen Entscheidung abgewertet und nicht anerkannt. Beispielsweise wird im Beisein der Personen darüber diskutiert, dass diese Person dieses oder jenes nicht erreichen könne, dass die Ziele nicht realistisch seien. Unabhängig davon, dass dies möglicherweise ein realistischer Blick sein mag, ist doch die Art und Weise der Diskussion m. E. nicht wertschätzend und teilweise auch widersprüchlich: Einerseits werden die jungen Erwachsenen motiviert, ihre eigenen Ziele zu formulieren, die zeigen, dass sie etwas verändern und erreichen wollen, dass sie ein Teil der Gesellschaft sein wollen, andererseits werden diese dann teilweise wieder infrage gestellt oder als unrealistisch abgetan.

5. Ist der Rahmen der Fallsteuerungskonferenz der richtige? 20 Minuten pro Bewohner*in können ausreichend, vielleicht sogar zu lang sein, aber es könnte auch nicht ausreichen, um die vorherrschende Problematik, den bisherigen Lebensweg, die Lebenswelt und die Ziele zu erfassen. Die Fallsteuerungskonferenzen laufen nach einem sich immer wiederholenden Muster ab: Es sind 20 Minuten pro Bewohner*in für die Vorstellung und weitere Hilfeplanung vorgesehen. Im Vorfeld werden die IBRP verschickt, welche als Grundlage für diese Hilfeplanung herangezogen werden. Die Bewohner*innen können an den Fallsteuerungskonferenzen teilnehmen bzw. wird ihre Teilnahme auch erwartet. Häufig ähneln sich die Ziele der Bewohner*innen, wie bereits beschrieben. Doch wäre nicht ein individueller Zuschnitt sowohl der Rahmenbedingungen der Fallsteuerungskonferenzen als auch der Angebote aussichtsreicher?
6. Ist der Ort der richtige? Aktuell nicht möglich, aber: Wäre es sinnvoll, „Heimspiele“ (Hinte 1997) zu organisieren und die Bewohner*innen im Dock#30 aufzusuchen zur FSK? HINTE (1997) schlägt daher vor, sogenannte *Heimspiele* zu organisieren; So könnte man Fallsteuerungskonferenzen in Bezug auf den Ort, die Zeit, die Sprache und die Regeln neu definieren, um den jungen erwachsenen Wohnungslosen so die Möglichkeit zu geben, sich sicherer zu fühlen in ihrem vertrauten sozialen Umfeld. Die betroffenen Personen würden als Kundige ihrer jeweiligen Lebenswelt anerkannt werden. Auch die Form der Fallsteuerungskonferenzen, der formale Ablauf, der an ein Gremium erinnert, hat möglicherweise Auswirkungen auf das Verhalten der sich vorstellenden Bewohner*innen und nicht jede*r kann sich dort (für sich) angemessen präsentieren. Die junge erwachsenen Wohnungslosen sind teilweise überrascht, dass an den Konferenzen so viele Personen teilnehmen.

„So viele Menschen, ich dachte, dass wären nur zwei oder drei“ (Asma)

7. Die Vorschläge, die gemacht werden, speisen sich aus dem Portfolio der bekannten und bereits erprobten Maßnahmen und Angebote; teilweise sind die Bewohner*innen bereits mehrfach daran gescheitert. In Einzelfällen kann es durchaus gelingen, dass die „üblichen“ Maßnahmen auch angenommen werden und zielführend sind. Gleichzeitig fehlt es aber an kreativen und unkonventionellen Anschlussmaßnahmen sowie -angeboten. Dass es sich bei den Fallsteuerungskonferenzen um maßnahmeorientierte Hilfeplanungen handelt, lässt sich m. E. daran ablesen, dass den jungen erwachsenen Wohnungslosen häufig die gleichen Angebote gemacht werden, die sich untereinander kaum unterscheiden. Doch genau das sollte das Ziel einer Hilfeplansteuerung sein: Den Menschen mit seiner Lebenswelt, mit seinen Zielen und Wünschen anerkennen und akzeptieren sowie versuchen, ihm ein gelingendes Leben zu ermöglichen, ihn mit seinen Ressourcen einzubinden und Sozialraumaneignung zu ermöglichen. Zugegeben: Es ist nicht einfach, die passende Maßnahme, das passende Angebot für jemanden zu erarbeiten, wenn in der Vergangenheit schon so viel nicht gelungen ist und keine der durchgeführten Maßnahmen zielführend war. Doch wird immer deutlicher, dass Hilfen für junge Menschen in schwierigen Hilfeverläufen umso besser gelingen, je individualisierter die Hilfe im Rahmen eines Fallverstehens entwickelt werden kann. Bessere Vorbereitungen auf die Fallsteuerungskonferenzen sind daher aus meiner Sicht unerlässlich.
8. Gerade bei „schwierigen“ Fällen ist es fast unmöglich, innerhalb des Rahmens der FSK zu adäquaten Lösungen und Ansätzen zu kommen, die den Bewohner*innen tatsächlich helfen könnten. Wäre in Vorbereitung auf die Fallsteuerungskonferenzen vielleicht ein „Vordenken“ möglich, um Angebote und Maßnahmen zu besprechen, zu diskutieren, vor allem aber auch, um Alternativen zu kreieren, ohne den*die Bewohner*in, in der Art eines „Runden Tisches“ mit dem Ziel, der betroffenen Person in der FSK adäquate Angebote machen zu können? Ein Ansatz wäre mit Blick auf die Sozialraumorientierung die Vernetzung und Kooperation mit anderen Trägern und Institutionen in Form einer fallübergreifenden und fallunspezifischen Arbeit, wie sie bereits in „Soziale Dienste: Vom Fall zum Feld“ (Hinte/Litges/Springer 1999) aufgezeigt worden ist. So muss eine Verwaltung „über die erforderlichen Mittel verfügen, ein Ziel zu erreichen [...] Die Verwirklichung eines Ziels muß im Rahmen der eigenen Möglichkeiten liegen, sonst macht man sich lächerlich“ (ebd.: 72). Wird vor allem die fallunspezifische Arbeit mehr in den Fokus genommen, können so Ressourcen (in Form von möglichen Angeboten) generiert und alternativ bereitgestellt werden. D. h. „Tätigkeiten auf dieser Ebene sind nicht einem spezifischen Einzelfall zuzuordnen, sondern geschehen zu einem Zeitpunkt, da die Fachkräfte noch nicht absehen können, für

welchen späteren Fall sie die jeweilige Ressource benötigen werden. Hierzu zählen insbesondere [...] der Aufbau von Kontakten zu Institutionen außerhalb des sozialen Bereichs“ (ebd.: 100). So müsste das Hilfesystem insgesamt „projektorientiert-innovatives statt standardisiert-bürokratisches Handeln“ (ebd.: 111) in den Fokus nehmen, „prozeßorientiertes statt statisch-lineares Handeln“ (ebd.: 112) forcieren, d. h. Hilfeplanung und die damit verbundene Entwicklung der jungen erwachsenen Wohnungslosen entwickelt sich nicht statisch-linear, sondern prozessorientiert. Es folgt eben nicht der Logik: Anschlussmaßnahme, Schulausbildung, Berufsausbildung, Wohngemeinschaft, Arbeitsstelle, eigene Wohnung, sondern eher der Logik des Scheiterns, der Umwege, der Rückschritte gepaart mit Phasen des (persönlichen) Erfolgs durch die Umsetzung bestimmter (kleiner) Ziele. Erarbeitet das Hilfesystem mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen „im Rahmen kommunikativer Aushandlungsprozesse“ (ebd.: 151) Ziele und berücksichtigt dabei auch bestehende Ressourcen, welche durchaus die Anerkennung als Kompetenz einer „‘gelungenen‘ Alltagsbewältigung“ (ebd.) verdienen, kann die Hilfe aus meiner Sicht die jungen erwachsenen Wohnungslosen besser erreichen. Dass die Klientel durchaus über Kompetenzen und Fähigkeiten, Fertigkeiten und Ressourcen verfügt, zeigt sich m. E. schon dadurch, dass sie teilweise über einen längeren Zeitraum ohne institutionelle Unterstützung lebt. Wenn, wie weiter oben bereits angedeutet, sich die Fachkräfte, die Vertreter*innen der Leistungsträger und der Leistungserbringer im Vorfeld treffen, in Form einer Fallbesprechung, eines runden Tisches ohne die Bewohner*innen und Ideen und Ansätze durchsprechen, kann der durchaus nachvollziehbaren Ratlosigkeit, welche immer wieder in den Fallsteuerungskonferenzen herrscht und die sich auch auf die Bewohner*innen überträgt, entgegengewirkt werden.

9. Letztlich sind vor allem das Lebensweltverstehen bzw. die Lebensweltorientierung und ein gemeinsames Fallverstehen nach BAUMANN unumgänglich; das Hilfesystem und die Menschen, die sich darin befinden, sind immer durch eine Asymmetrie der Machtverhältnisse gekennzeichnet. Jugendliche und junge Erwachsene stehen immer in einer gewissen Abhängigkeit zum Hilfesystem, sind in den Fallsteuerungskonferenzen auch davon abhängig, wie die „Jury“ entscheidet. Daher ist m. E. auch nicht nachvollziehbar, ob es sich bei der Zielformulierung um intrinsische Ziele handelt oder um Ziele, die einem gewissen Vorteil dienen sollen/können. Dies ist umso schwieriger, als formulierte Ziele in den Fallsteuerungskonferenzen teilweise auch abgeändert werden durch Vorschläge der teilnehmenden Fachkräfte und Vertreter*innen des Hilfesystems. Die Fallsteuerungskonferenz bzw. die Hilfeplanung soll nach § 36 SGB VIII dem jungen Menschen Chancen eröffnen, seinen Willen berücksichtigen sowie

mit den beteiligten Trägern Lösungen suchen und anbieten. So müssen Maßnahmen und Folgeangebote beantragt und rechtlich nach SGB VIII oder SGB XII geprüft werden. Ist dies nicht der Fall, so können auch Maßnahmen verweigert werden, obwohl schon eine Zusage vom Leistungserbringer vorhanden ist. Auch hier zeigen sich m. E. die unterschiedlichen Vorstellungen der Kostenträger, des Systems, und die der jungen Menschen, der Lebenswelt:

„Ich wollte sagen, ich möchte ehrlich keine Ausbildung machen, weil ich bin sehr daran interessiert meinen Schulabschluss zu realisieren, bis zum Realabschluss, weil, wie ich merke, dann findet man bessere Arbeit und außerdem habe ich, wie soll ich sagen, ich mache das hauptsächlich für den Schulabschluss und der zweite Grund, weil ich mich auch selber auf die Probe stellen will. Weil in der Schule, auf der ich war, ging es gar nicht, wegen den Umständen bei mir zuhause und wie die in der Schule mit dem Verhalten, also wie das Verhalten zu mir war und alles, die Lehrer, die Schüler und ich möchte unbedingt wissen, wie es ist, wenn ich auf einer Schule bin, wo ich wirklich neu anfangen kann und das möchte ich echt gerne wissen und deswegen möchte ich echt keine Ausbildung machen. Also ich weiß nicht, ob Sie das verstehen können.“ (Ben)

Der junge Mann hatte bereits mit seiner Bezugsbetreuerin einen Platz in einer Einrichtung gefunden und dort eine Zusage erhalten. Die Maßnahme wurde jedoch vom Jugendamt nicht bewilligt, weil diese im Vorfeld in Bezug auf die Kostenträgerschaft nicht abgeklärt worden sei. Von Seiten des Hilfesystems ist nachvollziehbar, dass es klare Regeln und Vorgaben gibt, ja geben muss, aber mit Blick auf die Lebenswelten der Bewohner*innen, auf deren Struktur kann dies kontraproduktiv sein. Es bedarf einer anderen Bewertung von Mitwirkungspflicht und Eigenleistung.

Grundlegend ist das Ziel der Fallsteuerungskonferenzen, den jungen Menschen Angebote zu machen, alternative Anschlussmaßnahmen zu kreieren und den Menschen Anerkennung zu geben: „Die Entscheidung über die im Einzelfall angezeigte Hilfeart soll, wenn Hilfe voraussichtlich für längere Zeit zu leisten ist, im Zusammenwirken mehrerer Fachkräfte getroffen werden. Als Grundlage für die Ausgestaltung der Hilfe sollen sie zusammen mit dem Personensorgeberechtigten und dem Kind oder dem Jugendlichen einen Hilfeplan aufstellen, der Feststellungen über den Bedarf, die zu gewährende Art der Hilfe sowie die notwendigen Leistungen enthält“ (§ 36 SGB VIII (2)). Daher sind auch alle Träger und beteiligten Institutionen, wie Jugendhilfe, Eingliederungshilfe, Leistungsträger nach SGB II und andere an diesen Gesprächen beteiligt. Es geht m. E. nach vor allem darum, dass gemeinsam überlegt wird, welcher Rahmen, welche Möglichkeiten geschaffen werden können, um dem Men-

schen die bestmögliche Hilfe zu geben – im Sinne WINKLERs ist es die Frage, „wie ein Ort geschaffen sein muss, damit ein Subjekt als Subjekt an ihm leben und sich entwickeln kann, damit er auch als Lebensbedingung vom Subjekt kontrolliert wird“ (Winkler 1988: 279). WINKLER geht davon aus, dass die Jugendlichen und jungen Erwachsenen dazu gebracht werden, immer und immer wieder zu scheitern durch zu hohe Ansprüche des Hilfesystems (aber auch durch zu hohe Anforderungen an sich selbst). So kann es sein, dass die Ziele der Jugendlichen/jungen Erwachsenen für die Kostenträger nicht ausreichend sind, die vom System geforderten Ziele allerdings zu hochschwellig für die jungen Menschen, so dass die Maßnahme entweder ohne Verlängerung beendet wird oder der junge Mensch möglicherweise erneut an den Ansprüchen und Zielen scheitert. Fallsteuerungskonferenzen sind von ihrem grundlegenden Auftrag her notwendig und sinnvoll: Sollen doch Expert*innen und Fachkräfte gemeinsam mit den betroffenen Jugendlichen und jungen Erwachsenen Überlegungen anstellen, welche Möglichkeiten vorhanden wären, damit eben diese Jugendlichen und jungen Erwachsenen ihre Ziele nach ihrem eigenen Willen und ihren Vorstellungen umsetzen können – und dies vor dem Hintergrund der Partizipation. Unterschiedliche Meinungen und Ansichten sind sinnvoll und auch nachvollziehbar, man kann betroffenen Personen die Unerreichbarkeit ihrer Ziele aufzeigen, sie auch unterstützen, Ziele umzuformulieren, Ziele zu verändern, Ziele kleiner zu stecken, ihnen weitere Hilfe und Unterstützungsangebote machen, es dabei jedoch nicht an Akzeptanz und Anerkennung ihrer Würde und Darstellung mangeln lassen. Hierzu bräuchte es meiner Meinung nach eine bessere Vorbereitung auf die Konferenzen, kreative Angebote, eine wirkliche Personenzentrierung anstelle einer Maßnahmezentrierung, Heimspiele und auch ausreichend Raum für die Gespräche, damit die betroffenen Jugendlichen und jungen Erwachsenen sich ernst genommen fühlen. Wichtig wäre nach meinem Dafürhalten außerdem, dass sich die Fallsteuerungskonferenzen grundlegend von den Fallsteuerungskonferenzen oder Hilfeplangesprächen unterscheiden, welche die betroffenen Jugendlichen und jungen Erwachsenen bereits kennen. Hier haben viele von ihnen bereits negative Erfahrungen gemacht, gelernt, dass sich nichts ändert und dass sie sich nicht ernstgenommen fühlen:

„Ja, also ich weiß, es war jetzt nicht so... naja, also ich bin da, ich bin da relativ... neutral so, bei sowas, ich hab jetzt, es hat jetzt zwar kein Spaß gemacht, aber was soll ich da großartig dazu sagen? [...] Es kam halt so rüber, ein so, halt so, auf die Art und Weise von wegen, ich würd ja gar nix machen und und ich es könnt ja gar nicht, dass ich da irgendwie... was ich nicht cool fand, dass die da gesagt hat, ähm, irgendwie du kannst da jetzt nicht einfach, nicht einfach irgendwie auf die Kosten leben, schaffen, nix machen, so, ei ja das gehört sich nicht, was du da grad machst oder so, kam das irgendwie rüber.“ (Ben)

6.2.2. Partizipative Gestaltung der Maßnahmen und Angebote

Die Hilfeplanung wird häufig als partizipatives Element gesehen und von den Leistungserbringern und Leistungsträgern als solches definiert; haben doch die Klient*innen die Möglichkeit an der Ermittlung der Bedarfe und der Festlegung der Hilfen teilzuhaben. Dennoch scheint es immer wieder ein Ungleichgewicht von Macht in der Kommunikation sowie ein Spannungsfeld von Druck und Verweigerung zu geben – ein Spannungsfeld, das man zwischen Selbst- und Fremdbestimmung verorten könnte und das m. E. in Einrichtungen der Jugendhilfe, aber auch der Eingliederungshilfe herrscht. Dies lässt sich auch sehr klar an den einzelnen Aussagen der jungen erwachsenen Wohnungslosen erkennen. So benötigen sie einerseits Freiräume und Flexibilität, damit sie ihren Alltag meistern können – und auch Kontakt zu ihrem bisherigen Umfeld halten können –, gleichzeitig sind die Maßnahmen an institutionelle und behördliche Vorgaben und Aufträge gebunden. Dieses Spannungsfeld lässt sich nicht einfach aufheben, muss aber m. E. in Aushandlungsprozessen zwischen den Teilnehmenden und den Fachkräften diskutiert werden. Diese Prozesse gehen jedoch weit über die Mitarbeit an den Hilfeplänen oder die Beteiligung an Freizeitaktivitäten hinaus. Auch hier ist eine gute Beziehungsarbeit Grundlage, damit Partizipation gelingen kann. Die Jugendlichen und junge Erwachsenen wollen erfahren, dass ihre Anregungen und Anforderungen Gehör finden und umgesetzt werden. Dies betrifft m. E. auch Fragen zu Regeln und Hausordnungen, aber auch zu Fragen der Sanktionen; häufig werden Sanktionen, Konsequenzen oder Rauswürfe alleine durch die Fachkräfte, durch die Leistungserbringer und Träger beschlossen. Auch wenn dies utopisch erscheinen mag: Man könnte versuchen, auch die anderen Maßnahmeteilnehmer*innen in diese Entscheidungsprozesse einzubeziehen und damit das Gefühl der Selbstermächtigung, einen emanzipatorischen Effekt bei den Bewohner*innen anstoßen. Häufig sind die Möglichkeiten der Teilhabe meiner Ansicht nach aber zu *hochschwellig*; mit Blick auf den herrschaftsfreien Diskurs nach HABERMAS könnte man argumentieren, dass ein gewisses Machtgefälle zwischen den Beteiligten besteht. So haben einige der Bewohner*innen benannt, dass sie in den Bewohner*innenversammlungen, die als Partizipationsmethode genutzt werden, lediglich „ihre Zeit absitzen“:

„Nee, eigentlich nicht, also das war in der Teamversammlung wurde das angesprochen und da hat sich eigentlich nie einer groß beschwert [...] allen geht's gut und alles ist gut. So waren die Antworten.“ (Markus)

„Nee, nicht immer also meistens vergesse ich s halt oder habe halt so Termine oder so. [...] Ich sag da halt nie was, keine Ahnung. Also ich mag das nicht, dahinzugehen. Weil so was ist halt unnötig halt, 10 Minuten oder so. Keine Ahnung, mich stresst das halt irgendwo, mich stört ja nix und dann habe ich da eigentlich nichts zu sagen, so“ (Asma)

Grundlegend ist die Frage zu stellen, ob es sich bei bestimmten Maßnahmen und Methoden schon um Partizipation, um Teilhabe an Mitbestimmungsprozessen handelt oder lediglich um Vorstufen von Partizipation; so sind Einbeziehung und Anhörung sowie Information keine Mitbestimmung, keine Entscheidungskontrolle oder gar Übertragung von Entscheidungskompetenz. Daher würde ich bei den meisten Möglichkeiten der Partizipation lediglich von Vorstufen sprechen und nicht von eigentlicher Teilhabe. Hier wäre m. E. eine grundlegende Änderung sinn- und wirkungsvoll. Bei den Themen, die wirklich von Interesse sind und bei denen die jungen erwachsenen Wohnungslosen auch gerne mitentscheiden würden – Öffnungszeiten der Küche, Hausverbote etc. – sind sie ausgeschlossen; andere Entscheidungen, in die sie einbezogen werden, haben für sie häufig nicht die Relevanz bzw. Dringlichkeit, sich einzubringen. Voraussetzung für eine gelingende Partizipation sind m. E. ein akzeptierender Ansatz und eine Subjektorientierung.

6.2.3. Akzeptierende Haltung

Im Rahmen einer akzeptierenden Arbeit werden das Verstehen und die Akzeptanz als notwendige Voraussetzung für die sozialpädagogische Tätigkeit in den Mittelpunkt gerückt; aber nicht nur das: Darüber hinaus werden sie nach STICKELMANN⁹⁶ „dem Element der Kontrolle und des pädagogischen ‚Verändernwollens‘ gegenübergestellt“ (Stickelmann 1996: 23). Akzeptierende Arbeit verstand sich demnach als Kritik der etablierten sozialpädagogischen Praxis, mit der bestimmte Gruppen „von den entsprechenden pädagogischen Angeboten nicht mehr erreicht werden“ (Galuske 1999: 188)⁹⁷ konnten. Akzeptierende Arbeit, eine akzeptierende Grundhaltung meint aber mehr als nur *Niederschwelligkeit* und *Erreichenwollen*. Es geht um Respekt vor den Entscheidungen der Betroffenen in Bezug auf deren Lebensführung, es geht darum, den Menschen ernst zu nehmen, Partizipation zu ermöglichen, den Willen des Menschen zu respektieren. RALF GERLACH (2004: 129) benennt für die akzeptierende Suchtarbeit Merkmale wie unbürokratisch, subjektbezogen, bedürfnisorientiert, lebensweltbezogen, anforderungsarm, verständigungsorientiert und nicht bevormundend, nicht moralisierend, nicht abstinenzfixiert und kontrollarm. Eine akzeptierende Haltung beinhaltet meiner Meinung nach auch eine Zieloffenheit, d. h. die zu erreichenden Ziele werden von

⁹⁶ Stickelmann, Bernd (1996): Zur Einführung: Gegen – Gewalt – Jugendarbeit? Grundlagen einer sozialpädagogischen Reflexion. In: Zuschlagen oder Zuhören. Jugendarbeit mit gewaltorientierten Jugendlichen. Stickelmann, Bernd (Hrsg.). Weinheim/München.

⁹⁷ Galuske, Michael / Thole, Werner (1999): "Raus aus den Amtsstuben...". Niedrigschwellige, aufsuchende und akzeptierende sozialpädagogische Handlungsansätze - Methoden mit Zukunft? - In: Fatke, Reinhard / Hornstein, Walter / Lüders, Christian / Winkler, Michael (Hrsg.): Erziehung und sozialer Wandel. Brennpunkte sozialpädagogischer Forschung, Theoriebildung und Praxis. Weinheim u. Basel: Beltz. S. 183-202

den Betroffenen selbst gesetzt. Dies setzt allerdings voraus, dass sich die Fachkräfte und das Hilfesystem insgesamt auf die Perspektiven ihrer Adressaten einlassen und auch keine vorschnellen Interpretationen der jeweiligen Lebenssituation zulassen, die mit Ratschlägen verbunden sind. Im Sinne eines Besserwissens werden Menschen so zu bloßen Objekten degradiert – dabei sind sie die wahren Expert*innen, die Lebensweltexpert*innen, und die Fachkräfte sind die *Gäste*. Vor allem im Bereich der Drogenarbeit oder der Jugendarbeit in gewaltbereiten und rechtsorientierten Milieus (vgl. Galuske 1999) gibt es akzeptierende Ansätze und Konzepte, die dazu führen, den Kontakt und die Beziehung zu Menschen herzustellen, die von anderen vorhanden Angeboten und Maßnahmen nicht (mehr) erreicht werden, „weil sie ausgegrenzt werden bzw. sich von ihnen nicht erreichen lassen“ (ebd.: 188). GALUSKE verweist mit Recht darauf, dass es in der sozialpädagogischen Arbeit mit schwer erreichbaren Jugendlichen und jungen Erwachsenen darum geht, die Probleme in den Mittelpunkt zu stellen, „die die Jugendlichen *haben*, nicht die Probleme, die sie *machen*“ (ebd.; Herv. i. Orig.). Vielmehr sollten wir als Fachkräfte akzeptieren, „daß die Jugendlichen selbst für sich zumeist einen Sinn darin sehen, sich so und nicht anders zu orientieren“ (ebd.). Dies deckt sich mit meinen Annahmen und Ergebnissen aus den Gesprächen mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen. GALUSKE geht davon aus, dass sie „ihre ‚Auffälligkeiten‘ nur dann ablegen, wenn sie für sich sinnvollere und befriedigendere Wege entdecken ‚aus ihrem Leben‘ etwas zu machen“ (ebd.). Dies bedeutet aber auch, dass Bedürfnisse nicht einfach abfragt werden können, sondern in intensiver Arbeit mit den Klient*innen erarbeitet werden müssen. Akzeptieren heißt nicht, alles gutzuheißen, nicht alle Handlungen und Äußerungen positiv zu werten, aber eben auch nicht ständig kritisch zu hinterfragen. Vielmehr sollten sich die Fachkräfte als Gäste im Leben der Adressaten sehen. Daher bedarf es meiner Ansicht nach einer intensiven Beziehungsarbeit, die jedoch auch immer mit einem hohen Zeitaufwand verbunden ist und in einer Form des *guidings* stattfinden und das Subjekt in den Mittelpunkt stellen sollte. Hierin sehe ich auch einen besonderen Aspekt des Projektes Dock#30; während der Drogenkonsum in anderen Einrichtungen der Jugendhilfe, aber auch der Wohnungslosenhilfe – zumindest was illegale Drogen angeht – i. d. R. zu einem Rauswurf führt, wird dies im Projekt überwiegend akzeptiert und toleriert. Dies macht auch Arthurs Aussage deutlich:

„...der Drogenkonsum stört mich, aber ich weiß ja, warum, warum der hier, ähm, geduldet wird. Also für mich, mhm, persönlich ist, äh, stellt das n Problem dar, ja, weil ich von Drogen nichts halte, aber... Ich weiß, das es hier ja, äh, Leute gibt, die damit Probleme haben und momentan noch nicht bereit dazu sind oder in der Lage sind, beziehungsweise die Reife dazu haben, damit aufzuhören, nich.“ (Arthur)

Es führt aber auch zu Konflikten gegenüber jenen, die einen gewissen Schutzraum benötigen oder eben keine Drogen konsumieren:

Also ich nehm gar keine Drogen, also überhaupt gar keine Drogen, kein Kiffen und kein anderen Scheiß, da bin ich komplett raus, wenn ich das mal kurz auf Deutsch sagen kann, also ich rauch Zigaretten und am Wochenende, ab und zu trinke ich mal Alkohol [...] Aber mit Kiffen oder so was, ähm, wo ich mich sehr unwohl fühle, ist, wenn hier im im Haus konsumiert wird, also auch mit Alkohol und, ähm, Drogen.“ (Robert)

6.2.4. Subjektorientierung statt Maßnahmenzentrierung (Bedürfnisse statt Bedarfe)

In der akzeptierenden Haltung spiegeln sich bereits die beiden Merkmale der Subjektbezogenheit und der Bedürfnisorientierung. Menschen wollen sich angesprochen und ernstgenommen fühlen von dem jeweiligen Gegenüber, auch in Angelegenheiten, die dem Gegenüber unwichtig erscheinen, für die Betroffenen jedoch einen großen Stellenwert zu haben scheinen:

„Weil, zum Beispiel das Wäschethema auch von, ähm, ein paar nicht ernst genommen wird, weil, ich glaub das dritte Mal, wo meine Wäsche geklaut worden ist, habe ich nachgefragt, ob man, was man da jetzt machen kann und das Erste, was ich dann gesagt bekommen hab, war die Wäsche teuer? Also es geht mir gar nicht drum, ob die Wäsche teuer ist oder ob sie nur oder ob sie umsonst war. So das geht, also in meinen Augen geht das nicht. Auch Essen geklaut und ach, was weiß ich.[...] Also das Thema wird überhaupt nicht ernstgenommen, meiner Meinung nach.“ (Robert)

Viel schrieb ich in den vorangegangenen Kapiteln über die Themen Augenhöhe, Akzeptanz, Anerkennung sowie die Diskrepanz zwischen Subjektorientierung und Maßnahmenzentrierung. In meiner Wahrnehmung werden Unterstützungs- und Hilfeangebote eher anhand der vorhandenen Möglichkeiten zur Verfügung gestellt, d. h. es werden die immer gleichen Angebote und Maßnahmen „aus der Schublade geholt“. Menschen werden – zugespitzt formuliert – in vorhandene Schablonen gepresst, anstatt kreative und „passgenau“ Angebote gestaltet werden. Bestehende Angebote haben sich etabliert, sind überprüfbar, konzeptionell abgesichert, werden erfolgreich angewendet, Leistungserbringer haben sich spezialisiert und unterstützen ihre Adressaten „passgenau“. So sind Maßnahmen nach den §§ 53 und 67 SGB XII, nach § 41 SGB VIII oder anderen gesetzlichen Grundlagen erfolgreich und verhelfen den Nutzer*innen zu einer Verbesserung ihrer jeweiligen Lebenssituation oder führen

wenigstens zum Erhalt eines Status quo. Allerdings führt diese Maßnahmezentrierung dazu, dass die Maßnahme im Mittelpunkt der Hilfe steht und nicht etwa der jeweilige Mensch mit seinen Eigenarten, seinen persönlichen Strukturen, seinen Interessen, seiner eigenen Lebenswelt oder seinen Ressourcen. Im Ergebnis scheitern viele Nutzer*innen an den Angeboten, brechen die Maßnahmen ab oder die Maßnahmen scheitern eben an den Menschen. Viele der jungen erwachsenen Wohnungslosen, mit denen ich sprechen konnte, hatten bereits vielfältige Erfahrungen mit der Jugendhilfe und/oder Wohnungslosenhilfe bzw. der Eingliederungshilfe gemacht. Viele von ihnen waren in *klassischen* Maßnahmen, brachen diese ab oder wurden aus diesen hinausgeworfen. Was es meiner Meinung nach statt einer Konzentration auf die Maßnahmen bräuchte, wäre eine Orientierung am bzw. eine Zentrierung auf das Subjekt. Nur durch eine Subjektorientierung kann der jeweilige Mensch in seinen anthropogenen, kulturellen und sozialen Bezügen wahrgenommen werden. Nur so können seine jeweiligen Aneignungsstrukturen und Entäußerungsformen anerkannt werden. Die Aneignung von etwas Neuem kann nur von dem jeweiligen Subjekt ausgehen, was allerdings meiner Meinung nach auch eine gewisse Offenheit der Themenwahl bedingt. Durch das Angebot bestimmter Maßnahmen ist dieser Offenheit nach meiner Ansicht nicht Genüge getan; es braucht vielmehr eine bessere Beteiligung beim Hilfeprozess und bei der Auswahl der kreativen Angebote in Form von Partizipation. Subjektorientierung meint eine pädagogische Haltung und verlangt danach, das Gegenüber wahr- und ernstzunehmen als handlungsfähiges Subjekt. Die Ressourcen und Bedarfe sind der Maßstab der Orientierung; Voraussetzung für eine Subjektorientierung ist allerdings die Bereitschaft, Entscheidungen auszuhandeln und auch solche Entscheidungen auszuhalten, die der eigenen Haltung oder den geltenden Werten und Normen der jeweiligen Mehrheitsgesellschaft nicht zwangsläufig entsprechen. SCHWARZ spricht in diesem Zusammenhang von Bedürfnissen statt einer Subjektorientierung und fordert von den Professionellen, dass diese „Bedürfnisse und Interessen ihrer Adressatinnen berücksichtigen oder sogar zum Ausgangspunkt von Hilfen machen“ (Schwarz 2022: 215). Dieser Ansatz bedarf m. E. eines gemeinsam getragenen Fallverstehens.

6.2.5. Fallverstehen

BAUMANNs angesprochenes gemeinsam getragenes Fallverstehen ist auch dahingehend von Belang, dass Adressat*innen eingeschätzt werden können, so dass die „Planung von Zwischenfällen auch an Potentialen[n] an[knüpften]“ (Winkler 1988: 327) kann, denn in der Initiierung von Situationen, aber auch Zwischenfälle, über die man „als bedeutungslos oder nebensächlich hinweg“ (ebd.: 326) sieht, die aber einen so großen Druck auf den*die Adressat*in ausüben, „daß man sich ihm nicht entziehen kann“ (ebd.: 327), können, wenn „es dem Subjekt an Mitteln mangel[t] [...] selbst noch in den Modus der Differenz führen“ (ebd.). Zwischenfälle sollten sich somit „an dem perspektivischen Horizont, innerhalb dessen sich das Lebens eines Subjekts an seinem Ort bestimmt“ (ebd.) orientieren und das Subjekt nicht überfordern. Nach BAUMANN stellt das gemeinsam getragene Fallverstehen „eine erste Interventionsform dar, da es eine Idee davon vermittelt, warum unser Gegenüber sich so verhält, wie es das eben tut“ (Baumann 2019: 55) und somit „unsere Toleranz gegenüber ‚innovativen‘ Lösungs- und Bewältigungsmechanismen deutlich erhöht“ (ebd.). Somit ist das Fallverstehen auch der erste Schritt, angemessene, d. h. subjektorientierte Angebote zu entwickeln, gegen die „der junge Mensch nicht kämpfen muss“ (ebd.). Grundlegend sind Hypothesen, die entwickelt werden in Bezug auf den jungen Menschen – und zwar weniger im Hinblick auf richtig oder falsch, sondern mit Blick auf eine gewisse Handlungsfähigkeit. BAUMANN (ebd.: 56 f.) weist auf die Bedeutung hin, dass die Hypothesen

1. eine gewisse Transparenz und auch eine damit verbundene Nachvollziehbarkeit bieten müssen,
2. sich auf den jeweiligen *Fall* beziehen und das jeweilige Umfeld einbeziehen müssen,
3. dazu führen sollten, dass das Verhalten vor dem jeweiligen Sinnzusammenhang nachvollziehbar und verstehbar wird,
4. ein zu erreichendes Ziel, einen zu erreichenden Zustand und eine Perspektive herausstellen müssen
5. und neue Handlungsmöglichkeiten eröffnen.

Auch wenn ich an anderer Stelle kritisierte, dass die jungen erwachsenen Wohnungslosen häufig als *Fälle* bezeichnet werden, so benutzt auch BAUMANN diesen Begriff – allerdings in einem anderen Verhältnis: „Das Kind oder der Jugendliche ist nicht identisch mit dem Fall, sondern ein Akteur des Falles, um den herum sich der ‚Fall‘ konstruiert“ (ebd.: 57). Es geht bei dem gemeinsam getragenen Fallverstehen vor allem darum, zu erkennen bzw. zu verstehen, warum der Jugendliche oder junge Erwachsene „genau diese Rolle in dem Fallge-

schehen einnimmt“ (ebd.), verbunden mit der Frage, „worauf also sein Verhalten eine Antwort ist“ (ebd.). Sozialpädagogisches Verstehen bedeutet also, das Verhalten und die Handlungen der Akteure zu verstehen bzw. zu deuten (zumindest ansatzweise), um daraus geeignete Hilfs- und Unterstützungsangebote zu kreieren. Hierzu ist es m. E. auch unumgänglich, die Lebenswelt der Betroffenen stärker in den Blick zu nehmen, um die Gründe für dieses oder jenes Verhalten sowie den Sinn dahinter zu verstehen bzw. nachvollziehbar zu machen. Dabei bedarf es jedoch einer akzeptierenden Haltung gegenüber den jungen erwachsenen Wohnungslosen. An dieser Stelle möchte ich den Blick auf bereits bestehende Maßnahmen und Angebote lenken, die man als *alternativ* bezeichnen könnte. Dennoch würde ich über das von BAUMANN vorgeschlagene Fallverstehen hinausgehen bzw. dieses erweitern um RITSERTs Aktionssinn; wie bereits in Kapitel 4.2.3.5. beschrieben, handelt es sich hierbei nicht um ein theoretisches Hintergrundwissen, sondern um ein Instrument oder Handwerkszeug, welches m. E. in der Praxis durchaus zielführend sein kann, junge erwachsene Wohnungslose bei der Annahme von Hilfeangeboten zu unterstützen. BAUMANNs Fallverstehen ist vor dem jeweiligen Sinnzusammenhang der betroffenen Person zu begreifen, also dem, was RITSERT Aktorsinn nennen würde. Dies ist aber nur das bewusste Handeln, hinter welchem jedoch der Aktionssinn liegt, der den Betroffenen nicht unbedingt bewusst sein muss. Diesen gilt es m. E. zu ergründen und aufzubrechen.

6.2.6. Kreative Angebote und alternative Konzepte

Das mittlerweile nicht mehr ganz so neue und innovative Konzept des *housing first* wird in Deutschland seit einigen Jahren umgesetzt und kann gewisse Erfolge verzeichnen,⁹⁸ während es in den USA bereits in den 1990er Jahren angewandt wurde, um Wohnungslosen erst eine Wohnung und dann weitere Angebote der Unterstützung zur Verfügung zu stellen – ohne den Zwang, diese annehmen zu müssen. *Housing first* verknüpft akzeptierende Arbeit mit Subjekt- und Bedürfnisorientierung. SPECHT behauptet allerdings, dass es sich bei dem Ansatz um *alten Wein in neuen Schläuchen* handele: „Ich glaube einfach nicht, dass das

⁹⁸ Maren Michels verweist auf die Erfolge verschiedener Housing First Projekte: So habe der „Housing First Europe Final Report“, der 2013 von Volker Busch-Geertsma verfasst wurde, belegen können, dass 80 bis 90 Prozent der Klient*innen ihren Wohnraum auch nach zwei bis drei Jahren noch behalten konnten. Diese Studie umfasst fünf Beispiele in europäischen Städten. Eine kanadische Studie komme immerhin auf 70 Prozent der Teilnehmer*innen, die nach zwei Jahren noch stabil untergebracht waren. Eine weitere Studie, auf die Michels verweist bezieht sich auf Hamburg; dort wurden 16 Langzeitobdachlose in einem Neubau zentral in der Stadt untergebracht. „Bis auf einen Todesfall kam es zu keinem Wechsel.“ (Michels, Maren (2019): Betreutes Wohnen oder Wohnen mit Betreuung. Ein Einwurf. In: Zeitschrift für soziale Strafrechtspflege. Schleswig-Holsteinischer Verband für soziale Strafrechtspflege; Straffälligenhilfe und Opferhilfe (Hrsg.). Nr. 52, Dezember 2019

Modell Housing First in Deutschland in der Essenz etwas Neues bringt. Ob man es darüber noch einmal verkaufen kann, was wir seit 30 Jahren tun, vielleicht, aber [da] bin ich auch nicht so unbedingt sicher“ (Parnitzke 2016: 72). Mit Blick auf die jungen erwachsenen Wohnungslosen möchte ich diese Aussage zumindest infrage stellen; der *klassische* Weg zurück in eine eigene Wohnung folgt in den klassischen Konzepten der Wohnungslosenhilfe einem Stufenmodell: *Übernachter*, Drei-Monats-Maßnahme, Wohnheim und dann erst eigene Wohnung – i. d. R. mit Betreuung.

„Mit gemischten Gefühlen so. Auf einer Seite, ja, schön, dass ich jetzt hier rauskomme und so, dann auf der anderen Seite natürlich ist die Schützenstraße beziehungsweise das Obdachlosenheim ja auch keine langfristige Lösung, außer es klappt halt so wie, die {Name der Fachkraft; Anm. d. Vef.} gesagt hat. Die hat halt gemeint, dass ich halt erstmal 2 Wochen da sein müsste, dann könnte ich halt einen Antrag auf, während ich dann da bin einen Antrag darauf stellen auf diese 3-Monatsmaßnahme und dann, wenn ich dann immer noch keine Wohnung gefunden haben sollte, dann können ich halt diese Appartement beantragen. [...] Ja, genau. Und dann hab ich da auch wieder einen, einen Platz, wo ich ein bisschen länger schlafen kann, so. Da muss mich ja auch dran denken, deswegen mit der 3-Monatsmaßnahme, weil da weiß ich ja noch nicht, ob das wirklich geht, deswegen, da muss ich ja auch gucken“ (Ralph)

Suchtabhängigkeit, Alkohol- und Drogenkonsum, psychische Erkrankungen, Gewalt, Konflikte und Exzesse führen häufig zu Maßnahmeabbrüchen. Auch hier gibt es scheinbar ein *Creaming*, also das Abschöpfen derjenigen Adressaten, die eine Aussicht auf Erfolg haben. So beschreibt Jamie, dass er wenig Aussichten auf einen Platz hat, da er sich nicht an Regeln hält und so gewisse Erfolgsaussichten nicht bestehen:

„Kommt immer nur drauf an. Bei mir ist wie Bergsteigen. Nämlich, ich bin nicht so einer, der wo Regel mag. Ich mach meine eigene Regeln, dafür bin ich auch normal, so wie andere, so dies und das, weil ist einfach für mich besser. Weil, wenn ich dann meine Anmeldeadresse hab, dann geh ich natürlich arbeiten, sofort. Aber die Anmeldeadresse hier dauert dann noch auch nochmal 3 Monate, weil du dann erstmal drei Monate Probezeit hast. [...] Dann kriegst du ja erst deine Anmeldeadresse und das dauert mir dann viel zu lang, was soll ich 3 Monate lang machen? Auf de faule Haut liegen? Dann kann ich ja jetzt schon, auf der faule Haut auch schon liegen [...] Und wenn du dann als Festbewohner, wo du in der Maßnahmen bist für die 3 Monate, einer macht dich dumm an und du machst dann zurück dumm an, dann bist du derjenige, wo draußen ist, ne. [...] Ja und ich bin so einer, ich halt mich einfach nicht zurück, ich geh dann gegen ihn, weil ich meinen Mund nicht halten kann. [...] Ich hab ja meine Meinungsfreiheiten.

[...] Aber bei denen passt das manchmal nicht, weil ich meine Meinungsfreiheiten hab. Die kommen damit nicht klar.“ (Jamie)

Eine eigene Wohnung zu vergeben – ohne die Verpflichtung, eine Betreuung in Anspruch nehmen zu müssen –, könnte eine große Unterstützung aus Sicht der jungen erwachsenen Wohnungslosen darstellen; auf die Frage, ob sich ihre Probleme auflösen würden, wenn sie eine eigene Wohnung hätte, antwortet Maria:

„Die meisten ja, ja [...] Ja, und ich denke, ich könnte doch auch einiges ausblenden, wenn ich eine Wohnung hätte.“ (Maria)

Oder auch Achim:

„Unterstützung? Quasi bräuchte ich für ne Wohnung. Bräuchte erstmal eine Unterkunft, eine Bleibe erstmal, wenn ich die Bleibe hätte, dann würds auch nicht lange dauern, bis ich mir dann auch selber wieder Initiative ergreife und dann kann man sich ja, wenn du dann wieder Eigeninitiative hast, also mehr Energie wieder in dir hast und das merkt man ja auch, dann geht man ja auch wieder auf Leute zu, zum Beispiel auf die Sozialarbeiter...“ (Achim)

Allerdings gibt es auch junge erwachsene Wohnungslose, denen der Gedanke an eine eigene Wohnung ohne Betreuung oder Begleitung eher Sorgen oder Angst macht, wie die folgenden Aussagen zeigen:

„Nee, also mit einer eigenen Wohnung, da will ich noch nicht hin, da will ich erstmal noch warten, aber mit Reha, wir haben halt auch eine gesucht, aber wir haben jetzt keine gefunden irgendwie, also die waren halt alle, die hatten halt alle keine freien Plätze mehr.“ (Asma)

„Das wäre halt so eine ambulante, also wo jemand, sage ich mal, einmal in der Woche oder so vorbeikommt und mit mir guckt, den Papierkram für mich, vielleicht, also mit mir, dann hilft dann, mir dann hilft und äh, vielleicht also mal für die Anfangsphase, dass ich dann einen stabilen Start habe so, mit Ausbildung und alles, ich glaube so nach der Zeit, wenn ich einmal so diesen, sage ich jetzt mal, diesen guten Start hab, dann bring ich das schon gut in's Rollen so, aber ich brauche halt erstmal Hilfe, das alles so zu organisieren halt. So halt, dass ich möglichst, so, so für die kommenden Jahr, so, halt was hab, was ich mache.“ (Bernd)

„Genau, genau, jemand der sich um die Post, sag ich mal, kümmert, der vielleicht auch ein bisschen die Finanzen mit abcheckt und dass mir halt, sag ich jetzt mal, wenn es um en Dach überm Kopf geht, so das wichtigste, was man überhaupt braucht, was man jetzt auch so gelernt hat, dass einem das einfach nicht genommen werden kann, so, weil da kann wirklich eine Sache

schiefgehen und dann sitzt de da und hast gar nichts mehr. Das ist mir jetzt schon eins, zweimal passiert, und das muss nicht nochmal passieren.“ (Jonathan)

So auch Ben, der rückblickend erzählt, dass eine eigene Wohnung ihn *komplett auseinandergenommen* hätte:

„Das hätte mich komplett auseinandergenommen. Das hätte mich komplett auseinandergenommen. [...] Nee, weil ich zu dem Zeitpunkt überhaupt noch nicht um mich selbst kümmern konnte. Es war wirklich, äh, eigene Wohnung wäre komplett nach hinten losgegangen. Also es kam bei mir jetzt erst so mit 19, 20, dieser Kopf dafür. Davor habe ich noch ziemlich kindisch gedacht und so und habe nicht mal mein Zimmer aufgeräumt oder sowas. Jetzt mittlerweile habe ich selber so ein, so ein, jetzt bin ich selbst in so einem Putzmodus, wenn ich Dreck sehe.“
(Ben)

Aber auch in der Kinder- und Jugendhilfe nach dem SGB VIII könnten bestehende Angebote durchaus erfolversprechend sein, wenn sich die Strukturen und Rahmenbedingungen an die Nutzer*innen anpassen würden anstatt umgekehrt. Anpassbare Parameter wären m. E. ausreichend Zeit für den Beziehungsaufbau, längere Zeiträume, um die Zielerreichung zu überprüfen, aber auch das Zulassen des Scheiterns, weniger Druck seitens der Leistungsträger, aber auch der Leistungserbringer, das Aushalten von Rückfällen, das Freihalten des Maßnahmeplatzes für die Zeit der Entgiftung oder der Therapie. In der Praxis bedeutet dies jedoch häufig eine Doppelfinanzierung, die dazu führt, dass es zu einem „Entweder oder“ kommt. Darüber hinaus zeigt sich in der Praxis immer wieder, „dass die Kostenträger im Rahmen ihrer Strukturen zu schwerfällig sind, wenn es um die Bewilligung von Maßnahmen geht, was m. E. einerseits mit einer zeitlichen Verzögerung einhergeht, andererseits aber auch mit dem Argument, dass ja schon viele Angebote und Optionen gar nicht ersthaft angenommen oder gar abgebrochen worden seien. Dies kann m. E. „zu Frustrationen und Ärger bei den Nutzer*innen führen und letztlich auch dazu, dass sie sich in ihrer Wahrnehmung gegenüber den Kostenträgern bestätigt und ohnmächtig gegenüber dem Hilfesystem fühlen“ (Engelberty 2021: 202). Housing first, Bauwagen, Zirkuswagen, Holzhütten, tiny houses – Alternativen gäbe es wohl viele. Für die meisten jungen erwachsenen Wohnungslosen, die auf der Straße schlafen mussten, sind der erste Kontakt mit der Straße, die ersten Nächte außerhalb der elterlichen Wohnung eine schlimme Erinnerung – an die sich einige allerdings auch gewöhnt haben:

„Ich war, ich war aber danach, ich musste Sofahopping machen, von... und es war schrecklich. Es war einfach schrecklich und jetzt bin ich, jetzt bin ich zum Schluss endlich zum Entschluss gekommen, dass ich in ein Obdachlosenheim komme, wir finden hier, wir müssen hier stecken

*bleiben, weil wir keine Wohnung finden, ich weiß jetzt nicht, wie lange das bei mir dauern wird“
(Nils)*

„Genau, ja, dann halt wirklich, wenns einem gerade, wenn der körperliche Zustand so kritisch ist, sag ich jetzt mal, und dann noch bei bestimmten Wetterverhältnissen dann noch kritischer wird, das ist dann einfach... Aber ich... und das schlimmste war halt wirklich, diese psych..., diese Psyche, die dann da mitgenommen wird.“ (Jonathan)

„Ja, ich war, ich war obdachlos, und das war gar nicht gut [...] Ich war nur ein halb Monat in Diakonie, also in Schüt..., also in Dings und dann habe ich bei meinem Bruder manchmal geschlafen und Freund, da, manchmal Bahnhof, manchmal Straße, manchmal Freund, manchmal da, weißt du wie ich mein, ich kann's ja nicht immer bei meinem Bruder schlafen. [...] war auch kalt und Winter [...] war Scheiße.“ (Karim)

Ebenso die Erfahrungen mit den Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe:

„Da war ich, also in so einer Einrichtung war ich noch nie. Das ist das erste Mal, dass ich damit konfrontiert, konfrontiert worden bin, das war in Wiesbaden, da bin ich da halt in die Teestube gegangen, hab die Gerüche wahrgenommen, habe mich direkt wieder umgedreht und hab halt geguckt erstmal, dass ich bei Freunden unterkommen kann und das konnte ich dann, bis ich dann im Dock eingezogen bin.“ (Ralph)

Ganz drastisch formuliert es Achim:

„Nee, will ich auch nicht, niemals, mhm. Dann gebe ich mir die Kugel. Und dann, ähm, dann wird ich schon was reißen, auf jeden Fall. Weil, wenn ich schon, ähm, wenn ich so tief sinken würde, dann würde ich mir auch mehr Gedanken machen, wie kommst du aus der Scheiße schnellstmöglich wieder raus, also. Das würd ich net mache, ich würd mich ned so beschämend, da, ich meine, traurig das, aber nee. Nee, nee, nee. So einen hat meine Mutter net gezeugt, nee. Dann würd ich vor den Zug springen, sag ich dir ehrlich. Ich mein, ich hab Angst davor, aber lieber so als Platte. Da gehste ja kaputt. War nie mein Weg, war nie mein Ziel.“ (Achim)

Umso wichtiger scheint es mir, dass alternative Lebens- und Wohnkonzepte erprobt und zur Verfügung gestellt werden – ohne den Zwang, weiterführende Hilfe und Unterstützungsangebote annehmen zu müssen. Wie bei Housing first sind aber Angebote der Unterstützung wichtig, sind auch bestehende Beziehungen zu den Fachkräften, zu Professionellen wichtig:

„Und ich ähm bleib mit denen trotzdem hier noch in Kontakt weil ich zum Beispiel auch noch Hilfe bei den Ämtergängen brauch und ich hab gesagt, ich möchte halt jemand, dass jemand

dabei ist und da haben die halt auch gesagt ähm, weil die jetzt wissen, wies bei mir läuft mit dem Amt und so, werden die mich trotzdem erstmal weiterhin unterstützen [...] Und das finde ich halt schön, die machen halt die, äh, die helfen auch gleich den Übergang einfach, dass ich nicht gleich, so, du bist jetzt im neuen Haus guck [...] wie du zukommst sondern direkt mit em Übergang und in Kontakt bleiben und die haben gesagt, wenn ich Unterstützung brauch, sind die auch noch für mich da, also ich kann mich jederzeit auch hierher noch und so und das find ich sehr gut.“ (Marion)

6.2.7. MANNONI, MAKARENKO und die Anerkennung alternativer Lebensentwürfe

Über die dargestellten – teilweise auch schon erprobten – alternativen Angebote hinaus könnte man auch über Utopien des sozialpädagogischen Ortes nachdenken; über die Ideen MANNONIs und MAKARENKOs, alternative pädagogische Konzepte, die den Nutzer*innen eine gewisse Selbstkontrolle übertragen, die Verantwortung für den Ort und das darin Geschehende, habe ich bereits geschrieben. Heruntergebrochen auf das Individuum bedeutet dies meiner Meinung nach eine Anerkennung alternativer Lebensentwürfe. Mit Bezug auf MÜCHER (2010) und WALLNER (2010) schrieb ich eingangs davon, dass es sich bei der Entscheidung, in die Wohnungslosigkeit zu gehen, um eine für die jungen erwachsenen Wohnungslosen sinnvolle Alternative handeln kann zum Leben in der Herkunftsfamilie, um so die vorhandenen Probleme zu bewältigen. In den Gesprächen mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen war nach meiner Auffassung erkennbar, dass es sich dabei nicht um die *ideale* Alternative handelt, sondern um eine *sinnvoll* erscheinende Lebenswelt. Diese sollte m. E. anerkannt werden – auch wenn sie nicht unserem Idealbild eines Lebensentwurfes entsprechen mag. WINKLER spricht davon, dass es dem Subjekt erlaubt sein muss, sein eigenes *Universum* zu schaffen, in dem es sich ertragen kann (Winkler 1988: 279). Hierfür müssen dem Subjekt die notwendigen Materialien und Werkzeuge, die notwendigen Kompetenzen mitgegeben und vermittelt werden, damit Aneignung gelingen kann. Der Auftrag der Sozialen Arbeit ist daher, Rahmenbedingungen und Strukturen zur Verfügung zu stellen und nicht Menschen verändern zu wollen. Dies muss auch möglich sein, ohne eine Gegenleistung zu erwarten. An dieser Stelle möchte ich das bedingungslose Grundeinkommen erwähnen, das es Menschen ermöglichen könnte, ihre alternativen Lebensentwürfe zu verwirklichen. Dennoch muss ich – auch als Sozialarbeiter – immer wieder erfahren, dass alternative Konzepte und Ansätze, die weniger utopisch sind als die von MANNONI oder MAKARENKO, wenig Aussicht auf Erfolg haben. Selbstverwaltete Jugendzentren, wie ich sie teilweise noch aus den 1980er Jahren kenne, in denen ich als Jugendlicher *abhängen* konnte, sind heute scheinbar nicht mehr denkbar. Schon in den 1980er Jahren wurden diese teilweise in starre

Trägerstrukturen überführt, um junge Menschen zu erreichen, die sich von kirchlichen oder kommunalen Strukturen nicht erreichen ließen oder eben nicht erreichen lassen *wollten*. Unterstützung genossenschaftlicher Selbsthilfe von betroffenen Menschen durch die Soziale Arbeit könnten ebenso unterstützenswerte Alternativen zu klassischen Konzepten und Ansätzen sein. Doch woran liegt die scheinbar fehlende Flexibilität? Häufig wird gerade bei Minderjährigen mit der Aufsichtspflicht argumentiert; daher sei es nicht möglich, dass selbstverwaltete Jugendzentren umsetzbar seien. Minderjährige müssten in Obhut genommen werden. Man könnte das Gefühl haben, dass hier aus einer gewissen Angst heraus agiert wird, man könnte die Verantwortlichen zur Rechenschaft ziehen. Meiner Meinung nach bräuchte es eine akzeptierende Haltung, eine Bedürfnisorientierung bzw. Subjektorientierung statt Maßnahmeorientierung und das Recht auf alternative Lebensentwürfe innerhalb einer Diversität unserer Gesellschaft.

6.2.8. Zeit...

Ein Punkt, der m. E. immer wieder kontrovers diskutiert wird, wenn es um Hilfsangebote geht und die Unterstützung von Menschen, die einen Hilfebedarf haben, ist die Zeit, der zeitliche Aufwand – sowohl in Bezug auf die Dauer als auch auf die Intensität. Mitunter kommt der Verdacht auf, bereits die Forderung nach mehr Zeit sei eine Utopie. Aus dem Blickwinkel der Kosten- bzw. Leistungsträger ist dies sicherlich nachvollziehbar, geht es doch auch immer um Steuergelder und den bewussten und nachhaltigen Umgang damit. Dies bedeutet aber auch, dass Hilfen und Unterstützungsleistungen nicht nur i. d. R. einzelfallbedingt genehmigt oder abgelehnt werden, sondern auch ausnahmslos zeitlich befristet durchgeführt werden. Allerdings zeigt sich, dass ein gelingender Beziehungsaufbau von zeitlichen Ressourcen abhängig ist. Hier braucht es viel Geduld, bis Barrieren abgebaut und Vertrauen aufgebaut werden kann.

„Vertrauen. Diese, dieses gegenseitige Vertrauen, das war einfach nicht da, am Anfang. Das musste aufgebaut werden.“ (Kevin)

Die zeitlichen Ressourcen wirken sich m. E. aber auf verschiedenen Ebenen aus: zunächst auf der Dauer der Maßnahme; i. d. R. sind die Maßnahmen auf sechs Monate befristet; wenn Erfolge – im Sinne der Leistungsträger – sichtbar sind, kann die Maßnahme verlängert werden, andernfalls auch auslaufen. Während Angebote und Maßnahmen bei manchen Teilnehmenden direkt als Chance verstanden werden und sie Ziele erreichen, an ihren Perspektiven arbeiten und Erfolge erzielen, benötigen andere eben mehr Zeit. Ist es angesichts der

jungen Menschen mit sehr unterschiedlichen Entwicklungsständen und Erfahrungen, ja mit sehr unterschiedlichen Lebenswelten sinnvoll, einen festgesetzten, limitierten Zeitraum zugrunde zu legen? Müsste es nicht eher ein offenes Angebot sein, dass es den jungen erwachsenen Wohnungslosen ermöglicht, sich die Zeit zu nehmen, die sie benötigen? Zum anderen sind die Themen Zeit und zeitliche Ressourcen aber auch auf der Ebene der Fachkräfte seitens der Leistungserbringer sichtbar: Hier sind die personellen Ressourcen meist eng geschnitten; die Anzahl der Fachkräftestellen im Verhältnis zu den Teilnehmenden berechnet sich nach einem bestimmten Schlüssel. Somit verbleibt nur ein bestimmtes Zeitkontingent für einzelne Teilnehmer*innen. Ist dann der administrative Aufwand sehr anspruchsvoll, bleibt kaum Zeit für Beziehungsarbeit:

„Ja, nebenbei, also ein Gewerbe halt, mit nem anderen Kumpel, also 50%, Das hatten wir davor halt schon vor Jahren eigentlich gemacht. So Richtung Mediengestaltung, Webdesign und so-was. Ähm, das hatten wir gegründet und dann war ich aber zwischenzeitlich, dann habe ich bei einem Startup mit meinem besten Kumpel zusammengearbeitet. Das war damals ein anderes Startup und ich hab dann da noch dazu noch damals ein Informatikstudium angefangen. Und das Informatikstudium habe ich dann nicht wirklich weitergeführt und auch aufgrund des Startups damals. Und das ist dann auch brach gelegen. Das ist dann immer so im Hintergrund weitergelaufen so und zu dem Zeitpunkt, wo ich auch hier eingezogen bin, lief das auch noch. [...] Das war aber trotzdem, wie gesagt trotzdem alles aufgestaut und naja und das kam dann und hat halt dazu geführt, das bei mir im Prinzip die Perspektivensuche hier erstmal nach hinten geschoben wurde deswegen ich ja jetzt auch schon mehr als 6 Monate hier bin [...] Da muss man dazu noch sagen, dass ich, glaube ich, auch ein bisschen administrativ anspruchsvoll bin.“
(Axel)

Hier bräuchte es m. E. flexiblere Rahmenbedingungen in Bezug auf die zeitlichen Ressourcen. So auch bei Maria, die sich gerne einen längeren Aufenthalt gewünscht hätte:

„ja, mehr Zeit auf jeden Fall [...] Ich glaube, das ist echt schwer zu sagen, aber ich denk mal so 2 Monate mehr?“ (Maria)

Oder auch Ralph und Madeleine:

„Also es war schon unterstützend und hilfreich, das auf jeden Fall, aber die Zeit ist einfach zu kurz, um dann halt in, bei dem Wohnungsmarkt als Arbeitsloser nach sechs Monaten eine Wohnung zu finden. [...] Ich würde sagen, neun bis zwölf Monate wäre besser. Dann hätten die Leute bessere Chancen, was zu finden. Die meisten, es gab ja hier auch eine Mitbewohnerin, die

ein paar Monate verlängert bekommen hat und dann hat sie doch was gefunden. Das war dann auch erst nach sieben oder acht Monaten.“ (Ralph)

„Ja. Schon. Weil es sind halt nur sechs Monate, klar, im ersten Monat hat man da noch net so, noch nicht so'n, geht noch, wenn du im zweiten Monat immer noch nichts gefunden hast, an Wohnung oder Arbeit, hast du schon bisschen Druck und denkst, oh, nein, sind nur noch 4 Monate, wenn ich dann nix finde und so und, ja, ich find schon, dass Du da etwas unter Druck bist, weil es sind halt nur sechs Monate, ne.“ (Madeleine)

Auch wenn allen Bewohner*innen klar sein dürfte, dass die Maßnahme des Dock#30 auf sechs Monate begrenzt ist und sie sich auch aktiv um ihre Zukunft bemühen müssten, ist die Umsetzung auf der Handlungsebene häufig nicht machbar:

„Man muss halt selbst zeigen, dass man sich äh, dass man , dass man auf jeden Fall äh Hilfe bekommt, wenn man halt zu denen geht und sagt, man brauch da und da Hilfe, dann helfen sie auch einen, und unterstützen auch ein. Man muss halt selber zeigen, dass man will, man kann natürlich auch hier reinkommen und 6 Monate chillen und dann einfach ausziehen und dann guckt man halt wo man hinzieht, aber wenn man zeigt, dass man will, kriegt man halt auch Hilfe. Und wenn man das halt nicht zeigt, dann helfen sie auch einem nicht.“ (Ralph)

„Ja, also, ja, ich hab mich wohlgefühlt, ich find's auch schade, dass man da nur sechs Monate wohnen kann, also ich finde, man könnte es länger machen, dass man es vielleicht auf ein Jahr macht und nicht auf sechs Monate, weil sechs Monate finde ich schon ein bisschen kurz, meiner Meinung nach [...] Weil, ähm, manche Leute, also, manche Leute finden in nem halben Jahr keine Wohnung, also, weil die meisten kommen ja dahin, weil sie keine Wohnung haben und es ist halt so mit viel Glück, finde ich, ist das halt machbar in sechs Monaten ne Wohnung finden, vor allem jetzt auch in den Coronazeiten. Ich hatt halt einfach nur richtig Glück gehabt, dass ich ne Wohnung gefunden hab, aber manche erreichen das ja gar nicht in sechs Monaten. Und dann kommen die, manche Leute kommen dann einfach wieder auf die Straße nach der Zeit, ne.“ (Madeleine)

Was bleibt?

In meinen Gesprächen mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen erhielt ich kleine Einblicke in die jeweiligen Lebenswelten der Gesprächspartner*innen – so viel, wie sie zugelassen haben. Ich konnte etwas über ihre Motive, Wünsche, Absichten, Pläne und Strategien erfahren innerhalb ihres subjektiven Sinns (nach Weber), also dessen, woran sie „selbst mehr oder minder klar und bewusst orientiert“ (Ritsert 2009: 73) sind. Ich habe versucht zu erkennen, inwiefern sie zweckrational oder wertrational innerhalb ihrer eigenen Lebenswelt handeln, ob traditionales Handeln oder affektuelles Handeln die Grundlage für ihr Verhalten sein könnte – wie mehrfach betont – kann nicht immer eindeutig interpretiert werden. Während sich affektuelles Handeln m. E. häufig in Konfliktsituationen zeigt, ist die Differenzierung zwischen zweckrationalem und wertrationalem Handeln weniger eindeutig. Die jungen erwachsenen Wohnungslosen befinden sich in meiner Wahrnehmung immer in einem *Dazwischen*: zwischen verschiedenen Maßnahmen, zwischen Straße und Unterkunft, zwischen Rauswurf und Sicherheit, zwischen Freunden und Familie, zwischen Hilfesystem und Lebenswelt. Wie ich dargestellt habe, ist dieser Zustand für viele der Gesprächspartner*innen nur schwer auszuhalten, der Druck vor der Zukunft ist häufig groß, die Angst vor der erneuten Wohnungslosigkeit teilweise immens, wie die folgenden Aussagen verdeutlichen:

„Ja, ich habe schon Angst, ich habe auf jeden Fall schon Angst, seit ich in der Klinik war, hatte ich gar keine Angst und dann wollte ich ja wieder weg von da, weil da ging es mir halt schlechter mit den Medikamenten und so und keine Ahnung, dann habe ich mich da auch nicht gut gefühlt und so, also komischer [...] Ja, also, weil hier habe ich ja auch Leute und so, mit denen ich mich auch schon verstehe und so und da hab ich dann halt Angst, dass ich dann wieder allein bin. Ich habe mit meinen Eltern keinen Kontakt, also immer noch nicht so.“ (Asma)

„Also ich freue mich auf jeden Fall, aber ein bisschen Angst ist da natürlich auch, weil ich war immer in meinem Elternhaus, dann war ich jetzt hier so, hatte so eine schützende Hand über mir und jetzt, ja, geh ich halt in ne eigene Wohnung, aber, ähm, ich kann auf jeden Fall auf meine Familie zählen und auf meine Freundin.“ (Meli)

„Ja, jetzt an dem Punkt, wo ich gerade bin, würde ich das sowieso machen, weil ich hab, ich habe, also da wo ich jetzt gerade bin, da kann ich sowieso nicht viel machen, da ist die [Name der Fachkraft; Anm.d.Verf.], die ist zwar noch da, die hilft mir zwar auch wirklich sehr, aber da, da, da zögert sich alles wirklich immer in die Länge und ich weiß ja noch nicht mal, wie lange ich bleiben kann. Und wenn ich jetzt auf, also, wenn die jetzt sagen, ja Du musst jetzt die Sachen packen und gehen, dann wäre ich komplett, also dann weiß ich ja gar nicht mehr, wohin. Deswegen natürlich, da hätte ich ja keine andere Wahl eigentlich, sowieso, ich wollte ja sowieso

von dort irgendwie einen Neustart, irgendwas aus mir machen so, aber ich bin da ja jetzt noch tiefer gerutscht. [...] ich weiß nicht. Jetzt ich brauch wirklich Hilfe, weil ich weiß nicht... Ich bin ja nicht umsonst, ich bin ja nicht gerne, wo ich bin, ich will ja dort weg, Obdachlosenheim, ich hab immer nie gedacht, dass ich, äh, so tief in meinem Leben sinken kann, aber ist halt jetzt so, ist halt da, wo ich jetzt bin, der einzige, äh, der einzige Platz, äh, wo ich schlafen kann.“ (Bernd)

Andere wiederum spielen diesen Zustand herunter und gehen damit *professionell* um. Daher unterstelle ich teilweise ein zweckrationales Handeln, um bestimmte Ziele und Absichten zu erwirken. Vor dem Hintergrund der jeweiligen Lebenswelt ist dies – auch vor dem Hintergrund des Konzeptes des Projektes Dock#30 – durchaus legitim. Das *Dazwischen* lässt sich jedoch auch auf die Gesellschaft beziehen: Einerseits geht es um Teilhabe, um das Dazugehören, andererseits um Orientierungskrisen, um Anomien bei der Integration, gesellschaftliche Verhältnisse, die sich nicht aneignen lassen. Der Gesellschaft, dem System scheint es darum zu gehen, die jungen Erwachsenen wieder auf den „rechten Weg“ zu bringen, anstatt ihre Andersartigkeit zu akzeptieren:

„Die haben natürlich genervt, die wollten halt, dass wir auf einen geraden Weg kommen und dass wir halt, äh, anständige Erwachsene werden und keine kriminellen Sachen machen und dass wir halt in die Schule gehen, die haben uns genervt, dass wir die Hausaufgaben machen und so Sachen und das wir auch lernen. Und da gab's halt feste Strukturen und Regeln.“ (Ralph)

Meines Erachtens liegt dies auch daran, dass Maßnahmen und deren Erfolgsaussichten in Geld umgerechnet bzw. in einem Kosten-Nutzen-Verhältnis gesehen werden. Jedem Scheitern folgt unweigerlich die Schuldfrage. Statt zu akzeptieren, dass es möglicherweise nicht gepasst hat, wird problematisiert und Zeit *verschwendet*, Situationen werden emotional aufgeladen und führen dazu, dass sich die jungen Erwachsenen enttäuscht vom Hilfesystem abwenden oder das Hilfesystem resigniert; Leon bringt es auf einen traurigen Nenner:

„Erwachsene, ich glaube, die haben uns schon alle aufgegeben so.“ (Leon)

Was bleibt, ist ein *Dazwischen* und die Erkenntnis, dass vorhandene Angebote nur bedingt greifen bzw. immer wieder Menschen mit Hilfebedarf durch das soziale Netz fallen und aufgegeben werden bzw. sich selbst aufgeben. In den Gesprächen mit den jungen erwachsenen Wohnungslosen bekam ich den Eindruck, dass jene, die in der klassischen Wohnungslosenhilfe – oder wie es seit einigen Jahren heißt: Wohnungsnotfallhilfe – resigniert und sich scheinbar aufgegeben haben, keinen Sinn mehr darin sehen, sich anzustrengen, etwas an ihrer Situation zu verändern. Vielfach sehen sie sich ausgegrenzt, aufgegeben und verlas-

sen. Dies kann dazu führen, dass sie sich mit ihrer Lebenssituation abfinden und arrangieren, aber auch dazu, dass sie resignieren und sich aufgeben:

„Ja, nachdem ich auf der Straße war, habe ich nicht mehr eingesehen, irgendwas zu machen, da war meine Lust quasi am Boden.“ (Karol)

Allerdings zeigte sich diese Resignation in den Gesprächen mit Nutzer*innen des Projektes Dock#30 nicht – auch wenn es keine Anschlussmaßnahme gab und die Bewohner*innen nach Beendigung der Maßnahme wieder zurück auf die Straße mussten. Viele zeigten eine gewisse Motivation – ob aus Trotz oder aus positiven Erfahrungen, kann ich nur bedingt einschätzen:

„Ja, erstmal wieder so ein Selbstbewusstsein gefunden, dass man auch doch weiterkämpfen kann, obwohl schon alles verloren, war. War halt wieder so ein neues Kapitel in meinem Leben, ja, was ich auch endlich mal genutzt habe. [...] Ja so, das wird sowieso nichts mit Arbeit. Ich hatte Probleme mit der Meldeadresse, habe keine Post bekommen, dann halt keinen Ausweis gehabt und kein Bankkonto gehabt. Ja, und das habe ich jetzt durch das Dock alles erreichen können.“ (Karol)

Daher braucht das Hilfesystem im Zwischenbereich der Kinder- und Jugendhilfe und der Eingliederungshilfe, also zwischen SGB VIII und SGB XII, m. E. dringend einen Erneuerungsbedarf, um Menschen *sozialpädagogische Orte* zur Verfügung zu stellen, damit sie diese zu ihren *Räumen der Repräsentationen* machen können. Das Projekt Dock#30 ist m. E. ein richtiger Schritt in diese Richtung, aber es braucht mehr davon – vor allem mit Blick auf alternative Anschlussmaßnahmen und Projekte, die von den jungen erwachsenen Wohnungslosen individuell angeeignet werden können. So habe ich in den vergangenen mehr als vier Jahren viele junge erwachsene Wohnungslose getroffen, die flexible pädagogische Orte bräuchten, die sich ihren Bedürfnissen anpassen – nicht umgekehrt. Viele der jungen erwachsenen Wohnungslosen haben nie gelernt, Vertrauen aufzubauen zu anderen Menschen, zu ihren Eltern oder Bezugspersonen. Zu häufig sind sie enttäuscht worden, wurden immer wieder verschoben, von einer Maßnahme zur nächsten, von einer „Hand zur nächsten Hand“ – wie Katja es beschreibt. Das Bild des „Verschiebebahnhofs“ ist so real und so treffend. Immer „auf der Reise“, wie es Mark beschreibt, was dazu führen kann, dass man das Zusammenleben mit anderen Menschen verlernt, wie Mischa. Das Hilfesystem mit seinen unterschiedlichen Rechtskreisen, ja, unsere Gesellschaft als Ganzes, muss lernen, flexible sozialpädagogische Orte zur Verfügung zu stellen, die so konzipiert und so individuell sind, dass sie von den jungen erwachsenen Wohnungslosen angeeignet werden können.

Literaturverzeichnis

- Adick, Christel (Hrsg.) (1998): *Straßenkinder und Kinderarbeit. Sozialisierungstheoretische, historische und kulturvergleichende Studien.* Frankfurt/Main: IKO – Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Adorno, Theodor W. (1997a): Kierkegaard. Konstruktion des Ästhetischen. In: Tiedemann, Rolf (Hrsg.): Theodor W. Adorno Gesammelte Schriften. Band 2. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Adorno, Theodor W. (1997b): Dialektik der Aufklärung. In: Tiedemann, Rolf (Hrsg.): Theodor W. Adorno Gesammelte Schriften. Band 3. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Adorno, Theodor W. (1997c): Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. In: Tiedemann, Rolf (Hrsg.): Theodor W. Adorno Gesammelte Schriften. Band 4. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Adorno, Theodor W. (1997d): Negative Dialektik. In: Tiedemann, Rolf (Hrsg.): Theodor W. Adorno Gesammelte Schriften. Band 6. Frankfurt/Main: Suhrkamp. S 7-412.
- Adorno, Theodor W. (1997e): Ästhetische Theorie. In: Tiedemann, Rolf (Hrsg.): Theodor W. Adorno Gesammelte Schriften. Band 7. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Adorno, Theodor W. (1997f): Noten zur Litertaur. In: Tiedemann, Rolf (Hrsg.): Theodor W. Adorno Gesammelte Schriften. Band 11. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Alisch, Monika (2008): Armut und soziale Teilhabe: Ein Überblick. In: Alisch, Monika/May, Michael (Hrsg.): *Kompetenzen im Sozialraum. Sozialraumentwicklung und –organisation als transdisziplinäres Projekt.* Opladen und Farmington Hills, MI: Budrich. S.85-108.
- Alkire, Sabina (2002): *Valuating Freedoms. Sen's Capability Approach and Poverty Reduction.* Oxford/New York: Oxford University Press.
- Alleweldt, Erika / Leuschner, Vincenz (2000): *Jungen Menschen auf der Straße – eine exemplarische Studie aus Berlin-Mitte.* Berlin: ISIS <https://www.yumpu.com/de/document/read/46803847/isis-berlin-ev-junge-menschen-auf-der-straee-spinnenwerk>, zuletzt abgerufen am 27.02.2020.
- Alves dos Santos Junior, Orlando (2014): Urban common space, heterotopia and the right to the city: Reflections on the ideas of Henri Lefebvre and David Harvey. In: *Revista Brasileira de Gestão Urbana*, Jg. 6/2, S.146–157.
- Amlinger, Carolin (2018): Entfremdung. In: Kopp, Johannes/Steinbach, Anja (Hrsg.): *Grundbegriffe der Soziologie.* 12. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S.87-90.
- Anderson, Elizabeth (1999): What is the point of equality? *Ethics*, 109. Jg. H. 2. S.287-337.
- Andreß, Hans-Jürgen (1997): Armut in Deutschland: Prozesse sozialer Ausgrenzung und die Entstehung einer neuen "Underclass"? Vorläufige Antworten auf Basis von Umfragedaten. In: *Soziale Probleme* 8: S.3-39.
- Anhorn, Roland (2005): Zur Einleitung: Warum sozialer Ausschluss für Theorie und Praxis Sozialer Arbeit zum Thema werden muss. In: Anhorn, Roland/Bettinger, Frank (Hrsg.): *Sozialer Ausschluss und soziale Arbeit. Positionsbestimmungen einer kritischen Theorie und Praxis sozialer Arbeit.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S.11-44.
- Anhorn, Roland (2008): Zur Einleitung: Warum sozialer Ausschluss für Theorie und Praxis Sozialer Arbeit zum Thema werden muss. In: Anhorn, Roland/Bettinger, Frank/Stehr, Johannes

- (Hrsg.), Sozialer Ausschluss und Soziale Arbeit. Positionsbestimmungen einer kritischen Theorie und Praxis Sozialer Arbeit. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S.13-48.
- Anicker, Fabian (2019): Entwurf einer Soziologie der Deliberation. Kommunikative Rationalität und kulturelle Heterogenität. Weilerswist: Velbrück.
- Archer, Margaret (2003): Structure, Agency and the Internal Conversation. Cambridge: Cambridge University Press.
- Archer, Margaret (2006): Persons and Ultimate Concerns: Who We Are Is What We Care About. In: Malinvaud, E. (Hrsg.): Conceptions of the Human person. Vatican City: Vatican City Press. S.261-283.
- Arnold, Heinz (2001): Martina Löw: Raumsoziologie. Frankfurt/Main 2001. 309 S.; Einzelrezension. Geographische Revue. Zeitschrift für Literatur und Diskussion. Jahrgang 3, Heft 2: S.103-105.
- Arnold, Thomas / Stüwe, Gerd (1992) Die Aneignung von öffentlichem Raum durch Jugendliche. Handlungsmöglichkeiten der Jugendarbeit. In: Deutsche Jugend, 40 Jg, Heft 3, S.123-128.
- Augé, Marc (1994): Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Aus dem Französischen von Michael Bischoff. Frankfurt/Main: S. Fischer Verlag.
- Baacke, Dieter (1987): Jugend und Jugendkulturen. Darstellung und Deutung. Weinheim – München: Juventa.
- Babic, Bernhard / Leßmann, Ortrud (2016): Zwischen Wunsch und Wirklichkeit? Schlaglichter zur Rezeption des Capability/-ies-Ansatzes in der deutschsprachigen Sozialen Arbeit. In: Borrmann, Stefan/Spatschek, Christian/Pankofer, Sabine/Sagebiel, Juliane/Michel-Schwartz, Brigitta (Hrsg.): Die Wissenschaft Soziale Arbeit im Diskurs. Auseinandersetzungen mit den theoriebildenden Grundlagen Sozialer Arbeit . Opladen, Berlin & Toronto : Verlag Barbara Budrich. S.197-216.
- Bachelard, Gaston (1987): Poetik des Raumes. Frankfurt/Main: Fischer.
- Bacher, Johann / Braun, Julius / Burtscher-Mathis, Simon / Dlabaja, Cornelia / Lankmayer, Thomas / Leitgöb, Heinz / Stadlmayr, Martina / Tamesberger, Dennis (2014): Unterstützung der arbeitsmarktpolitischen Zielgruppe »NEET«, In: Sozialpolitische Studienreihe, BMASK (Hrsg.). Band 17. Wien: Verlag des ÖGB.
- Bäse, Uta (2006): Verlassene Eltern – wenn das eigene Kind zum Trebegänger geworden ist. Frankfurt/Main: Peter Lang GmbH, Internationaler Verlag der Wissenschaften.
- Baethge, Martin (2011): Die Arbeit in der Dienstleistungsgesellschaft. In: Handbuch Soziale Dienste. Adalbert Evers, Rolf G. Heinze und Thomas Olk (Hg.): S.35-61. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bahl, Friederike (2014): Lebensmodelle in der Dienstleistungsgesellschaft. Hamburg: Hamburger Edition
 HIS Verlagsgesellschaft mbH
https://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/Themen/Klassen_und_Sozialstruktur/Bahl_-_2014_-_Lebensmodelle_in_der_Dienstleistungsgesellschaft_-_Kap1.pdf, zuletzt abgerufen am 17.07.2021.

- Bahrdt, Hans-Paul (1998): Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau. Hamburg: Rowohlt.
- Balsen, Werner / Hakielski, Hans / Rössel, Karl / Winkel, Rolf (1984): Die neue Arbeit – Ausgrenzung von Arbeitslosen aus der Arbeitslosenunterstützung. Köln: Bund-Verlag.
- Bareis, Ellen (2012): Nutzbarmachung und ihre Grenzen – (Nicht-)Nutzungsforschung im Kontext von sozialer Ausschließung und der Arbeit an der Partizipation. In: Schimpf, Elke/Stehr, Johannes (Hrsg.): Kritisches Forschen in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S.291-314.
- Bareis, Ellen / Cremer-Schäfer, Helga (2008): Reproduktionsstrategien in Situationen der Armut und die Reproduktion von Armutsfeindlichkeit. In: Alisch, Monika/May, Michael (Hrsg.): Kompetenzen im Sozialraum. Sozialraumentwicklung und -organisation als transdisziplinäres Projekt. (Beiträge zur Sozialraumforschung, 1) Obladen u. a.: Budrich. S.109-132.
- Bargetz, Brigitte (2016): Ambivalenzen des Alltags. Neuorientierungen für eine Theorie des Politischen. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Bartelheimer, Peter / Büttner, René / Kädtler, Jürgen (2008): Amartya Sens wohlfahrtsstaatlicher Ansatz: Verwirklichungschancen als Konzept zur Beurteilung von Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik? http://www.sofi-goettingen.de/fileadmin/Textarchiv/Kolloquium/Amartya_Sen_21-11-2008.pdf, zuletzt abgerufen am 01.03.2020.
- Baudrillard, Jean (2015): Die Konsumgesellschaft – Ihre Mythen, ihre Strukturen. Herausgegeben von Kai-Uwe Hellmann und Dominik Schrage. Übersetzt von Annette Foegen. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bauer, Martin (2007): Das Ende der Entfremdung. https://www.z-i-g.de/pdf/ZIG_1_2007_bauer.pdf zuletzt abgerufen am 31.05.2020.
- Baumann, Menno (2010): Kinder, die Systeme sprengen. Wenn Jugendliche und Erziehungshilfe aneinander scheitern. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Baumann, Menno (2019): Kinder, die System sprengen. Band 2: Impulse, Zugangswege und hilfreiche Settingbedingungen für Jugendhilfe und Schule. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Baumann, Zygmunt (2008): Flüchtige Zeiten. Leben in der Ungewissheit. Hamburg: verlag Hamburger Edition.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich / Beck-Gernsheim, Elisabeth (2005): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Becker, Anja (2001): Straßenkinder in Sao Leopoldo. Perspektiven gegen die Hoffnungslosigkeit – Zur Pädagogik Paulo Freires. Oldenburg. Verlag Dialogische Erziehung.
- Becker, Helmut / Hafemann, Helmut / May, Michael (1984): das ist hier unser Haus, aber... Raumstruktur und Raumeignung im Jugendzentrum. Institut für Jugendforschung und Jugendkultur e.V. Frankfurt/Main: Extrabuch-Verlag.

- Becker, Helmut / May, Michael (1991): „Die lungern eh' nur da `rum“ – Raumbezogene Interessenorientierungen von Unterschichtsjugendlichen und ihre Realisierung in öffentlichen Räumen. In: Specht, Walther (Hrsg.). Die gefährliche Strasse. Jugendkonflikte und Stadtteilarbeit. Bielfeld: KT-Verlag.
- Becker, Irene / Hauser, Richard (Hrsg.) (1997): Einkommensverteilung und Armut. Deutschland auf dem Weg zur Vierfünftel-Gesellschaft? Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Becker, Martin (2020) (Hrsg.): Handbuch Sozialraumorientierung. Stuttgart: Kohlhammer.
- Becker-Schmidt (2010): Doppelte Vergesellschaftung von Frauen. In: Becker, Ruth/ Kortendieck, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S.65-74.
- Behnken, Imbke / Zinnecker, Juergen (1987): Vom Strassenkind zum verhäuslichten Kind. Zur Modernisierung der städtischen Kindheit 1900 – 1980. In: Sozialwissenschaftliche Informationen. Nr. 2, S.87-96.
- Berber-Info (2008): Was sind Berber? www.berber-info.de/meldungen/archiv-2008?start=5, zuletzt abgerufen am 01.03.2023.
- Berger, Helmut (2011): Mitschrift einer Arbeitsgruppe der BAGW anlässlich der Jahrestagung 2011 in Leipzig. www.bagw.de/media/doc/TGD_11_Bundestagung_AG2_Berger.pdf, zuletzt abgerufen am 01.03.2020
- Bhaskar, Roy (2008): Dialectic: The Pulse of Freedom. London: Routledge.
- Bielert, Daniela (2006): Straßenkarrieren von Kindern und Jugendlichen. Wenn es passiert ist... Erklärungen aus Sicht der Jugendlichen und Hilfestellungen für ihre Eltern. <https://ediss.sub.uni-hamburg.de/bitstream/ediss/1484/1/Bielertdissertation.pdf>, zuletzt abgerufen am 01.03.2023.
- Bockhorst, Hildegard (2008): Kulturelle Bildung - Schlüssel für Lebenskunst und Teilhabe. Konzeptuelle Grundlagen und Strategien in der BKJ. In: Maedler, Jens (Hrsg.): TeileHabeNichtse. Chancengerechtigkeit und Kulturelle Bildung. München: kopaed. S.78-101.
- Bodenmüller, Martina (1995/2010): Auf der Straße leben. Mädchen und junge Frauen ohne Wohnung. 3. Auflage. Münster: LIT Verlag.
- Bodenmüller, Martina / Piepel, Georg (2003): Streetwork und Überlebenshilfen. Entwicklungsprozesse von Jugendlichen aus Straßenszenen. Weinheim, Berlin, Basel: Beltz Votum.
- Böhnisch, Lothar (1999): Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung. 2. überarbeitete Auflage. Weinheim: Juventa.
- Böhnisch, Lothar (2014): Jungen- und Mädchenräume in der Offenen Jugendarbeit. In: Arlt, Florian/Gregorz, Klaus/Heimgartner, Arno (Hrsg.): Raum und Offene Jugendarbeit. Münster: LIT Verlag.
- Böhnisch, Lothar / Lösch, Hans (1973): Das Handlungsverständnis des Sozialarbeiters und seine institutionelle Determination. In: Otto, Hans-Uwe/Schneider, Siegfried (Hrsg.): Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit. Zweiter Halbband. Neuwied und Berlin: Luchterhand. S.21-40.
- Böhnke, Petra / Delhey, Jan (1999): Lebensstandard und Armut im vereinten Deutschland. <https://bibliothek.wzb.eu/pdf/1999/iii99-408.pdf>, zuletzt abgerufen am 01.04.2020.

- Bollnow, Otto Friedrich (1990): Mensch und Raum. 6. Auflage. Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer.
- Bonacker, Thorsten (1997): Kommunikation zwischen Konsens und Konflikt: Möglichkeiten und Grenzen gesellschaftlicher Rationalität bei Jürgen Habermas und Niklas Luhmann. Oldenburg: Bibliotheks- u. Informationssystem d. Universität (BIS).
- Bourdieu, Pierre (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1985): Sozialer Raum und Klassen. *Leçon sur la leçon*. Zwei Vorlesungen. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1991): Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: Wentz, Martin (Hrsg.): *Stadt-Räume*. Frankfurt/Main, New York: Campus Verlag. S.25-34.
- Bourdieu, Pierre et al. (2010): *Das Elend der Welt*. Studienausgabe. 2. Auflage. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- Brake, Mike (1981): *Soziologie der jugendlichen Subkulturen*. Frankfurt am Main/New York: Campus Verlag.
- Britten, Uwe (1995): *Abgehauen. Wie Deutschlands Straßenkinder leben*. Bamberg: Palette Verlag.
- Bronfenbrenner, Urie (1981): *Die Ökologie der menschlichen Entwicklung. Natürliche und geplante Experimente*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Brumlik, Micha / Keckeisen, Wolfgang (1976): Etwas fehlt. Zur Kritik und Bestimmung von Hilfsbedürftigkeit für die Sozialpädagogik. In: *Kriminologisches Journal* 3: S.241-262.
- Buchholz, Sarah (1998): *Suchen tut mich hier keiner. Obdachlose Jugendliche in der individualisierten Gesellschaft*. Münster: LIT Verlag.
- Budde, Wolfgang / Früchtel, Frank (2006): Die Felder der Sozialraumorientierung – ein Überblick. In: Budde, Wolfgang / Früchtel, Frank / Hinte, Wolfgang (Hrsg.): *Sozialraumorientierung. Wege zu einer veränderten Praxis*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bundesarbeitsgemeinschaft BAG Wohnungslosenhilfe e.V. (Hg.): *Rechtsansprüche junger Erwachsener in Wohnungsnot und sozialen Schwierigkeiten verwirklichen und fortentwickeln! Positionspapier*.
https://www.bagw.de/fileadmin/bagw/media/Doc/POS/POS_13_Rechtsansprueche_junger_Erwachsener.pdf, zuletzt abgerufen am 03.09.2022.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2013): *14. Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe*, Berlin, BT-Drucksache. 17/12200, S.186/187.
- Burd-Sharps, Sarah / Lewis, Kristen (2017): Promising gains, persistent gaps. Youth disconnection in America. <https://ssrc-static.s3.amazonaws.com/moa/Promising%20Gains%20Final.pdf> zuletzt abgerufen am 28.02.2020.
- Burzan, Nicole (2007): *Soziale Ungleichheit: Eine Einführung in die zentralen Theorien*. 3., überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Candeias, Mario (2008): Genealogie des Prekariats. In: Altenhain, Claudio et al. (Hrsg.): Von Neuer Unterschicht und Prekariat. Gesellschaftliche Verhältnisse und Kategorien im Umbruch. Kritische Perspektiven auf aktuelle Debatten. Bielefeld: Transcript. S.121-138.
- Castel, Robert (1996): Nicht Exklusion, sondern Desaffiliation. Ein Gespräch mit Francois Ewald. *Das Argument* 38. S.775–780.
- Castel, Robert (2000): *Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit*. Konstanz: UVK-Verlags-Gesellschaft.
- Castells, Manuel (1977): Die kapitalistische Stadt. Ökonomie und Politik der Stadtentwicklung. Hamburg: VSA
- Chombart de Lauwe, Marie-José (1977): Kinder-Welt und Umwelt Stadt. In: Arch+ 34. Stuttgart. S.24-29
- Chombart de Lauwe, Paul-Henry (1977): Aneignung, Eigentum, Enteignung. Sozialpsychologie der Raumaneignung und Prozesse der gesellschaftlichen Veränderung. In: Arch+ 34. Stuttgart. S.2–6
- Cohen, Phil (1972): *Sub-cultural Conflict and Working Class Community*. Brimingham: Centre for Contemporary Cultural Studies.
- Conto de Knoll, Dolly (1990): Die Straßenkinder von Bogota. Ihre Lebenswelt und ihre Überlebensstrategien. Frankfurt/M.: IKO - Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Corleis, Tanja / Keller, Samuel (2017): Fremdplatziertes Wohnen – Zwischen Möglichkeiten und Widersprüchen. Kindliche Perspektiven auf Aufwachsen am anderen Ort im Vergleich. In: Meuth, Miriam (Hrsg.): *Wohn-Räume und pädagogische Orte. Erziehungswissenschaftliche Zugänge zum Wohnen*. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaft. S.149–170.
- Cremer, Georg (2016): *Armut in Deutschland. Wer ist arm? Was läuft schief? Wie können wir handeln?* München: Beck-Verlag.
- Cremer-Schäfer, Helga (2001): Ein politisches Mandat schreibt man sich zu. Zur Politik (mit) der Sozialen Arbeit. In: Merten, Roland (Hrsg.): *Hat soziale Arbeit ein politisches Mandat? Positionen zu einem strittigen Thema*. Opladen: Leske + Budrich. S.55-69.
- Cremer-Schäfer, Helga (2008): Situationen sozialer Ausschließung und ihre Bewältigung durch die Subjekte. In: Anhorn, Roland/Bettinger, Frank/Stehr, Johannes (Hrsg.): *Sozialer Ausschluss und Soziale Arbeit. Positionsbestimmungen einer kritischen Theorie und Praxis Sozialer Arbeit*. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden. S.162-178.
- Cremer-Schäfer, Helga / Steinert, Heinz (2014): *Straflust und Repression. Zur Kritik der populistischen Kriminologie*. Bd. 2. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Crisp, Beth R. (2010): Belonging, Connectness and social Exclusion. In: *Journal of Social Inclusion* 1, S.124-132.
- Crocker, David A. (1992): Functioning and Capability. The Foundation of Sen's and Nussbaum's Development Ethic. In: *Political Theory* 20: S.584-612.
- Dahrendorf, Ralf (1988): *The Modern Social Conflict: An Essay on the Politics of Liberty*. Brekeley, Los Angeles: University of California Press.

- Dannemann, Rüdiger (Hrsg.) (1986): Georg Lukács. Jenseits der Polemiken. Beiträge zur Rekonstruktion seiner Philosophie. Frankfurt/Main: Sender Verlag.
- Dannemann, Rüdiger (1987): Das Prinzip Verdinglichung. Studie zur Philosophie Georg Lukács'. Frankfurt/Main: Sender.
- Degen, Martin (1995): Straßenkinder. Szenebetrachtungen, Erklärungsversuche und sozialarbeiterische Ansätze. Bielefeld: KT-Verlag.
- Deinet, Ulrich (1992): Das Konzept „Aneignung“ im Jugendhaus. Neue Impulse für die offene Kinder- und Jugendarbeit. Opladen: Leske & Budrich.
- Deinet, Ulrich (1999): Sozialräumliche Jugendarbeit. Eine praxisbezogene Anleitung zur Konzeptentwicklung in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Opladen: Leske + Budrich.
- Deinet, Ulrich (2004): „Spacing“, Verknüpfung, Bewegung, Aneignung von Räumen – als Bildungskonzept sozialräumlicher Jugendarbeit. In: Deinet, Ulrich/Reutlinger, Christian (Hrsg.): „Aneignung“ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S.175-190.
- Deinet, Ulrich (2009): Sozialräumliche Aneignung und die Bedeutung des öffentlichen Raums für Jugendliche. In: Deinet, Ulrich / Okroy, Heike / Dodt, Georg / Wüsthof, Angela (Hrsg.): Betreten Erlaubt! Projekte gegen die Verdrängung Jugendlicher aus dem öffentlichen Raum. Opladen & Farmington Hills, MI: Verlag Barbara Budrich. S.13-28.
- Deinet, Ulrich (2014). Das Aneignungskonzept als Praxistheorie für die Soziale Arbeit. sozialraum. de, 6 (1). <http://www.sozialraum.de/das-aneignungskonzept-als-praxistheorie-fuer-die-soziale-arbeit.php>, zuletzt abgerufen am 10.03.2023.
- Deinet, Ulrich / Reutlinger, Christian (Hrsg.) (2004): „Aneignung“ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Beiträge zur Pädagogik des Kindes- und Jugendalters in Zeiten entgrenzter Lernorte. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Deinet, Ulrich / Reutlinger, Christian (2014): Tätigkeit – Aneignung – Bildung. Einleitende Rahmungen. In: ders. (Hrsg.): Tätigkeit – Aneignung – Bildung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S.11-30.
- Deleuze, Gilles / Guattari, Felix (1992): Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie 2. Berlin: Merve.
- Detje, Richard (2000): Aktualität des politischen Mandats. Gewerkschaften im Bündnis für Arbeit, In: Urban, Jürgen (Hrsg.): Beschäftigungsbündnis oder Standortpakt? Das „Bündnis für Arbeit“ auf dem Prüfstand. Hans- Hamburg: VSA-Verlag.
- Dettling, Warnfried (1982): Die 'Neue Soziale Frage', In: Becher, Heribert J. (Hrsg.). Die Neue Soziale Frage. Zum soziologischen Gehalt eines sozialpolitischen Konzeptes, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Deutsch, Morton (1976). Konfliktregelung. München: Reinhardt.
- Deutsches Jugend Institut (1995). "Straßenkinder" Annäherung an ein soziales Phänomen. München und Leipzig: DJI – Verlag.
- Deutsches Jugend Institut (2017): *Kein Dach über dem Kopf. DJI befragt Straßenjugendliche*. Mitteilung Deutsches Jugendinstitut e. V. <https://www.magazin->

auswege.de/data/2017/02/PM_DJI_Kein_Dach_über_dem_Kopf_2017-02-04.pdf, zuletzt abgerufen am 24.02.2020.

- De Winter, Micha / Noom, Marc (2003): Someone who treats you as an ordinary human being. Homeless youth examine the quality of professional care. *British Journal of Social Work* 33: S.325-337.
- Dubet, Francois / Lapeyronnie, Didier (1994): Im Aus der Vorstädte. Der Zerfall der demokratischen Gesellschaft. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Dünne, Jörg / Günzel, Stephan (Hrsg.) (2006): Raumtheorie. Grundagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Herausgegeben von Jörg Dünne und Stephan Günzel in Zusammenarbeit mit Hermann Doetsch und Roger Lüdeke. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Durkheim, Émile (1981): Die elementaren Formen des religiösen Lebens. Frankfurt/Main: Verlag der Weltreligionen im Inselverlag.
- Durkheim, Émile (1985): Soziologie und Philosophie. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Edler, Christiane / Miosga, Margit (2001): Dann hau ich eben ab. Verlassene Eltern – verlorene Kinder. Berlin: Ch. Links Verlag.
- Eichert, Christof (1986): *Obdachlosigkeit und polizeirechtliche Intervention*. Konstanz: Hartung-Gorre Verlag.
- Einstein, Albert (1960): Vorwort von Albert Einstein: In: Jammer, Max: Das Problem des Raumes. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. S. XII-XV.
- Elias, Norbert (1987): Die Gesellschaft der Individuen. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Engelberty, Klaus (2012): New Style Workfare. Zur Nachhaltigkeit arbeitsmarktpolitischer Instrumente und die Folgen für die Betroffenen. Kassel: Kassel University Press.
- Engelberty, Klaus (2021): Die Bedeutung des sozialpädagogischen Ortes für die Sozialraumaneignung junger, erwachsener Wohnungsloser. In: Ein Dach über dem Kopf: Wohnen als Herausforderung von Sozialraumentwicklung. Alisch, Monika / May, Michael (Hrsg.). Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich. S.191-204.
- Engels, Friedrich (1962): Lage der arbeitenden Klasse in England. In: Karl Marx / Friedrich Engels Werke. Band 2. Berlin: Dietz Verlag. S.227-508.
- Faltermeier, Josef / Schäfer, Arne (2017): Care Leaver: Junge Erwachsene nach der Heimerziehung. Lebenssituationen und Unterstützungsbedarfe – Ergebnisse einer wissenschaftlichen Begleitstudie. In: NDV, Mai 2017. S.210-215.
- Fehren, Oliver (2008): Wer organisiert das Gemeinwesen? Zivilgesellschaftliche Perspektiven Sozialer Arbeit als intermediärer Instanz. Berlin: Sigma.
- Ferchhoff, Wilfried (1999): Jugend an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert. Lebensformen und Lebensstile. 2., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Opladen: Leske + Budrich.
- Finkel, Margarete (2004): Selbständigkeit und etwas Glück. Einflüsse öffentlicher Erziehung auf die biographischen Perspektiven junger Frauen. Weinheim: Juventa.
- Flick, Uwe (Hrsg.) (2009): Qualitative Sozialforschung. Reinbek: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.
- Flick, Uwe / Röhnsch, Gundula (2008): Gesundheit auf der Straße. Gesundheitsvorstellungen und Umgang mit Krankheit im Kontext von Jugendobdachlosigkeit. Weinheim: Juventa.

- Flohé, Alexander / Knopp, Reinhold (2009): Umkämpfte Räume, städtische Entwicklungen, öffentliche Räume und die Perspektive Jugendlicher. In: Deinet, Ulrich/Okroy, Heike/Dodt, Georg/Wüsthof, Angela (Hrsg.): *Betreten Erlaubt! Projekte gegen die Verdrängung Jugendlicher aus dem öffentlichen Raum*. Opladen & Farmington Hills, MI: Verlag Barbara Budrich. S.29-42.
- Foucault, Michel (1992): *Andere Räume*. In: Barck, Karlheinz et al. (Hrsg.): *Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik*. Leipzig: Reclam. S.34-46
- Foucault, Michel (2004): *Geschichte der Gouvernementalität II: Die Geburt der Biopolitik. Vorlesung am Collège de France 1978-1979*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Frey, Oliver (2004): *Urbane öffentliche Räume als Aneignungsräume. Lernorte eines konkreten Urbanismus?* In: Deinet, Ulrich / Reutlinger, Christian (Hrsg.): *„Aneignung“ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Beiträge zur Pädagogik des Kindes- und Jugendalters in Zeiten entgrenzter Lernorte*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S.219-234.
- Friedrichs, Jürgen (1973): *Methoden empirischer Sozialforschung*. Reinbek: Rowohlt.
- Fromm, Erich (1947/1982): *Den Menschen verstehen. Psychoanalyse und Ethik*. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt.
- Fromm, Erich. (1955/1999): *Wege aus einer kranken Gesellschaft*. In: Fromm, Erich: *Gesamtausgabe, Band 4*. München: DTV. S.1-254.
- Früchtel, Frank / Cyprian, Gudrun / Budde, Wolfgang (2010a): *Sozialer Raum und Soziale Arbeit. Textbook: Theoretische Grundlagen*. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Früchtel, Frank / Cyprian, Gudrun / Budde, Wolfgang (2010b): *Sozialer Raum und Soziale Arbeit. Fieldbook: Methoden und Techniken*. 2., durchgesehene Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Fuchs, Peter / Halfar, Bernd (2000): *Soziale Arbeit als System. Zur verzögerten Ankunft des Systembegriffs in der Sozialen Arbeit*. *Blätter der Wohlfahrtspflege* 3 + 4/2000: S.56-58.
- Furlong, Andy (2006). «Not a very NEET solution»: Representing problematic labour market transitions among early school-leavers. *Work Employment Society*, 20(3), S.553-569.
- Furlong, Andy (2007): *The zone of precarity and discourses of vulnerability. NEET in the UK (Comparative Studies on NEET, Freeter, and Unemployed Youth in Japan and the UK)*. In: *The journal of social sciences and humanities*. Education (42), S.101-121.
- Gabel, Henning (2012): *Stationen der Entwicklung Jugendlicher. Kapitel 4 zur Handreichung „Aufbau von Kompetenzen einer selbständigen Lebensführung im Rahmen der Hilfen zur Erziehung nach §§ 27 ff. und der Hilfe für junge Volljährige nach § 41 SGB VIII*. Hannover. <https://www.soziales.niedersachsen.de/download/81509>, zuletzt abgerufen am 28.02.2020.
- Galuske, Michael (1998): *Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung*. Weinheim, Basel: Beltz Verlag.
- Galuske, Michael (2002): *Flexible Sozialpädagogik. Elemente einer Theorie Sozialer Arbeit in der modernen Arbeitsgesellschaft*. Weinheim: Juventa.

- Galuske, Michael / Thole, Werner (1999): "Raus aus den Amtsstuben...". Niedrigschwellige, aufsuchende und akzeptierende sozialpädagogische Handlungsansätze - Methoden mit Zukunft? - In: Fatke, Reinhard/Hornstein, Walter/ Lüders, Christian/Winkler, Michael (Hrsg.): Erziehung und sozialer Wandel. Brennpunkte sozialpädagogischer Forschung, Theoriebildung und Praxis. Weinheim u. a.: Beltz. S.183-202.
- Geiger, Theodor (1955): Theorie der sozialen Schichtung. Arbeiten zur Soziologie. Neuwied/Berlin: Luchterhand
- Genda, Yûji / Maganuma, Mie (2004): Nîto. Furîtâ demo naku shitsugyôsha demo naku (NEET. Weder Freeter noch Arbeitslose). Tokyo: Gentôsha
- Gerlach, Ralf (2004). Grenzen «Niedrigschwelliger» Drogenhilfe. In: Schneider, Wolfgang/Gerlach, Ralf (Hrsg.): DrogenLeben. Bilanz und Zukunftsvisionen akzeptanzorientierter Drogenhilfe und Drogenpolitik. Berlin: VWB – Verlag für Wissenschaft und Bildung. S. 125-138.
- Giddens, Anthony (1988): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie. Frankfurt/Main/New York: Campus Verlag.
- Giddens, Anthony (1994): Sociology. Cambridge: Polity Press.
- Gil, David G. (2006): Gegen Ungerechtigkeit und Unterdrückung. Bielefeld: Kleine Verlag GmbH.
- Girtler, Roland (1984): Methoden der qualitativen Sozialforschung. Anleitung zur Feldarbeit. Wien, Köln, Graz: Böhlau.
- Girtler, Roland (2001): Methoden der Feldforschung. Stuttgart: UTB-Verlag.
- Glaser, Barney G. / Strauss, Anselm L. (1998): Grounded Theory: Strategien qualitativer Forschung. Bern: Huber.
- Glutz, Peter (1984): Die Arbeit der Zuspitzung. Über die Organisation einer regierungsfähigen Linken. Berlin: Siedler.
- Goffman, Erving (1973): Asyl. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. (1. dt. Auflage 1972; 1. engl. Aufl. 1961). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Graf, Gunter (2011). Der Fähigkeitsansatz als neue Grundlage der Armutsforschung? SWS-Rundschau, 51(1), S.84-103.
- Griese, Hartmut (Hrsg.) (1977): Soziale Rolle. Zur Vermittlung von Individuum und Gesellschaft. Ein soziologische Studien- und Arbeitsbuch. Opladen: Leske und Budrich.
- Gross, Peter (1985): Bastelmentalität: Ein „postmoderner“ Schwebezustand. In: Schmid, Thomas (Hrsg.): Das pfeifende Schwein. Über weitergehende Interessen der Linken. Berlin: K. Wagenbach. S.63-84.
- Grossberg, Lawrence (2003): Alltag. In: Hügel, Hans-Otto (Hrsg.), Handbuch populäre Kultur. Begriffe, Theorien und Diskussionen. Stuttgart/Weimar: Metzler. S.102-109.
- Grunwald, Klaus / Thiersch, Hans (2001): Lebensweltorientierung, in: Otto, Hans-Uwe/ Thiersch, Hans: Handbuch der Sozialarbeit/Sozialpädagogik, Neuwied, S.1136-1147.
- Grunwald, Klaus / Thiersch, Hans (Hrsg.) (2004): Praxis Lebensweltorientierter Sozialer Arbeit. Handlungszugänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern. Weinheim und München: Juventa Verlag.

- Guelf, Fernand (2010): Die urbane Revolution. Henri Lefèvres Philosophie der globalen Verstädte-
rung. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Günzel, Stephan (Hrsg.) (2010): Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Habermas, Jürgen (1968): Arbeit und Interaktion. Bemerkungen zu Hegels Jenenser „Philosophie des
Gesites“. In: ders.: Technik und Wissenschaft als „Ideologie“. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1981a): Theorie des kommunikativen Handelns. Band 1: Handlungsrationalität
und gesellschaftliche Rationalisierung. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1981b): Theorie des kommunikativen Handelns. Band 2: Zur Kritik der funktiona-
listischen Vernunft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1983): Der Philosoph als Platzhalter und Interpret. In: ders.: Moralbewußtsein und
kommunikatives Handeln. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1985a): Die Neue Unübersichtlichkeit. Kleine politische Schriften V. Frank-
furt/Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1985b): Der philosophische Diskurs der Moderne. 2. Auflage. Frankfurt am Main:
Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1988): Nachmetaphysisches Denken. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1990a): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1990b): Die nachholende Revolution. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1992): Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des
demokratischen Rechtsstaats. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1993): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der
bürgerlichen Gesellschaft; mit einem Vorwort zur Neuauflage 1990. Frankfurt/Main: Suhr-
kamp.
- Habermas, Jürgen (1994): Individuierung durch Vergesellschaftung. In: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim,
Elisabeth (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften, Frank-
furt/Main: Suhrkamp. S.437-446.
- Habermas, Jürgen (1998): Die postnationale Konstellation. Politische Essays. Frankfurt/Main: Suhr-
kamp.
- Habich, Roland / Headey, Bruce / Krause, Peter (1991): Armut im Reichtum – Ist die Bundesrepublik
Deutschland eine Zwei-Drittel-Gesellschaft?. In: Rendtel, Ulrich/Wagner, Gert (Hrsg.): Lebens-
lagen im Wandel: Zur Einkommensdynamik in Deutschland seit 1984. Frankfurt am Main/New
York: Campus. S.488-509.
- Häußermann, Hartmut (2008): Wohnen und Quartier: Ursachen sozialräumlicher Segregation. In: Hus-
ter, Ernst-Ulrich/Boeckh, Jürgen/Mogge-Grotjahn, Hildegard (Hrsg.): Handbuch Armut und
Soziale Ausgrenzung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage
GmbH Wiesbaden. S.335-349.
- Häußermann, Hartmut / Siebel, Walter (2011): Theorien der Dienstleistungsgesellschaft. In: Evers,
Adalbert/Heinze, Rolf/Olk, Thomas (Hrsg.): Handbuch Soziale Dienste. Wiesbaden: VS-Verlag
für Sozialwissenschaften. S.62-75.

- Hagestad, Gunhild O. (1991): Trends and Dilemmas in Life Course Research: An International Perspective. In: Heinz, W. R. (Hrsg.): Theoretical advances in life course research. Weinheim: Deutscher Studienverlag. S.23-58.
- Hair, E. B. et al. (2009): Youth who are "disconnected" and those who then reconnect: Assessing the influence of family, programs, peers and communities. In: Research Brief, 2009-37.
- Hanesch, Walter (1995): Einleitung: Sozialpolitik und das Armutsproblem, In: Hanesch, Walter (Hrsg.): Sozialpolitische Strategien gegen Armut, Opladen: Westdeutscher Verlag. S.7-25.
- Hanesch, Walter (2001): Armut im Wohlfahrtsstaat. Erscheinungsformen, Ursachen, Lösungsstrategien. In: Hebermann, Marc/Steinmetz, Bernd (Hrsg.). ...und arm bist Du! Die wachsende Polarisierung zwischen Armut und Reichtum in der Wohlstandsgesellschaft und Gegenkonzepte, Gelmeroda: Bertuch Verlag. S.25-40.
- Hansbauer, Peter (1996): Lebensort Straße. Kinder und Jugendliche in besonderen Problemlagen. Hrsg. Vom Institut für Soziale Arbeit e.V. Münster: Votum Verlag.
- Hartmann, Martin (2009): Sozialpathologie. In: Brunkhorst, Hauke/Kreide, Regina/Lafont, Christina (Hrsg.). Habermas Handbuch, Stuttgart/Weimar: Verlag J.B.Metzler.
- Hauser, Richard / Neumann, Udo (1992): Armut in der Bundesrepublik Deutschland. Die sozialwissenschaftliche Thematisierung nach dem Zweiten Weltkrieg, In: Leibfried, Stephan/Voges, Wolfgang (Hrsg.): Armut im modernen Wohlfahrtsstaat. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 32/1992. Opladen: Westdeutscher Verlag. S.237-271.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1841): Phänomenologie des Geistes. Herausgegeben von D. Johann Schulze. Zweite unveränderte Auflage. Berlin: Verlag von Dunder und Humblot.
- Heins, Rüdiger (1996): Zu Hause auf der Straße. Verlorene Kinder in Deutschland. Göttingen: Lamuv.
- Heitmeyer, Wilhelm (1996): Die gefährliche Zerstückelung von Zeit und Raum. Zu den Folgen wachsender sozialer Desintegration (Vortragsdokumentation). In: Frankfurter Rundschau 26.9.1996. S.18.
- Helfferich, Cornelia (2000): ABSCHLUSSBERICHT Was brauchen wohnungslose Frauen? Alltagsbewältigung, Raumerfahrung und Versorgungsangebote aus Sicht Wohnungsloser Frauen. Eine qualitative Erhebung in Verbindung mit einer wissenschaftlichen Begleitung eines neu eingerichteten frauenspezifischen Versorgungsangebotes in Freiburg i. Br. https://www.soffi-f.de/files/u2/Wohnungslose_Frauen_Abschluss.pdf, zuletzt abgerufen am 01.03.2023.
- Hennig, Christoph (2015): Theorien der Entfremdung. Zur Einführung. Hamburg: Junius Verlag.
- Herkommer, Sebastian (2008): Ausgrenzung und Ungleichheit. Thesen zum neuen Charakter unserer Klassengesellschaft. In: Anhorn, Roland/Bettinger, Frank/Steher, Johannes (Hrsg.): Sozialer Ausschluss und Soziale Arbeit. Positionsbestimmungen einer kritischen Theorie und Praxis Sozialer Arbeit. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.S.63-82.
- Herrmann, Heike (2010): Raumbegriffe und Forschungen zum Raum – eine Einleitung. In: Herrmann, Heike (Hrsg.): RaumErleben. Zur Wahrnehmung des Raumes in Wissenschaft und Praxis. Opladen & Farmington Hills, MI: Verlag Barbara Dudrich. S.7-30.
- Hess, Rémi (1988): Henri Lefebvre et l'aaventure du siècle. Paris: Edition A.M. Métailié.

- Hinte, Wolfgang (1994): Intermediäre Instanzen in der Gemeinwesenarbeit: Die mit den Wölfen tanzen. In: Bitzan, Maria / Klöck, Tilo (Hrsg.): Jahrbuch Gemeinwesenarbeit 5. München: Verein zur Förderung der sozialpolitischen Arbeit. S.77-89.
- Hinte, Wolfgang (1997): Jugendämter auf dem Prüfstand. In: Zentralblatt für Jugendrecht, 84. Jg., Heft 10, S.345-355.
- Hinte, Wolfgang (2007): Das Fachkonzept „Sozialraumorientierung“. In: Hinte, Wolfgang/Treeß, Helga (Hrsg.), Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe: Theoretische Grundlagen, Handlungsprinzipien und Praxisbeispiele einer kooperativ-integrativen Pädagogik. Weinheim/München: Beltz Verlag. S.15-130.
- Hinte, Wolfgang / Litges, Gerd / Springer, Werner (1999): Soziale Dienste: Vom Fall zum Feld. Soziale Räume statt Verwaltungsbezirke. Berlin: Edition Sigma.
- Hoch, Carolin (2016): Straßenjugendliche in Deutschland – eine Erhebung zum Ausmaß des Phänomens. Zwischenbericht – zentrale Ergebnisse der 1. Projektphase. Hrsg. Vom Deutschen Jugendinstitut e.V.
- Hochschild, Arlie (2003): The Commercialization of Intimate Life: Notes from Home and Work. Berkeley: University of California Press.
- Honneth, Axel (2003): Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Sonderausgabe 2003. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hopf, Christel (1995): Qualitative Interviews in der Sozialforschung. Ein Überblick. In: Flick, Uwe/Kardorff, Ernst von/Keupp, Heiner/Rosenstiel, Lutz von/Wolff, Stephan (Hrsg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. 2. Aufl., Weinheim: Beltz, Psychologie-Verlags-Union. S.177-182.
- Hornstein, Walter (1995): Zur disziplinären Identität der Sozialpädagogik. In: Sünker, Heinz (Hrsg.): Theorie, Politik und Praxis Sozialer Arbeit. Einführungen in Diskurse und Handlungsfelder der Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Bielefeld: Kleine. S.12-31.
- Hosemann, Dagmar / Hosemann, Wilfried (1984): Trebegänger und Verwaarloste in sozialpädagogischer Betreuung außerhalb von Familie und Heim. Berlin: Hofgarten-Verlag.
- Hradil, Stefan / Spellerberg, Annette (2011): Lebensstile und soziale Ungleichheit. In: Gesellschaft. Wirtschaft. Politik. Jg. 60, Nr. 1-2011. Opladen und Farmington Hills, MI: Verlag Barbara Budrich. S.51-62.
- Hurrelmann, Klaus (2010): Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. 10. Auflage. Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Hurrelmann, Klaus / Quenzel, Gudrun (2012): Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. 11., vollständig überarbeitete Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Husserl, Edmund (2012): Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie. Hamburg: Felix Meiner Verlag.
- Huth, Felix (2011): Straßenkinder in Duala. Wie sie leben und warum sie auf der Straße sind. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Illigens, Sebastian (2017): Henri Lefebvre: Entfremdung und das Recht auf die Stadt. *Soziologiemagazin: publizieren statt archivieren*, 10(2), S.37-53.
- Institut für Angewandte Wirtschaftsforschung (Hrsg.): (2003): Schlussbericht des Projekts „Operationalisierung der Armuts- und Reichtumsmessung.“ https://www.armuts-und-reichtumsbericht.de/SharedDocs/Downloads/Berichte/erster-armuts-reichtumsbericht-publikation-operationalisierung-armuts-reichtumsmessung.pdf?__blob=publicationFile&v=2, zuletzt abgerufen am Zugriff: 20.03.2023.
- Institut für Soziale Arbeit (Hrsg.) (1996): Lebensort Straße. Kinder und Jugendliche in besonderen Lebenslagen. Münster.
- Institut für Sozialforschung und Gesellschaftspolitik (o. J.): *Nicht-Inanspruchnahme zustehender Sozialhilfeleistungen*. <http://www.isg-institut.de/download/Duzi-zsf.pdf>, zuletzt abgerufen am 01.04.2020.
- Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen (IGfH) (Hrsg.) (1998): Niedrigschwellige Angebote für Mädchen. Protokoll des Expertinnengesprächs der Fachgruppe Mädchen und Frauen in der IGfH vom 27. Bis 29. April 1998 in Wiesbaden. Frankfurt/Main.
- Iribarne, Julia (1994): Husserls Theorie der Intersubjektivität. Freiburg, München: Karl Alber Verlag.
- Jäger, Wieland / Baltes-Schmitt, Marion (2003): Jürgen Habermas. Eine Einführung in die Theorie der Gesellschaft. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Jaeggi, Rahel (2016): Entfremdung: Zur Aktualität eines sozialphilosophischen Problems. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Jordan, Rüdiger / Hard, Gabriele (1994): Expertise zum Thema „Straßenkinder“ in Nordrhein-Westfalen. Münster: Institut für Soziale Arbeit.
- Jordan, Erwin / Trauernicht, Gitta (1981): Ausreißer und Trebegänger. Grenzsituationen sozialpädagogischen Handelns. München: Juventa.
- Kappeler, Manfred (1995): Plädoyer für das umherschweifende Leben. Sozialpädagogische Essays zu Jugend, Drogen und Gewalt. Frankfurt/Main: IKO – Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Kelle, Udo / Kluge, Susann (1999): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Opladen: Leske und Budrich.
- Kellinghaus, Christoph (2000): Wohnungslos und psychisch krank. Eine Problemgruppe zwischen den Systemen. Konzepte – empirische Daten – Hilfsansätze. Münster: LIT Verlag.
- Kempf, Victor (2012): Diskursive Kommunikation und ideologische Beschränkung: die soziokulturellen Bedingungen der Möglichkeit wie der Unmöglichkeit von Diskursen bei Jürgen Habermas. Berlin. https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/31223/ssoar-2012-kempfdiskursive_kommunikation_und_ideologische_beschränkung.pdf?sequence=1, zuletzt abgerufen am 01.03.2023.
- Kessl, Fabian (2005): Das wahre Elend? Zur Rede von der „neuen Unterschicht“. In: Widersprüche: Klassengesellschaft reloaded. Zur Politik der „neuen Unterschicht“. 25 (98). https://www.widersprueche-zeitschrift.de/IMG/pdf/widersprueche_98.pdf, zuletzt abgerufen am 18.07.2021.

- Kessl, Fabian (2017). Familienähnliche Hilfen zur Erziehung: Zur spezifischen Institutionalisierung des Privaten in pädagogischen Wohnräumen. In Meuth, Miriam (Hrsg.): Wohn-Räume und pädagogische Orte. Erziehungswissenschaftliche Zugänge zum Wohnen. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften. S.171–194.
- Kessl, Fabian / Maurer, Susanne (2005): Soziale Arbeit. In: Kessl, Fabian/Reutlinger, Christian/Maurer, Susanne/Frey, Oliver (Hrsg.): Handbuch Sozialraum (2. Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S.111-128.
- Kessl, Fabian / Reutlinger, Christian (2007): Sozialraum. Eine Einführung. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kilb, Rainer / Heemann, Peter (1999): Entwicklung des Straßenlebens von jungen Erwachsenen, Jugendlichen und Kindern am Beispiel Frankfurt am Main. In: Lutz, Ronald/Stickelmann, Bernd (Hrsg.): Weggelaufen und ohne Obdach. Kinder und Jugendliche in besonderen Lebenslagen. Weinheim: Juventa. S.179-202.
- Klein, Alex / Landhäußer, Sandra / Ziegler, Holger (2005): The Salient Injuries of Class: Zur Kritik der Kulturalisierung struktureller Ungleichheit. In: Klassengesellschaft reloaded. Zur Politik der „neuen Unterschicht“, Widersprüche Redaktion (Hrsg.). Bielefeld: Kleine Verlag. S.45-74.
- Kluge, Friedrich (1999): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin & New York: de Gruyter.
- Kneer, Georg (1990): Die Pathologien der Moderne. Opladen: Westdeutscher Verlag GmbH.
- Kneer, Georg (1996): Rationalisierung, Disziplinierung und Differenzierung. Zum Zusammenhang von Sozialtheorie und Zeitdiagnose bei Jürgen Habermas, Michel Foucault und Niklas Luhmann. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Koch, F., Hart, P. & Tristan, P. (1993): Wohnungsnot und Obdachlosigkeit. In: Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales (Hrsg.), Landessozialbericht (NRW) Bd. 2, 2. Aufl., Bönen.
- Königter, Stefan / Schröder, Wolfgang / Zeller, Maren (2012): Statuspassage „Leaving Care“: Biografische Herausforderungen nach der Heimerziehung. In: Diskurs Kindheits- und Jugendforschung Heft 3-2012, S.261-276.
- Kogler, Raphaela (2015): Zonen, Inseln, Lebenswelten, Sozialräume. Konzepte zur Rauman eignung im Alltag von Kindern. In: Scheiner, Joachim / Holz-Rau, Christian (Hrsg.), Räumliche Mobilität und Lebenslauf, Studien zur Mobilitäts- und Verkehrsforschung. Wiesbaden: VS Springer. S.43-56.
- Krafeld, Franz-Josef (2000): Von der akzeptierenden Jugendarbeit zu einer gerechtigkeitsorientierten Jugendarbeit. In: Deutsche Jugend, 48 (2000) 6. S.266-268.
- Krafeld, Franz Josef (2004). Grundlagen und Methoden aufsuchender Jugendarbeit. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kraus, Björn (2006): Lebenswelt und Lebensweltorientierung. Eine begriffliche Revision als Angebot an eine systemisch-konstruktivistische Sozialarbeitswissenschaft. https://www.pedocs.de/volltexte/2016/12387/pdf/Kontext_2006_2_Kraus_Lebenswelt.pdf, zuletzt abgerufen am 02.04.2020.

- Kraus, Björn (2014): Gelebtes und erlebtes Leben. Zur erkenntnistheoretischen Differenz zwischen Lebenswelt und Lebenslage. In: Köttig, Michaela et al. (Hrsg.): Soziale Wirklichkeiten in der sozialen Arbeit. Wahrnehmen – analysieren – intervenieren, Opladen/Berlin/Toronto: Budrich.
- Kreckel, Reinhard (1992): Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit. New York und Frankfurt/Main: Campus Verlag.
- Kronauer, Martin (1999): Die Innen-Außen-Spaltung der Gesellschaft. Eine Verteidigung des Exklusionsbegriffs gegen seinen mystifizierenden Gebrauch. In: Herkommer, Sebastian (Hrsg.): Soziale Ausgrenzung: Gesichter des neuen Kapitalismus. Hamburg: VSA-Verlag. S.60-72.
- Kronauer, Martin (2002): Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus. Frankfurt am Main, New York: Campusverlag.
- Kronauer, Martin (Hrsg.) (2010a): Inklusion und Weiterbildung. Reflexionen zur gesellschaftlichen Teilhabe in der Gegenwart. Bielefeld: Bertelsmann. S.24-58.
- Kornaur, Martin (2010b): Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Kunstreich, Timm (2012). Sozialer Raum als "Ort verlässlicher Begegnung": ein Essay über Verbindlichkeit und Verlässlichkeit. Widersprüche : Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich, 32(125), S.87–92. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-43769>, zuletzt abgerufen am 01.03.2023.
- Kunstreich, Timm / May, Michael (1999): Soziale Arbeit als Bildung des Sozialen und Bildung am Sozialen. In: Widersprüche, Heft 73, 1999, S.35–52.
- Läpple, Dieter (1991): Essay über den Raum. Für ein gesellschaftswissenschaftliches Raumkonzept. In: Häußermann, Hartmut/Ipsen, Detlev/Krämer-Badoni, Thomas/Läpple, Dieter/Rodenstein, Marianne/Siebel, Walter (Hrsg.): Stadt und Raum. Soziologische Analysen. Pfaffenweiler: Centaurus Verlag. S.157-207.
- Langer, Inghard (2000): Das persönliche Gespräch als Weg in der psychologischen Forschung. Köln: Gesellschaft für wissenschaftliche Gesprächspsychotherapie
- Lefebvre, Henri (1966): Der dialektische Materialismus. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Lefebvre, Henri (1972a): Das Alltagsleben in der modernen Welt. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Lefebvre, Henri (1972b): Die Revolution der Städte. München: eva Taschenbuch.
- Lefebvre, Henri (1974): Die Zukunft des Kapitalismus. Die Reproduktion der Produktionsverhältnisse. München: List Verlag.
- Lefebvre, Henri (1975a): Methaphilosophie. Prolegomena. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Lefebvre, Henri (1975b): Kritik des Alltagslebens. 3 Bände. München: Carl Hanser Verlag.
- Lefebvre, Henri (1976): De l'État: Le contradictions de l'État moderne. Paris: Union générale d'éditions
- Lefebvre, Henri (1988): Toward a Leftist Cultural Politics. Remarks Occasioned by the Centenary of Marx's Death. In: Grossberg, Lawrence/Nelson, Cary (Hrsg.): Marxism and the Interpretation of Culture, Urbana, Illinois: Illini Books edition.
- Lefebvre, Henri (1991): The Production Of space. Translated by Donald Nicholson-Smith Oxford & Cambridge: Blackwell.

- Lefebvre, Henri (1996): *Writing on Cities*. Selected, translated and introduced by Eleonore Kofmann and Elizabeth Lebas. Oxford: Blackwell.
- Lefebvre, Henri (2004): *Rhythmanalysis: Space, Time and Everyday Life*. London: Continuum.
- Lefebvre, Henri (2016): *Das Recht auf Stadt*. 2. Auflage. Hamburg: Nautilus.
- Leisering, Lutz (1993): *Zwischen Verdrängung und Dramatisierung. Zur Wissenssoziologie der Armut in der bundesrepublikanischen Gesellschaft*.
https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/5725/ssoar-1993-leisering-zwischen_verdrangung_und_dramatisierung.pdf?sequence=1&isAllowed=y&lnkname=ssoar-1993-leisering-zwischen_verdrangung_und_dramatisierung.pdf, zuletzt abgerufen am 31.03.2020.
- Lenoir, René (1974): *Les Exclues*. Un Français sur dix. Paris: Le Seuil
- Ley, Katharina (1984): *Von der Normal- zur Wahlbiographie? Interpretationen erzählter Lebensgeschichten von Frauen*. In: Kohli, Martin/Robert, Guenther (Hrsg.): *Biographie und soziale Wirklichkeit*. Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung. S.239-260.
- Liebel, Manfred: *Straßenkinder gibt es nicht. Über die verschlungenen Wege einer paternalistischen Metapher*, in: *Soziale Arbeit* 4/2000, S.122-130.
- Locher, G. (1990): *Gesundheits-/Krankheitsstatus und arbeitsbedingte Erkrankungen von alleinstehenden Wohnungslosen*. (Medizinische Inauguraldisseration) Universität Freiburg. Bielefeld: Verlag Soziale Hilfe.
- Lockwood, David (1979): *Soziale Integration und Systemintegration*. In: Zapf, W. (Hrsg.): *Theorien des sozialen Wandels*. Neue wissenschaftliche Bibliothek. Soziologie. Königstein/Ts.: Verlagsgruppe Athenäum – Hain – Scriptor – Hanstein.
- Löw, Martina (2001): *Raumsoziologie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Löw, Martina / Steets, Silke / Stoetzer, Sergej (2008): *Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie*. 2. Auflage. Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Löw, Martina/Sturm, Gabriele (2019): *Raumsoziologie*. In Kessler, Fabian/Reutlinger, Christian/Maurer, Susanne/Frey, Oliver (Hrsg.): *Handbuch Sozialraum* (2. Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S.3-21.
- Lofland, Lyn H. (1998): *The Public Realm. Exploring the City's Quintessential Social Territory*. New York: Aldine de Gruyter.
- Lompe, Klaus (Hrsg.) (1987): *Die Realität der neuen Armut. Analysen der Beziehung zwischen Arbeitslosigkeit und Armut in einer Problemregion Regensburg*: Transfer Verlag.
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. 2 Bände. Frankfurt/ Main: Suhrkamp.
- Lukács, Georg (1986): *Zur Ontologie des gesellschaftlichen Seins*. 2. Halbband. Darmstadt, Neuwied: Luchterhand.
- Lutz, Roland (1999): *Straßenleben, Straßenbilder, Straßenpädagogik*. In: Lutz, Roland / Stickelmann, Bernd (Hrsg.) (1999): *Weggelaufen und ohne Obdach. Kinder und Jugendliche in besonderen Lebenslagen*. Weinheim und München: Juventa.
- Lutz, Roland / Simon, Titus (2007): *Lehrbuch der Wohnungslosenhilfe. Eine Einführung in Praxis, Positionen und Perspektiven*. Weinheim: Juventa.

- Lutz, Roland / Stickelmann, Bernd (Hrsg.) (1999): Weggelaufen und ohne Obdach. Kinder und Jugendliche in besonderen Lebenslagen. Weinheim und München: Juventa.
- Maar, Katja (2006): Zum Nutzen und Nichtbutzen der sozialen Arbeit am exemplarischen Feld der Wohnungslosenhilfe. Eine empirische Studie. Frankfurt/Main: Peter Lang Verlag.
- MacDonald, Robert / Marsh, Jane (2001): Disconnected Youth? In: Journal of Youth Studies 4. S.373-391.
- Marcuse, Herbert (1998): Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft. München: Deutscher Taschenbuchverlag.
- Marshall, Thomas H. (2000): Bürgerrechte und soziale Klassen. Zur Soziologie des Wohlfahrtsstaates. In: Mackert, Jürgen/Müller, Hans-Peter (Hrsg.): Citizenship – Soziologie der Staatsbürgerschaft. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag GmbH. S.45-102.
- Marx, Karl / Engels, Friedrich (1962): Feuerbach. In: Karl Marx / Friedrich Engels Werke. Band 3. Berlin: Dietz Verlag. S.1-77.
- Marx, Karl / Engels, Friedrich (1962): Zur Kritik der politischen Ökonomie. In: Karl Marx / Friedrich Engels Werke. Band 13. Berlin: Dietz Verlag. S.1-160.
- Marx, Karl / Engels, Friedrich (1962): Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie. In: Karl Marx / Friedrich Engels Werke. Band 21. Berlin: Dietz Verlag. S.261-307.
- Marx, Karl / Engels, Friedrich (1962): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band. In: Karl Marx / Friedrich Engels Werke. Band 23. Berlin: Dietz Verlag.
- Marx, Karl / Engels, Friedrich (1962): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Dritter Band. In: Karl Marx / Friedrich Engels Werke. Band 25. Berlin: Dietz Verlag.
- Marx, Karl / Engels, Friedrich (1962): Ökonomisch-Philosophische Manuskripte. In: Karl Marx / Friedrich Engels Werke. Band 40. Berlin: Dietz Verlag. S.465-588.
- Marx, Karl / Engels, Friedrich (1974): *Manifest der kommunistischen Partei*. Stuttgart: Reclam.
- Mason, Paul (2016): Potskapitalismus. Grundrisse einer kommenden Ökonomie. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Masschelein, Jan (1991): Kommunikatives Handeln und pädagogisches Handeln. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- May, Michael (1989): Jugend als Artikulation ungleichzeitiger Widersprüche: Theoretische Verortung eines Forschungsprojektes. In: Breyvogel, Wilfried (Hrsg.): Pädagogische Jugendforschung. Erkenntnisse und Perspektiven. Opladen: Leske + Budrich. S.65-80.
- May, Michael (2004) Aneignung und menschliche Verwirklichung. In: Deinet, Ulrich / Reutlinger, Christian (Hrsg.): „Aneignung“ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Beiträge zur Pädagogik des Kindes- und Jugendalters in Zeiten entgrenzter Lernorte. Wiesbaden: VS Verlag. S.49-70.
- May, Michael (2008a): Friedrich Engels: Die Lage der arbeitenden Klasse in England. In: Kessler, Fabian/ Reutlinger, Christian (Hrsg.): Schlüsselwerke der Sozialraumforschung. Traditionslinien in Text und Kontexten. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S.22-39.
- May, Michael (2008b): Aktuelle Theoriediskurse Sozialer Arbeit. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.

- May, Michael (2008c): Begriffsgeschichtliche Überlegungen zu Gemeinwesen und Sozialraum. In: Alisch, Monika/May, Michael (Hrsg.): Kompetenzen im Sozialraum. Sozialraumentwicklung und –organisation als transdisziplinäres Projekt. Opladen und Farmington Hills, MI: Budrich. S.19-38.
- May, Michael (2008d): Sozialraumbezüge Sozialer Arbeit. In: Alisch, Monika/May, Michael (Hrsg.): Kompetenzen im Sozialraum. Sozialraumentwicklung und –organisation als transdisziplinäres Projekt. Opladen und Farmington Hills, MI: Budrich. S.61-84.
- May, Michael (2010): Aktuelle Theoriediskurse Sozialer Arbeit. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- May, Michael (2011): Jugendliche in der Provinz. Ihre Sozialräume, Probleme und Interessen als Herausforderung an die soziale Arbeit. Opladen und Farmington Hills, MI: Verlag Barbara Budrich
- May, Michael (2012): Segregation und soziale Arbeit: Ausschluss und Einschluss. In: Alisch, Monika/ May, Michael (Hrsg.): Formen sozialräumlicher Segregation. Leverkusen: Barbara Budrich (Beiträge zur Sozialraumforschung, 7), S.135–156.
- May, Michael (2015): Lebenswelt als Dimension von Forschung und Praxis einer Kritischen Sozialen Arbeit. In: Dörr, Margret/Füßenhäuser, Cornelia/Schulze, Heidrun (Hrsg.): Biografie und Lebenswelt. Perspektiven einer Kritischen Sozialen Arbeit. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH (Perspektiven kritischer Sozialer Arbeit, 20). S.39–52.
- May, Michael (2017): Soziale Arbeit als Arbeit am Gemeinwesen. Ein theoretischer Begründungsrahmen. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- May, Michael (2019): Sozialpädagogische Kritik der Lebensformen? Zu den Maßstäben von Kritik und Solidarität in der Sozialen Arbeit. Widersprüche: Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich, 39(151). S.49-63.
- May, Michael (2020): Praktiken Sozialer Arbeit in der Gemeindepsychiatrie. Zwischen Reproduktion von Entfremdung und Perspektiven zu ihrer Überwindung. In: Sozial Extra 44 2020: S.218-223.
- May, Michael (2021a): Materialistische Dialektik in Theorien Sozialer Arbeit. Ein kritischer Blick auf aktuelle Lehrbücher. In: Soziale Arbeit. Zeitschrift für soziale und sozialverwandte Gebiete. März 2021, 70. Jg. DZI Eigenverlag Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen.
- May, Michael (2021b): Auf dem Weg zu einer Materialistisch-Dialektischen Theorie Kritischer Sozialer Arbeit. In: May, Michael / Schäfer, Arne (Hrsg.): Theorien für die Soziale Arbeit. 2., aktualisierte Auflage. Baden-Baden: Nomos.
- May, Michael / Schäfer, Arne (2021): Aktueller Stand der Diskussion und Perspektiven für die Zukunft der Theorien Sozialer Arbeit. In: May, Michael / Schäfer, Arne (Hrsg.): Theorien für die Soziale Arbeit. 2., aktualisierte Auflage. Baden-Baden: Nomos.
- Mayring, Philipp (1996): Einführung in die qualitative Sozialforschung. 3. Überarbeitete Auflage. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Mead, George Herbert (1968): Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

- Merleau-Ponty, Maurice (1945/1974), *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Hrsg. u. übers. v. Rudolf Boehm. Berlin: De Gruyter.
- Messmer, Heinz (2013): *Bevor Leaving Care*. Eine Fallstudie zum fachlichen Handeln beim Übertritt aus der Heimerziehung in die selbstständige Lebensführung. In: *Neue Praxis*, 5/2013. 424.
- Metje, Ute Marie (2005): *Zuhause im Übergang – Mädchen und junge Frauen am Hamburger Hauptbahnhof*. Frankfurt/Main: Campus Verlag.
- Meuth, Miriam (2013): *Wohn-Ort als Pädagogischer Ort: Raumsoziologische Überlegungen zu ‚Wohnen‘ innerhalb des sozialpädagogisch begleiteten Jugendwohnens*. *Widersprüche*, 33(128), S.131-147.
- Meuth, Miriam (2017): *Wohnen – Gegenstand pädagogischer Praktiken, erziehungswissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung*. In: Meuth, Miriam (Hrsg.): *Wohn-Räume und pädagogische Orte. Erziehungswissenschaftliche Zugänge zum Wohnen*. Wiesbaden: Springer VS. S.1–36.
- Milcher, Andrea (1996): „... den Alltag verändern!“. *Straßenkinder in Lateinamerika und Deutschland – Konzeptionen sozialer Arbeit*. Frankfurt/Main: IKO-Verlag.
- Mögling, Tatjana / Tillmann, Frank / Lex, Tilly (2012): *Umwege in die Ausbildung. Die Rolle von Ungelerntentätigkeit für eine späte Berufsqualifizierung*. Deutsches Jugendinstitut e. V.
- Mögling, Tatjana /Tillmann, Frank /Reißig, Birgit (2015): *Entkoppelt vom System. Jugendliche am Übergang ins junge Erwachsenenalter und Herausforderung für Jugendhilfestrukturen. Eine Studie des Deutschen Jugendinstituts im Auftrag der Vodafone Stiftung Deutschland*. Düsseldorf. <https://www.vodafone-stiftung.de/wp-content/uploads/2019/06/Entkoppelt-vom-System.pdf>, zuletzt abgerufen am 27.02.2020.
- Mogge-Grotjahn, Hildegard (2008): *Gesellschaftliche Ein- und Ausgrenzung. Der soziologische Diskurs*. In: Huster, Ernst-Ulrich/ Boeckh, Jürgen/Mogge-Grotjahn, Hildegard (Hrsg.): *Handbuch Armut und Soziale Ausgrenzung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden. S.39-53.
- Morel, Julius / Bauer, Eva / Melegny, Tamás / Niedenzu, Heinz-Jürgen / Preglau, Max / Staubmann, Helmut (2001): *Soziologische Theorie. Abriß der Ansätze ihrer Hauptvertreter*. 7., überarbeitete Auflage. München, Wien: Oldenbourg Verlag.
- Moscovici, S.: *Das representações coletivas às representações sociais: elementos de uma história*. In Jodelet, D. (Org.): *As representações sociais*. Rio de Janeiro: Ed.UERJ, 2001, S. 45-66.
- Muchow, Martha / Muchow, Hans Heinrich (2012): *Der Lebensraum des Großstadtkindes*. Herausgegeben von Imbke Behnken und Michael-Sebastian Honig. Neuausgabe. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Muckel, Petra / Grubitzsch, Siegfried (1993): *Untersuchungen zum Begriff der „Lebenswelt“*. *Psychologie und Gesellschaftskritik* 17(3/4). S.119-139. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-249525>, zuletzt aufgerufen am 04.01.2021.
- Mücher, Frank (2010): *Prekäre Hilfen? Soziale Arbeit aus der Sicht wohnungsloser Jugendlicher*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Müller, Hans-Rüdiger (1999): „Straßenkinder im Integrationsdilemma“. Paradoxien und Perspektiven der Jugendhilfe. In: Lutz, Ronald/Stickelmann, Bernd (Hrsg.): Weggelaufen und ohne Obdach. Kinder und Jugendliche in besonderen Lebenslagen. Weinheim und München: Juventa.
- Mumford, Lewis (1963): Die Stadt. Geschichte und Ausblick. Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch.
- Nagy, Andrea (2021): Vom Heim in die Selbständigkeit. Perspektiven jugendlicher Care-Leaver auf den Übergang. BU, press: Bozen-Bolzano
<http://pro.unibz.it/library/bupress/publications/fulltext/9788860461865.pdf>, zuletzt abgerufen am 04.02.2022.
- Napolitano, Sandro (2005): Straßenkinder in Deutschland – eine Lebenssituation. Erklärungsversuche und Handlungsstrategien für ein soziales Phänomen. Oldenburg: Paulo Freire Verlag.
- Nassehi, Armin (2006): Der soziologische Diskurs der Moderne. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Natorp, Paul (1899/1974): Sozialpädagogik. Theorie der Willensbildung auf der Grundlage der Gemeinschaft. Stuttgart: Fomann.
- Neckel, S. (1989): Individualisierung und Theorie der Klassen: Zwischenbemerkungen im Paradigmastreit. PROKLA. Zeitschrift für Kritische Sozialwissenschaft 19 (76), S.51-59.
<https://core.ac.uk/download/pdf/229354744.pdf> zuletzt abgerufen am 03.01.2021.
- Negt, Oskar / Kluge, Alexander (1981): Geschichte und Eigensinn. Frankfurt/Main: Zweitausendeins
- Neurath, Otto (1931/1981): Empirische Soziologie. In: der.: Gesammelte philosophische und methodologische Schriften. Band 1. Wien: Hölder-Pichler Tempsky. S.423-527.
- Nixdorf, Christian Philipp (2012): "Person"-zentrierte Beratung in der Sozialen Arbeit. Hannover.
<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-67422-7>, zuletzt abgerufen am 29.03.2023.
- Nohl, Arnd-Michael (2006): Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Nolte, Paul (2004): Generation Reform. Jenseits der blockierten Republik. München: Beck.
- Nüsken, Dirk (2014): Übergang aus der stationären Jugendhilfe ins Erwachsenenleben in Deutschland. Frankfurt: IGfH-Eigenverlag <http://forschungsnetzwerk-erziehungshilfen.de/wp-content/uploads/2016/04/Expertise-Nuesken.pdf>, zuletzt abgerufen am 26.02.2020.
- Nussbaum, Martha Craven (2000): Women and Human Development. The Capabilities Approach. New York: Cambridge University Press.
- Nussbaum, Martha Craven (2010): Die Grenzen der Gerechtigkeit. Behinderung, Nationalität und Spezieszugehörigkeit. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Nussbaum, Martha Craven (2016): Gerechtigkeit oder Das gute Leben. 9. Auflage. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Oelkers, Jürgen (1983): Pädagogische Anmerkungen zu Habermas' Theorie kommunikativen Handelns - In: Zeitschrift für Pädagogik 29 (1983) 2, S.271-280.
- Otto, Hans-Uwe (2007): Zum aktuellen Diskurs um Ergebnisse und Wirkungen im Feld der Sozialpädagogik und Sozialarbeit - Literaturvergleich nationaler und internationaler Diskussion. Expertise im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe (AGJ) (Hg.): Berlin: Eigenverlag AGJ.

- Otto, Hans-Uwe / Scherr, Albert / Ziegler, Holger (2010): Wieviel und welche Normativität benötigt die Soziale Arbeit? Befähigungsgerechtigkeit als Maßstab sozialarbeiterischer Kritik. In: Neue Praxis: Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik 40(2): S.137-163.
- Otto, Hans-Uwe / Ziegler, Holger (2010): Der Capabilities-Ansatz als neue Orientierung in der Erziehungswissenschaft. In: Otto, Hans-Uwe/Ziegler, Holger (Hrsg.): Capabilities – Handlungsbefähigung und Verwirklichungschancen in der Erziehungswissenschaft. 2. Auflage. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Parnitzke, Anna Maria (2016): Wohnraum für Wohnungslose – Ist Housing First die Antwort? Eine vergleichende Analyse der Herausforderungen, Kosten und Strategien im Umgang mit Wohnungslosigkeit in Deutschland und Norwegen. In: ISR Impulse Online 61. Technische Universität Berlin, Fakultät VI: Planen, Bauen, Umwelt. Institut für Stadt und Regionalplanung (Hrsg.). www.google.de/books/edition/Wohnraum_f%C3%BCr_Wohnungslose_ist_Housing_F/_J15DQAAQBAJ?hl=de&gbpv=1&dq=housing+first+erfolge&pg=PA53&printsec=frontcover, zuletzt abgerufen am 01.03.2020.
- Patry, Jean-Luc (Hg.) (1982): Feldforschung. Methoden und Probleme sozialwissenschaftlicher Forschung unter natürlichen Bedingungen. Bern: Huber.
- Paugam, Serge (2004): Armut und soziale Exklusion: Eine soziologische Perspektive. In: Häußermann, Hartmut (Hrsg.): An den Rändern der Städte. Armut und Ausgrenzung. Frankfurt/Main: Suhrkamp. S.71-95.
- Paugam, Serge (2008): Die elementaren Formen der Armut. Hamburg: Hamburger Edition.
- Pavel, Nadja (2012): Aneignungsprozesse von Pflegekinern. In: Alisch, Monika / May, Michael (Hrsg.): Sozialraumentwicklung bei Kindern und Jugendlichen. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Permien, Hanna (2013): Vorwort. In: Schwabe, Mathias / Stallmann, Martina / Vust, David (Hrsg.): Freiraum mit Risiko. Niedrigschwellige Erziehungshilfen für sogenannte Systemsprenger. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Permien, Hanna / Zink, Gabriele (1998): Endstation Straße? Straßenkarrieren aus der Sicht von Jugendlichen. München: Deutsches Jugendinstitut.
- Petersen, Peter (1959): Führungslehre des Unterrichts. 6. Auflage. Braunschweig: Georg Westermann Verlag.
- Pfennig, Gabriele (1996): Lebenswelt Bahnhof. Sozialpädagogische Hilfen für obdachlose Kinder und Jugendliche. Neuwied, Kriftel, Berlin: Luchterhand.
- Piaget, Jean (1974): Der Aufbau der Wirklichkeit beim Kinde. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Plessner, Helmuth (1928): Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie. Berlin und Leipzig: Walter de Gruyter & Co.
- Plessner, Helmuth (1969): Homo absconditus / Selbstentfremdung, ein anthropologisches Theorem? In.: Plessner, Helmuth: Die Frage nach der Condition Humana. Aufsätze zur philosophischen Anthropologie. Frankfurt/Main: Suhrkamp. S. 138-158.

- Puderbach, Jens (2011): Wohnungslosigkeit und Alkoholabhängigkeit: Zur Situation chronisch mehrfachbeeinträchtigter Abhängigkeitskranker in der Bundesrepublik Deutschland. Hamburg: Diplomica Verlag.
- Rätz-Heinisch, Regina (2009): Dialogische Passungsverhältnisse zwischen „unerreichbaren“ Jugendlichen und Hilfeprozessen der Kinder und Jugendhilfe. In: Krause, Hans Ulrich/Rätz-Heinisch, Regina (Hrsg.): Soziale Arbeit im Dialog gestalten. Theoretische Grundlagen und methodische Zugänge einer dialogischen Sozialen Arbeit. Opladen: Verlag Barbara Budrich. S.135-146.
- Ranchio, Filippo (2016): Dimensionen der zweiten Natur. Hegels praktische Philosophie. Hamburg: Felix Meiner Verlag.
- Rawls, John (1975): Eine Theorie der Gerechtigkeit. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Reißlandt, Carolin (2005): Soziale Arbeit mit Straßenkindern in Deutschland und in Kenya – Ein internationaler Vergleich – Diplomarbeit im Fachbereich Sozialarbeit der Fachhochschule Köln. <https://d-nb.info/974284734/34>, zuletzt abgerufen am 01.03.2023.
- Retza, Burglinde / Weber, Monika (Hrsg.) (2001): Mädchen auf der Straße – im Blick von Jugendhilfe, Forschung und Mädchenarbeit. Frankfurt: Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen.
- Retzer, Arnold (2008). Systemische Psychotherapie. Theoretische Grundlagen und klinische Anwendungsprinzipien, in: Möller, Hans-Jürgen / Laux Gerd / Kapfhammer, Hans-Peter (Hrsg.): Psychiatrie und Psychotherapie, Bd. 1, Heidelberg: Springer Verlag. S.816–840.
- Reuhl, J., Lutz, F.-U. (1996): Pathologische anatomische Befunde bei Obdachlosen. Vortrag auf dem Symposium „Medizinische Probleme bei Obdachlosen“, Frankfurt am Main, 07.12.1996
- Reuter, Enrico (2008): Weniger ist mehr. Plädoyer für einen ‚exklusiven‘ Exklusionsbegriff. In: Eickelpasch, Rolf/Ramos Lobato, Philipp/Rademacher, Claudia (Hrsg.): Metamorphosen des Kapitalismus und seiner Kritik. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH. S.171-190.
- Riegler, Anna / Posch, Klaus (2017): „Anerkennung“. Grundlage einer kritisch-reflexiven Kinder- und Jugendhilfe. In: Wissenschaftliches Journal österreichischer Fachhochschulstudiengänge Soziale Arbeit Nr. 18. <http://www.sozialeskapital.at/index.php/sozialeskapital/article/viewFile/529/953.pdf>, zuletzt abgerufen am 18.11.2021.
- Riesmann, David (1956): Eine einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters. Darmstadt: Luchterhand.
- Rifkin, Jeremy (1996): das Ende der Arbeit und ihre Zukunft. Frankfurt/Main/New York: Ritter
- Ritsert, Jürgen (1972): Inhaltsanalyse und Ideologiekritik. Ein Versuch über kritische Sozialforschung. Frankfurt/Main: Athenäum Verlag GmbH.
- Ritsert, Jürgen (2009): Schlüsselprobleme der Gesellschaftstheorie. Individuum und Gesellschaft – soziale Ungleichheit – Modernisierung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Rösch, Peter (2012): Die Leute vom Straßenrand. Gespräche mit Obdachlosen. Berlin: Westarp BookOnDemand.
- Roggenbuck, Stefan (1993): Straßenkinder in Lateinamerika: soziawissenschaftliche Vergleichsstudie; Bogotá (Kolumbien), Sao Paulo (Brasilien) und Lima (Peru). Frankfurt am Main: Lang.

- Romahn, Angela (2000): *Straßenkinder in der Bundesrepublik Deutschland. Junge Menschen auf der Straße? Beweggründe – Straßenkarrieren – Jugendhilfe. Der Versuch einer sozialpädagogischen Annäherung an ein gesellschaftliches Phänomen*, Frankfurt am Main: IKO - Verlag Interkulturelle Kommunikation.
- Ronneberger, Klaus (2002): *Contours and Convolutions of Everydayness. On the Reception of Henri Lefebvre in the Federal Republic of Germany*. In: *Capitalism, Nature, Socialism (CNS)*, 13 (2). S. 42-57.
- Salize, Hans Joachim / Dillmann-Lange, Cornelia / Kentner-Figura, Beate (2002): *Versorgungsbedarf psychisch kranker Wohnungsloser – Sind wir in der Lage, ihn zu erkennen?* In: *Nouvertne, Klaus / Wessel, Theo / Zechert, Christian (Hrsg.): Obdachlos und psychisch krank*. Bonn: Psychiatrie-Verlag. S.28-41.
- Salomon, Alice (1928/1998): *Grundlegung für das Gesamtgebiet der Wohlfahrtspflege*. In: *Thole, Werner/Galuske, Michael/Gängler, Hans (Hrsg.): KlassikerInnen der sozialen Arbeit. Sozialpädagogische Texte aus zwei Jahrhunderten – ein Lesebuch*. Neuwied/Kriftel: Luchterhand. S.131-147.
- Santos, M. (1996): *A natureza do espaço. Técnica e tempo. Razão e emoção*. São Paulo: EDUSP.
- Sayer, Andrew (2012): *Würde am Arbeitsplatz*. *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, Jg. 60, H. 4: S.557-572.
- Schaarschuch, Andreas (1999): *Theoretische Grundelemente Sozialer Arbeit als Dienstleistung. Ein analytischer Zugang zur Neuorientierung*. In: *neue praxis*, 29. Jg. H. 6. S.543-560.
- Schaarschuch, Andreas (2019): *Entfremdung vom Sozialen. Elemente zu einer Gegenstandsbestimmung der Sozialpädagogik*. In: *Zeitschrift für Sozialpädagogik* 17 (3). S.249-263.
- Scharfe, Martin (1983). *Straße: Ein Grundriß*. *Zeitschrift für Volkskunde: Halbjahresschrift der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde*, 79 (2), S.171–191.
- Scherr, Albert (2002): *Rückzugsräume und Grenzüberschreitungen. Wie sozialräumliche Jugendarbeit Bildungsprozesse unterstützen kann*. Unveröffentlichtes Manuskript. Landau.
- Scherr, Albert (2009): *Jugendsoziologie. Einführung in Grundlagen und Theorien*. 9., erweiterte und umfassend überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schiller, Friedrich (1795/2009): *Über die ästhetische Erziehung des Menschen*. Mit Kommentar von Stefan Matuschek. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Schimmel, Kerstin (1994): *Straßenkinder in Bolivien: Darstellung und Problematisierung vorhandener Betreuungsangebote unter besonderer Berücksichtigung der Lebensbedingungen der strassenkinder in Cochabamba*. Frankfurt am Main/Bern: Verlag Peter Lang.
- Schmid, Christian (2010): *Stadt, Raum und Gesellschaft: Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes*. Stuttgart: Steiner.
- Schmid, Peter (2001): *Sozialraumorientierung und das Kinder- und Jugendhilferecht – ein Kommentar aus Sicht eines freien Trägers*. In: *Sozialraumorientierung auf dem Prüfstand. Rechtliche und sozialpädagogische Bewertungen zu einem Reformprojekt in der Jugendhilfe*, Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e. V. (Hrsg.). München. S.204-213.
- Schmid, Wilhelm (1998): *Philosophie der Lebenskunde. Eine Grundlegung*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

- Schmidt, Friedrich W. (1994): Hegel in der Kritischen Theorie der ‚Frankfurter Schule‘. In: Bernstein, Jay (Hrsg.): The Frankfurt School. Critical Assessments. Volume I. London and New York: Routledge.
- Schnaidt, Claude (1988): Les marxistes ont-ils un projet urbain? In: Société française, 29. S.59-63.
- Schnell, Rainer / Hill, Paul B. / Esser, Elke (1999): Methoden der empirischen Sozialforschung. 6. Auflage. München: Oldenbourg.
- Schor, Juliet (2010): Plentitude. The New Economics of True Wealth. New York: Penguin Press HC.
- Schroer, Markus (2006): Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Schroer, Markus (2018): Räume der Gesellschaft. Soziologische Studien. Wiesbaden: VS Springer.
- Schubert, Herbert (2000): Städtischer Raum und Verhalten. Zu einer integrierten Theorie des öffentlichen Raumes. Opladen: Leske + Budrich.
- Schütz, Alfred / Luckmann, Thomas (2017): Strukturen der Lebenswelt. 2., überarbeitete Auflage. Konstanz und München: UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- Schwarz, Silvia (2022): Flüchtige Räume – Aneignungsstrategien von Frauen in Situationen der Wohnungslosigkeit. Opladen, Berlin & Toronto: Barbara Budrich.
- Sen, Amartya (2000): Ökonomie für den Menschen. Wege zu Gerechtigkeit und Solidarität in der Marktwirtschaft. München: Hanser Verlag.
- Seemüller, Susanne (2002): Soziale Arbeit mit „Straßenkindern“ in armen Gesellschaften am Beispiel Rumäniens. Düren: Shaker Verlag.
- Seidel, Markus Heinrich (1994): Straßenkinder in Deutschland. Schicksale, die es nicht geben dürfte.. München: Ullstein.
- Seidel, Markus Heinrich (2002): Straßenkinder in Deutschland. Schicksale, die es nicht geben dürfte. Aktualisierte Neuauflage. Frankfurt/Main, Berlin: Ullstein.
- Seigworth, Gregory J. (2000): Banality for Cultural Studies. In: Cultural Studies, 14 (2). S.227-268.
- Sellach, Brigitte/ Enders-Drägässer, Uta (2000). Ursache und Umfang von Frauenarmut. Frankfurt am Main: Gesellschaft für Sozialwissenschaftliche Frauenforschung e.V.. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoa-125759>, zuletzt abgerufen am 23.03.2023.
- Selle, Klaus (2002): Öffentliche Räume – drei Annäherungen. In: Selle, Klaus (Hrsg.): Was ist los mit den öffentlichen Räumen? Analysen, Positionen, Konzepte; ein Lesebuch für Studium und Praxis. Aachen: Dortmunder Vertrieb für Bau- und Planungsliteratur. S.13-90.
- Siebel, Walter (2000): Wesen und Zukunft der europäischen Stadt. In: disP - The Planning Review, 36:141, S.28-34.
- Siebel, Walter (2006): Soziologische Dimensionen von Integration und Fremdheit in der Stadt. In: Archiv für Sozialgeschichte 46, 2006. <https://www.fes.de/index.php?eID=dumpFile&t=f&f=46950&token=bc9abf9de4c4f6fce555a0fe368dd07af31ba310>, zuletzt abgerufen am 25.07.2021.
- Siebel, Walter / Wehrheim, Jan (2003): Öffentlichkeit und Privatheit in der überwachten Stadt. In: disP - The Planning Review, 39:153, S.4-12.

- Silver, Hilary / Daly, Mary (2008): Social exclusion and social capital: A comparison and critique. *Theory and Society* 37: S.537–566.
- Simmel, Georg (1900 [1989]): *Philosophie des Geldes*. Gesamtausgabe, Bd. 6. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Simmel, Georg (1908): *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Leipzig: Verlag von Duncker & Humblot. <https://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/54620>, zuletzt abgerufen am 02.01.2021.
- Soja, Edward (1989): *Postmodern Geographies. The Reassertion of Space in Critical Social Theory*. London, New York: Verso.
- Soja, Edward (2005): Die Trialektik der Räumlichkeit. In: Stockhammer, Robert (Hrsg.): *Topographien der Moderne. Medien zur Repräsentation und Konstruktion von Räumen*. München: Wilhelm Fink Verlag. S.93–123.
- Spannagel, Dorothee (2018): Dauerhafte Armut und verfestigter Reichtum. WSI-Verteilungsbericht 2018. Report Nr. 43, November 2018. https://www.boeckler.de/pdf/p_wsi_report_43_2018.pdf, zuletzt abgerufen am 17.07.2021.
- Specht, Walther (Hrsg.) (1991): *Die gefährliche Strasse. Jugendkonflikte und Stadtteilarbeit*. 2. Auflage. Bielefeld: KT-Verlag.
- Stauber, Barbara (2013): Junge Erwachsene – Zur Herstellung von Geschlecht und anderen Unterschieden in Übergängen von der Jugend zum Erwachsensein. In: *Forum Erziehungshilfen* 1/2013.
- Steckelberg, Claudia (2010): *Zwischen Ausschluss und Anerkennung. Lebenswelten wohnungsloser Mädchen und junger Frauen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Steiger, Ignaz (2010): *Die Auswirkungen von Wohnungslosigkeit auf die Gesundheit und den Zugang in das Gesundheitssystem*. Disseration. https://refubium.fub.de/bitstream/handle/fub188/4907/Auswirkungen_von_Wohnungslosigkeit.pdf?sequence=1&isAllowed=y, zuletzt abgerufen am 01.03.2023.
- Steinert, Heinz (2000): Warum sich gerade jetzt mit „sozialer Ausschließung“ befassen? In: Pilgram, Arno/Steinert, Heinz (Hrsg.): *Sozialer Ausschluss – Begriffe, Praktiken und Gegenwehr*. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos-Verlags-Gesellschaft (Jahrbuch für Rechts- und Kriminalsoziologie 2000). S.13-20.
- Stelzer-Orthofer, Christine (1997): *Armut und Zeit. Eine sozialwissenschaftliche Analyse zur Sozialhilfe*. Opladen: Leske + Budrich.
- Stichweh, Rudolf (2009): Leitgesichtspunkte einer Soziologie der Inklusion und Exklusion. In: Stichweh, Rudolf (Hrsg.): *Inklusion und Exklusion. Analysen zur Sozialstruktur und sozialen Ungleichheit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S.29-42.
- Stickelmann, Bernd (1996): Zur Einführung: Gegen – Gewalt – Jugendarbeit? Grundlagen einer sozialpädagogischen Reflexion. In: Stickelmann, Bernd (Hrsg.): *Zuschlagen oder Zuhören. Jugendarbeit mit gewaltorientierten Jugendlichen*. Weinheim/München: Juventa.

- Stövesand, Sabine (2013): Das Private ist Politisch. Über öffentliche Eingriffe in privatisierte Gewaltverhältnisse. In: *Schöner Wohnen II. Wohnen und Soziale Arbeit. Widersprüche* 127, 33.Jg. März 2013. Münster: Westfälisches Dampfboot. S.65-82.
- Strassenkinderreport (2014): http://www.strassenkinderreport.de/index.php?user_name=&goto=209, zuletzt abgerufen am 09.11.2014.
- Sünker, Heinz (1989): *Bildung, Alltag und Subjektivität: Elemente zu einer Theorie der Sozialpädagogik*. Weinheim: Deutscher Studien-Verlag.
- Sundl, Bernhard / Reiterer, Barbara (2009): Armutspolitische Effekte arbeitsmarktpolitischer Beschäftigungsmaßnahmen für arbeitsmarktferne Personen. In: Dimmel, Nikolaus/Heitzmann, Karin/Schenk, Martin (Hrsg.): *Handbuch Armut in Österreich*. Innsbruck: Studienverlag. S.557-578.
- Tamesberger, Dennis / Koblbauer, Christina (2015): Wie kann die NEET-Rate bzw. die Anzahl an NEET-Jugendlichen gesenkt werden? In: *AMS info*, No. 333. Wien: Arbeitsmarktservice Österreich (AMS).
- Thiersch, Hans (1986): *Die Erfahrung der Wirklichkeit. Perspektiven einer alltagsorientierten Sozialpädagogik*. Weinheim, München: Juventa.
- Thiersch, Hans (1992): *Lebensweltorientierte Soziale Arbeit*. Weinheim, München: Juventa Verlag.
- Thomas, Stefan (2005): *Berliner Szentreffpunkt Bahnhof Zoo. Alltag junger Menschen auf der Straße*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Thomas, Stefan (2010): *Exklusion und Selbstbehauptung. Wie junge Menschen Armut erleben*. Frankfurt/Main: Campus Verlag.
- Tillmann, Frank (2021): „Drop-out von Jugendlichen und jungen Erwachsenen – systembedingte Exklusionsprozesse verstehen. Tagungsbeitrag zur SOS-Fachtagung 2021 „Junge Wohnungslose in der Jugendhilfe begleiten.“ In: *SOS digital*. <https://www.sos-kinderdorf.de/resource/blob/107804/8e6848af4663d18fdb66d45ca05d1b40/--19-sos-digital---download---dokumentation---sos-fachtagung-2021-data.pdf>, zuletzt abgerufen am 03.09.2022.
- Todorov, Tzvetan (1996). *Abenteuer des Zusammenlebens. Versuch einer allgemeinen Anthropologie*. Berlin: Wagenbach.
- Toivonen, Tuukka (2012): NEETs: The Strategy within the Category. In: Goodman, Roger/Imoto, Yuki/Toivonen, Tuukka (Hrsg.). *A sociology of Japanese Youth. From returnees to NEETs*, London and New York: Routledge.
- Townsend, Peter (1979): *Poverty in the United Kingdom. A Survey of Household Resources and Standards of Living*. London: Penguin.
- Trabert, Gerhard (1995): *Gesundheitssituation (Gesundheitszustand) und Gesundheitsverhalten von alleinstehenden, wohnungslosen Menschen im sozialen Kontext ihrer Lebenssituation*. VSH, Verlag Soziale Hilfe
- Trauernicht, Gitta (1992): *Ausreißerinnen und Trebegängerinnen. Theoretische Erklärungsansätze, Problemdefinitionen der Jugendhilfe, strukturelle Verursachung der Familienflucht und Selbstaussagen der Mädchen*. Münster: Votum Verlag.
- Treibel, Annette (2006): *Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart*. 7., aktualisierte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Treumann, Klaus Peter (1986): Zum Verhältnis von qualitativer und quantitativer Forschung. Mit einem Ausblick auf neuere Jugendstudien. In: Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.): Interdisziplinäre Jugendforschung, Weinheim, München: Juventa.
- Tuan, Yi-Fi (1977): Space and Place. The Perspective of Experience. London, Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Uhlendorff, Uwe (2009): Das Sozialpädagogische Problem. In: Mertens, Gerhard / Böhm, Winfried / Frost, Ursula / Ladenthin, Volker (Hrsg.): Handbuch der Erziehungswissenschaft. Band III. Familie-Kindheit-Jugend-Gender-Umwelten. Paderborn: Ferd. Schnöningh Verlag. S.561-579.
- Veith Gerhard / Schwindt, Wilhelm (1976): Von den Krankheiten der Nichtseßhaften. Beiträge aus der Arbeit der von Bodelschwingschen Anstalten in Bielefeld-Bethel. Heft 16.
- Völlm, Birgit / Becker, Hinnerk / Kunstmann, Wilfried (2000): Psychiatrische Morbidität bei allein stehenden wohnungslosen Männern. In: Psychiatrische Praxis 2004; 31(5): S. 236-240.
- Voges, Wolfgang / Jürgens, Olaf / Mauer, Andreas / Meyer, Eike (2003): Methoden und Grundlagen des Lebenslagenansatzes. Endbericht. http://www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/PDF-Publikationen/forschungsprojekt-a350-methoden-und-grundlagen-des-lebenslagenansatzes.pdf?__blob=publicationFile, zuletzt abgerufen am 01.03.2020.
- Von Dücker, Uwe (Hrsg.) (1998): „Straßenschule“. Straßenkinder in Lateinamerika und Deutschland – ein interkultureller Vergleich aus sozial- und entwicklungspolitischer und methodisch-konzeptioneller Sicht. Frankfurt/Main: IKO – Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Von Paulgerg-Muschiol, Larissa (2009): Wege in die Wohnungslosigkeit. Eine qualitative Untersuchung. <http://d-nb.info/101316878X/34>, zuletzt abgerufen am 13.01.2014.
- Von Trott zu Solz, Sarah (2011): „Und dann bin ich abgehauen“. Traumatische Familienerfahrungen als Ursache für Straßenkarrieren Jugendlicher. Marburg: Tectum Verlag.
- Wacquant, Loic (2000): Elend hinter Gittern. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- Wagner, Thomas (2007): Vom "Ende" der Armut und der "Entdeckung" der Exklusion. Des Königs neue Kleider oder "neue" Qualitäten der Ungleichheit? <http://www.sozialarbeit.ch/dokumente/ende%20der%20armut.pdf>, zuletzt abgerufen am 30.12.2020.
- Wallner, Claudia (2010): Wohnungslosigkeit als Bewältigungsstrategie junger Menschen zwischen den Stühlen <http://www.claudia-wallner.de/vortraege/Wohnungslosigkeit%20als%20Bewaeltigungsstrategie.pdf>, zuletzt abgerufen am 03.11.2014.
- Walther, Andreas (2000): Spielräume im Übergang in die Arbeit. Junge Erwachsene im Wandel der Arbeitsgesellschaft in Deutschland, Italien und Großbritannien. Weinheim: Juventa Verlag.
- Walther, Andreas / Stauber, Barbara (2007): Übergänge in Lebenslauf und Biographie. Vergesellschaftung und Modernisierung aus subjektorientierter Perspektive. In: Stauber, Barbara/Walther, Axel/Pohl, Andreas (Hrsg.): Subjektorientierte Übergangsforschung: Rekonstruktion und Unterstützung biografischer Übergänge junger Erwachsener. Weinheim: Juventa Verlag. S.19-40.

- Weber, Max (1919/2011): Wissenschaft als Beruf. 11. Auflage (Neusatz auf Basis der Ausgabe von 1996). Berlin: Duncker & Humblot.
- Weber, Max. 1920. „Die Stadt. Eine soziologische Untersuchung“. Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 47: S.621-772.
- Weber, Max (1980): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie, besorgt von Johannes Winckelmann, 5. Revidierte Auflage. Tübingen: Mohr.
- Weber, Max (1984): Soziologische Grundbegriffe. 6. Erneut durchgesehene Auflage mit einer Einführung von Johannes Winckelmann. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck).
- Weber, Max (1991): Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen Konfuzianismus und Taoismus. Schriften 1915 – 1920. Studienausgabe der Max Weber Gesamtausgabe Band I/19. Herausgegeben von Helwig Schmidt-Glintzer in Zusammenarbeit mit Petra Kolonko. Tübingen: Mohr.
- Wehrheim, Jan (2011): Die Öffentlichkeit der Räume und der Stadt. Indikatoren und weiterführende Überlegungen. In: Forum Stadt. Vierteljahreszeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung 38 (2/2011). BAG-Verlag. S.163-180.
- Weichhart, Peter (1999): Die Räume zwischen den Welten und die Welt der Räume. In: Meusbürger, Peter (Hrsg.); Handlungszentrierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion; Erdkundliches Wissen 130. Stuttgart: Franz Steiner Verlag. S.67-94
- Weichhart, Peter (2008): Entwicklungslinien der Sozialgeographie. Von Hans Bobek bis Benno Werlen. Sozialgeographie kompakt. Band 1. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Weisser, Gerhard (1959): Distribution II (Politik). In: von Beckerrath, Erwin (Hrsg.). Handbuch der Sozialwissenschaften, 2. Band. Stuttgart et al.: Fischer et al. S.635-654.
- Wendt, Wolf Rainer (1986): Die ökosoziale Aufgabe: Haushalten im Lebenszusammenhang. In: Mühlum, Albert/Olschowy, Gerhard/Oppl, Hubert/Wendt, Wolf (Hrsg.): Umwelt – Lebenswelt. Beiträge zur Theorie und Praxis ökosozialer Arbeit, Frankfurt/Main: Diesterweg.
- Werlen, Benno (1995): Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen Band 1. Zur Ontologie von Gesellschaft und Raum. Stuttgart: Steiner.
- Werlen, Benno (1997): Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen Band 2. Globalisierung, Region und Regionalisierung. Stuttgart: Steiner.
- Werlen, Benno (1999): Handlungszentrierte Sozialgeographie. Replik auf die Kritiken. In: Peter Meusbürger (Hg.): Handlungszentrierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion. Stuttgart: Steiner. S.247-268.
- Werlen, Benno (2005): Raus aus dem Container! Ein sozialgeographischer Blick auf die aktuelle (Sozial-)Raumdiskussion. In: Projekt "Netzwerke im Stadtteil" (Hrsg.): Grenzen des Sozialraums: Kritik eines Konzepts – Perspektiven für Soziale Arbeit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S.15-35.
- Wilson, William Julius (1991): Public Policy Research and The Truly Disadvantaged, in: Jencks, Ch.; Peterson, P. (Hrsg.). S.460-481.
- Winkler, Michael (1988): Eine Theorie der Sozialpädagogik. Stuttgart: Klett-Cotta

- Winkler, Michael (1999): „Ortshandeln“ – die Pädagogik der Heimerziehung. In: Colla, Herbert (Hrsg.): Handbuch der Heimerziehung Pflegekinderwesen in Europa. Neuwied: Hermann Luchterhand Verlag. S.307-323.
- Winkler, Michael (2001): Auf dem Weg zu einer Theorie der Erziehungshilfen. In Vera Birtsch/Klaus Münstermann/Wolfgang Trede (Hrsg.): Handbuch Erziehungshilfen. Leitfaden für Ausbildung, Praxis und Forschung. Weinheim und München: Beltz Juventa. S.247-281.
- Winkler, Michael (2004): Aneignung und Sozialpädagogik – einige grundlagentheoretische Überlegungen. In: Deinet, Ulrich / Reutlinger, Christian (Hrsg.): „Aneignung“ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Beiträge zur Pädagogik des Kindes- und Jugendalters in Zeiten entgrenzter Lernorte. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S.71-92
- Winkler, Michael (2008): Formationen der Ausgrenzung. Skizzen für die Theorie einer diskursiven Ordnung. In: Anhorn, Roland/Bettinger, Frank/Steher, Johannes (Hrsg.): Sozialer Ausschluss und Soziale Arbeit. Positionsbestimmungen einer kritischen Theorie und Praxis Sozialer Arbeit. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH. S.107-127.
- Wollenhaupt, Jonas (2018): Die Entfremdung des Subjekts. Zur kritischen Theorie des Subjekts nach Pierre Bourdieu und Alfred Lorenzer. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Wolff, Reinhart (1999): Die Kinderladenerziehung als Wurzel moderner Kindertageserziehung. In: Becker, Ulrike/Herrmann, Andrea/Stanek, Milau (Hrsg.): Chaos und Entwicklung. Theorie und Praxis psychoanalytisch orientierter sozialer Arbeit. Gießen: Psychosozial Verlag. S.98-116.
- Wooden, John (1997): A lifetime of Observations and Reflections on and off the Court. Contemporary Books Inc.
- Wüst, Thomas (2008): Faktoren und Aspekte sozialräumlicher Entwicklungsprozesse. In: Alisch, Monika/May, Michael (Hrsg.): Kompetenzen im Sozialraum. Sozialraumentwicklung und –organisation als transdisziplinäres Projekt. Opladen/ Farmington Hills, MI: Budrich. S.39-60.
- Zeiber, Helga (1983): Die vielen Räume der Kinder. Zum Wandel der räumlichen Lebensbedingungen seit 1945. In: Preuss-Lausitz, Ulf et al. (Hrsg.): Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg. Weinheim/Basel: Beltz Verlag. S.176-193.
- Zeiber, Helga (1984): Kindheit und Zeit. Über das Eindringen moderner Zeitorganisation in die Lebensbedingungen von Kindern. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 1, S.29-43.
- Zeiber, Hartmut J. / Zeiber, Helga (1994): Orte und Zeiten der Kinder. Soziales Leben im Alltag von Großstadtkindern. Weinheim/München: Juventa.
- Ziegler, Holger (2018): Der Capabilities Ansatz (und andere Elemente einer materialistisch-emanzipatorischen Theorie Sozialer Arbeit). In: May, Michael / Schäfer, Arne (Hrsg.): Theorien für die Soziale Arbeit. Baden-Baden. S.127-145
- Zinnecker, Jürgen (1979): Straßensozialisation. In: Zeitschrift für Pädagogik 25. Jg., S.727-746.

Anhang

1. Dock#30 als Melde- bzw. Postadresse

1.1. „Dass ich doch noch mal was geschafft habe“ – Karol

Karol treffe ich das erste Mal bei einer Fallsteuerungskonferenz, die im Sommer 2021 stattfindet. Dort tritt er als selbstbewusster junger Mann auf, der frei von sich erzählt. Als Ziele formuliert er vor allem eine gewisse Struktur des Alltags und das Wegkommen von der Straße, um endlich wieder schlafen zu können. Aus diesen Aussagen kann man ablesen, dass das Leben auf der Straße eine ziemliche Belastung für ihn darstellt. Karol wächst zunächst in einer Pflegefamilie auf. Diese Erfahrung haben auch viele andere Bewohner*innen des Projektes Dock#30 gemacht. Wenn schon in frühen Lebensjahren ein Verbleib in der Herkunftsfamilie aufgrund familiärer Konflikte und Streitigkeiten nicht mehr möglich erscheint, wird die Option der Unterbringung in einer Pflegefamilie einer stationären Heimunterbringung vorgezogen. Allerdings kommt es auch bei dieser Form der Jugendhilfe häufig zu Problemen mit den erwachsenen Bezugspersonen. Stefan Thomas schreibt davon, dass „auch in dem neuen Sozialisationsumfeld die Familienkonstellation problematisch“ (Thomas 2005: 82) bleibe, was vor allem daran liege, dass „Irritationen hinsichtlich der Frage nach dem Status der Erziehungsberechtigten auf[treten], die mit der Zeit zwar nicht mehr als fremde Menschen angesehen werden, die aber auch nicht die Bedeutung von leiblichen Eltern erlangen“ (ebd.). Die Folge davon ist häufig eine Gegenwehr gegenüber Reglementierungen, Einmischungen und Erziehungsmethoden der Pflegeeltern, die als massive und willkürliche Eingriffe in die Privatsphäre angesehen werden. So auch bei Karol, der mit Beginn der Pubertät immer häufiger Probleme mit seinen Pflegeeltern bekommen habe:

„Ich bin eigentlich in einer Pflegefamilie großgeworden und mit dreizehn oder vierzehn habe ich gesagt, ich habe keinen Bock mehr auf die Familie.“ (Karol)

So entstehen ähnliche Probleme, wie diese auch zuvor in seiner Ursprungsfamilie bestanden und die in seiner Wahrnehmung einer erfolgreichen Verselbständigung seiner Lebensführung im Weg standen. Trotz aller Schwierigkeiten und Probleme zwischen ihm und seiner Pflegefamilie bleibt Karol zunächst bei ihnen. Alkohol und Drogen konsumiert er auch damals schon. Das Ganze findet seinen Höhepunkt in der Nacht der Abschlussfeier seiner Schulklasse. Hier feiert er zusammen mit seinen Freunden und trinkt zu viel. In dieser Nacht erwischt er seine Ex-Freundin mit seinem besten Freund. Daraufhin eskaliert die Situation und er schlägt diesen zusammen. Danach kommt er ins Krankenhaus und wird von seiner Pflegefamilie abgeholt. Doch auch hier scheint die Situation zu eskalieren; Vorwürfe der

Pflegeeltern führen dazu, dass er auch diesen gegenüber gewalttätig wurde. In der Konsequenz wurde Karol von der Polizei abgeholt und direkt ins Heim gebracht:

Interviewer: *„Und danach bist Du dann noch bei deinen Eltern raus... rausgeflogen oder...?“* Karol: *„Ja, das ist noch am selben Tag passiert. Also Krankenhaus, ich wurde abgeholt, dann ging's zuhause weiter, dann kam die Polizei und ins Heim direkt.“*

Daraufhin verlässt Karol die Pflegefamilie und wird, da er noch nicht volljährig ist, in verschiedenen Heimen untergebracht. Aber auch da hat Karol Schwierigkeiten, sich anzupassen. Er habe sich nichts gefallen lassen, weder von den Mitbewohner*innen noch von den Fachkräften. Eine Ausbildung, die er im Heim anfängt, bricht er nach einem halben Jahr wieder ab. Für Karol ist die Zeit im Heim sehr einschränkend und ein Eingriff in die eigene Lebenswelt, die er mit Zeitdruck und Stress beschreibt:

„Da musst Du immer zum Essen da sein und damals, da musste man, was weiß ich, auch wenn man nix zu tun hat, um 07:00 oder 08:00 Uhr musste man aufstehen, um 08:00 Uhr war dann schon wieder Bettruhe und so weiter und so fort.“ (Karol)

Karol hält sich nicht an die Regeln, die in den Heimen herrschen, und widersetzt sich immer, auch wenn dies oft Hausarrest oder Ausgangsverbote nach sich zieht. Häufig läuft er weg und verbringt immer wieder Tage und Nächte auf der Straße. Somit kommt er auch wiederholt mit der Polizei in Kontakt, nachdem Vermisstenanzeigen durch die stationären Einrichtungen aufgegeben werden, wird zurückgebracht und bekommt weitere Ausgangsverbote und Hausarreste, was in der Folge zu wiederkehrenden Konflikten mit den Fachkräften führt. Da er sich nicht anpasst, wird auch er immer wieder schlecht behandelt und ist so einer gewissen Willkür ausgesetzt:

„Die einen waren so und die anderen so, es war so lieber Betreuer, böser Betreuer [...] bist Du gut zu mir, mach ich dir auch mal einen Gefallen und bist Du Scheiße zu mir, dann kannst Du, dann kannst Du es bei mir vergessen.“ (Karol)

Als Karol volljährig wird, will er das Heim verlassen und beantragt beim zuständigen Jugendamt eine Maßnahme nach § 41 SGB VIII, die ihm jedoch nicht bewilligt wird. Karol beschreibt die Situation als äußerst unangemessen von Seiten des Jugendamtes; er habe den Termin mit einem Betreuer des Heimes wahrgenommen und darum gebeten, in eine betreute Wohngemeinschaft ziehen zu dürfen. Es habe damals keine Begründung für diese Ablehnung gegeben, was dazu führt, dass er keine besonders gute Meinung vom Jugendamt habe:

„Ähm, ja, mit dem Jugendamt also, ich hab mal noch so Erfahrungen von früher gehabt. Jugendamt, also ich und Jugendamt, das hat noch nie so ganz gepasst“ (Karol)

Aufgrund dieser fehlenden Unterstützung wird Karol obdachlos. Er verlässt das Heim und geht auf die Straße; man könnte ihn als *Care-leaver* bezeichnen. Insgesamt ist Karol mit kurzen Unterbrechungen sechs Jahre lang wohnungslos. Er ist als *Durchwanderer* unterwegs, zieht seine Tagessätze in den unterschiedlichen Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe bzw. der Wohnungsnotfallhilfe und übernachtet auch dort, sofern es möglich ist. Immer wieder schläft er aber auch auf der Straße, wenn es nicht anders geht. Freunde oder Bekannte, bei denen er zeitweise unterkommen könnte, scheint er nicht zu haben. Während andere Bewohner*innen immer wieder von Freunden, Kollegen, Kumpels oder Bekannten berichten, spricht Karol dieses Thema nicht an. Auf die Frage, ob er gelegentlich bei Freunden oder Bekannten schlafe, erwidert er:

„Nee, nicht direkt. Ich hatte in den letzten Jahren immer mal eine Beziehung für ein halbes Jahr zweimal. Das war am Ende auch nix mehr.“ (Karol)

Zum Zeitpunkt des Interviews hat Karol auch eine Beziehung zu einer Frau mit Kindern. Mit diesen will er eine eigene Wohnung beziehen. Durch die Erfahrungen, die er in seiner eigenen Vergangenheit gemacht hat, ist ihm eine eigene Familie sehr wichtig. Mehrfach erwähnt er, dass er sich eine eigene Wohnung und eine eigene Familie wünschen würde. Die Schuld, dass es bisher nicht dazu gekommen sei, gibt er dem Jugendamt und der fehlenden Unterstützung in der Vergangenheit. Die ersten Erfahrungen auf der Straße führen auch dazu, dass er eine Gefängnisstrafe wegen Schwarzfahrens ableisten muss. Insgesamt 40 Tage sitzt er in der JVA ein. Dies hat nach seiner eigenen Aussage auch dazu geführt, dass er seine Pflegeeltern nie mehr gesehen habe. Die Zeit auf der Straße ist für ihn eine deprimierende Situation, die dazu führt, dass er sich zeitweise aufgegeben habe. Zwischenzeitlich hat er Probleme mit der Meldeadresse, so dass er keine Post mehr bekommt und in der Folge auch keinen Personalausweis sowie kein Bankkonto mehr hatte. Dadurch war es für ihn auch nicht mehr möglich, Tagessätze zu ziehen. Mit Schwarzarbeit versucht er sich über Wasser zu halten und etwas Geld zu verdienen, doch auch hier kommt es immer wieder zu Situationen, wo er sich aufgibt:

„Boah, ja, also ich hatte auch die letzten Jahre, wo ich auf der Straße war, zweimal ne Arbeit gehabt. Bei einem Kollegen auch. Das ging halt über Schwarzarbeit her, wie gesagt. Das war, glaube ich, ein halbes Jahr bis ein Jahr, dadurch hatte ich ein bisschen Geld. Dann hatte ich keinen Bock mehr zu arbeiten zu gehen, irgendwann. Keine Ahnung,

warum... Aber so war ich zeitweise auf der Straße [...] irgendwie habe ich mich durchgekämpft.“ (Karol)

Karol beschreibt die Zeit auf der Straße als „richtig schwer“. In der Folge gibt er sich auf, ist depressiv und lässt sich hängen. Er sieht keinen Sinn mehr in seinem Tun und auch keine Perspektiven:

„Ja, nachdem ich auf der Straße war, habe ich es nicht mehr eingesehen, irgendwas zu machen, da war meine Lust quasi am Boden.“ (Karol)

Im Projekt Dock#30 hat Karol nach eigener Aussage sein Selbstbewusstsein wiedergefunden und gelernt, dass es sich lohnt weiterzukämpfen, auch wenn man alles verloren hat. So konnte er einen neuen Personalausweis und eine Krankenversicherung beantragen. Was auf den ersten Blick nicht viel scheint, ist für viele junge erwachsene Wohnungslose ein großer Erfolg. Karol scheint das Angebot insoweit zu nutzen, wie es ihm Unterstützung bietet: als Schlafplatz, Meldeadresse und Rückzugsort. Vormittags besucht er die Schule und an den Nachmittagen und Wochenenden verbringt er seine Zeit bei seiner Freundin und ihren Kindern. Mit den Fachkräften und den Mitbewohner*innen hat er wenig Kontakt und nutzt diese nur, wenn er ein Anliegen hat:

„Ah ja, bis jetzt gut, also die sind alle ganz nett. Die sind auch für einen da, wenn man mal mit jemandem reden will, ja, ganz entspannt auch die Leute, die da wohnen [...] ich verstehe mich eigentlich mit allen gut. Ich bin ja nur sehr selten dort, ja, am Wochenende bin ich halt bei meiner Freundin und ansonsten, halt vormittags Schule und dann nachmittags noch bei meiner Freundin.“ (Karol)

1.2. „...mir ein bisschen mehr in den Arsch treten können!“ – Jürgen

Auch Jürgen treffe ich zum ersten Mal bei einer Fallsteuerungskonferenz, wo erstmals über die Bewilligung seiner Maßnahme gesprochen wird. Jürgen war insgesamt zwei Jahre wohnungslos, nachdem er von seinen Eltern rausgeworfen wurde. In der Fallsteuerungskonferenz berichtet er davon, dass er Probleme mit Menschen habe und sich gerne zurückziehe, lieber alleine sei und wenig Kontakt zu anderen pflege. Er formuliert, dass er gerne arbeiten gehen möchte, um Geld zu verdienen. Eine Ausbildung habe er nach eigenen Angaben bereits abgebrochen, da er den Anforderungen nicht gerecht wurde. Der theoretische Anteil habe ihn überfordert und daher wolle er nicht nochmal eine Ausbildung beginnen, da er sich das nicht zutraue. Die Fachkräfte versuchen ihm klar zu machen, dass er mit einer abge-

schlossenen Ausbildung sehr viel bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt habe. In meiner Wahrnehmung wird Jürgens nachvollziehbare Motivation, eine Arbeit anzufangen und eben *keine* Ausbildung zu beginnen, hier von den Fachkräften nicht anerkannt. Wenige Wochen nach der Fallsteuerungskonferenz führe ich ein Gespräch mit ihm.

Jürgen wird zunächst bei seiner Mutter groß. Seinen eigenen Vater hat er nie kennengelernt. Die Beziehung ist durch häufige Streitereien und Konflikte geprägt. Seine beiden älteren Schwestern ziehen beide früh aus, so dass er mit seiner Mutter alleine lebt. Seit seiner frühen Jugend konsumiert der Alkohol und Drogen; im Laufe der Zeit rutscht er immer weiter ab und wird schließlich von seiner Mutter vor die Tür gesetzt. In seiner eigenen Wahrnehmung war der massive Konsum der eigentliche Grund für den Rauswurf, auch wenn seine Mutter eigene Probleme hatte. Es ist zu vermuten, dass hier eine Suchtmittelabhängigkeit oder eine psychische Erkrankung vorlag:

„...also ich habe bei meiner Mutter gewohnt, meinen richtigen Vater kenne ich gar nicht und die hat dann halt irgendwann gesagt, war zu viel, weil die, sie selber hat auch ein paar Probleme, war dann ein bisschen überfordert mit... das ging halt einfach nicht mehr.“ (Jürgen)

Jürgen verlässt die Wohnung der Mutter und verbringt seine erste Nacht auf der Straße. Diese Erfahrung hat ihn stark geprägt:

„Ja, das war sehr schlimm. Als man das natürlich noch gar nicht kannte, dann... die erste Nacht auf der Straße, das ist schon so eine der schlimmsten Sachen, die man so, die ich jetzt so zumindest erlebt habe. Ich würde jetzt nicht sagen, die schlimmste, aber auf jeden Fall weit oben mit dabei.“ (Jürgen)

Aufgrund der Erfahrungen, dass Streitigkeiten und Konflikte zum Leben in der Herkunftsfamilie dazugehörten, nimmt er den Rauswurf nicht so ernst. In seiner Wahrnehmung sei es ein normaler Streit gewesen. Erst als er nach und nach realisiert, dass er nicht mehr zur Mutter zurückkommen kann, habe sich ein Gefühl der Beklemmung in ihm ausgebreitet:

„Hm, ja, anfangs hab ich das erstmal nicht so ernstgenommen, da war das noch so ein normaler Streit, wie das halt immer so war. Ja, als ich dann wirklich realisiert hab, dass ich jetzt... draußen bin, ist erstmal so ein, so ein komisches Gefühl im Bauch, halt. Ich weiß nicht, ist schwer zu beschreiben.“ (Jürgen)

In der Folge ist Jürgen zwei Jahre wohnungslos. Er pendelt zwischen der Straße und Kumpels, bei denen er immer mal wieder übernachten kann. Da er schon volljährig ist, hat er keinen Kontakt zum Jugendamt. Auch als er noch bei seiner Mutter lebte, seien die Streitigkei-

ten immer so im Rahmen gewesen, dass das Jugendamt nicht eingeschaltet werden musste. Die Schule bricht er in der Folge ohne Abschluss ab, eine Berufsausbildung, die er als Fachlagerist beginnt, bricht er nach einem halben Jahr ebenfalls ab. Durch die fehlende Struktur konsumiert er immer mehr Drogen, vor allem Amphetamine und Gras:

„Amphetamine, THC, also Gras und hin und wieder mal, selten, so ein paar Partypillen, aber sonst so, also ab und zu trinke ich mal Alkohol, aber wirklich mein hauptsächlichs Problem liegt bei Amphetamine.“ (Jürgen)

Hinzu kommen psychische Probleme, die gekoppelt mit der Sucht dazu führen, dass er sich in psychiatrische Behandlung begibt. Da er diesen Aufenthalt freiwillig antritt, bricht er ihn allerdings nach kurzer Zeit auch wieder ab und geht zurück auf die Straße. Durch den Kontakt in die Wohnungslosenszene bekommt er Unterstützung einer Sozialpädagogin, die ihn dann an das Projekt Dock#30 vermittelt. Für Jürgen ist es, abgesehen von Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe und der Psychiatrie, die erste Erfahrung mit der Jugendhilfe. Das Projekt Dock#30 nutzt er hauptsächlich als Rückzugsort und als Überdachung. Teilweise klingen seine Aussagen in Bezug auf das Projekt wie die einer Hotelbewertung:

„Mhm, mal einen Moment überlegen. Also ich sag jetzt mal, von den Betreuern aus, gab es jetzt eigentlich nix, wo ich mich irgendwie beklagen könnte, da war ich eigentlich immer recht zufrieden mit allem, was jetzt so die Bedingungen angeht. Essenszeit, so dies und das, konnte ich mich nie so beklagen. Das einzige, was ich ein bisschen blöd fand, ist, dass die Frühstückszeit begrenzt war. Also das könnte man ein bisschen länger machen. Aber ansonsten nix. Toiletten sind halt ziemlich dreckig gewesen, aber das ist ja eher so unter den Bewohnern.“ (Jürgen)

So nutzt er die Zeit im Dock#30 vor allem dazu, sich von den vergangenen beiden Jahren zu erholen und zu regenerieren. Er spricht selbst davon, dass er geschludert habe, indem er Termine mit den Fachkräften nicht wahrgenommen oder von sich aus nicht auf die Fachkräfte zugegangen sei.

„Ich hab halt ein bisschen geschludert und bin nicht auf die zugegangen [...] ich hätte mehr machen müssen.“ (Jürgen)

Jürgen beschreibt, dass er schon immer Probleme hat, Termine wahrzunehmen oder seinen Verpflichtungen nachzukommen. Entweder vergesse er einfach die Termine oder sie erschienen ihm in dem Moment nicht als wichtig, so dass er lieber ausschlafe. Dies betrifft auch die Perspektiven und die Zielformulierung für die Zeit nach dem Aufenthalt im Dock#30:

„...ich sag mal allgemein, der ganze Papierkram und so und wie es halt nach dem Leben hier im Dock weitergeht, wo ich dann hingeh und so, hätte ich mich auch ein bisschen mehr kümmern müssen.“ (Jürgen)

Er nutzt die Zeit vielmehr dazu, sich mit Freunden zu treffen. Auch neue Kontakt zu Mitbewohner*innen nutzt er. So hängt er viel in seinem Zimmer rum, zockt mit anderen oder ist draußen unterwegs. Auch in der Zeit im Dock#30 konsumiert er weiterhin Drogen. Seine Ziele, eine eigene Wohnung oder eine betreute Wohngemeinschaft zu finden, verfolgt er nicht wirklich. Ebenso wenig kümmert er sich um eine Arbeit. Jürgen wird das Projekt daher auch ohne Anschlussmaßnahme verlassen und zurück auf die Straße gehen. Dies ist für ihn eine Situation, mit der er fertigwerden muss. Auch wenn er die Situation kennt, ist es nicht leicht für ihn:

„Äh, ich sag mal so: Also es nervt zwar schon alles und, äh, ist ein Kackgefühl so, aber ich werde schon damit klarkommen, also ich verkrafte das schon. Jetzt nicht, dass ich hier jetzt in Tränen ausbreche und überhaupt nicht mehr weiß, wie ich klarkommen. Ich denke, ich werde schon damit zurechtkommen.“ (Jürgen)

Während Karol das Projekt als Rückzugsort nutzt und den Raum zweckorientiert aneignet, scheint Jürgen das Projekt als Übergangslösung zu nutzen, ohne sich wirklich Gedanken über das Ende zu machen. So ist er auch überrascht, als er kurz vor Ablauf seiner Maßnahme erfährt, dass er das Dock#30 ohne Anschlussmaßnahme verlassen muss. Er beschreibt dies als böses Erwachen und hätte sich im Nachhinein mehr Druck seitens der Fachkräfte gewünscht:

„Wenn ich irgendwie ein bisschen mehr Druck bekommen würde, ja. Weil hier ist das ja so, ich wusste ja von Anfang an, dass das ja nur ein halbes Jahr ist und dass diese Zeit begrenzt ist, aber dadurch, dass man sich hier so ein schönes Leben machen kann, denkt man halt nicht an die Zeit und ja... und dann auf einmal steht man da. Deswegen hätte man da vielleicht doch ein bisschen mehr mal sagen können, hier die Zeit ist knapp, Du musst was machen.“ (Jürgen)

In seiner eigenen Wahrnehmung verbesserte sich seine Lebenssituation durch den Aufenthalt nicht merklich, allerdings sei ihm bewusst geworden, dass er etwas an seiner Situation verändern müsse und dass er aktiver geworden sei. Auch wenn hier noch nicht viel passiert sei, so merke er eine Veränderung. Dies zeigt sich auch in seinen Zielen und Perspektiven; Jürgen formuliert sehr eindeutig, dass er nicht alleine leben kann, da er davon ausgeht, dass mit der Zeit etwas schiefgehen könnte, beispielsweise mit der Miete oder administrativen Angelegenheiten.

1.3. „Normalerweise verlasse ich mich nicht auf andere...“ – Frank

Frank lebt mit seinem Bruder bei seiner Mutter. Diese ist alleinerziehend, da sich sein leiblicher Vater „gekonnt aus der Affäre rausgezogen“ habe. Seine Mutter war für ihn immer ein Vorbild, da sie arbeiten ging, um für die kleine Familie zu sorgen. Er und sein Bruder verbringen die Tage in einer „Tagesgruppe“. Erst abends kommen sie und die Mutter nach Hause. Trotzdem war sie in seiner Erinnerung immer für ihn und den Bruder da. Als Frank fünfzehn oder sechzehn Jahre alt ist, heiratet die Mutter noch einmal. Der Stiefvater schlägt ihn und seinen Bruder. Lange Zeit versuchen die beiden Brüder das Erlebte zu verschweigen, da sie wollen, dass ihre Mutter glücklich ist:

„Sagen wir's mal so, ähm, meine Mutter war nach meinem Erzeuger noch mal verheiratet gewesen. Und der hat uns, der hat mich und mein Bruder geschlagen [...] wir wollten eigentlich nur unsere Mutter glücklich sehen und haben uns dann gedacht, komm, wir halten einfach den Mund, aber das war ein Fehler.“ (Frank)

Schließlich wehrt sich Frank und verprügelt den Vater. Es kommt zu einem Polizeieinsatz und die Mutter trennt sich schließlich von ihrem Freund:

„Und ja, das hat dann eben natürlich auch geprägt, da ich deswegen auch zur Polizei musste und ging dann bis zu schweren Körperverletzung und weil der ja mit Pizzabrettern auf mich losgehen wollte und alles. Und bis ich dann irgendwann gesagt habe, jetzt reicht's. Und meine Mutter hat davon leider erst zu spät mitbekommen, weil mein Bruder und ich auch nix gesagt hatten. Und dann hat meine Mutter eben halt die Reißleine gezogen, hat sich von ihm getrennt [...] ich bin einfach froh, dass das Thema eigentlich für mich beendet ist mit dem, ich sehe ihn ab und zu mal, ich meine, er hat seine Strafe bekommen, er ist, sag ich jetzt mal, gesundheitlich nicht grad gesund.“ (Frank)

Für Frank war diese Zeit eine schwierige Zeit, in der er viel einstecken muss. Rückblickend hat er das Gefühl, dass ihn die Schläge „einfach nur abgehärtet“ haben und man mit „der weichen Art“ im Leben nicht weit kommt. Seine Mutter lernt einen neuen Partner kennen, mit dem sie zusammenzieht. Dieser versteht sich auch gut mit Frank und dessen Bruder. Eigentlich ist jetzt alles so, wie sich Frank das immer gewünscht hat. Er bezeichnet sich selbst als absoluten Familienmenschen „durch und durch“. Doch als er dann neunzehn oder zwanzig Jahre alt ist, beginnt er Drogen zu nehmen. In seiner Darstellung hat er zwar schon immer Alkohol und Gras konsumiert, doch dann bekommt er etwas ins „Glas reingemischt“. Er fühlt sich „automatisch locker“ und probiert verschiedene Sachen aus. Er konsumiert immer mehr und immer häufiger. Es kommt zu Problemen mit der Mutter und deren Partner:

„...mittlerweile mit ihrem neuen Partner, wo se hat, hat se das große Los gezogen, sag ich jetzt mal. Mit dem versteh ich mich auch sehr sehr gut und, ähm, der unterstützt mich auch, wo's nur geht. Und ja, seitdem ist eben halt, sach ich jetzt mal, kurz nach meiner, äh 19., 20. war's rum, ähm, hab ich dann irgendwann angefangen mit den Drogen irgendwann und irgendwann habe ich dann auch gemerkt, das bringt alles so nix und...“
(Frank)

Franks Mutter hat psychische Probleme, die beiden „reden aneinander vorbei“. Als Probleme und Streit zunehmen, packt er schließlich seine Sachen und geht.

„...weil da auch, wo ich Drogen genommen hatte, war es nicht immer einfach gewesen, sag ich jetzt mal du ich war dann froh, wo ich dann da weg war.“ (Frank)

Zunächst ist er froh, dass er weg von Zuhause ist. Er kommt bei Freunden und Bekannten unter. Einige Jahre tingelt er umher, schläft mal hier und mal dort, hat Kontakte in die Wohnungslosenszene, zieht Tagessätze und übernachtet gelegentlich in Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe. Er nimmt wieder Kontakt zu seiner Mutter auf. In dem Haus, in dem sie lebt, ist eine Wohnung frei. Er arbeitet für den Vermieter und hofft darauf, eine Wohnung beziehen zu können. Doch dieser hält ihn immer wieder hin und er muss sich weiter gedulden. Irgendwann reicht es ihm und er stellt den Vermieter zur Rede:

„Das ist ähm, das ist passiert durch meinen ehemaligen Vermieter, der hat mir eine Wohnung geben wollen, der im Haus von meiner Mutter gewohnt hat. Und, die Wohnung war nicht renoviert, war eigentlich gar, war eigentlich nur eine Bruchbude. Und er hat mir jedes Mal versprochen, mit mir die Wohnung zu machen. Und irgendwann hat es mir gereicht, weil ich hab teilweise auch bei ihm gearbeitet für nix ok und irgendwann hab ich abends da gesessen, wollte die Türen wegschieben, weil die mir auf die Nerven gegangen sind, im Weg stehend. Und hab ein paar Kisten in die Küche gestellt und am nächsten Tag stand er dann da, ähm, verpiss dich aus meim Haus und wollte mir ne Eisenstange übern Schädel ziehen und wenn ich das Haus betrete, macht er mich fertig und alles und daraufhin habe ich dann gesagt, klipp und klar, Feierabend, nach mir die Sintflut, ich unterschreib die Scheiße und geh. War ein Fehler von mir, aber...“ (Frank)

Er landet wieder auf der Straße, verlässt seine gewohnte Umgebung und geht nach Fulda. Dort lernt er eine junge Frau kennen, mit der er eine Beziehung beginnt. Schließlich zieht er bei ihr ein. Ein knappes Jahr leben sie zusammen, er „rutscht ab“. Die beiden konsumieren Heroin. Ihm wird das ganze „zu viel“ und er macht einen kalten Entzug, verlässt seine Freundin und geht zurück in seine Heimatstadt. Seither konsumiert er nur noch Alkohol, häu-

fig, um sich abzulenken und nicht über seine Probleme nachdenken zu müssen. Eine Wohnung, die er zwischenzeitlich beziehen kann, verliert er wegen Mietschulden wieder. Er hat immer wieder Beziehungen zu Frauen, bei denen er übernachten kann. Als eine dieser Frauen ihm verspricht, dass er bei ihr einziehen kann, verlässt er sich auf diese Zusage, aber es kommt anders:

„Ich sag mal so, es hat viele Ursachen bei mir gehabt. Klar, auch die Drogen, klar, Drogen verändern nen Menschen. Aber auch meine Ex-Freundin hat mich in der Hinsicht mich so weit gebracht mit ihren, dadurch, dass ich obdachlos schon war, wo sie mich kennengelernt hat und sich ständig gesagt hat, sie holt mich, sie holt mich, sie holt mich. Ähm, klar, irgendwann gibt man dann einfach auch mal auf. Und eben halt, ich sag jetzt mal, den ganzen Stress, den sie dann auch ständig mit mir dann auch gemacht hat.“ (Frank)

Zum Zeitpunkt des Gesprächs ist Frank bereits siebenundzwanzig Jahre alt; für ihn ist das Projekt Dock#30 „irgendwo letzte Zuflucht“. In seiner Wahrnehmung hat er in den vergangenen Jahren immer wieder versucht „auf die Beine zu kommen“ und es irgendwie zu schaffen, eine eigene Wohnung zu finden, was „leider nicht funktioniert“ hat. Frank ist nicht gerne alleine, daher verbringt er seine Zeit am liebsten mit anderen. Wenn er alleine ist, dann fällt ihm die Decke auf den Kopf und es ist „stressig irgendwie“. Daher verbringt er auch wenig Zeit in seinem Zimmer im Dock#30, vielmehr ist er „nur auf Achse“, bei Freunden. Dass seine Ex-Freundin behauptet, er sei der Vater ihres Kindes, belastet ihn zusätzlich. So nutzt er das Projekt fast ausschließlich zum Übernachten. Den Kontakt zu den Fachkräften versucht er weitestgehend zu vermeiden. „Wenn was ist, sag ich Bescheid“, ist häufig seine Antwort, wenn seine Bezugsbetreuerin sich bei ihm meldet. Dennoch hat er viel Kontakt zu bestimmten Mitbewohner*innen, teilweise haben sich aus diesen Kontakten Freundschaften entwickelt. Auch wenn er selbst ein sehr bewegtes Leben führt und viele negative Erfahrungen machen musste, so hat er viel Empathie für die Situation seiner Mitbewohner*innen:

„Nein, nicht wirklich, also jeder hat ja, wie gesagt, sein Päckchen zu tragen. Und wenn ich dann teilweise so höre, aus was für einer Situation die meisten kommen, denke ich mir auch, oh, das ist schon echt heftig und jo... Das ist dann schon, wo man auch schon, auch mitnimmt und drüber nachdenkt, das hätte mir auch passieren können, oder sonstiges.“ (Frank)

Zum Zeitpunkt des Gesprächs steht Frank kurz seinem Auszug. Er geht ohne Anschlussperspektive und wird eine Einrichtung der Wohnungslosenhilfe aufsuchen.

**1.4. „...man kann zwar weinen als Mann und so – aber das macht man nicht...“ –
Ralph**

Ralph ist zum Zeitpunkt des Gesprächs fünfundzwanzig Jahre alt. Er wächst bei seiner alleinerziehenden Mutter und ihren Brüdern auf. Seine Eltern trennen sich, als er noch klein ist. Von den Onkeln wird er „radikal männlich“ erzogen. Ihm wird vermittelt, dass Männer stark sein müssen und dass man als Mann „nicht unbedingt weinen“ darf. Gegenüber seiner Umgebung soll er keine Schwäche zeigen und risikobereit sein. Ihm wird ein klassisches patriarchales Bild des Mannes vermittelt, welches er verinnerlicht. Das Streben nach Anerkennung und positiver Wertschätzung durch seine Onkel führen dazu, dass er ein bestimmtes Selbstkonzept entwirft. GALUSKE (1998) bezeichnet das Selbstkonzept als ein wertendes Bild des Individuums von sich selbst, das sich durch die Auseinandersetzung mit der Umwelt bildet (ebd.: 180). So fällt es ihm auch heute noch schwer, Gefühle zu zeigen, die eine Schwäche offenbaren könnten:

„Aber halt so, von so, halt so Sachen, wie Gefühle zeigen und weinen und so, da bin ich eher so bisschen anders. Nur bei Menschen, die ich halt richtig gut kenne oder wenn ich richtig leiden tu, da kann ich dann halt meine Gefühle rauslassen, drüber reden.“ (Ralph)

Ralph verinnerlicht diese Haltung und es entsteht m. E. ein Konflikt, indem organismisches Empfinden und Selbstkonzept nicht mehr übereinstimmen; die Erhaltung des Selbstkonzepts hat Vorrang vor der Entfaltung des Organismus (vgl. Nixdorf 2012: 16). Immer häufiger gibt es Probleme mit den Lehrer*innen, er prügelt sich häufig, lässt sich „nichts gefallen“. Auch mit der Mutter gerät er immer wieder in Streit. Es kommt regelmäßig zu Konflikten, die eskalieren. Die Schule besucht er kaum noch; Ladendiebstähle und kleinere Dealereien führen schließlich dazu, dass er auch in Konflikt mit Polizei und Justiz gerät. Schließlich wird das Jugendamt eingeschaltet und Ralph muss die Familie verlassen. Als er vierzehn Jahre alt ist, wird er in einer stationären Jugendhilfemaßnahme untergebracht. Doch auch hier lässt er sich nichts gefallen und rebelliert gegen die Fachkräfte und die Regeln, die dort herrschen. Die Fachkräfte versuchen, positiv auf ihn einzuwirken, erreichen aber offenbar nur das Gegenteil:

„Die haben natürlich genervt, die wollten halt, dass wir auf einen geraden Weg kommen und dass wir halt, äh, anständige Erwachsene werden und keine kriminellen Sachen machen und dass wir halt in die Schule gehen. Die haben uns genervt, dass wir die Hausaufgaben machen und so Sachen. Und dass wir auch lernen. Und da gab's halt feste Strukturen und Regeln [...] ich war halt noch nie so einer, der Bock auf Regeln hatte. Ich mach, was ich will!“ (Ralph)

Er ignoriert die Regeln und die Vorgaben, bekommt Hausarrest, den er ebenfalls wieder ignoriert, wird von der Polizei gesucht und wieder zurückgebracht. Ralph scheint alle Grenzen und Vorgaben zu ignorieren bzw. auszutesten. Als er volljährig wird, verlässt er das Heim. Er findet eine eigene Wohnung und beginnt eine Ausbildung zum Maler und Lackierer. Die ersten beiden Lehrjahre schafft er, dann schmeißt er hin. Danach hält er sich mit Gelegenheitsjobs über Wasser. Zwischenzeitlich ist er immer wieder arbeitssuchend und erhält Transferleistungen. Er verliert seine Wohnung und kommt immer mal bei Freunden und Bekannten unter. Kontakte zur Wohnungslosenhilfe meidet er, da ihn die „Gerüche ekeln“. Weiterhin verdient er sich mit Dealereien etwas dazu. Seine letzte Festanstellung ist bei einer Sicherheitsfirma, die bei Veranstaltungen und kleineren Konzerten die Security stellt:

„...ich hab danach bei Zeitarbeitsfirmen alles Mögliche gemacht. So von Lager über Putzfirmen, so was. Danach bin ich dann über einen Freund in eine Sicherheitsfirma reingekommen, hab da knapp zwei Jahre gearbeitet, war dann kurz arbeitslos und hab dann noch mal zweieinhalb Jahre bei einer anderen Sicherheitsfirma gearbeitet beziehungsweise fast drei Jahre. Bis dann Corona kam. Und dann mussten die halt die ganzen Mitarbeiter kündigen, weil die halt alle Aufträge für das Jahr 2020 abgesagt bekommen hat. Also Feste, Events und andere Aufträge. Die wurden dann halt alle abgesagt, weil es keine gab. Keine Feste, keine Konzerte, keine Party. Deswegen. Und dann mussten die halt die ganze Firma kündigen.“ (Ralph)

Als kurz darauf seine Mutter verstirbt, fällt er in ein Loch. Ralphs Vater verstirbt bereits 2008, als er noch fast ein Kind ist. Doch der Tod der Mutter ist für ihn „als Erwachsener [...] schwieriger [...] zu verkraften“ (Ralph). Hier zeigt er Gefühle und weint auch das „erste Mal wieder“, seitdem er „halt klein war“. Der Verlust der Mutter und die Perspektivlosigkeit durch die Corona-Pandemie führen schließlich dazu, dass er sich seinen Lebensunterhalt ausschließlich mit dem Verkauf von Drogen verdingt:

„...und dann dachte ich mir so, okay, ich hab jetzt erstmal keinen Bock, war ein bisschen depressiv auch und habe halt gesagt, mit Drogen verkaufen und dem kriminellen Scheiß kann man halt schneller Geld verdienen. War ja auch so. Aber man hat halt nicht an die Zukunft gedacht und irgendwie Geld zurückgelegt oder so. Man hat es einfach rausgehauen.“ (Ralph)

Eine Zeitlang geht das „Geschäft“ ganz gut und Ralph verdient „gutes Geld“. Schließlich wird er verraten und muss für drei Monate in Untersuchungshaft. Danach erhält er nochmals drei Jahre Bewährung mit Auflagen wie regelmäßigen Urinkontrollen und Suchtberatungsterminen:

„Ich wurde verraten von irgendeiner Person, die eine anonyme Anzeige an die Staatsanwaltschaft geschrieben, geschrieben hat. Schriftlich mit Zeiten und Mengenangaben, was wir bekommen würden und so und dann wurden wir halt observiert und dann wurden wir halt erwischt.“ (Ralph)

Von der Justizvollzugsanstalt kommt Ralph direkt in das Projekt Dock#30. Aus seiner Sicht

„war es halt auch wirklich die einzige Möglichkeit, wo ich dachte, okay, da kann ich erstmal hin für ein paar Monate und in der Zeit finde ich auf jeden Fall ne... also, dass ich halt ne eigene Wohnung wiederfinde, aber das hat nicht geklappt.“ (Ralph)

Die sechs Monate, die er im Projekt Dock#30 verbringt, bedeuten für ihn hauptsächlich ein „Dach über dem Kopf mit Unterstützung“. In seiner Wahrnehmung ist die Zeit in dem Projekt allerdings zu kurz, um eine Wohnung zu finden:

„Also es war schon unterstützend und hilfreich, das auf jeden Fall, aber die Zeit ist einfach zu kurz, um dann halt in, bei dem Wohnungsmarkt als Arbeitsloser nach sechs Monaten eine Wohnung zu finden.“ (Ralph)

Ralph verbringt mindestens die Hälfte der Zeit außerhalb des Projektes, so ist er „mal viel unterwegs, mal halt mehr im Dock“. Die sozialen Kontakte zu den übrigen Bewohner*innen und den Fachkräften sind ihm eher unwichtig, weiß er doch, dass seine Zeit im Projekt nur begrenzt ist:

„Ich bin ja hier nur so sechs Monate und danach sehe ich die ja nicht mehr. Warum sollte ich dann da so eine extreme Beziehung aufbauen?“ (Ralph)

Im Gespräch merkt er mehrfach an, dass bei anderen Bewohner*innen die Maßnahme verlängert worden sei, bei ihm allerdings nicht. Möglicherweise liege das an Sozialstunden, die er nicht ableisten konnte, da er sich eine Verletzung an der Hand zugezogen habe. Hätte er ein bisschen mehr Zeit gehabt, hätte das auch mit einer Wohnung geklappt. Ralph weist immer wieder darauf hin, dass er ein „erwachsener Mensch“ sei, der nicht noch „irgendwie eingeschränkt werden [will] als Erwachsener“. In meiner Wahrnehmung ist Ralph in seiner Rolle *gefangen*, die er von seinen Onkeln übernommen hat: Er zeigt keine Schwäche gegenüber den Fachkräften, sondern suggeriert, dass er alles im Griff hat und keine Unterstützung benötigt:

„Ich habe halt von Anfang an gesagt, wenn ich Hilfe brauche, komm ich selbst, weil ich bin ein erwachsener Mensch. Ich kann das alles alleine eigentlich. Ich hab auch die Anträge für das Jobcenter schon ein paar Mal alleine ausgefüllt und so Sachen. Ich bin ja

schon fünfundzwanzig, also ich bin schon ein bisschen im Leben und hab schon ein bisschen was gelernt [...] wenn ich halt hingegangen wäre, hätte ihr gesagt, ich brauch halt da und da Hilfe, dann hätte sie mir auch geholfen.“ (Ralph)

Letztlich führt diese Haltung dazu, dass er das Projekt ohne Anschlussmaßnahme verlassen und in die Obdachlosigkeit gehen muss. Im Gespräch inszeniert er sich auch mir gegenüber als *Macher*, der alles im Griff hat und sein Leben gut meistert:

„Natürlich, wir sind alle erwachsene Menschen und wenn ein Mensch nicht möchte, dann möchte ein Mensch nicht. Zum Beispiel ich: Ich will ja nicht, also ich brauch ja auch bei so Sachen, also bei vielen Dingen brauch ich ja keine Hilfe, weil ich ja schon alleine gewohnt hab. Auch das mit den, mit den Wohnungssuchen und so. Das geht ja alles vom Handy aus. Da braucht man nicht unbedingt großartig, irgendwie Hilfe. Und zu, zu Besichtigungsterminen und so, kann man ja auch mit Bus und Bahn fahren. Das ist alles machbar.“ (Ralph)

2. Dock#30 als Möglichkeitsraum

2.1. „Okay, jetzt weiß ich, dass ich ein Versager gerade bin und Du keine Hoffnung in mir siehst. Ja, schön für Dich“ – Ben

Auch Ben wird in einer Pflegefamilie groß. Über seine leiblichen Eltern erzählt Ben fast nichts. Seine leibliche Mutter erwähnt er nur beiläufig, bei seinem leiblichen Vater wohnt er kurz vor dem Aufenthalt im Dock#30 für ein paar Monate. Ähnlich wie bei Karol gibt es auch hier regelmäßig Streitigkeiten und Diskussionen zwischen ihm und seiner Pflegemutter. Die ständigen Schuldzuweisungen seiner Pflegemutter führen dazu, dass er sich zuletzt täglich mit ihr streitet, die Streitigkeiten eskalieren und sie ihn mit sechzehn rauswirft. Ben beschreibt sich als toxisch, der keinem Konflikt aus dem Weg geht. Klar zeigt sich in seinen Äußerungen, dass er die Regeln und Vorgaben seiner Pflegeeltern als Einmischung in seine Selbständigkeit interpretiert. Nach dem Auszug wird er zunächst in einem Heim untergebracht, da er noch nicht volljährig ist. Hier fühlt er sich noch stärker eingeschränkt als bei seinen Pflegeeltern:

„Ähm, bei dem Heim, da durfte ich nur bis 22:00 Uhr raus, ja, da war ich auch unter achtzehn, aber über sechzehn. Und ich durfte mir da auch nicht die Haare schneiden, weil da halt, da haben Kinder vom Alter drei bis achtzehn gewohnt und dann gab es welche, die

haben sich die Haare rasiert, auf eine Glatze, also Mädchen, aber mit dem Hintergrund, sich selber damit wehzutun. Also optisch dann, um sich dann optisch runterzumachen und deswegen war das dann verboten.“ (Ben)

Neben den Einschränkungen ist es vor allem auch die geringe Verfügbarkeit von Geld, welche ihn belastet. Mit dem kleinen Taschengeld, das ihm zur Verfügung steht, kommt er nicht klar. Im Heim lernt Ben viele andere Kinder und Jugendliche kennen mit unterschiedlichsten Problemen sowie psychischen Krankheiten. Die Zeit im Heim ist für Ben keine besonders gute Zeit, an die er sich gerne zurückerinnert. Die Fachkräfte seien die ganze Zeit gestresst und hätten kaum Zeit, sich mit den Bewohner*innen zu beschäftigen:

„Ja, die sind im Heim halt die ganze Zeit gestresst. Und man hat da jetzt auch nicht so, die setzen sich jetzt nicht mit einem unbedingt lange hin und machen, helfen einem bei irgendwas. Das ist meistens nur, weil die irgendwelche Briefe mit dem Jugendamt klären müssen oder so. Weil man da für jeden Kram, für alles einen Antrag stellen muss.“ (Ben)

Hier zeigt sich in Bens Wahrnehmung eine Kolonialisierung der Lebenswelt, eine Einmischung des Systems in die Lebenswelt der Menschen. Durch die Bürokratisierung bleibt den Fachkräften keine Zeit, sich mit den Bewohner*innen informell auszutauschen. Eine Erfahrung, die er erst im Dock#30 zu machen scheint. Hier haben die Fachkräfte ausreichend Zeit, sich mit den Bewohner*innen hinzusetzen, zu „labern“ oder auch mal Fußball zu spielen. Aus dem Heim wechselt er mit achtzehn in eine Außenwohngruppe. Diese Zeit ist für ihn eine ziemlich stressige, verbunden mit einem hohen Druck seitens des Jugendamtes:

„Und in der Außenwohngruppe, da in der Außenwohngruppe, da durfte ich dann, da war ich komplett noch an das Jugendamt, komplett noch gebunden und hatte dann in der Woche noch so neben der Schule noch so, ja, so vierzehn Stunden, die ich dann immer noch Termine jede Woche mit dem Jugendamt hatte und der und dies und das hat mich dann genervt.“ (Ben)

Dennoch ist die Zeit im Heim und der Außenwohngruppe auch eine gute Zeit, aus der er viel für sich herauszieht. So sind es vor allem die zwischenmenschlichen Färbungen, Empathie und Verständnis für andere Lebenssituationen und –entwürfe, die unterschiedlichsten Menschen mit den unterschiedlichsten Problemen, die ihn prägen. Auch das Zusammenwohnen mit minderjährigen unbegleiteten Ausländer*innen beeinflusst ihn. Suizidgedanken und –versuche anderer Kinder und Jugendlicher erlebt er mit und muss diese verarbeiten:

„Beim Heim wollten sich welche umbringen, sind nackt, eine ist nackt im Winter, nackt in den Main gesprungen, weil die erfrieren wollte an der Kälte und so Sachen [...] zwi-

schenmenschlich habe ich viel Verständnis und kann mich gut in Leute hineinversetzen [...] Davor, also konnte ich das nicht nachvollziehen, ich habe das nicht verstanden, warum Leute, ich habe mir immer gedacht, was macht der hier, macht der auf, keine Ahnung, was hat der für Probleme, der soll sich nicht so anstellen. Früher war mein Kopf so, jetzt ist so, ich kann mich in die Leute besser hineinversetzen, wenn es nötig ist.“ (Ben)

In seiner eigenen Wahrnehmung hat ihn diese Erfahrung „belehrt“ und seine Situation verbessert, während andere durch solche Erfahrungen abgedriftet seien und Drogen konsumiert hätten. In der Außenwohngruppe erlebt Ben einen ständigen Druck seitens der Fachkräfte. Die Termine neben der Schule sind verpflichtend. Teilweise nimmt er diese nicht wahr, was in der Folge zu Ärger geführt habe. Ben versucht in dieser Zeit auch wieder Kontakt zu seinen leiblichen Eltern sowie seiner Pflegemutter aufzunehmen. Dies überfordert ihn, da „jeder was von einem will“. Ben beschreibt sich in dieser Phase als jemanden, der sich „überhaupt noch nicht um sich selbst kümmern konnte.“ Eine eigene Wohnung hätte ihn „komplett auseinandergenommen“, da er überfordert gewesen sein. Von der Außenwohngruppe zieht Ben schließlich zu seinem leiblichen Vater. Dieses Zusammenleben beschreibt er als relativ gut. Als sein Vater dann schließlich verhaftet wird und eine Haftstrafe verbüßen muss, verliert er die Wohnung und landet auf der Straße. Von dort aus kommt er relativ schnell im Dock#30 unter.

Ben beschreibt sich selber als toxisch, als jemanden, der schnell gereizt reagiert und schnell unnötig dramatisiere. Dies führte in der Vergangenheit häufig zu Eskalationen, da sich Situationen hochgeschraubt hätten. Auch in der Schule eckt er oft an, legt sich mit anderen Jugendlichen an und provoziert. Mit Kritik seiner Lehrer*innen kann er schlecht umgehen, da er Komplexe gehabt hätte. Erst durch eine Schulsozialarbeiterin fängt Ben an, sein Verhalten zu reflektieren. Im Nachhinein beschreibt er den Auszug bei seiner Pflegemutter als positiven Aspekt, der „übertrieben geholfen“ habe bei der Verbesserung der Beziehung. Mittlerweile trifft er sie wöchentlich und sie haben ein gutes Verhältnis. Auch wenn Ben an seinen Heimaufenthalt oder an das Wohnen in der Außenwohngruppe überwiegend negative Erinnerungen hat, so scheint er doch all diese Räume als Möglichkeitsräume zu nutzen – so viel wie nötig, so wenig wie möglich. Seine Zeit verbringt er zu großen Teilen auch außerhalb der Einrichtung, nutzt aber trotzdem die Angebote der Fachkräfte. Vor allem der Blick auf andere scheint ihm hierbei zu helfen, das richtige Maß an den Tag zu legen:

„Genau, also wie im Dock zum Beispiel. Da heißt es, Du kannst ja auch, wenn Du willst, sechs Monate lang gar nix machen. Wir empfehlen das zwar nicht, aber keiner zwingt dich jetzt zu irgendwas. Aber man tut im Dock#30, selbst wenn man zwei oder drei Mo-

nate nix macht, merkt man schnell, weil man ja auch bei den anderen sieht, okay, wenn ich ab und zu runtergehe, es bringt mir auf jeden Fall was.“ (Ben)

Die Aufforderungen der Fachkräfte, die Gespräche, die angestoßen werden von diesen, sind für Ben Denkanstöße, um Initiative zu ergreifen und Dinge anzugehen. Ohne diese Anstöße hätte Ben nach eigener Aussage nichts gemacht. So beschreibt er die Unterstützung und das Wohnen im Dok#30 als „guten Mix aus allem“. Vor allem die Ehrlichkeit ist es, die er an den Fachkräften im Projekt schätzt. Diese Ehrlichkeit gepaart mit Fingerspitzengefühl haben Ben geholfen, seine Ziele zu erreichen. Allerdings beschreibt er auch gegenteilige Erfahrungen:

*„Ich brauch mir nicht anhören ‚blablabla‘ und ‚wenn Du das und das nicht machst, dann ist das so und so‘ und ‚das und das‘ und ‚so und so‘ und ‚wenn Du so weitermachst und dann‘ [...] also, ‚wenn Du das nicht machst und das nicht machst, dann passiert gar nix und dann sehe ich keine Hoffnung mehr‘ und ‚Du bist ja so schlimm und keine Ahnung‘.“
(Ben)*

Für Ben kommen solche Aussagen Vorwürfen gleich, die er auch schon früher über sich ergehen lassen musste:

„Als würde da gerader noch ein Lehrer von der Hauptschule damals, würde die ganze Klasse belehren wollen. So diese, das kommt da also, also das ist irgendwie, ich kann damit nichts anfangen. Ich kann das jetzt nicht, die Information kann ich jetzt nicht nehmen und umsetzen, weißt Du wie ich meine? Was soll ich denn jetzt damit? Okay, jetzt weiß ich, dass ich ein Versager gerade bin und Du keine Hoffnung in mir siehst. Ja, schön für Dich. Ich weiß schon...“ (Ben)

Ben geht hier m. E. eher zweckrational mit solchen Vorwürfen um, indem er verständnisvoll reagiert und der Person, die ihn kritisiert, Recht gibt:

„ja, ich stimme dann meistens halt auch bisschen zu und sage dann, ja, da gebe ich Ihnen Recht, weil ich will nicht immer ‚aber‘ sagen. Ich sage dann, ja, da haben Sie recht, zusätzlich kümmere ich mich auch noch da und da drum. Weißt Du, wie ich meine? Wenn ich ‚aber‘ sage, ich will nicht, dass die Person denkt, ich nehme das nicht an oder so. Also ich will gar nicht in diese Diskussion reinkommen, die soll einfach ihr Programm abspielen, sich gut fühlen, fertig.“ (Ben)

2.2. „Dass ich erstmal mein eigenes Leben aufbau, bevor ich versuche, das Leben von ner anderen Person noch mitzuführen“ – Jonathan

Jonathan wird mit einem älteren Bruder bei seinen Eltern in einer ländlichen Gegend groß. Seine Eltern hatten beide „eine nicht so tolle Kindheit“, was sich auch auf ihn und seinen Bruder überträgt. So gehören psychische und physische Gewalt zur Tagesordnung. Jonathan erklärt sich die Gewaltausbrüche des Vaters und die Hilflosigkeit der Mutter mit deren Erfahrungen in der eigenen Kindheit. Zunächst versucht er damit zu leben, aber mit der beginnenden Pubertät wehrt er sich und es kommt immer wieder zu Konflikten mit den Eltern, vor allem mit dem Vater. Die physische Gewalt gegen ihn hört dann irgendwann auf, als er zwölf oder dreizehn Jahre alt ist, aber es kommt weiterhin zu psychischer Gewalt gegen ihn und seinen Bruder. Bis er siebzehn ist, arrangiert er sich irgendwie mit der Situation. Dann kommt aber der Zeitpunkt, wo es einfach nicht mehr gegangen sei:

„Äh, dadurch, dass meine beiden Eltern eine nicht so tolle Kindheit, sag ich jetzt mal so, genießen durften, ist halt vieles abgefärbt, ähm, was dann, was dann auch auf, ähm, mich gegangen ist, sag ich jetzt mal, und ich war halt zum größten Teil damals noch jung und rebellisch und mir war das warum, egal, sag ich jetzt mal. Ähm, und viel, also zwei, drei, vier Sachen höchstens konnte man klären, so von den alltäglichen Problemen, die man hatte, aber, ähm, es war halt immer ein angespanntes Verhältnis. Und nach Ja..., wenn man das, wenn das nach Jahren so ist, fast jeden Tag, dann geht es einfach irgendwann nicht mehr, so damals auch viel Handgreifliches dabei. Das ist so mit dem Hauptthema, was Gott sei Dank, ähm, bis zum, ähm, am zwölften, dreizehnten Lebensjahr geklärt wurde, aber es war dann halt immer noch dieser psychische, diese psychische Belastung, die halt noch da war. Bei Diskussionen, ähm, Schreien etc. gab es halt trotzdem noch und da wurd dann halt irgendwann gesagt, ja, nein, hier, das geht nicht, mehr von beiden Seiten. Also auch von meiner und so hat sich das dann aufgelöst.“ (Jonathan)

Jonathan verlässt seine Familie und geht auf die Straße. Zunächst nimmt er mit, was er greifen kann. Er kommt noch einmal zurück, um weitere Sachen zu holen. Hierbei eskaliert die Situation völlig und er verlässt seine Eltern und seinen Bruder endgültig. Jonathan ist siebzehn. Er zieht zu seiner damaligen Freundin zusammen, doch die Beziehung trägt nicht und er muss wieder auf die Straße. Kontakt zu seinen Eltern oder seinem Bruder hat er nicht mehr. Jonathan kommt bei Freunden und Bekannten unter, schläft auf der Couch oder lernt Leute kennen, bei denen er übernachten kann. Irgendwann begegnet er einer jungen Frau und es entsteht eine Beziehung. Die beiden wollen zusammenziehen und bekommen von der Mutter der Freundin eine Wohnung angeboten, welche sie zusammen beziehen. In der

Absprache teilen sich beide die Miete, Jonathan gibt seiner damaligen Freundin seinen Anteil, damit sie das Geld weitergibt. Doch scheinbar zahlt diese ihren eigenen Anteil nicht und behauptet ihrer Mutter gegenüber, dass Jonathan nicht zahlen würde:

„Mhm, es war so, es war halt geplant, also, weil ich mit meiner Ex-Freundin zusammengezogen bin. Es wurd gesagt, die Miete so und so, Hälfte Hälfte, jeder bezahlt seinen Anteil, ähm, und die Mutter war die Vermieterin und ich hab immer meinen Anteil bezahlt und irgendwann kam dann die Mutter und hat gesagt, hier, da fehlt aber noch. Dann, wie da fehlt aber noch? Ja, du hast Soundsoviel bezahlt und, äh, meine Tochter hat ihren Teil schon bezahlt, sozusagen, sie hat bei mir gesagt, Hälfte Hälfte und bei ihrer Mutter hat sie gesagt, äh weniger davon, also, keine Ahnung, zwanzig Prozent von der Hälfte, sag ich jetzt mal. Und dann stand ich auf einmal mit den Kosten da, weil nicht richtig geredet wurde oder hinterm Rücken noch geredet wurde und dann stand ich da und dann musste ich raus. Dadurch, dass dann halt auch die Mutter die Vermieterin war und dann wurd dann halt auch eher zum Kind gehalten.“ (Jonathan)

Jonathan landet wieder auf der Straße, diesmal mit Schulden. Ob die Mutter hier allerdings noch Forderungen hat, kann er nicht sagen. Weitere Schulden hat er durch einen Autounfall mit einem Fahrzeug, das nicht versichert war. Hier versucht er nach und nach die Schadenssumme abzuführen. Partnerschaften sind ihm wichtig und so versucht er immer wieder, neue Beziehungen einzugehen. Hierdurch versucht er einerseits von seinen eigenen Problemen abzulenken, gleichzeitig sucht er Halt und Sicherheit. Allerdings merkt er, dass er immer wieder ausgenutzt wird und sich zu stark auf seine jeweilige Partnerin fokussiert:

„auf jeden Fall erstmal auf die Sachen zu konzentrieren, erstmal von Frauen komplett weglassen und halt wirklich da, gerade, weil ich dann zu sehr in den letzten Jahren an den Vordergrund gestellt habe, will ich mich erst mal jetzt komplett halt auf mich konzentrieren, komplett auf Arbeit, auf ne Wohnung, dass ich erstmal mein eigenes Leben aufbau, bevor ich versuche, das Leben von ner anderen Person noch mitzuführen.“ (Jonathan)

Drogenkonsum und psychische Probleme belasten ihn zusätzlich, auch wenn er sich nicht „davon irgendwie hat reinreißen lassen“, so dass er komplett „den Bezug zur Realität [...] verloren“ hätte. Schließlich kommt er bei einem Freund unter, bei dem er ein knappes Jahr wohnen kann. Doch auch dort muss er irgendwann wieder weiter, da der Freund ansonsten Probleme mit seinem Vermieter bekommen würde. Jonathan hat kein Handy und auch kein Einkommen. Er landet wieder auf der Straße, diesmal in Groß-Gerau. Es ist Silvester und er ist krank:

„Also wo ich hier, am 1.1. Genau am 1.1., bin ich, äh, nach Groß-Gerau gekommen und da habe ich dann in der, also in der Diakonie gewohnt und dieser, am 31., also am letzten Tag des Jahres, habe ich einen Tag komplett auf der Straße mit Fieber und Mandelentzündung gesessen bei Minusgraden.“ (Jonathan)

Am nächsten Tag meldet er sich in der Einrichtung der Wohnungslosenhilfe an und bleibt dort den ganzen Januar. Danach meldet er sich bei Dock#30 und kann in das Projekt wechseln. Jonathans Erfahrungen mit der Wohnungslosigkeit haben zum einen dazu geführt, dass er psychisch stark belastet ist von der Angst, wieder auf der Straße zu landen:

„...ja, das ist halt immer dieses, das ist auch diese psychische Belastung, so immer, am nächsten Tag könnte man auf der Straße sitzen und so und das lässt einen dann auch eigentlich auch nicht wirklich schlafen.“ (Jonathan)

Zum anderen haben ihm diese Erfahrungen aber „auch viel gebracht“, da sie ihn „weiser gemacht“ hätten:

„Wie soll ich das am besten ausdrücken? Es hat mich dankbarer für alles gemacht, was mir gegeben wird oder was, was ich mir selbst verdiene auch, definitiv. Mir ist alles wertvoller geworden.“ (Jonathan)

So verbesserte sich durch den Aufenthalt im Dock#30 auch wieder die Beziehung zu seinen Eltern. Jonathan weiß jedoch auch, dass er Hilfe braucht, da er alleine überfordert wäre. Gerade mit Blick auf administrative Angelegenheiten wünscht er sich Unterstützung. Er nutzt das Angebot des Dock#30, um wieder auf die „Füße zu kommen“. Auch wenn er weiß, dass es keine Garantie gibt, nach den sechs Monaten eine eigene Wohnung oder eine Betreute Wohngemeinschaft zu finden, versucht er mitzuarbeiten und das Angebot als Chance zu verstehen und „nicht jetzt alles zu locker zu sehen, sondern wirklich als Chance, äh, wieder auf die Beine zu kommen.“

2.3. „Da war ich komplett perspektivlos und da war ich wirklich sehr nahe davor, die Entscheidung zu treffen, gar nicht mehr gar nicht mehr weiterzumachen.“ – Axel

Axel wird zunächst bei seinen Eltern groß und lebt in einer ländlichen Gegend in Oberhessen. Als er in der dritten Klasse ist, trennen sich seine Eltern und lassen sich scheiden. Daraufhin entwickelt er nach eigener Aussage eine Angststörung, da die Trennung der Eltern „echt Probleme“ bei ihm auslöst. Axel wechselte in der Folge die Schule und war längere Zeit

im Krankenhaus, um die Problematik abzuklären; psychiatrische Aufenthalte folgen, ebenso eine Anbindung an eine psychiatrische Ambulanz. Es folgen immer wieder Phasen, in denen er „sehr lange nicht in der Schule war“. Aufgrund der vielen Fehlzeiten ist er wiederholt versetzungsgefährdet, doch schafft er es immer wieder, dies zu verhindern. Die Beziehung zu seinen Eltern ist von Kindheit an geprägt von Vernachlässigung und Abwesenheit beider Elternteile – sowohl emotional als auch physisch. Sein Vater ist für längere Zeit einfach „komplett verschwunden“ – ein Punkt, den er verdrängt, an den er sich lange Zeit nicht mehr erinnern kann. Axel ist damals in der Vorschule, also sechs, vielleicht sieben Jahre alt:

„Also. Für mich ist das jetzt nicht mehr so das Problem, aber zwischenzeitlich war es halt so, dass mein Vater, also waren halt damals, noch ein. Also vielleicht der Punkt ist gleich noch ein bisschen relevant. Sehr relevant, weil mein Vater war einfach ein Jahr komplett verschwunden. In der ganzen Zeit, ich glaube, da war ich in der Vorschule. Da war er ein Jahr wirklich komplett verschwunden, und da dachte irgendwie jeder, dass er tot ist. Und kam dann aber nochmal zurück mit einer neuen Frau und einem neu Kind. Dann sind meine Mutter, meine Schwester und ich ausgezogen.“ (Axel)

Während dieses Jahres ist Axel häufig bei seiner Großmutter, die im Nachbarhaus mit seinem Onkel lebt. Seine Mutter hat Depressionen und kann sich nicht um ihn kümmern. In seiner Erinnerung war seine Mutter „nicht so wirklich ansprechbar“ und auch zeitweise „weg“ oder „in der Behandlung“. Es gibt immer wieder Phasen, in denen er die Verantwortung für die Mutter übernehmen muss, indem er den Krankenwagen alarmiert. Neben einer Depression ist seine Mutter auch körperlich stark angegriffen und braucht immer wieder Unterstützung und Behandlungen. In der Zeit, in der die Mutter im Krankenhaus oder der Psychiatrie untergebracht ist, muss er regelmäßig „irgendwo anders hin“. Meistens ist er dann bei seiner Großmutter und seinem Onkel:

„Nee, jetzt gar nicht mehr so, weil meine Mutter generell einiges an Problem. Als ich bei meiner Mutter gewohnt habe, war das eine Zeit so, dass ich relativ oft derjenige war, der den Krankenwagen angerufen hat oder musste, weil meine Mutter hatte mal relativ lange Zeit oder ein Jahr oder was, war meine Mutter im Monat einmal im Krankenhaus gefühlt. Ich glaube, meine Mutter hat auch ein bisschen sowas mit Angststörungen zu kämpfen, wenn es halt stark wird, aber meine Mutter hat auch an sich Probleme. Also körperliche Probleme, so chronisches Asthma, schon von, ziemlich stark abgebaute Knochen. Gefühlt sofortige Blutungen, wenn sie sich auch nur leicht stumpf, kriegt sie sofort dicken blauen Fleck der krass aussieht und. Ja, also generell mittlerweile auch die Augen, die Probleme machen und dann hast du ein Problem mit der Krankenkasse, die das ir-

gendwie nicht bezahlt und das war halt früher wie gesagt, relativ oft mal im Krankenhaus war. Da musste ich natürlich auch wieder irgendwie woanders hin.“ (Axel)

Diese Verantwortung überfordert ihn als Teenager; das Verhältnis zu seiner Mutter ist sehr ambivalent: Einerseits liebt er sie und unterstützt sie und ihre Bedürfnisse, gleichzeitig führt diese Verantwortung dazu, dass er „sie nicht unbedingt wollte“. Seine Großmutter ist die einzige Vertrauensperson, die er damals hat. Der Vater trennt sich zwischenzeitlich von seiner neuen Frau und zieht ins Rhein-Main-Gebiet. Axel lebt bei seiner Mutter, die, als er in der achten Klasse ist, beschließt, zum Vater zu ziehen. Axel schafft es, wieder regelmäßig zur Schule zu gehen und so auch die neunte und zehnte Klasse abzuschließen. Im Anschluss besucht er die Oberstufe, um Abitur zu machen, aber dann kommen die psychischen Probleme zurück:

„Und dieser Tapetenwechsel hat dann was gebracht und dann war das so, dass ich, dann ganz gut noch die neun und zehn abgeschlossen habe und dann einfach das Abitur angefangen habe zu der Zeit, dann ist dann das aber auch wieder ein bisschen zurückgekommen das Ganze und dann war es irgendwann so bei meinem letzten Abiturjahr, das ist ja, habe ich dermaßen viel gefehlt, dass ich eigentlich, vor allem auch noch unentschuldig, dass ich eigentlich nicht hätte durchgehen sollen, aber irgendwie dadurch, dass ich die letzten Arbeiten am Tag vorher irgendwie lernen konnte, ging das dann noch irgendwie, weiß nicht.“ (Axel)

Die Zeit beim Vater ist für ihn keine, an die er sich gerne erinnert. Die Suchtabhängigkeit des Vaters dominiert das Leben der Familie:

„...mein Vater ist halt Alkoholiker. Kettenraucher und ein notorischer Nichtaufräumer. In der Zeit, wo ich dann auch bei ihm gelebt habe und damals war es nämlich auch so der hat sich dann damals, nee anders rum. Sie hat, diese Frau mit der angekommen ist, sich dann irgendwann von ihm getrennt, nachdem sie auch 2 Kinder hatten und so dann geheiratet haben. Das hat ihn dann ganz schön runtergemacht. Dann war er depressiv, da war das dann einmal so, dass ich hab davon abhalten musste, dann zweimal davon abhalten musste, sich umzubringen. Das. Und trotzdem ist er halt ne anstrengende Persönlichkeit an sich hier und. Vor allem, wenn er halt leicht alkoholisiert ist dann irgendwann am Abend natürlich auch vollkommen alkoholisiert und am Wochenende natürlich auch vollkommen alkoholisiert, hat er zwischenzeitlich trotzdem noch gearbeitet aber. Ja, irgendwann ist das halt auch schwieriger geworden. Die Arbeit hat halt immer mehr nachgelassen. Dann baut er halt ab, dann kamen halt so Sachen wie Schulden, die er eh

schon gemacht hat und deswegen sollte er eigentlich auch ein Jahr schon, längst schon im Gefängnis sein, aber das hat er ein bisschen hinausgezögert. Die Sozialstunden, die er dann, dann war er zwischenzeitlich im Gefängnis für einen Monat oder sowas oder zwei fast. Und ist dann aber nicht raus, ist dann aber rausgekommen, muss nicht weiter sitzen, weil Corona. Ne und ich weiß nicht, ich hab da einfach nicht mehr so gern Kontakt mit dem und jetzt aktuell ist es so, der war dann auch die ganze Zeit in einer Obdachlosenunterkunft.“ (Axel)

Nach dem Abitur zieht Axel mit einem Freund und einer weiteren Freundin zusammen in eine Wohngemeinschaft und beginnt ein Informatikstudium. Nebenbei gründet er mit seinem Mitbewohner ein Start-Up im Bereich Mediengestaltung und Webdesign. Mit einem weiteren Kumpel führt er ein weiteres Start-Up und vernachlässigt sein Studium. Axel verfolgt viele Ideen gleichzeitig und scheint sich dadurch zu überfordern. Er braucht Geld für seine Geschäftsideen und fährt zusätzlich für einen Kurierservice, um „Geld zu verdienen“. Er zieht sich immer mehr zurück, schläft „manchmal achtzehn Stunden am Tag“ und verliert den „Überblick über das, was administrativ“ gemacht werden muss. Er lässt wichtige Dinge auflaufen und merkt, dass er „einfach nicht mehr konnte und dann hat sich das alles überlaufen“. Seine beiden Mitbewohner*innen schlagen einen stationären Aufenthalt in der Psychiatrie vor:

„Das war dann so dass, naja, man erkannt hat, dass es mir immer schlechter ging und irgendwie war ich zu dem Zeitpunkt auch so dermaßen emotional kalt, irgendwie dass ich. Naja, sehr, sehr distanziert von mir gewirkt haben und sind auch gesagt das ist für mich halt nicht. Das für mich eben alles egal gewesen wäre und sowas und zu dem Zeitpunkt hat dann die Mitbewohnerin, die auch noch dabei war, auch vorgeschlagen, mich in die Klinik zu bringen und äh, ich hab dann einfach nicht nein gesagt und bin dann sozusagen mit und dann war ich tatsächlich sogar erst mal kurz auf der geschlossenen und dann auf der, äh normalen, was heißt normalen Station.“ (Axel)

Axel verlässt die Klinik wieder, ein zweiter Aufenthalt erfolgt aber kurz darauf. Er ist komplett perspektivlos und kurz davor, „die Entscheidung zu treffen, gar nicht mehr, gar nicht mehr weiterzumachen.“ Er unternimmt zwar keinen Suizidversuch, denkt aber häufig darüber nach, seinem Leben ein Ende zu setzen. Schließlich zieht er zu seiner Mutter und schläft dort auf der Couch, doch das ist keine Perspektive für ihn. Zwischenzeitlich erhält er die Diagnose Depressionen und nimmt Antidepressiva. Axel zieht in das Projekt Dock#30. Das Zusammenleben mit den anderen Bewohner*innen ist für ihn eine Herausforderung, da es für ihn „ziemlich anstrengend ist, mit anderen Leuten zu reden“; Schweißausbrüche „und all

so Zeugs“ sind die Folge dieser Störung. Er beschreibt es mit dem Bild des Energiebalkens, den man von Computerspielen kennt:

„...es [ist] teilweise so, als hätte ich wirklich einen Energiebalken, und wenn der halt voll ist, dann ist das meistens ok aber ich merke trotzdem, das zieht an dem ganzen Balken leer und dann ist und dann ist es wirklich so wirklich wirklich schwer und dann bin ich auch meistens irgendwie... dann fängt meistens an, wie diese. Ich glaube, das ist so ein bisschen so eine Schleife, die man sich selbst setzt, irgendwie, dass man immer wieder plötzlich über sich selbst schlechter denkt, weil man das eh nicht, weil man damit schlecht umgeht, weil der Körper so komisch reagiert, weil man immer wieder darüber nachdenkt, was man eigentlich gesagt hat. Und...“ (Axel)

Dadurch zieht er sich teilweise auch von seinen Freunden zurück. Bei autoritären Persönlichkeiten, die ihm gegenüberstehen und deren Entscheidungen „einen größeren Einfluss auf meine Zukunft oder sowas hat, dann ist die Angst, dann auch noch mal größer.“ Auch Nachrichten über Kriegseignisse oder Katastrophen lösen bei Axel Ängste aus, die er kaum kontrollieren kann. Die Zeit im Dock#30 ist vor allem dadurch geprägt, die aufgelaufenen administrativen Angelegenheiten zu klären, die Erarbeitung von Perspektiven ist für ihn kaum möglich. Als Ziel formuliert er dennoch eine betreute Wohngemeinschaft. Daher nutzt er das Angebot des Dock#30, damit sich sein psychischer Zustand stabilisiert. Axel hat die Erfahrung gemacht, dass es ihm bessergeht, wenn Leute nach ihm schauen und ihm so auch weiterhelfen können:

„Ich würde das schon bevorzugen, wenn es aktuell noch in Richtung geht, weil Ich merk das gerade, so, also, wenn eben Leute nach mir schauen und mir auch weiterhelfen können. Ist halt immer wieder so... ich merk das halt, wenn ich, wenn ich mich irgendwie verfahr und wieder komplett zurückziehe, was halt leider einfach mal wieder ein Riesenproblem ist, dass ich dann wieder bei gar keinem mehr melde, mit, mit im Bett versinke, manchmal 18 Stunden am Tag schlafen kann oder sowas. Äh. Und trotzdem müde aufwache. Und dann, wenn dann aber jemand da ist, der dann irgendwie wenigstens ein bisschen mich in eine Richtung bringen kann, hat das schon einige Male geholfen. Aktuell ist das so, dass ich auch wieder ein bisschen aktiver bin. Zumindest auch vor allem für den Verbleib danach aktiver bin und dann halt mal. Ja. Auch wenn es aktuell noch nicht so viele Erfolge gab deswegen.“ (Axel)

Das Dock#30 ist für Axel ein Möglichkeitsraum, den er im Rahmen seiner Möglichkeiten nutzt. Seine Depressionen führen immer wieder dazu, dass er sich zurückzieht und Aufga-

ben oder Termine teilweise nicht umsetzen oder wahrnehmen kann. Dennoch arbeitet er intensiv an der Klärung seiner Probleme mit, versucht, Perspektiven, wie etwa den Einzug in eine ambulant betreute Wohngemeinschaft zu erarbeiten.

2.4. „... ich schmeiß meine Ausbildung hin, zieh aus meiner Wohnung aus und fahr zu meinem Vater“ – Salvatore

Salvatore wird bei seiner Mutter groß und lebt bei ihr, bis sie stirbt; da ist er zweiundzwanzig Jahre alt. Zwischen seinen Eltern gibt es immer wieder heftige Konflikte und Streit, „die hatten sich echt zerstritten gehabt“. Seine Eltern trennen sich, als er sieben Jahre alt ist. Der Vater verlässt die Familie und der Kontakt bricht zunächst ab. Fünf Jahre hat Salvatore gar keinen Kontakt mehr zum Vater. Seit seiner frühesten Kindheit hat er mit psychischen Problemen zu kämpfen. So habe er schon als kleines Baby Depressionen gehabt, die sich im Laufe der Jahre immer weiter verschlimmert hätten. In der Schule wird er von seinen Mitschülern gemobbt, was zum Ausbruch seiner ersten Psychose geführt habe. Im Laufe seines Lebens kommen zwei weitere Psychosen hinzu. Es werden eine Schizophrenie und Depressionen diagnostiziert:

„Ähm, also natürlich, ähm, ich hatte mehrere Psychosen in meinem Leben gehabt, also 3 Stück und, ähm, natürlich kamen damit ja auch, ich hatte natürlich vorher schon ne chronische Depression, ähm, ähm, schon als ich ein kleines Baby war, hatte ich schon, ähm, hatte ich schon Depressionen gehabt und die haben sich natürlich noch verschlimmert, wenn der Jung, also wegen der, halt. Ich wurd viel gemobbt in der Schule und da hatt ich meine erste Psychose gehabt in der Zeit, war zwei Jahre in der Klinik gewesen und ähm, ich hab natürlich noch ein paar Probleme von damals, wie, äh, ähm, ja Schizophrenie, war ein, war lange Thema, aber jetzt heutzutage nicht mehr so sehr, also, ähm, natürlich Depressionen sind bis heute ein Problem, aber die werde ich wahrscheinlich auch nicht, äh, ähm, so schnell loswerden. Aber ich hab ja damit gelernt, zu leben, also komplett eigentlich, aber ich hab immer noch gerne jemand, mit dem ich darüber reden kann, also mit, ähm, mit nem Therapeut.“ (Salvatore)

Er geht auf die Hauptschule und versucht sein Leben einigermaßen zu meistern. Immer wieder kommt es zu psychischen Problemen und Beeinträchtigungen, es folgt die zweite Psychose und weitere Aufenthalte in der Psychiatrie. Salvatore nimmt Kontakt zu seinem Vater auf. Dieser wird, als Salvatore dreizehn Jahre alt ist, wohnungslos und landet auf der Straße.

Die Wohnungslosigkeit dauert fünf Jahre. In dieser Zeit zieht sein Vater Tagessätze in einer Einrichtung der Wohnungslosenhilfe und übernachtet auch immer wieder dort, bekommt schließlich einen Platz in einer Wiedereingliederungsmaßnahme. Salvatore besucht seinen Vater dort und lernt weitere Wohnungslose kennen. Diese Zeit ist prägend für ihn:

„Ja, ich war da vierzehn Jahre alt und ich war auch der einzige Jugendliche, der da rein durfte, um sein Vater zu besuchen, ich bin jeden Tag nach der Schule zu meinem Vater gefahren, also ich hab auch viele Leute da kennengelernt und ich war da auch, also ziemlich, ziemlich froh, dass ich diese Erfahrung für mich gemacht hatte mit den Person, die da waren, dass sie auch nur Menschen waren. Damals habe ich halt noch ein bisschen anders gedacht [...] Ich hab die halt dann immer so gesehen, so, ja sind da, aber eigentlich, ich hatte dann erst gesehen, wie schlecht es, vielen geht und was das für tolle Leute sind, eigentlich. Die sahen immer alle so ungepflegt und dann hab ich gedacht, so Scheiße, die sind bestimmt voll unhöflich oder so. Damals mit dreizehn, vierzehn, ich hab mit sechzehn auch noch andersder drüber gedacht, aber damals? Da waren auch echt tolle Leute dabei, wo ich gedacht hab, eh, wie sind die in so eine Lage kommen.“ (Salvatore)

Im Anschluss an die Hauptschule beginnt Salvatore eine Ausbildung, die er jedoch wieder abbricht. Nach einigen Umwegen besucht er das Berufsbildungswerk und lebt dort in einem Internat. An den Wochenenden besucht er seine Mutter und lebt weiterhin bei ihr. Als er zweiundzwanzig Jahre alt ist, stirbt seine Mutter plötzlich:

„Ja, es war ne schwierige Zeit, ich hab ja bei meiner Mutter noch gewohnt und dann ist meine Mutter verstorben ist in der Zeit, ähm, musste ich natürlich gucken, was machste jetzt? Ich konnte zum Glück im Internat, ich hab ja noch im Internat gewohnt nebenher, neben dem BBW. Ähm und das hat zum Glück funktioniert, dass ich dann komplett da gewohnt hab, ne kurze Zeit, damit ich nicht ein Wochenende dann obdachlos wäre im Monat, deswegen haben die mir dann auch geholfen, ne Wohnung finden, da hatte ich dann auch noch ne Wohnung für ein Jahr, also für ein Jahr ungefähr.“ (Salvatore)

In seiner neuen Wohnung fühlt er sich wohl. Der Kontakt zum Vater ist weiterhin vorhanden und recht intensiv. Zwischen den beiden besteht ein „Kumpelverhältnis“; Salvatore ist auch gerne bei seinem Vater, der mittlerweile eine eigene Wohnung hat. Dann hat sein Vater einen Schlaganfall, der sein Leben verändern wird: Halbseitig gelähmt ist er ganz alleine auf sich in der eigenen Wohnung gestellt. Zwar lernt er wieder laufen und kann seinen Alltag einigermaßen meistern, doch dann kommt Anfang 2019 noch eine Thrombose hinzu, die seinen Zustand verschlechtert und eine Pflege notwendig macht. Salvatore schmeißt seine Ausbildung, kündigt seine Wohnung und zieht zu seinem Vater:

„Und, ähm, ja, war natürlich doof, dass ich meine Ausbildung, wo ich nur noch 4 Monate hätte, einfach, aber die Familie, da, da es nicht mehr viele von meiner Familien gibt, war es mir doch schon ziemlich wichtig, dass es ihm gut geht [...] Ja, du musst dich einfach entscheiden, das musste ich damals einfach, da, zack, ich hab mich dann einfach dazu entschieden, ich schmeiß meine Ausbildung hin, zieh aus meiner Wohnung aus und fahr zu meinem Vater.“ (Salvatore)

Die darauffolgenden anderthalb Jahre sind geprägt durch Entbehrungen und Einschränkungen. Salvatore hat kein Einkommen. Lediglich eine Erwerbsunfähigkeitsrente des Vaters in Höhe von 500 Euro steht den beiden zur Verfügung. ALG-II kann Salvatore nicht beantragen, da er ohne Mietverhältnis beim Vater lebt. Das untersagt der Vermieter des Vaters. So scheint der einzige Ausweg das Stehlen von Lebensmitteln zu sein:

„Da bin ich stolz drauf, aber ich hab, äh, es gab bei, da hinten [...], äh, da haben wir, äh, ich und erstmal, am Anfang war's ich und mein Vater, aber als es ihm so schlecht ging, haben wir dann auch da Sachen geklaut gehabt, leider.“ (Salvatore)

Diese Situation führt dazu, dass Salvatore wenig auf sich selbst achtet und auch seine psychische Situation vollkommen vernachlässigt. Eine ambulante Therapie, die er während seiner Zeit im Berufsbildungswerk begonnen hatte, bricht er ab. Salvatore achtet nicht mehr auf seine Körperhygiene und ist inkontinent. Und doch ist die Zeit für ihn eine ganz wichtige. Die Entscheidung, alles hinzuwerfen und sich um seinen Vater zu kümmern, würde er immer wieder so treffen, „es war keine andere Möglichkeit da“. Als dann zu den körperlichen Beschwerden des Vaters jedoch noch eine beginnende Demenz kommt, sucht Salvatore für seinen Vater eine Pflegeeinrichtung. Salvatore scheint jemand zu sein, der immer wieder anderen helfen möchte, der andere „aus der Schlucht zieht“, so auch seine Ex-Freundin, die er vor einem Suizidversuch bewahrt:

„Genau das war ziemlich schwierig damals, aber heutzutage da mache ich das nicht so, es ist halt doch, wenn's, ich würd, ich würd lügen, wenn ich nicht sagen würde, es würde mich teilweise belasten, aber dass ich da wirklich, wirklich da helfen konnte. Auch meiner Freundin irgendwie, dass ich da, ob das da ein Selbstmordversuch war, ich ihr da raushelfen konnte.“ (Salvatore)

Dennoch gibt es auch immer wieder Menschen, die ihn unterstützen und ihm helfen, so sein Therapeut, die Fachkräfte der Einrichtungen, die er aufgesucht hat in den vergangenen Jahren, die Ärzte in der Institutsambulanz etc. So wie er seine Unterstützung anbietet und weitergibt, empfängt er Hilfen, die er annimmt. So konnte er auch nach seiner ersten Psychose

eine „erfolgreiche Therapie“ abschließen. Für ihn braucht es Unterstützung, um Krisen zu überwinden:

„Man braucht halt eine Person die einen zie..., die einen wieder aus diesem Abgrund zieht, weißt Du was ich meine? Also ähm, ähm, einfach mal, einer der da ist, ja? Das reicht ja schon manchmal.“ (Salvatore)

Trotz aller Rückschläge und Krisen ist Salvatore ein fröhlicher Mensch mit einer positiven Grundeinstellung. Ähnlich wie Ben sind es auch Beispiele der anderen Bewohner*innen des Projektes, die ihm einen positiven Blick auf den eigenen Werdegang möglich machen:

„Eh, es gibt so krasse Geschichten von Leuten, also auch von Leuten, die bei mir im Dock waren, waren schon teilweise krass, aber, man muss halt, musst halt bedenken, wie die jetzt sind und wie die hätten werden können, ja. Denke ich mir mal, es ging ja immer schlimmer, ne, es geht immer schlimmer.“ (Salvatore)

3. Verhinderung von Aneignung durch „Paternalismus“

3.1. „...ich hab unglaublich viel zu machen so, und deswegen brauch ich wirklich Seriosität, wenn ich mit den Mitarbeitern spreche“ – Julius

Mit Julius spreche ich kurz nach seinem Rauswurf aus dem Projekt Dock#30. Als wir miteinander sprechen, befindet er sich wieder in einer Einrichtung der Wohnungslosenhilfe. Dort kann er an einer Drei-Monats-Maßnahme teilnehmen, so dass er nicht als Übernachter die Einrichtung immer wieder verlassen muss, wenn er die Höchstzahl der Nächte erreicht hat. Julius ist vierundzwanzig Jahre alt und bezeichnet sich selbst nicht als den „leichtesten“ Klienten. Vor seinem Einzug in das Projekt Dock#30 hat er eine stationäre Therapie absolviert und zunächst in einer Übergangseinrichtung gelebt. Als er diese verlassen muss, kontaktiert er das Dock#30, damit er nicht auf der Straße landet:

„Äh, ich hab ne Ausbildung vorher gemacht, die haben mich aber brutalst ausgenutzt in der Ausbildung und dann, äh, wollt ich halt ne Therapie machen, bin in ne Übergangseinrichtung gegangen. Nach der Übergangseinrichtung hab ich dann gesagt, ja, okay, ich würd doch lieber einfach mal irgendwo wohnen und das Dock, das Dock war halt das schnellstmögliche, was ich halt gefunden hab, so.“ (Julius)

Im Nachhinein muss er sich aber eingestehen, dass der Einzug in das Projekt ein Fehler gewesen ist:

„Bei mir sowieso, die Einrichtung, weil ich hab... meine Eltern haben mich mit siebzehn rausgeworfen und ich hatt schon öfter ne eigene Wohnung gehabt, hab sehr viel, so nebenbei für Freunde gearbeitet, ich bin... für mich ist so ne Einrichtung sowieso falsch, weil die hier eher auf Jugendliche ausgerichtet ist.“ (Julius)

Julius wird, als er siebzehn ist, von seinen Eltern rausgeworfen. In seiner Kindheit und Jugend sei er „durch die Hölle“ gegangen, will aber nicht darüber reden.

„Oh, ich hab bis jetzt die absolute Hölle überlebt, aber ich hab mich dran gewöhnt so, also mittlerweile geht's bei mir bergauf [...] aber da ist jetzt der Bogen überspannt, wenn ich das jetzt alles erzähl. Viel Stress mit Mutter und so weiter.“ (Julius)

Zunächst ist er obdachlos und landet auf der Straße. Dort verbringt er einige Zeit, bis er schließlich bei „einem Kollegen“ unterkommt. Julius schlägt sich mit Gelegenheitsjobs durch und findet schließlich eine Bleibe als Untermieter bei einem Kollegen:

„Ja, nee, ich bin dann erstmal auf der Straße gelandet, dann hab ich bei nem Kollegen äh, äh und dann hab ich angefangen, äh, bei nem Freund zu arbeiten, um en bisschen Geld zu machen, hab dann bei nem anderen Kollegen, äh, als Unter..., als Untermieter gelebt. Der hat brutalst Partys gefeiert, das war extrem. Ich hab für [Name des Unternehmens] Beton abgegossen, das war auch nicht der tollste Job und hab mir in der Zeit dann halt noch nebenbei ne Wohnung gesucht und das hat dann irgendwann funktioniert.“ (Julius)

Neben einer eigenen Wohnung beginnt er auch eine Ausbildung zum Koch bei einem Bildungsträger. Julius ist offensichtlich stolz darauf, dass er ab diesem Zeitpunkt fast immer eine eigene Wohnung hatte und sich auch selbst um seine Angelegenheiten kümmern konnte:

„Direkt eigene Wohnung gehabt, und sonst, hab en bisschen Therapie gemacht, aber sonst immer eigene Wohnung gehabt und, äh, und hab mich immer um mich selbst gekümmert, so.“ (Julius)

Allerdings sind es immer wieder Drogen, die ihn aus der Bahn werfen und die schließlich dazu führen, dass er seine Ausbildung abbrechen muss. Julius konsumiert auch harte Drogen, spritzt Heroin und vernachlässigt seine Arbeit. Es kommt immer wieder zu Konflikten mit seinem Arbeitgeber. Auch wenn es sich um einen geschützten Arbeitsplatz handelt und vieles von dem, was Julius macht, toleriert wird, ist dort irgendwann eine Grenze erreicht: Er soll eine Therapie machen, dann werde man weitersehen. So absolviert er die Therapie und landet schließlich in einer Übergangseinrichtung. Von dort will er wieder zurück nach Groß-

Gerau und bewirbt sich beim Projekt Dock#30 um einen Platz. Zunächst ist er froh, dass er nicht wieder auf der Straße landet, sondern einen Schlafplatz hat, aber schnell merkt er, dass es hier starke Einschränkungen in seiner Autonomie gibt. Hat er zuvor ein Ausbildungsgehalt bekommen, so muss er nun von einem sehr kleinen Taschengeld leben:

„Ähm, was ich halt auch, ähm, richtig mies finde, also meine Erfahrung war, als ich angekommen bin, hab ich als allererstes, äh, ich hab vierzehn Euro jeden Montag bekommen und bis ich wirklich mal dieses, also mein, meine siebzig Euro oder achtzig Euro bekommen hab, die man zweimal im Monat bekommt, die hab ich erst en Monat, erst en Monat später hab ich die bekommen.“ (Julius)

Auch das Zusammenleben im Dock#30 ist für ihn schwierig. Er kommt zu einer Zeit in das Projekt, als noch weitere Bewohner*innen dort leben, die harte Drogen konsumieren oder konsumiert haben. Zudem wird im Haus scheinbar offen gedealt. So erzählt er, dass er direkt in der ersten Woche zweimal Speed angeboten bekommen habe. Julius kann damit umgehen und bleibt clean. Allerdings zeigen auch diese Berichte, dass es schwierig ist, einen Schutzraum für alle Bewohner*innen im Dock#30 zu schaffen. Gerade jene, die clean bleiben wollen, kommen immer wieder mit Drogen in Berührung.

Julius bleibt drei Monate im Dock#30 und versucht sich in dieser Zeit mit dem Setting der Einrichtung zu arrangieren. Neben dem geringen Taschengeld, über das er sich beklagt, ist es vor allem der Umgang der Bewohner*innen im Haus untereinander. So seien Gewaltandrohungen an der Tagesordnung:

„Da, also, was ich mich gefragt hab, da ja, das ist ja tagtäglich da, dass jemand dem anderen sagt ‚ich hau dich kaputt‘ oder sowas.“ (Julius)

Dennoch schafft er es bis kurz vor seinem Rauswurf, das Ganze hinzunehmen und sich nicht zu sehr provozieren zu lassen. Als er dann schließlich einem Mitbewohner dreißig Euro gibt, damit dieser für ihn etwas einkaufe, und dieser das Geld jedoch für Drogen ausgibt, rastet er aus und es kommt zu einem heftigen Streit:

„Aber das, war, also ich hab dem dreißig Euro gegeben, dafür, dass er für mich einkaufen fährt und dann ist der zurückgekommen und hat gesagt ‚ja, nee, ich hab mir Heroin geholt und bababa‘ und ‚tut mir leid‘. Da kann man sich vorstellen, dass man dann sauer wird, ne?“ (Julius)

Auch wenn er das ganze Verfahren und den damit zusammenhängenden Rauswurf nachvollziehen kann, so hätte er sich doch ein anderes Vorgehen der Fachkräfte gewünscht:

„Ich bin ja selbst dran schuld, dass ich ihm das Geld gegeben hab, so [...] Ja, das ist, warum ich rausgeflogen bin, weil ich hab ne Auseinandersetzung gehabt mit jemand anderem gehabt, da kann ich mich nicht rausreden, da bin ich selbst dran schuld, dass ich rausgeflogen bin. Aber das war auch nicht die Sache, weswegen ich irgendwie mich beschweren würde oder sowas, das war ja absolut konform. [...] dass ich ähm, Stress da mit jemandem hatte, aber ohne, also ich hatte, das ist das, was mich da, ich habe keine Vorwarnung bekommen oder irgendwas. Da kam, kam kein ,eh, erste Verwarnung, bei der zweiten flogste raus!'. Irgendwie sowas hat gefehlt. Ich bin dann runter ins Büro gerufen worden, da war dann [Name der Fachkraft] da [...] hat gesagt, ja, die Maßnahme, bababa, die ist jetzt vorbei' und ähm... anstatt einfach die Lage mal einzuschätzen oder so, ich bin absolut ja ruhig gewesen, als ich mit [Name der Fachkraft] gesprochen hab, ruft [Name der Fachkraft] die Polizei, dass die Polizei noch mal alles kontrolliert, was ich da in meine Taschen pack.“ (Julius)

Julius fühlt sich unfair behandelt und versteht nicht, warum die Polizei gerufen wurde; das Vorgehen der Mitarbeitenden ähnelt sich bei Rauswürfen: Wenn davon ausgegangen wird, dass die Situation eskalieren könnte, wird vorsorglich die Polizei hinzugezogen. Der Rauswurf aber ist für Julius nur die „Krönung“ des Umgangs zwischen den Mitarbeitenden und ihm. So sei er mehrfach „blöd angemacht“ worden von Mitarbeitenden des Projektes, auch in Bezug auf das geringe Taschengeld und die damit verbundenen Einschränkungen:

„Und wenn einem dann gesagt wird, tut mir leid, aber Happahappe ist ja da, wurde mir so von, äh, von [Name der Fachkraft] wurde mir das gesagt: ‚Ja, Geld haste‘, so, ‚Happahappa ist da, wo ist das Problem?‘ Ja, das Problem ist aber, dass morgens Frühstück gemacht wird, ähm... irgendwie acht, acht, neun, zehn Uhr, keine Ahnung und dann gibt's um achtzehn Uhr noch mal Essen. Wie soll ich mir denn in der Zwischenzeit für vierzehn Euro, ja, gut, Rauchen ist so ne Sache, da könnte man sagen, ‚dann hör halt auf zu Rauchen, wenn de nicht genug Geld hast, so ne?‘“ (Julius)

Es ist für die jungen erwachsenen Wohnungslosen immer wieder schwer nachzuvollziehen, warum sie nur dieses geringe Taschengeld bekommen; ein Festbezieher oder Tagessatzbezieher erhält nach dem Bürgergeld 502 Euro monatlich bzw. 16,73 Euro täglich (Stand Januar 2023). Das geringere Geld im Projekt hängt vor allem mit den Leistungen zusammen, welche die jungen erwachsenen Wohnungslosen erhalten, wie beispielsweise das Frühstück und das Abendessen. Insgesamt hat Julius das Gefühl, dass sich die Mitarbeitenden des Projektes nicht in die Lage der Bewohner*innen hineinversetzen und so deren Bedürfnisse und Lebenswelten nicht verstehen:

„Aber ich finde, wenn man sich dann mal als Team hinsetzt und sich dann mal, sag ich mal, in die Lage von nem, jetzt nicht Siebzehnjährigen reinversetzt, weil das ist ja von sechzehn bis siebenundzwanzig, sich vielleicht mal in die Lage von nem Dreiundzwanzig-, Vierundzwanzig reinversetzt, das ist, ja...“ (Julius)

Julius fühlt sich insgesamt im Dok#30 nicht ernstgenommen. Auch in der Unterstützung seiner Anliegen und Aufgaben hätte er sich mehr Hilfe gewünscht. Sein Ziel war es, einen neuen Ausbildungsplatz in seinem alten Beruf zu finden. Hier habe er keine Unterstützung erhalten und hätte er sich mehr „Seriosität“ von den Mitarbeitenden gewünscht:

„Ich muss ganz ehrlich sagen, ich kann [Name der Fachkraft] auch nicht so ausstehen, aber die anderen Mitarbeiter sind alle cool [...] weil, halt, ich weiß nicht, ich bin halt, äh, mein Problem ist halt, wie ich aufgewachsen bin und ähm, ich bin mittlerweile so, ähm, ich bin halt älter geworden. Wenn mich jemand Erwachsenes, ich bin das dann nicht so gewohnt, wenn jemand Erwachsenes so auf cool macht [...] das ist so, weil ich brauch, das ist halt so, die Sachen, die ich mache, ich weiß nicht, wenn ich, ähm, wenn ich dann so zu Betreuern geh, dann äh, ich will noch was erreichen, weil ich hab sehr, sehr wenig Zeit halt, so mit dieser Ausbildung, dass das alles eingetütet wird. Und ich hab unglaublich viel zu machen so, und deswegen brauch ich wirklich Seriosität, wenn ich mit den Mitarbeitern spreche.“ (Julius)

In seiner Darstellung hat er die Relevanz seiner Ziele in der Einrichtung erkannt, an denen er hätte arbeiten wollen. Die hierfür notwendige Unterstützung, die es seitens der Mitarbeitenden gebraucht hätte, habe er aber nicht erhalten. Da er sich nicht ernstgenommen fühlte, wandte er sich von den Mitarbeitenden ab und verfolgte seine Ziele nicht weiter. Die Handlungen, die ihm bewusst waren, also der Aktorsinn, waren so ausgelegt, dass er seine Ziele aus den Augen verlor. Man könnte hier m. E. von einer Verhinderung von Aneignung sprechen – auch wenn es den Fachkräften nicht bewusst gewesen sein wird. Möglicherweise liegen auch Übertragungen vor, die durch das Verhalten der Fachkraft ausgelöst sein könnten. Julius geht nach seinem Rauswurf in eine Einrichtung der Wohnungslosenhilfe und erhält dort die Unterstützung, die er sich im Dock#30 gewünscht hätte:

„Ja, meine Ausbildung, meine Ausbildung wär mein Ziel gewesen, aber ich hab [Name der Fachkraft], die ja im Dock ist, ähm [...] und ich habe jetzt rumgerissen, dass ich jetzt doch noch ne Ausbildung machen kann.“ (Julius)

Gleichzeitig hat er für sich Erfahrungen im Projekt sammeln können, die ihn in seinen Augen weitergebracht haben. Mit dem Ziel vor Augen, seine Ausbildung wieder aufnehmen zu kön-

nen, möchte er eine eigene Wohnung finden und träumt auch schon davon, dass er sich in einigen Jahren ein eigenes Leben aufbauen kann:

„Realistisch in fünf Jahren, wenn ich es mal richtig gerafft hab und die Ausbildung abgeschlossen hab, dann seh ich mich mit ner Freundin in ner guten, schönen Wohnung oder ner Eigentumswohnung, die man, äh, langsam abbezahlt mit ner Freundin [...] wenn's gut läuft.“ (Julius)

Abschließend bewertet er das Projekt allerdings als „megabrutal“. In seiner Wahrnehmung ist das Projekt eher auf junge erwachsene Wohnungslose unter einundzwanzig Jahren ausgelegt und weniger auf junge Menschen wie ihn, die bereits Mitte zwanzig sind. Aus dieser Aussage leite ich ab, dass s.E. im Rahmen des Projektes eine zu starke Bevormundung und Kontrolle vorhanden ist, die sich auch in der finanziellen Ausgestaltung des Lebens bemerkbar macht:

„Ich wird nie wieder ins Dock gehen, weil das megabrutal war, kannst Dir vorstellen, wenn dann jede Woche fünfzehn Euro bekommst, dann gibste Dir, ohne Witz, dann gibste Dir lieber die Kugel, so, weil das ist kein, das ist echt schlimm.“ (Julius)

3.2. „...ich würde sagen, die Betreuer dort, haben, ähm, an Stellen Probleme gesucht, wo es eigentlich keine gibt...“ – Arthur

Arthur erzählt mir wenig von seiner Kindheit und Jugend; für ihn sind andere Themen wichtiger. Er berichtet nur, dass er bei seinen Eltern lebt, bis er siebzehn ist. Über alles andere spricht er nur ungern. Als Jugendlicher hat er häufig die Schule geschwänzt und diese dann auch in der Folge ohne Abschluss verlassen. Mit siebzehn kommt er in ein Kinderheim, in dem er sieben Monate lebt. Danach wechselt er in die flexible Jugendhilfe. Drogen waren in seiner Vergangenheit ein Thema, doch „das war mal“. Als ich ihn treffe, hat er gerade seinen qualifizierten Hauptschulabschluss bei einem Bildungsträger nachgeholt und erfolgreich abgeschlossen:

„...ich hatte früher die, die Eigenschaft, äh, na gut, eher das Laster zu Schwänzen. Besonders auf die Schule bezogen. Ähm, jetzt hier im Dock und seitdem ich, äh, ähm, jetzt meinen Schulabschluss nachhole, beziehungsweise nachgeholt habe, hab ich gelernt, das nicht mehr zu tun.“ (Arthur)

Arthur ist jemand, der immer sagt, was er denkt. Dies hat ihm in der Vergangenheit auch häufig Probleme bereitet, da er durch diese Offenheit auch immer wieder „angeeckt“ ist mit Mitbewohner*innen, aber auch mit Fachkräften. In seiner Wahrnehmung ist es eine „unangenehme [...] Eigenschaft“, die er versucht, abzulegen. Zu oft kam es in der Vergangenheit zu Konflikten, die dann auch eskalierten:

„...ich war in anderen Einrichtungen und... ich hatte immer die, die unangenehme, äh, Eigenschaft, äh, wenn mich was, was an meinen Mitbewohnern stört, das, das dann ziemlich unhöflich auszudrücken. Ähm, hier im Dock hab ich gelernt, das einfach runterzuschlucken. Das ist, ähm, ich sag mal, ein Stück weit den Konflikt, äh, dem Konflikt aus dem Weg zu gehen, mir auch selber etwas angenehmer hier zu gestalten.“ (Arthur)

Das Vorgehen, den Ärger und die Kritik an den anderen einfach runterzuschlucken sind, für ihn „stressfreier“ – auch wenn er sich nicht alles gefallen lässt. Für ihn kommt es darauf an, „mit wem man spricht“. So geht er den meisten Mitbewohner*innen aus dem Weg und versucht, seine Ziele zu verfolgen:

„Von mir, ich kann von mir sagen, ich nehm keine Drogen, bin nicht straffällig oder aggressiv oder sonst was. Ein paar von meinen Mitbewohnern schon. Und, äh, ich empfinde es als anstrengend, wenn, wenn hier ein Mitbewohner durchs Haus tanzt und total druff ist auf was weiß ich was und das ganze Haus zusammenschreit und ich, äh, und das abends und ich, äh, am nächsten Tag Schule hab. Immer ziemlich uncool. Aber ich zieh mich größtenteils zurück. Hab auch nicht wirklich viel zu tun mit meinen Mitbewohnern. Ähm [...] ich schluck den Kram runter.“ (Arthur)

In seinem eigenen Zimmer fühlt er sich wohl, aber das Haus an sich sieht er als Zufluchtsort, als Notlösung, was „primär an meinen Mitbewohnern“ liegt; so meidet er auch weitestgehend die Gemeinschaftsräume. Gleichzeitig hat Arthur Verständnis für die Regeln im Haus und die Duldung des Drogenkonsums bei seinen Mitbewohner*innen:

„Naja gut, also ich, ähm, ich war in anderen Jugendhilfeeinrichtungen. Dort waren die Regeln deutlich, äh, deutlich strenger. Deswegen sind, ähm, an... ehemalige Mitbewohner von mir auch wegen dem Drogenkonsum dort rausgeflogen. Das ist halt die Frage, wenn, wenn hier die Regeln strenger wären, dann würden die hier ja auch rausfliegen aus dem Dock. Wäre halt die Frage, wohin mit denen?“ (Arthur)

Für Arthur ist die Unterstützung im Dock#30 „auf Augenhöhe“. Da er an den Bewohner*innenversammlungen nicht teilnehmen kann, weil er noch bzw. wieder die Schule besucht, wird er über die Absprachen und Ergebnisse im Nachgang informiert:

„...wenn ich dann nach der Schule mal im Büro war, hamse mich mal kurz beiseite genommen und gefragt, ja, was hältst Du davon?“ (Arthur)

Arthur hat einen guten Kontakt zu seinem Vater, der bei Problemen und Fragen auch derjenige ist, dem er sich anvertraut, insofern ist der Kontakt zu den Fachkräften zwar gut und „auf Augenhöhe“, aber offensichtlich nicht so wichtig für ihn, dass er sich diesen gegenüber stärker öffnen würde. Doch wenn er Kritik anspricht, wird diese auch ernstgenommen und „bearbeitet“. Hier hat Arthur in der Vergangenheit andere Erfahrungen gemacht. Obwohl er erst zwanzig Jahre alt ist, gab es für ihn bereits verschiedene Berührungspunkte mit Jugendhilfeeinrichtungen und Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe. Die Erfahrungen, die er dort machte – vor allem in der Jugendhilfe – ,sind alles andere als auf „Augenhöhe“:

„...das funktioniert gut, das finde ich cool, also in anderen Maßnahmen, ähm, in denen ich war, war das nicht so, ähm, da wurde ich eher belächelt, wenn mich was gestört hat. Hier werde ich ernstgenommen. [...] da wurde eigentlich nichts geändert, da wurde ich eher als störend empfunden.“ (Arthur)

Dennoch lässt er sich das nicht gefallen und geht im Sinne des Aktorsinns in die Konfrontation mit den Bewohner*innen, vor allem aber auch mit den Fachkräften:

„... mich hat's, mich hat's ziemlich gestört und dann, dann hab ich das auch, auch unhöflich angesprochen und halt, äh, gesagt ‚spinnt Ihr? Was ist los mich Euch?‘ [...] also, ich hab net rumgeschrien oder was, also bis jetzt nicht, aber sind schon, äh, Diskussionen entstanden.“ (Arthur)

Arthur ist ein Einzelgänger, der sich häufig zurückzieht und seinen Mitbewohner*innen gegenüber eher introvertiert auftritt. So hat er im Dock#30 nur einen Mitbewohner, mit dem er sich austauscht. Im Sinne eines zweckrationalen Handelns spricht er auch nicht von einer Freundschaft, sondern von einer Zweckgemeinschaft:

„Ähm, Freundschaft würde ich nicht sagen, eher Zweckgemeinschaft mit einem Mitbewohner, ja.“ (Arthur)

Arthur sieht das Projekt Dock#30 als Möglichkeitsraum, seinen „Kram auf die Reihe zu bekommen“ und nicht, um dort Freundschaften zu schließen. Insofern beschreibt er auch die negativen Erfahrungen, die er im Rahmen des Projektes gemacht hat, sehr sachlich und abgeklärt, wie beispielsweise einen Einsatz der Rettungssanitäter:

„...bezogen auf, äh, auf deren Drogenkonsum und alles hier. War schon, ich glaube, vor oder vorgestern, war das letzte Mal ein Krankenwagen hier wegen ner Mitbewohne-

rin, weil se wohl, äh, irgendwie so viel Drogen genommen hat, dass se en Delirium bekommen hat. Ähm, das empfinde ich als störend, aber... das ist nicht mein Bier.“ (Arthur)

Von den Mitarbeitenden erhält er nach eigener Aussage viel Unterstützung, etwa bei Arztbesuchen oder bei der Lehrstellensuche. In der Unterstützung durch die Fachkräfte sieht Arthur die größten Unterschiede zu den Erfahrungen in der Kinder- und Jugendhilfe. Angesprochen auf die Unterschiede zwischen den verschiedenen Einrichtungen und Angeboten erzählt Arthur, dass es „gewaltige Unterschiede“ gebe:

„Da gibt es gewaltige Unterschiede, also ich, ähm, ich nehm als Beispiel jetzt mal die flexible Jugendhilfe in Darmstadt. Ähm, das war ziemlich krass, also ich, ähm... hört sich vielleicht ein bisschen plakativ an, aber ich würde sagen, die Betreuer dort haben, ähm, an Stellen Probleme gesucht, wo es eigentlich keine gibt beziehungsweise das, wie ich zumindest finde, nicht der Rede wert ist, nicht, ich kann als Beispiel nennen, ich rauche, seit ich fünfzehn bin, ich bin jetzt zwanzig. Mit siebzehn bin ich, äh, bei der flexiblen Jugendhilfe eingezogen und das warn extrem großes Thema für die, dass ich rauche und das hat die total gestört und... Ich weiß nicht, ich, äh, ich konnte das nicht nachvollziehen, weil ich... wie ich finde, größere Probleme hatte beziehungsweise... Dringlicherere. Nicht, zum Beispiel Schulabschluss zu machen. Ähm, mein damaliger Mitbewohner hat mich, äh, hat mich beklaut, äh, das war für die kein großes Thema, ne, das war, das war denen, das war ziemlich egal und, äh, ich kann mich noch dran erinnern, ich war in der, in dieser Zeit, äh, war ich in ner berufsvorbereitenden Bildungsmaßnahme, die, äh, musste ich allerdings abbrechen, aber das hatte andere Gründe, ich war zu dieser Zeit häufiger krank, da auch ziemlich schlimm, ich hatte, mhm, Bronchitis und Mandelentzündung und alles Drum und Dran. Und, äh, die haben, meine Betreuer damals haben die ärztlichen Atteste als, äh, unglaublich eingestuft und meinten, äh, ich müsse trotzdem in die Schule gehen. Und, äh, das konnte ich nicht nachvollziehen. Ich denke, äh, das ist auch verständlich.“ (Arthur)

In Arthurs Wahrnehmung wurden hier seitens der Fachkräfte paternalistische Handlungen gegen seinen Willen vorgenommen. Das Rauchen, das von den Fachkräften als störend empfunden und ihm verboten wird, bezeichnet er selbst als „plakativ“, aber es scheint sinnbildlich für seine Einschätzung zu sein: Er wird bevormundet, es werden Dinge, die in seiner Wahrnehmung „nicht der Rede“ wert sind, zu „größere[n] Problemen“ stilisiert. Andererseits werden seine Bedürfnisse nicht wahrgenommen: das Beklaut-werden, seine Krankheiten, sein Schulabschluss etc. Dies alles führt dazu, dass er seine Handlungen so ausrichtet, wie

er es bereits beschrieb: Er spricht es an, es kommt zu Diskussionen, die immer wieder eskalieren; so auch folgende Erfahrung, die er mir berichtet:

„Ähm, ja, allerdings nicht so extrem, wie, wie bei ner flexiblen Jugendhilfe, nich, also da, ich kann mich noch dran erinnern, da gab es eine, äh, eine Betreuerin, die, äh, fürn, äh, für ein paar Monate nen Kurzzeitvertrag, meine ich war das, ich weiß nicht genau, wie es heißt, ähm, dort bekommen hat. Die kam aus einem anderen, äh, Fach..., äh, Fachbereich, ähm, und die hatte, ich sach mal, eine interessante Art zu arbeiten. Ich kann mich noch dran erinnern, ähm, sie hatte nem Mitbewohner von mir, weil er, äh, ähm, ich meine, Kopfschmerzen waren das, da wollte ne, ne Ibuprofen haben und die hat sie ihm verweigert, äh, und ist in Diskussion gekommen und die Betreuerin hat, äh, hat meinen Mitbewohner gefragt, ob er denn behindert sei. Und ich stand nebendran und hab mir gedacht, boah Alter, ok. Und es wurde nicht ernst genommen, als wir das dann bei anderen Betreuern angesprochen haben.“ (Arthur)

Arthur fühlt sich bevormundet und nicht ernstgenommen. Aber auch das Verhalten der anderen Fachkräfte frustriert ihn. Zwar gibt es für die Arzneimittelvergabe in Jugendhilfeeinrichtungen klare und strenge Vorgaben seitens des Gesetzgebers, doch es ist vor allem die Art und Weise, in der die Fachkraft in Arthurs Wahrnehmung reagiert.

3.3. „...wo ich dann noch unter achtzehn war, da hieß es halt, ich muss auf die hören immer, ne, weil und dann hieß es immer [...] dann sagen die's dem Jugendamt“ – Madeleine

Madeleine ist zum Zeitpunkt des Interviews knapp zwanzig Jahre alt. Vor dem Einzug in das Projekt Dock#30 lebt sie bei ihren Großeltern, doch das Verhältnis zwischen ihr und den Großeltern ist konfliktbehaftet und das Wohnen dort war nicht auf Dauer angelegt. Sie ist kurzzeitig wohnungslos und lebt auf der Straße:

„...weil vor sechs Monaten war ich ja obdachlos so, ich hab ja gar nicht auf meinen Beinen gestanden, so kann man sagen...“ (Madeleine)

Bereits mit vierzehn Jahren hat sie „Scheiße gebaut“ und kommt bereits mit der Jugendgerichtshilfe in Berührung. Madeleine hat einen Hauptschulabschluss absolviert und wurde während dieser Zeit schwanger. Kurz nach dem Erreichen des Hauptschulabschlusses bringt sie eine Tochter zur Welt. Die Beziehung zu dem Kindsvater ist schwierig, zum Zeitpunkt

unseres Gespräches sitzt er in Untersuchungshaft. Von ihrer Herkunftsfamilie erhält sie keinerlei Unterstützung; ihr Vater stirbt, als sie noch klein ist. Die Beziehungen zu ihrer Mutter und ihrer Schwester sind ebenfalls nicht einfach. Madeleine ist mit der Erziehung des Kindes überfordert, das Jugendamt ist aufgrund ihrer eigenen Minderjährigkeit während der Schwangerschaft und der Geburt bereits frühzeitig involviert. So wohnt sie in verschiedenen Wohngruppen und einer Mutter-Kind-Einrichtung. Zwischenzeitlich verliert sie das Sorgerecht für ihre Tochter. Diese lebt, seit sie anderthalb Jahre alt ist, in einer Pflegefamilie. Auch wenn der Kontakt weiterhin gut ist und Madeleine ihre Tochter regelmäßig sehen kann, wünscht sie sich nichts sehnlicher, als dass ihre Tochter wieder bei ihr leben kann. Die noch offene Strafe, die sie seit mehreren Jahren „mitschleppt“, leistet sie aktuell in Form von Sozialstunden ab.

„Ich hab ja auch durch, durch’s Dock hab ich auch angefangen dann, all meine Sozialstunden zu machen. Also ich hab noch so Sachen offen von letztes Jahr und ah, da hätt ich zwei Wochen reingemusst und dann haben die, ähm, Betreuer dann auch mit meinem Jugendrichter auch geredet, der, also, dass die zwei Wochen Arrest in Sozialstunden umgewandelt werden. Das hat auch geklappt und dann konnt ich meine Sozialstunden machen...“ (Madeleine)

Die Zeit im Projekt Dock#30 sieht sie als Chance, etwas zu erreichen und so den Grundstock zu legen, wieder mit ihrer Tochter zusammenzuziehen. Eine Ausbildung ist für sie keine Option, da ihr eine eigene Wohnung und ein Einkommen wichtiger sind:

„...also ich geh grad arbeiten. Ich bin, ich hab ja in Dock#30 gelebt und jetzt hab ich mir jetzt Arbeit gesucht, dass ich mir halt ne eigene Wohnung finanzieren kann und hat dann auch alles gut geklappt. Also ich hab jetzt eigene Wohnung und Arbeit und ja...“ (Madeleine)

Als sie ihren Wunsch gegenüber den Fachkräften äußert, gibt es hier auch den Versuch, sie von einer Ausbildung und den damit verbundenen Vorteilen zu überzeugen. Als Madeleine sich jedoch davon nicht überzeugen lässt, wird ihr Wunsch respektiert und auch unterstützt:

„... die Betreuer hat mir eigentlich mir vorgeschlagen, also, dass ich eine Ausbildung anfangen soll und mir ne Ausbildung suchen soll, aber hab ich halt nicht gemacht, weil mir war’s halt wichtiger, dass ich auf jeden Fall eine Wohnung hab, wenn ich da auszieh, dass ich nicht auf der Straße leb. Deswegen wollte ich erstmal einfach nur ne Arbeit und ne Wohnung.“ (Madeleine)

So habe sie vor allem die Zeit im Dock#30 nutzen können, um ein „bisschen selbständiger“ zu werden und sich selbst um ihre Sachen zu kümmern:

„...dass ich halt ein bisschen selbständiger werde, dass ich mich halt um meine Sachen kümmere und so, wie eben Wohnung und um Arbeit, ja, dadurch habe ich halt bisschen gemerkt, ich muss halt bisschen selber auch was mach... dafür tun, dass ich en Job bekommen und ja, weil dann hab ich mich eben mit meiner Arbeitsvermittlerin getroffen, weil ich mich bei der gemeldet hab...“ (Madeleine)

Aber auch für später hat Madeleine Ziele; so möchte sie ihren Realschulabschluss nachholen und eine Ausbildung zur Tierarzhelferin machen. Dass sie eine Wohnung und Arbeit gefunden hat, ist für sie nicht selbstverständlich. Neben der Eigeninitiative habe sie auch „einfach nur richtig Glück gehabt“. Viele ihrer Mitbewohner*innen haben in den sechs Monaten im Projekt weniger Erfolg gehabt als sie selbst. Daher sei die Zeit im Dock#30 auch zu kurz:

„... ich find's auch schade, dass man da nur sechs Monate wohnen kann, also ich finde, man könnte es länger machen, dass man vielleicht auf ein Jahr macht und nicht auf sechs Monate, weil sechs Monate find ich ein bisschen kurz, meiner Meinung nach. [...] Weil, äh, manche Leute also, manche Leute finden in nem halben Jahr keine Wohnung, also, weil die meisten kommen ja dahin, weil sie keine Wohnung haben und es ist halt so mit viel Glück, finde ich, ist das halt machbar in sechs Monaten ne Wohnung finden [...] ich hatt halt einfach nur richtig Glück gehabt, dass ich ne Wohnung gefunden hab, aber manche erreichen das ja gar nicht in sechs Monaten. Und dann kommen die, manche Leute kommen dann einfach wieder auf die Straße nach der Zeit, ne.“ (Madeleine)

Die Zeit im Projekt Dock#30 mit den Fachkräften und den Mitbewohner*innen genießt Madeleine. So hat sie auch das Gefühl, dass sie nur mit Unterstützung ihrer Bezugsbetreuung eine geeignete Wohnung gefunden hat:

„...also, die hat mir echt gut geholfen, mit der äh, äh, mit der Wohnung finden, mit der Arbeit finden, da hat die mir echt gut geholfen. [...] ist schon wie ein Zuhause und man hat ja dann auch die Chance, die betreute Hilfe zu bekommen, dass man halt seine Sachen klärt.“ (Madeleine)

Aber nicht alle Erfahrungen, die Madeleine in den vergangenen Jahren machte, sind so positiv wie im Dock#30. So berichtet sie von den Aufenthalten in den Wohngruppen und in einer Mutter-Kind-Einrichtung, die sie mit ihrer Tochter besucht hatte. Zu Beginn der Maßnahmen

ist Madeleine noch minderjährig, dadurch sind die Regeln und Kontrollen strenger und engmaschiger. Retrospektiv betrachtet, kam sie nicht mit diesen einschränkenden Maßnahmen zurecht. Die Wohngruppen für Jugendliche nach § 34 SGB VIII sollen den Teilnehmenden verlässliche Alltagsstrukturen bieten zwischen individuellen Bedürfnissen und dem gemeinschaftlichen Leben in einer Art Ersatzfamilie. So soll den Jugendlichen eine Begleitung und Kontrolle in allen schul- und ausbildungsrelevanten Bereichen gegeben werden sowie eine Orientierung und Planung der weiteren schulischen und beruflichen Perspektive. Alltagsstrukturen sollen stabilisiert werden durch einen verlässlichen Tagesablauf mit gemeinsamen Mahlzeiten, Lernzeiten, geregelten Ausgehzeiten und dem regelmäßigen Schul- bzw. Ausbildungsbesuch. Lebenspraktische Fähigkeiten sollen ebenso vermittelt werden wie tragfähige Beziehungen und der Aufbau eines stabilen sozialen Netzes. Freizeitangebote und Ausflüge sowie weitere Aktivitäten sind ebenfalls Teil der Wohngruppen für Jugendliche. Doch genau diese starren Regeln, die von Kostenträger und Leistungserbringer als positive Rahmung angesehen werden, stellen für Madeleine Probleme dar:

„Äh, da war's halt nicht so gut, weil die haben mir halt mehr Regeln gegeben, von wegen, ich muss um die und die Uhrzeit zu Hause sein und ich muss zum Abendessen da sein, ich muss das machen und ich muss das machen und damit bin ich gar nicht klargekommen, weil ich wollt, ich mag's halt nicht, wenn Betreuer so viele Regeln geben, was, was, was ich halt zu tun hab, da bin ich gar nicht klargekommen.“ (Madeleine)

Madeleine kann das Angebot der Wohngruppe nicht aneignen. Zweimal scheitert eine entsprechende Maßnahme an den starren und klaren Regeln. Sie reibt sich auf und fühlt sich bevormundet. Ihre eigenen Bedürfnisse kommen „zu kurz“. Im Rückblick weiß Madeleine, dass sie als Minderjährige stärkeren Einschränkungen ausgesetzt war als jetzt im Dock#30 mit knapp einundzwanzig Jahren:

„...und Dock#30 ist halt besser, da gibt's so diese Dinge, die selbstverständlich sind und nicht diese kontrollierten Regeln, wie dann und dann zuhause sein und dann so gibt's halt nicht und das finde ich gut [...] Okay, ich bin halt achtzehn, da können die mir ja nix mehr sagen. Früher war ich unter achtzehn, ne?“ (Madeleine)

Nach der Geburt ihrer Tochter besucht sie ein Mutter-Kind-Heim. Das Wohnen in Wohngruppen für Mütter mit Kindern gem. § 19 SGB VIII richtet sich an Schwangere und Mütter mit Kindern bis zum sechsten Lebensjahr. Voraussetzungen für eine Teilnahme sind die Freiwilligkeit und die Bereitschaft zur aktiven Mitarbeit, die Fähigkeit, die Bedürfnisse des eigenen Kindes weitestgehend wahrzunehmen und angemessen darauf zu reagieren, sowie ein ausreichendes Maß an Verlässlichkeit und Verantwortungsbewusstsein, um selbständig

für sich und das Kind zu sorgen. Die Zielsetzung der Wohngruppen ist die Hilfe beim Aufbau einer stabilen und tragfähigen Mutter-Kind-Beziehung sowie die Entwicklung eines eigenständigen und eigenverantwortlichen Lebens mit Kind. Das gemeinsame Leben in einer solchen Wohngruppe ist verregelt und strukturiert durch das pädagogische Angebot, wie etwa die Bearbeitung von Themen wie Erziehungsverhalten, Freizeitgestaltung, berufliche bzw. schulische Orientierung, Beratung zu Themen wie Umgang mit Geld, Sparen, Haushaltsplanung und Schulden, Unterstützung bei der Entwicklung von Problembewältigungs- und Konfliktlösungsstrategien, Gruppen- und Einzelgespräche, Erarbeitung einer realistischen Zukunftsplanung etc. Für Madeleine ist diese Einschränkung und enge Setzung von Regeln „zu viel“. Außerdem fehlt es ihr an Respekt seitens der Fachkräfte. Ihr sei immer wieder gedroht worden, dass man ihr Verhalten nicht toleriere und das Jugendamt informiere:

„Ja, schon mit Respekt, aber halt, ja, wie gesagt. Wo ich da noch unter achtzehn war, da hieß es halt, ich muss auf die hören immer, ne? Weil und dann hieß es dann immer, wenn ich was mach, dann sagen die's dem Jugendamt oder irgendwas, aber ist halt ein bisschen blöd...“ (Madeleine)

Madeleine hat auch hier Probleme sich anzupassen und das Angebot anzueignen. Erneut wird die Maßnahme abgebrochen – diesmal aber mit weitreichenden Konsequenzen: Ihre Tochter wird in einer Pflegefamilie untergebracht.

4. Kolonialisierung der Lebenswelten durch das System und dessen Subsysteme

4.1. „...die haben gemeint, dass ich mich nicht um mich selbst kümmern kann...“ –

Marion

Zum Zeitpunkt des Gesprächs ist Marion dreiundzwanzig Jahre alt. Sie verbringt ihre Kindheit und Jugend bei den Eltern. Über diese Zeit berichtet sie wenig. Als Sechzehn- oder Siebzehnjährige verbringt sie ihre Freizeit überwiegend mit älteren Freundinnen und Freunden. Diese sind alle zehn bis fünfzehn Jahre älter als sie. Zu dieser Zeit hat sie auch einen Freund, von dem sie sich allerdings nach kurzer Zeit wieder trennt. Nach der Trennung erfährt sie, dass sie schwanger ist. In ihrer Darstellung war dies jedoch kein Problem für sie; vielmehr scheint sie es genossen zu haben, da viele ihrer älteren Freunde bereits in der Familienphase waren:

„...und als es dann hieß, ich hab nämlich an meinem Geburtstag alle eingeladen und hab, hatt halt vorher mit meinem Ex Schluss gemacht und dann hab ich gesagt, ich muss Euch was sagen. Da haben die gesagt, ja, Du hast mit deinem Ex Schluss gemacht, Du hast bestimmt einen Neuen und so. Äh, nein, mit achtzehn hab ich dann gesagt, so, ich bin schwanger und der ein dann so: Warte, ich muss mich erstmal setzen. Und das haben die halt echt nicht gedacht, dass ich das bin und das sage, weil ich war die jüngste in der Gruppe.“ (Marion)

Mit dem Vater des Kindes hat sie nach der Trennung keinen Kontakt mehr. Die Vaterschaft erkennt er zunächst nicht an. Auf Druck der Erziehungsbeistandschaft gibt er schließlich doch nach. Durch die Geburt der Tochter ändert sich alles im Leben von Marion. Sie lebt zwar weiterhin bei den Eltern, doch das Zusammenleben wird zunehmend schwieriger. Hatte sie auch früher schon psychische Probleme, nehmen diese durch den Druck und die Verantwortung zu. Das Jugendamt unterstützt sie mit einer Erziehungsbeistandschaft nach § 30 SGB VIII. Die Freunde, mit denen sie früher häufig unterwegs war, sind „halt auch weg“. Marion steckt in einer Ausbildung zur Garten- und Landschaftspflegerin, die sie aber schon vor der Geburt der Tochter überforderte. Vor allem die schulischen Herausforderungen schafft sie nicht ohne Unterstützung:

„Weil ich hatte ja auch in der Ausbildung zur Gärtnerin, hatt ich ja zusätzlich noch mal zwei, nach acht Stunden Schule, direkt noch zwei Stunden Nachhilfe [...] gehabt.“ (Marion)

Auch der Alltag bei den Eltern wird immer schwieriger mit der eigenen Tochter. Ihre Mutter übernimmt einen großen Teil der Erziehung und Marion hat das Gefühl, dass ihre Tochter eine engere Bindung zur Oma aufbaut als zu ihr. Zunehmend wird sie den Ansprüchen nicht mehr gerecht: Die Arbeit ist körperlich anstrengend, ihre eigene Mutterrolle überfordert sie, auf der Arbeit fühlt sie sich gemobbt, weil sie „halt jung Mutter geworden“ ist. Sie hat immer häufiger Fehlzeiten auf der Arbeit, da sie mit Magenschmerzen und Übelkeit zu kämpfen hat, sobald sie „an den nächsten Tag denken musste, an den Stress“. Sie fängt an, sich zu ritzen:

„Mhm... und dann auch nicht klar kam mit Schule und alles, war es halt zu viel geworden und dann hab ich halt leicht angefangen mich also zu ritzen. Weil ich keinen Ausweg wusste.“ (Marion)

Für sie ist es damals ein „Hilferuf einfach vom Körper aus“, der ihr signalisiert, dass es einfach nicht mehr geht, „es ist Schluss, jetzt kannst Du einfach nicht mehr“. Sie stellt ihrer Mutter ein Ultimatum:

„...entweder, ich hab ihr auch keine andere Wahl gelassen, entweder ich hol mir wirklich Hilfe und geh in die Psychiatrie oder, ähm, wenn mir keiner helfen will, wird's auch mal die nächste Brücke sein [...] Weil ich nicht mehr weiterwusste, habe ich ihr das Ultimatum gestellt.“ (Marion)

Von ihrer Mutter erhält sie allerdings keine Unterstützung. Diese habe ihr gesagt, dass es Marions eigene Schuld und daher auch ihr Problem sei. Marion wendet sich in ihrer Verzweiflung an eine Freundin, die sie über die Kita kennengelernt hat. Auch diese ist fast zehn Jahre älter als sie und eine Art Mutterersatz. Marion geht in die Psychiatrie und lässt ihre Tochter bei der Freundin. Es wird eine „mittelschwere Depression“ festgestellt, die aber „nur situationsbedingt“ sei. Nach kurzer Zeit in der stationären Abteilung begibt sie sich in eine Tagesklinik, um an ihren psychischen Problemen zu arbeiten. Es gibt gemeinsame Gespräche mit den behandelnden Ärzten und dem Jugendamt. Marion will nicht mehr zuhause wohnen bleiben; eine eigene Wohnung mit einer damaligen Freundin wird ihr vom Jugendamt verweigert. Marion will ein Mutter-Kind-Wohnen für psychisch kranke Mütter mit ihren Kindern in Form einer Wohngemeinschaft oder in einem Einzelappartement. Aufgrund ihrer Diagnose und der bisherigen Erfahrungen weiß sie, dass sie Unterstützung benötigt:

„...deswegen hab ich gesagt, wollt ich mit der Kleinen einfach dann in ein Betreutes Wohnen. Aber wirklich mit Unterstützung und weil ich gesagt hab: Ich brauch die Unterstützung und die haben gesagt, nein, das ist Mutter-Kind-Heim langt. Das ist das, was Du wolltest.“ (Marion)

Es kommt zum ersten Mal zu einer Kolonialisierung ihrer Lebenswelt durch das Hilfesystem. Marion ist nicht zufrieden mit der Entscheidung des Jugendamtes. Allerdings hat sie keine Möglichkeit, gegen diesen Entschluss vorzugehen. Ihre Mittel und lebensweltlichen Ressourcen sind nicht in der Lage, gegen diese vorzugehen. Sie lässt sich ein zweites Mal in die Psychiatrie einweisen, diesmal für knapp drei Monate:

„Also ich wollte auch in die Psychiatrie. Wollt mir helfen lassen, ähm, war da vom letzten Ma..., ähm, letzten dieses Jahr Februar bis Mai drin und dann bin ich direkt in ein Mutter-Kind-Heim gekommen.“ (Marion)

Marion bleibt keine andere Wahl. Zunächst sieht es jedoch so aus, als ob sich alles zum Guten wenden sollte. Doch der dortige Aufenthalt ist nicht das, was sich Marion erhofft. Hier kommt es ein weiteres Mal zu einer Kolonialisierung der Lebenswelt durch das Hilfesystem. Das Jugendamt „macht ihr ein bisschen den Strich durch die Rechnung“; nach vier Monaten muss sie das Mutter-Kind-Heim verlassen. Ihre Tochter wird bei ihren Eltern untergebracht.

Für Marion bricht eine Welt zusammen, denn für sie sind es vor allem die strikten Regeln in der Einrichtung, die dafür verantwortlich sind, dass die Maßnahme gescheitert ist. Sie widersetzt sich bestimmten Vorgaben und Regeln. In ihrer Wahrnehmung, nach ihrem Aktorsinn, an welchem sie „selbst mehr oder minder klar und bewusst orientiert ist“ (Ritsert 2009: 73), handelt sie entgegen den Vorgaben, um ihre Tochter zu schützen. Marion ist sich zwar bewusst, dass es nicht den Erwartungen entspricht, die an sie gerichtet sind, aber sie kann nicht anders:

„...teilweise waren die auch ein bisschen schuld, dass sie halt, die haben so Regeln gehabt, wo ich mich halt widersetzt hab, zum Beispiel abends einfach das Kind ins Bett, ähm, wenn's geschrien hat. Licht aus und nur ein ganz kleines und das Zimmer war groß. Ja, als Mutter kennt man das, dass die Kinder Panik kriegen, die hat Panik abends gehabt. Die hat gesagt: Bleib da, ich will nicht alleine sein. Und die Betreuer haben gesagt: Nee, Du gehst jetzt raus. Haben mich rausgeschickt und standen mit der Kleinen im Zimmer halt so, ja, alleine. Gesagt: Jetzt ist fertig, Mama hat Gutenacht gesagt und Tschüss. Und die Tür geht zu und die hat jedes Mal so die Panik gekriegt, wenn die Tür zu ist. Weil sie auch kein Licht und sonst was gesehen hat. Und ich hab mich halt immer widersetzt. Ich hab dann einfach, ähm, die Lampe angelassen.“ (Marion)

Die Situation eskaliert. In der Folge wird ihr die Erziehungsfähigkeit abgesprochen, da sie psychisch krank sei:

„Also die haben gemeint, dass ich mich nicht um mich selbst kümmern kann, dass ich psychisch so krank bin, dass ich mich um keine Kinder kümmern könnte und gar nix. Um mich noch nicht mal selbst [...] Also, da ist so ein bisschen einiges schiefgegangen und zum Schluss hieß es einfach, ähm, ich komm mit meinem Leben nicht klar, ich komm mit der Kleinen nicht klar und ich bin zu überfordert.“ (Marion)

Alle Versuche, doch noch in einem Betreuten Wohnen für Mütter mit einer psychischen Erkrankung Aufnahme zu finden, werden vom Jugendamt abgewiesen. Ein weiterer Eingriff in die Lebenswelt von Marion:

„...und jetzt sagt das Amt, weil ich hab halt auch, ich bin halt jetzt dagegen vorgegangen und hab halt gesagt, ich wollt mit der Kleinen in ein Betreutes Wohnen für Eltern, die psychische Probleme quasi haben, gehört ja mit Depressionen dazu. Und die haben gesagt: Nein. Ich hatte die Chance dazu gehabt bei dem Mutter-Kind-Heim. Ich hatte die gehabt und das war's jetzt.“ (Marion)

In Marions Wahrnehmung wurde ihr etwas Anderes versprochen mit der Maßnahme. Im Nachhinein macht sie sich selbst Vorwürfe, dass sie nicht auf ihrem Wunsch nach einem Betreuten Wohnen bestanden hatte. Während ihre Tochter bei den Großeltern unterkommt, wird Marion direkt in das Projekt Dock#30 geschickt, da sie nicht zurück zu ihren Eltern darf. Das Projekt sieht sie als Lichtblick an, da sie nun die Unterstützung erhalte, die sie sich all die Jahre gewünscht habe:

„Und hier hab ich jetzt wirklich ein Dach überm Kopf und aber auch Hilfe und Unterstützung, das was ich ja eigentlich die ganze Zeit wollte.“ (Marion)

Nach dem Auszug aus dem Mutter-Kind-Heim darf Marion ihre Tochter „alle zwei Tage sehen“, sie auch regelmäßig von der Kindertagesstätte abholen und mit ihr spielen. Ihr größter Wunsch ist es, gemeinsam mit ihrer Tochter zusammenzuleben. Aber auch die Treffen mit ihrer Tochter belasten sie immer wieder:

„Ja, mit der Kleinen halt so ein bisschen, weil das ist jetzt Überforderung pur ist, weil sie halt wirklich bei meiner, bei meinen Eltern lebt und, ähm, sie weiß, wenn sie bei mir was nicht kriegt, dann kann sie meckern, kriegt’s durch und ich wird gleich, krieg halt gleich den nächsten Ärger von meinen Eltern.“ (Marion)

So seien die regelmäßigen Treffen auch immer wieder Auslöser ihrer Depression. Als Auflage vom Jugendamt soll sie sich in eine Therapie begeben:

„Also laut dem Amt soll ich halt erstmal alleine klarkommen und mein Leben quasi wieder in den Griff kriegen. Und deswegen, wenn ich ja auch noch in Therapie, also ich mach auch keine normale Therapie, ich mach Verhaltenstherapie.“ (Marion)

Für sie ist das Dock#30 eine gute „Übergangslösung“, wo man sich „wieder aufrappeln“ oder auch einen Job suchen kann. Es ist für sie eine Art „Gruppenfamilie“ geworden. Marion möchte nach dem Auszug einen Mini-Job finden und in eine betreute Wohngemeinschaft ziehen. Ihr Fokus liegt aber weiterhin darauf, ihre Tochter wieder zu sich zu holen:

„...ich mach weiter. Ich lass mich jetzt auch nicht hängen und ich kämpfe für das, was ich will und die Tochter halt weiter.“ (Marion)

Dennoch sind die Aussichten, dieses Ziel bald zu erreichen, verschwindend gering:

„...also laut dem Amt die nächsten sechs bis acht Jahre, dürfte ich mein Kind nicht zu mir nehmen.“ (Marion)

In ihrer Wahrnehmung ist sie beim „Amt“ nur „ne Nummer“. Durch die vielen Erfahrungen, die Marion in den vergangenen Jahren mit dem Jugendamt machen musste, zeigt sich m. E. die Einflussnahme des Systems und seiner Subsysteme auf ihre Lebenswelt. Zuschreibungen wie Kindeswohlgefährdung oder Vernachlässigung führen dazu, dass Marions Tochter fremduntergebracht wird. Aus Marions Sicht bekommt sie vom Jugendamt „Steine in den Weg gelegt“:

„Thema Amt bin ich eh nicht gut zu sprechen, weil, ähm, ich hier nur Steine, also von dem anderen Amt, Jugendamt, krieg ich nur Steine in den Weg gelegt. Statt, dass die mir helfen, dass ich meine Tochter zu mir nehmen könnte.“ (Marion)

Aus Marions subjektiver Sicht heraus versucht sie alles, um ihre Tochter wieder zurückzubekommen. Der Aktorsinn hinter ihrem Handeln ist klar zu erkennen. Dass sie die Eingriffe des Jugendamtes, des Systems, in ihre Lebenswelt als Bedrohung ansieht, ist m. E. nachvollziehbar.

4.2. „... ich wurde rausgeschmissen, weil die Aussage war, dass, ähm, sie nicht autor... autorisiert sind, ähm, mir die Hilfe zu geben, die ich brauche...“ – Robert

Robert wächst ohne Vater auf; diesen hat er nie kennengelernt. Er lebt mit seiner Mutter und seiner Großmutter in einem Brennpunkt, wie er selbst erzählt. Dort hat er sehr viel Gewalt erleben müssen. Auch wenn er sich nicht davon beeinflussen lassen will, muss er doch irgendwann feststellen, dass er auch „selbst sehr viel Gewalt selber produziert.“ Das Leben in der Familie ist alles andere als harmonisch. Häufig gibt es zwischen ihm und der Mutter Konflikte, die eskalieren. In der Schule und seiner Freizeit gerät er ebenfalls immer wieder in Situationen, die eskalieren:

„...das ist dann alles immer eskaliert und, ähm, hab ich von zuhause nicht anders gelernt bekommen, sagen wir mal so. Und so leicht irgendwie, ähm, das einfach abzugewöhnen ist nicht so einfach, sag ich mal so.“ (Robert)

Emotional wird es zunehmend schwieriger zwischen ihm und seiner Mutter. Die einzige Person, der er vollkommen vertraut, ist seine Großmutter:

„...also meine Oma ist für mich eigentlich wie meine Mutter, sag ich mal so. Und steht eigentlich über jeden Menschen, den ich kenne.“ (Robert)

Trotzdem bleibt er bis zu seinem achtzehnten Lebensjahr bei seiner Mutter. Er absolviert den Realschulabschluss und beginnt eine Ausbildung zum Kälteanlagenbauer. Diese bricht er jedoch ab, was zu zusätzlichen Problemen zwischen seiner Mutter und ihm führt, da diese ihm immer wieder Vorwürfe wegen des Abbruchs macht. Auch Drogen werden immer wichtiger für ihn und sind häufig ein Streitthema zwischen ihm und ihr. Er lebt in den Tag hinein und konsumiert Drogen mit seinen Freunden. Als dann schließlich sein bester Freund an einer Überdosis stirbt, hört er mit dem Konsum auf. Für ihn sind Drogen mittlerweile ein „rotes Tuch“:

„...da ist mein ehemaliger bester Freund, der ist an ner Überdosis gestorben. Und deswegen kann ich das gar nicht... abhaben, sagen wir mal. Weil das triggert mich extrem, wenn jemand Drogen nimmt, vor mir zum Beispiel, weil das geht nicht. [...] Also einmal, also einer hat bei mir, vor mir Drogen genommen und dem hab ich direkt gesagt, wenn Du das nochmal machst, ähm, breche ich Dir irgendwas, dass Du das nicht mehr nehmen kannst, weil ich einfach Dich damit schützen will und, ähm, Du so en Scheiß gar nicht mehr brauchst.“ (Robert)

Robert verlässt die Wohnung der Mutter und landet auf der Straße. Ein paar Tage kann er bei Freunden und Bekannten übernachten. Ohne festes Einkommen und Unterstützung hält er sich irgendwie „über Wasser“. Schließlich nimmt er doch Kontakt zu einer Einrichtung der Wohnungslosenhilfe auf und kann zunächst auch dort ein paar Tage übernachten. Doch aufgrund seines Alters, er ist noch minderjährig, muss er die Einrichtung wieder verlassen. Robert versteht nicht warum, zieht aber schließlich aus:

„Da haben auch keine Jugendlichen gewohnt, da haben eher ältere Menschen gewohnt, ähm, von dreißig bis sechzig und ich war der Jüngste in der Einrichtung gewesen und da haben wir uns ein Zimmer geteilt mit drei Personen und ja [...] da war überhaupt keine Unterstützung dabei, meiner Meinung nach, ähm, ich wurde auch rausgeschmissen, weil die Aussage war, dass, ähm, sie nicht autor... autorisiert sind, ähm, mir die Hilfe zu geben, die ich brauche, so war die Aussage.“ (Robert)

Das System mit seinem Subsystem Eingliederungshilfe greift hier massiv in Roberts Lebenswelt ein, da ihm eine Hilfe verweigert wird, die er aus seiner Sicht dringend benötigt. Aus der Logik des Systems heraus mag dies wohl stimmen in der Unterscheidung der verschiedenen Hilfesysteme: hier das SGB VIII, das zunächst nicht zuständig ist, da Robert zwar noch minderjährig ist, aber ohne festen Wohnsitz, dort die Eingliederungshilfe, die Robert noch als *Jugendhilfefall* ansieht. Für Robert eine unlösbare Situation, die er aus eigener Kraft nicht überwinden kann. Probleme, die auf der Systemebene entstehen, lassen sich

nicht ausschließlich lebensweltlich lösen. Da Robert auch keine lebensweltlichen Ressourcen nutzen kann, wie etwa Freunde und Bekannte oder seine Mutter, bei denen er übernachten könnte, landet er schließlich wieder auf der Straße. Die Entscheidung des Hilfesystems überformt Roberts Leben dermaßen, dass er zunächst keine Lösung für sein Problem sieht. Robert zieht schließlich zu seiner damaligen Freundin, die noch bei ihren Eltern lebt; doch auch die Beziehung ist nicht tragfähig und geht in die Brüche. Er zieht aus und lebt für mehrere Monate in seinem Auto:

„Dann noch wegen meiner Ex-Freundin, da hab ich meine ganze Existenz verloren gehabt und war dann im halben Jahr im Auto. In meinem Auto hab ich geschlafen.“ (Robert)

In dieser Zeit ist er perspektivlos und weiß nicht weiter. Hilfe nimmt er nicht an. Den Kontakt zu seinen Freunden verliert er im Laufe der Obdachlosigkeit:

„...weil ich hab eigentlich alle Freunde ziemlich verloren, nachdem ich obdachlos geworden bin. Eins, zwei Leute habe ich und mit denen versteh ich mich auch relativ gut.“ (Robert)

Schließlich wendet er sich wieder an die Wohnungslosenhilfe; da er mittlerweile volljährig ist, kann er schließlich dort übernachten und seine Tagessätze ziehen. Er wechselt zwischen den verschiedenen Anbietern und Einrichtungen immer wieder hin und her – teilweise auch aus der Not heraus, dass er nur eine bestimmte Anzahl an Tagen den Satz ziehen darf oder dass er nur eine begrenzte Anzahl an Nächten in der jeweiligen Einrichtung verbringen kann. Da er sich in Darmstadt aufhält, muss er zumindest nicht umherreisen zwischen verschiedenen Kommunen. Roberts Lebenswelt ist weiterhin überformt durch das Hilfesystem: Wurde ihm als Minderjährigem noch die Hilfe komplett verweigert, so bekommt er sie zwar als Volljähriger, muss aber sein gesamtes Leben darauf ausrichten. Über die existentielle Grundversorgung wie Tagessatz, Übernachtung und Essen hinaus, erfährt Robert in seiner Wahrnehmung keine weitere Unterstützung. Auch hier scheint sich zu zeigen, dass die Wohnungslosenhilfe bzw. Wohnungsnotfallhilfe konzeptionell die jungen erwachsenen Wohnungslosen nur bedingt als Zielgruppe wahrnimmt bzw. ihre Hilfen auf diese Zielgruppe ausrichtet. Schließlich erhält Robert von seiner Tante die Adresse des Dock#30 mit dem Hinweis, dass er sich doch dort melden soll. Er ruft an, allerdings hat er wenig Hoffnung, dass es mit einem Platz klappen könnte:

„...weil meine Tante hat mir die Einrichtung hier geschickt im Dock, mit, aja, dann ruf doch einfach mal dann und klär das. Und das habe ich dann einfach gemacht. Eigentlich bin ich davon ausgegangen, ich krieg sowieso hier kein Zimmer. Und dann hatte ich die

Erstberatung und ich war so extrem fasziniert von dem, von dem Gebäude, von den Mitarbeitern und ja...“ (Robert)

Auch wenn Robert sich nicht mit allen Fachkräften gut versteht und sich teilweise nicht ernstgenommen sieht mit seinen Themen und Problemen, fühlt er sich im Projekt Dock#30 sehr wohl und entwickelt sich weiter, vor allem in Bezug auf Selbständigkeit und Vertrauen. Er hat zwei, drei feste Ansprechpersonen, die ihn unterstützen bei seinen Zielen und Zukunftsplänen. Auch die Beziehung zu seiner Mutter habe sich durch die Zeit im Dock#30 verbessert.

5. Repräsentationen und Selbstinszenierungen

5.1. „Ja, ich hab wirklich, also ich hab viel mit den Bewohnern geredet. Ich hab sie, den Bewohnern gesagt, nutzt die Chance nicht aus, sondern nutzt sie...“ – Katja

Als ich mit Katja spreche, ist sie neunzehn Jahre alt. Ihre Eltern sind Deutsche mit türkischen Wurzeln, die „viel arbeiten“ und wenig Zeit für Katja haben, als sie noch klein ist. Bereits mit sieben Jahren ist sie häufig auf sich alleine gestellt und muss bereits als Kind Verantwortung für sich übernehmen:

„...ich stand ja schon mit früheren Jahren, also mit sieben Jahren [...] da hab ich ja meine Eier selber in die Pfanne gehauen. Musste selber in die Schule, früh morgens bin ich selber aufgestanden, ich war schon frühzeitig auf den Beinen [...] zwangsläufig, ja, weil meine Eltern arbeiten mussten. Ich hatte keine Geschwister. Ich bin Einzelkind.“ (Katja)

Katjas Eltern sind mit den Rahmenbedingungen offenbar nicht zufrieden und schicken sie daher zurück in die Türkei. Dort lebt sie zunächst bei der Großmutter, geht auch dort zur Schule. Sie wird „weitergereicht“ zwischen den Verwandten und wechselt auch häufiger den Wohnort in der Türkei:

„...meine Eltern haben sich nicht mehr um mich kümmern können, haben die mich dann in die Türkei geschickt. War ich dann bei der Oma drei Jahre, war ich dann auch in der Schule, danach wollt mich nicht mehr, dann wurde meine Oma krank, weil meine Oma hat mich da auch großgezogen, die Familie hat mich großgezogen von meiner Vaterseite, meine Mutter hat sich gar nicht, mei, äh, meine Regel, also sorry wegen dem Ausdruck jetzt, wo ich meine Regel hatte. Musste mich meine Tante aufklären. Traurig sowas, ne? Als Mädchen, also, wenn du eine Mutter hast, erwartest du, dass deine Mutter dich auf-

klärt, nicht deine Tante. Ja, und äh, meine Familie hat mich großgezogen, ich wurde von Hand zu Hand gegeben worden. Ich war schon in Istanbul als kleines Mädchen, ich war schon in Ankara als kleines Mädchen und dann wurde ich nach Richtung Schwarzmeer, in Richtung Russland zu der Oma geschickt und dann bin ich von dort nach Deutschland wieder zurück und dann habe ich danach gesagt, dann haben die danach gesagt, wo ich dann älter wurde, habe ich gesagt, ich gehe nicht mehr. Mit zwölf bin ich danach nicht mehr hin und hergegangen.“ (Katja)

Sie geht zurück nach Deutschland und lebt weiter bei ihren Eltern. Aber das Zusammenleben gestaltet sich schwierig. Gründe hierfür nennt sie nicht, aber es kommt immer wieder zu Streitigkeiten zwischen ihr und den Eltern. Sie konsumiert auch Drogen, um sich „zuzudröhnen“, da ihr ihre Eltern „auf den Sack gegangen sind“. Für sie sei das wie eine „Leck-mich-am-Arsch-Tablette“ gewesen. Als sie fünfzehn Jahre alt ist, hält sie es nicht mehr aus und sagt ihrer Mutter, dass sie „kein Bock mehr“ hat und „ins Heim“ will. Das Jugendamt wird nicht eingeschaltet, Katja bleibt weiterhin bei ihren Eltern:

„Ich hab, ich war zuhause, ich hab mit 15 Jahren selber gesagt, ich hab kein Bock mehr auf meine Eltern, ich will in die, äh, ich will ins Heim, hab ich zu meiner Mutter gesagt und die hat äh gesagt, ja, das geht nicht, du bist bei uns groß geworden, also bleibst Du jetzt ein paar Jahre doch noch. Da, wo ich dann 18 wurde, hat mich dann meine Mutter rausgeschmissen und äh, dann habe ich es dann halt im, also in der Vitos, in Vitos Klinik gesagt, ich hab ja dort, ich war ja dort in der Tagesklinik...“ (Katja)

Der „Rauswurf“, von dem sie berichtet, hat damit zu tun, dass Katjas Eltern zurück in die Türkei gehen „für immer“. Katja besucht die Tagesklinik schon seit mehreren Jahren, da bei ihr eine Borderline-Persönlichkeitsstörung diagnostiziert wird. Die behandelnden Ärzte unterstützen Katja dabei, einen Platz im Projekt Dock#30 zu erhalten:

„...die haben mir dann gesagt, dass ich äh aus dieser Haus, aus diesem Elternhaus raus muss und die haben mir dann, also die haben dann Dock 30 ne Email geschrieben. Haben mit mir darüber geredet, ich habe gesagt, können sie machen, von mir aus, ich muss da raus, hab ich gesagt und Dock 30 hat mir dann so gesehen, ne Unterkunft geschenk, geschenkt, ich hatte im Winter en Sechser im Lotto als Mädchen und ich bin einfach nur froh darüber, dass ich das Dock 30 überhaupt betreten durfte. Ja, weil nicht jeden nehmen die da hin.“ (Katja)

Im Anschluss an den Aufenthalt im Projekt Dock#30 wird Katja in eine kleine Wohnung ziehen mit einer Unterstützung im Rahmen des Betreuten Wohnens nach § 41 SGB VIII; die

Kaution hat sie von ihren Eltern bekommen. Eine Therapie bzw. „Reha“ sei geplant. Katja erzählt viel von ihren Mitbewohner*innen und den Fachkräften im Dock#30. Für sie ist das Dock#30 eine Ersatzfamilie, eine „kleine Familie“, die sie in allen Belangen unterstützt und begleitet. So bezeichnet sie die Mitarbeitenden als „Engel auf Erden“ und „liebe Menschen“:

„...also die waren für mich immer da, wenn es mir blöd ging, wo ich meine Phasen hatte, waren die Betreuer, die nachts immer da waren, immer für uns da, also wirklich also. Ich hab da eine Betreuerin als meine Mama gesehen, weil ich die Liebe von der Betreuerin gesehen habe, was meine Mutter mir nie gegeben hat und wo's mir beschissen ging, wo ich dann halt, äh sorry für den Ausdruck, aber gekotzt habe, da hat sie mir Sachen gebracht, Wasser gebracht, Tee gemacht, also hat sich um mich gekümmert, ja also, was ich von meiner Mutter noch nie gesehen habe und das hat mich dann so glücklich gemacht innerlich, wo ich gesagt habe, ich werd doch noch wertgeschätzt, weil als Borderliner sagst du ja, deine Welt ist schwarz weiß [...] ja und die versuchen deine Welt so gesehen mit bunt zu machen. Also sagen, viele haben mir dort gesagt, du schaffst das, du kriegst das hin, du bist ein schlaues Mädchen, wir kriegen das alles hin, mach dir da keinen Kopf und haben mich immer wieder aufgebaut und... So welche Betreuer, bin ich ganz ehrlich, hatte ich noch, so ne Unterstützung hatte ich noch nie [...] die Betreuer sind immer da gewesen, Sozialarbeiter, also sind alle liebe Mensch, Engel auf Erden.“ (Katja)

Katja idealisiert die Fachkräfte, vielleicht typisch für die Diagnose *Borderline*. Gleichzeitig kritisiert sie ihre Mitbewohner*innen, die in ihren Augen das Projekt und die Mitarbeitenden nur ausnutzen und für ihre eigenen Zwecke missbrauchen:

„Ja, ich hab wirklich, also ich hab viel mit den Bewohnern auch geredet. Ich hab sie, den Bewohnern gesagt, nutzt die Chance nicht aus, sondern nutze sie, nutzt die Chance, nicht ausnutzen, sondern nutzen, hab ich immer zu denen gesagt zu den Bewohnern. [...] ja also, es gibt Bewohner und Bewohnerinnen, die in meinen Augen, also wenn ich offen reden darf, das richtig ausnutzen, ne Betreuer, äh, Bewohnerin damals, wo ich noch im Dock 30 war, äh, die hat äh, also Betreuer komplett beleidigt, die war asozial, ja und ich hab mich auch mit der gezoft, was soll, also dass wir so ne Unterstützung bekommen und sie einfach nur die Betreuerin beleidigt und dann ist es halt passiert, dass die dann rausgeflogen ist, wo ich dann gesagt habe, ja, sie hat Pech. Und dann habe ich Sie noch mal auf der Straße, wo sie dann obdachlos nochmal war, weil ihre Maßnahmen hier ja beendet war. Dann hab ich erst hat sie, äh, hab ich sie dann drauf nochmal angesprochen, ich hab so, ich hab dann gesagt, hat sich das gelohnt oder was, die Betreuerin zu beleidigen? Du hast jetzt gar nix, du hast gar nix gemacht, hab ich gesagt zu ihr.“ (Katja)

Sie beschreibt viele Situationen, in denen sie die Fachkräfte unterstützt, „rettet“, „beschützt“ oder selbst für „Ordnung“ sorgt. Sie spricht auch von den Bewohner*innen, als den „Jugendlichen“, die noch eine Menge lernen müssen und bringt so eine gewisse Distanz zwischen sich und ihre Mitbewohner*innen, während sie eine auffällige Nähe zwischen sich und den Fachkräften herstellt. Katja scheint sich Raum anzueignen, indem sie sich als Fachkraft inszeniert:

„...wo ich gesehen habe, dass die eine Betreuerin als Hure, als Schlampe, Fotze beleidigt wurde, dann die anderen Bewohner gelacht haben und ich dann sauer wurde und gesagt habe, haltet mal die Fressen, hört auf zu lachen, hier wird gerade ne Betreuerin beleidigt, warum feiert ihr so ne Scheiße? Ja, waren die dann leise. Ja, ich hab hauptsächlich die Betreuer in Schutz genommen, weil ich hab noch nie wirklich so ne Hilfe gesehen. Ich schätz das wirklich.“ (Katja)

So agiert sie auch nach außen und übernimmt die Rolle der „Aufpasserin“ in der Nachbarschaft und weist Jugendliche zurecht:

„Und wir haben ja auch mit dem Pfarrer geredet, dass wir die Kirche in Ordnung halten sollen, oder das Haus, ne? Weil wir haben das ja zur Verfügung gestellt bekommen, was ich super finde von dem Pfarrer und der hat so manchen von uns gesagt, weil sie dort vollgemüllt haben, äh, was das soll? Ja und dann habe ich dann zum Pfarrer, dann also habe ich den Pfarrer dann auch kennengelernt, das ist ein ganz Lieber, weil der hat halt Disziplin und hat halt gesagt, die Kirche muss in Ordnung bleiben. Ihr, warum könnt ihr denn da nicht ein bisschen mit gucken so ein bissl und dann hab ich dann halt gesagt, ihr könnt da ein bisschen mitgucken, dann hab ich da, äh, damals zwei Jugendliche gesehen, die haben an der Kirche Döner-Boxen einfach auf der Bank gelassen, die Dosen auf Boden geschmissen, ja, und dann hab ich die dann angemockert: ‚Eh, hier, der Mülleimer ist nicht fünf Meter entfernt, ist genau neben Euch, warum schmeißt ihr das nicht direkt in den Mülleimer?‘ Sind die vom Fahrrad abgestiegen, haben sie in den Mülleimer und der Pfarrer hat das mitbekommen. ‚Danke schön Frau [...]‘, hat er dann gesagt. Er wusste das nicht.“ (Katja)

Die Regeln im Haus findet sie zu „lasch“ und es bräuchte „ein bisschen mehr Regeln“. Daher berichtet sie den Fachkräften auch von Drogenkonsum und verstecktem Dealen im Haus.

5.2. „Man muss sich erst einen Namen machen, bevor man von anderen akzeptiert wird [...] weil [...] auf der Straße gibt es ein Netzwerk, von dem der Rest der Welt keine Ahnung hat.“ – Kevin

Kevin ist zwanzig Jahre alt, als ich ihn treffe. Seit einem knappen Jahr ist er wohnungslos. Sein Vater verlässt die Familie, als Kevin eineinhalb Jahre alt ist. Seine Mutter lernt einen Mann kennen und heiratet erneut. Zu seinem Stiefvater hat Kevin kein gutes Verhältnis und auch in der Schule fühlt er sich gemobbt:

„...mein Stiefvater hat mich die ganze Zeit runter gemacht, jeden Tag in mein Zimmer gekommen, auch wenn eine Socke auf dem Boden lag, hat's en Anschiss gegeben, als hätte ich, äh, gerade den Weltuntergang verursacht. Ähm... In der Schule wurde ich auch nur gemobbt. Und... Im Internet ging es dann auch langsam los.“ (Kevin)

Zunächst schluckt er alles einfach runter, doch irgendwann wehrt er sich, was es aber nur noch schlimmer macht, da er auch Ärger mit den Lehrer*innen bekommt:

„Ich bin auch mal echt soweit gewesen, dass ich einen Klassenkameraden durchs halbe Klassenzimmer geworfen hab. Weil er mir eine Papierkugel an den Kopf geworfen hat. Ich hab den wirklichen gepackt, am Hals, man hat echt die Druckstelle gesehen, der hat auch leicht geblutet wegen, durch die Fingernägel. Hab den gepackt und durchs halbe Klassenzimmer geworfen.“ (Kevin)

Er erzählt mir, dass er einen Hauptschulabschluss hat. Nach dem Abschluss beginnt er zunächst eine Ausbildung zum KFZ-Mechaniker. Da seine Eltern getrennt sind und er bei seinem Vater in Bayern lebt, beginnt er auch dort seine Ausbildung. Ein Umzug nach Mainz zur Mutter bedeutet, dass er seine Ausbildung abbrechen muss. Statt sich nach einer neuen Ausbildung umzuschauen, beginnt er zu arbeiten und verdient sein Geld mit diversen Hilfsjobs, was er im Nachhinein bereut:

„Darüber muss man sich auch erstmal im Klaren werden. Damit man sieht, was man eigentlich hatte? Zum Beispiel bereue ich es heute, dass ich nach der Hauptschule arbeiten gegangen bin. Ich wünschte, ich hätte meine Schule weitergemacht. Dann hätte ich heute vielleicht sogar einen Realschulabschluss, vielleicht sogar ein Abitur. Man kann es nicht wissen.“ (Kevin)

Schließlich geht er zur Bundeswehr. Die Grundausbildung macht er zu Ende. Bei der Abschlussübung erleidet er ein Knalltrauma, aufgrund dessen er nachträglich ausgemustert wird. Nach einiger Zeit versucht er noch einmal, wieder zurück zur Bundeswehr zu gehen, wird aber nicht zugelassen, da ihm beim „psychologischen Test gesagt“ wird, er sei „psy-

chisch zu instabil“. Im Herbst desselben Jahres wird er wohnungslos und macht dann zunächst zwei Monate „Platte [...] also wirklich mit Schlafsack und hast Du nicht gesehen“. Hier genießt er die Freiheiten auf der Straße:

„Man konnt aufstehen, wann man wollte, schlafen gehen, wann man wollte. Man konnte überall hingehen, weißt Du? Keiner, keiner hat irgendeinen irgendwohin, äh, angebunden.“ (Kevin)

Als er achtzehn ist, zieht er zuhause aus, ob freiwillig oder nicht, erzählt er mir nicht. Allerdings berichtet er, dass in seinem Leben „ganz schön viel schiefgegangen“ sei. Nach seinem Auszug erhält er keinerlei Unterstützung mehr durch seine Eltern oder Freunde. Zur Mutter hat er noch einen guten Kontakt, allerdings kann sie ihn nicht unterstützen. Der Kontakt zum Vater bricht ab, da es „einen ausschlaggebenden Punkt“ gibt, seitdem er seinen Vater nur noch als „biologischen Vater“ bezeichnet:

„Auf einmal klingelt das Telefon, mein Vater ruft an. Ja, achtzehnter Geburtstag und Du denkst, geil, Vadder will einem gratulieren und sagen, dass das Geschenk, äh, mit der Post kommt. Ist unterwegs. Und ja, man geht voller Erwartungen da ran, freut sich schon, so ein ‚alles Gute zum Geburtstag‘ zu hören. Kommt da so ein: Hi. Ich dann so: ‚Hallo Papa‘. Ne. Sagt er: ‚Ja, du bist ja jetzt in der Ausbildung ja?‘ Ich sag so: ‚Ja, ich hab jetzt ne Ausbildung.‘ ‚Ja, dann schick mir doch mal die Unterlagen runter, damit ich den Unterhalt neu berechnen kann.‘ Ich dann so: ‚Okay‘. Gewartet. ‚Ja, du hast ja meine Nummer‘, aufgelegt.“ (Kevin)

Das Leben alleine in einer eigenen Wohnung, auf sich selbst gestellt zu sein, sich selbst zu organisieren und die Rechnungen zu zahlen, überfordert ihn. Er verliert seine Wohnung:

„Da ist ganz schön viel schiefgegangen in meinem Leben. Und... Ich mein, wenn man obdachlos ist, wird einem auch, ähm, manches viel, viel klarer und wenn man noch Zuhause bei seinen Eltern lebt, ist man noch mehr Kind als Erwachsener. Und sobald man dann in dieses kalte Wasser geworfen wird und keine Unterstützung mehr erfährt, egal von welcher Seite, familiär oder Freunde. Dann... lernt man ganz, ganz schnell erwachsen zu werden. Was aber manchmal auch, ähm, sag ich jetzt mal, nicht gut ist, wenn man zu schnell erwachsen wird. Ich mein, gut, ich mit achtzehn Jahren, beziehungsweise neunzehn Jahren. Ich, äh, hatte noch keine Ahnung, was es bedeutet, alleine klar zu kommen. Ich konnte mir zwar vorstellen, dass das Leben auch einiges kostet und aber auch einiges bietet. Aber... Wieviel das in Wirklichkeit kostet, seinen eigenen Haushalt zu führen zum Beispiel, sich selbst zu ernähren, immer was zu Essen da zu haben, das sind ja alles

Selbstverständlich... Selbstverständlichkeiten gewesen früher. Man hat sich darüber keinen Kopf gemacht. [...] Kühlschranks war voll, Trinken war immer da. Bett war da, das WLAN, Strom... Das Leben hat dir alles geboten. Und dann war auf einmal alles weg.“
(Kevin)

Er fängt an zu kiffen, da er nicht weiß, wie er mit der Situation umgehen soll, und rutscht immer weiter ab. Als der Winter kommt, dockt er an einer Einrichtung der Wohnungslosenhilfe an und bleibt zunächst als Übernächter in der Einrichtung. Nach drei Monaten bekommt er eine sog. Drei-Monats-Maßnahme bewilligt und kann ohne Aussetzer in der Einrichtung übernachten. In dieser Zeit hat Kevin bereits einen Job als Lagerhelfer gefunden. Doch aufgrund psychischer Probleme hat er sich nach kurzer Zeit krankschreiben lassen in der Hoffnung, dass er den Job nicht direkt wieder verliert:

„...da ich jetzt krankgeschrieben bin, hoffe ich jetzt einfach mal, weil ich bin jetzt grad noch im ersten Monat von meiner Arbeit und das kommt halt richtig Scheiße dann. Ich hab halt jetzt kein Bock, dass ich deswegen jetzt wieder gekündigt werde.“ (Kevin)

Kevin verbringt seine Freizeit überwiegend mit Fernsehserien und Rollenspielen am PC. Er bezeichnet sich selbst als „Serienjunkie“ und „leidenschaftlichen Gamer“. So verliert er sich beim Erzählen. Erklärt ausführlich das Spiel „Skyrim“ und beschreibt, dass das Zocken

„...für mich quasi wie... wie eine Festung [ist], in der ich mich einschließen kann, wo mir niemand etwas anhaben kann. In diesen Games bin ich der Held: Ich habe die Macht zu entscheiden, was passiert als Nächstes, wo geh ich als Nächstes hin [...] dieses Erfolgserlebnis haben.“ (Kevin)

Mittlerweile habe er gelernt sich zu wehren und er lasse sich auch nichts mehr gefallen von anderen. So habe er eine gewisse „Schamlosigkeit“ entwickelt:

„Ich nehme auch kein Blatt vor den Mund. Ich schäme mich auch für nichts. Und das ist halt auch sowas, was man mit der Zeit, wenn man wenn man einfach nur niedergemacht wird. Dann, also so ging's mir zumindest, habe ich eine gewisse... Schamlosigkeit entwickelt. Das heißt, ich respektiere mich, ich respektiere meinen Körper und ich respektiere meinen Kopf. Also mein, meine Psyche. Seel, Psyche, wie man es nenne will. Ja. Und... Das war aber auch, äh, ziemlicher, äh, Lernprozess. Weil ich war damals quasi dieser, dieser, ja, man sagt Einsamer Wolf. So dieses, dieses Alphetier ohne Rudel. Und ich hab mich. Ich habe es dann irgendwie geschafft, mich durchzuboxen.“ (Kevin)

Wie ein Held in einem seiner Spiele beschreibt er sich als „Einsamer Wolf“, als „Alphatier ohne Rudel“, als „Held“, der es geschafft habe, sich durchzukämpfen. Kevin hat viele schlechte Erfahrungen mit Menschen auf der Straße gemacht, daher ist er sehr vorsichtig, mit wem er sich einlässt und wem er sich anvertraut. Am Anfang habe er immer eine gewisse Distanz. Erst wenn eine gewisse Vertrauensbasis da sei, erzähle man sich auch gegenseitig „Intimes“ und freunde sich langsam an. So vergleicht er auch die Szene der Wohnungslosen mit einer eingeschworenen Gemeinschaft, die sich gegenseitig unterstütze und helfe. Es klingt wie nach einem Rollenspiel oder einem Fantasy-Film, bei dem man aufpassen muss, mit wem man sich einlässt, bei dem es eine eingeschworene Gemeinschaft gibt, wie eine „Bruderschaft“ oder die „Ringgefährten“, die füreinander einsteht:

„Natürlich mit Vorsicht. Weil es gibt natürlich auch Leute, die, ähm, einem gut gegenüberstehen, aber dann mit bösen Absichten im Hinterkopf, äh, spielen und zum Beispiel, was ich hier im Haus an Informationen habe. Die ich, ich könnte, boa! [...] Also wenn man hier so ein bisschen die Lauscher aufsperrt und halt mit den, äh, mit den Leuten vertraut ist, bekommt man so viele Informationen mit und man sagt, ey, man hat hier... Bei jeder Person irgendwas, womit man ihn wirklich am Haken hat, wirklich am Haken hat und sagt, eh, pass auf... Du machst jetzt das und das, sonst gehe ich dahin und sag mal und sag mal, was Tacheles ist. [...] Also es ist wirklich eine große Gemeinschaft hier, wenn man sich in dem Haus, äh, einen Namen gemacht hat, dann... Bekommt man diese Anerkennung auch und auch den, äh, Respekt von den anderen und wenn dann mal wirklich was sein sollte, stehen die dann auch für einen ein. Zum Beispiel, wenn jetzt, äh, äh, mich irgendjemand bedrohen würde, ne. Dreiviertel des Hauses würden sofort zu ihm hingehen und sagen, ey, pass auf, hör auf mit dem Scheiß, sonst kommen wir mal an. Also das ist wirklich dieser Zusammenhalt. Ähm, das ja, das hört sich, ähm, jetzt zwar, ähm, sehr widersprüchlich an mit diesem, man hat eine gewisse Vorsicht und trotzdem ist es ein Zusammenhalt hier...“ (Kevin)

5.3. „Ich will ja auch irgendwann mal was bieten können. Meinem Bruder, meinen Eltern...“ – Achim

Achim ist vierundzwanzig Jahre alt und seit mehr als einem Jahr wohnungslos. Wir treffen uns in einer Einrichtung der Wohnungslosenhilfe, wo er seine Tagessätze abholt. Zu seinen Eltern hat er keinen Kontakt mehr, da er sich diesen gegenüber schämt. Seine Eltern sind beide selbständig; seine Mutter hat einen Blumenladen und sein Vater ist Bauunternehmer.

Sie trennen sich, als er noch jünger ist. In seiner Wahrnehmung war die Trennung aber das Beste, was die beiden machen konnten, denn „manchmal ist es besser, wenn die Eltern getrennt sind [...] manchmal geht's net mehr“. Das letzte Mal, als er Kontakt zu seinem Vater hatte, habe dieser ihm gesagt: „Geh arbeiten!“. Seine Eltern wohnen in einer Gegend voller „Einfamilienhäuser“ in einem Vorort von Frankfurt. Als Kind und Jugendlicher hat auch er dort gewohnt, „richtig geile Gegend“, die „Bombe“ sei. Als Jugendlicher geht er feiern und in Techno-Clubs tanzen. Drogen und Alkohol konsumiert er regelmäßig. Trotzdem hilft er im Geschäft seines Vaters und arbeitet auf Baustellen. Er beginnt mehrere Ausbildungen: als Kaufmann, als KFZ-Mechaniker, aber keine dieser Ausbildungen bringt er zu Ende, was s. E. das „eigentliche“ Problem sei. Als er achtzehn ist, hat er einen Termin beim Jugendamt:

„Ich hatt mal Termin, aber ich bin nicht hingegangen. Ich glaub, die hätten mir geholfen, aber das ist, da war ich 18 oder so. Da bin ich aber auch net hingegangen. Das hat meine Mutter mir auch vorgeworfen, ja, wärst Du da mal zum Jugendamt gegangen, hätten dir Betreutes Wohnen gegeben...“ (Achim)

Irgendwann sei er einfach ausgezogen, da es immer nur Stress gegeben habe:

„...ich hatt irgendwann kein Bock mehr auf die, auf so gewisse Sachen, zu viel Stress, aber man war noch jung und immer mit Freundin gechillt und keine Ahnung. Die durft dann nie zu mir, ich musst dann immer zu der fahren. Deswegen war ich auch schon mehrmals wegen Schwarzfahren im Knast, ist ja langsam peinlich. Ja, da hab ich noch gesagt, ich wollt nur zu meiner Freundin, ja, dann haben se gesagt, da müssen se laufen oder sie zu ihnen kommen, hab ich gesagt, nee.“ (Achim)

Danach kommt er zunächst bei Freunden unter, findet schließlich eine eigene Wohnung. Er geht jobben und verdient sich etwas Geld, zunächst im Spielcasino, später dann bei einer Gebäudereinigungsfirma. Den Job im Spielcasino kündigt er, da seine Ex-Freundin dort anfängt zu arbeiten:

„...so Spielothek, war geil, ne, ich hätte den Job auch weitergemacht, ich hätte meine eins, einsfünf hätte ich bekommen, ne, immer, oder manchmal auch nur einseins, aber hätt gereicht, weißt du, zu dem Zeitpunkt hätt mir das definitiv gereicht. Und das Problem war einfach nur, auf einmal fängt meine Ex-Freundin an zu arbeiten. Ich dacht, ich seh nicht richtig. Da hab ich direkt gekündigt. Nicht mal Kündigung, ich ,ich hat 15:00 Uhr hatt ich Feierabend, Schichtarbeit, boah, ich bin nie wieder da hingegangen [...] Ich bin einfach nicht mehr hingegangen. Und nachher hat der Chef mich angesprochen, was ist denn los mit dir, meine Ex-Freundin hat da angefangen und so, ja, sag doch was und

so, wir hätten doch [...] wer weiß, wie lang die da bleibt und dann hab ich gesagt, ja, tut mir leid, ich kann das net, nee, das mach ich net mit.“ (Achim)

So führt seine „Spontaneität“ immer wieder dazu, dass er impulsgesteuerte Entscheidungen trifft, die er im Nachhinein bereut oder zumindest in Frage stellt. Er findet Arbeit in einer Reinigungsfirma und arbeitet dort körperlich sehr hart. Seinen damaligen Chef beschreibt er sehr anerkennend als jemanden, der es „gepackt hat“, als einen „Fuchs“, der „es draufhat“. Achim berichtet immer wieder von Menschen, die „es draufhaben“, die zu Geld gekommen sind und sich etwas leisten können: ein eigenes Haus, eine eigene Firma etc.:

„Ja, aber das sagen wir es mal so, das ist halt net so putzen, wie man sich das vorstellt mit ner Putzfrau. Also ne Putzfrau ist ne Putzfrau. Gebäudereinigung, das ist [...] das muss auch echt sauber sein und so. Fenster machen, das ist halt Akkordarbeit, wirklich, also wir haben auch, also Subunternehmen gemacht, wir haben auch so gestrichen, Lagerhallen und so, haben wir auch gemacht. Bauentrümpfung. Wir haben bei den ganzen Flüchtlingsheimen, hier in Frankfurt Umgebung, Wetzlar, alles Mögliche. Boah, das waren Baustellen, richtige Baustellen, haben wir entrümpelt, gereinigt. Zwischenreinigung, Grundreinigung, die machen Dreck, Endreinigung. Das war geil, aber noch Fenster gemacht hat, das ist schon, das hat schon gelohnt. Der hat mir auch gezeigt, was er da so einnimmt und so, aber hat auch sehr viele Ausgaben, sehr viele Aufgaben. Der war sogar in der, von den 100 besten Gebäudereinigungen, war der, glaub ich, auf dem paarundachtzigsten Platz. Krass ne? Und es war eine kleine Firma, selbst die großen Firmen, Kramer und so was, Kramer, das sind Riesenfirmer, die waren sogar noch hinter dem, Alter. Der hat auch in Hanau sein eigenes Haus hier und so, mein Chef, mein Ex-Chef, der, der war schon korrekt. Der war mit uns auch immer Essen, Bombenchef gehabt. Der war auch so ein Fuchs, ne, die machen Dreck, er macht sauber, die machen Dreck, wir machen sauber, machen Dreck, wir machen wieder sauber. Das ist schon ein...“ (Achim)

Er verliert seine Wohnung, versucht aber trotzdem, weiter arbeiten zu gehen. Das klappt jedoch nicht wirklich, da er „auf der Straße [...] pennt“ und mit dem Zug zwischen Frankfurt und Fulda pendelt, weil ihn „in Frankfurt jeder kennt“:

„...ich hab mich so Scheiße gefühlt, ich kam da morgens früh an, Rucksack dabei, Arbeitsklamotten an, ne, ich dacht, ich verrecke. Bis mein Chef das rausgefunden hat, hat er gesagt, was ist denn mit dir los, Alter, schläfst du net oder so? Ja, ich sag, ich hab Problem, Wohnung verloren und so. Hat er mir geholfen. Hat dann immer Vorschuss gegeben, hat Hotel bezahlt. Musst ich halt zurückzahlen.“ (Achim)

In dieser Zeit verdient er „richtig Geld“; mal „einsvier“, mal „sechszehnhundert“. Selbst wenn es keine Aufträge gab, habe er „trotzdem Kohle gehabt“. Doch auch diesen Job schmeißt er irgendwann hin:

„...ich hab gekündigt, der hat die Kündigung aber gut umgeschrieben, hab ich direkt Hartz IV weiterbekommen, hab zwei Monate gegammelt, dann kam direkt ne saftige Nachzahlung, ja, jetzt, Hartz IV ist a schon Unterschicht. Jetzt hab ich halt nicht mal mehr Hartz IV, das ist ja assi, darf ich dann jeden Tag hier rumgurken, 13€ holen, dort Probleme, da Probleme und keinen interessiert's, Alter. Rein, raus, Dankeschön, wow.“ (Achim)

Dennoch sieht er dies eher „pragmatisch“:

„Bringt es ja auch nichts, darüber nachzutruern. Man muss halt weiter gucken. Kommt, ist ein Job flöten gegangen, dann kommt ein Neuer, das ist ja nicht das Problem. Arbeit gibt es ja wie Sand am Meer, aber irgendwie will man sie sich nicht suchen, ne. Ich mein, ich red auch viel, aber suchen tue ich sie nicht...“ (Achim)

Danach nutzt er verschiedene Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe, bleibt aber nirgendwo lange. Es kommt immer wieder zu Problemen und Zwischenfällen, die zum Rauswurf führen. Meistens verstößt er gegen Regeln oder Hausordnungen. Zwischen den Einrichtungen in Hanau, Darmstadt, Frankfurt oder Groß-Gerau fährt er schwarz mit der Bahn, weswegen er auch noch auf einen „gelben Brief“ wartet. Da er seine Postadresse in Frankfurt verloren habe, sei auch sein Bankkonto aufgelöst worden und damit der Dauerauftrag. Daher rechnet Achim fest damit, erneut ins Gefängnis gehen zu müssen. Von den Einrichtungen, aber auch von den Behörden ist er enttäuscht, da die „dir auch nicht“ helfen. So übernachtet er auch immer wieder bei Freunden und „Kumpels“. Teilweise klingen seine Aussagen sehr resignativ:

„Aber ich meine, die Leute müssen sich ja selber helfen, Alter, das ist ja immer so“ (Achim)

Aufgrund seiner Erfahrungen in den vergangenen Jahren sucht er auch keinen Kontakt und keinerlei Unterstützung bei den Fachkräften:

„Mit denen hab ich nicht viel zu tun, das ist ja das Problem. aber eigentlich machen, haben, haben wir, da hab ich bis jetzt nur gebabbelt wegen dem, na, wie heißt es, wegen meinen Tagessätzen, weil es ist ja erst ab, ich konnte erst am Anfang dieses Monats ziehen und dann... mehr habe ich noch net geredet. Ah, ich will net, die kommen ja net zu

mir. Ich muss ja zu denen kommen [...] Oder die warten ihr Leben lang und ich komm gar net, das kann auch passieren.“ (Achim)

Ähnlich wie Katja berichtet er über die „Leute“ in den Einrichtungen, als ob er nicht dazugehören würde. Auch Achim distanziert sich und berichtet, dass die „Leute [...] ja schon in der Schiene“ sind und an nichts mehr „Interesse“ haben. Teilweise stellt er aber diese Resignation auch schon bei sich selbst fest:

„...ich kenn mich da ja net aus, ne, ja, aber, weiß nicht, die Leute müssen ja, keiner kommt da, die Leute haben ja auch alle keine Fragen, wissen se, die Leute sind ja schon in der Schiene drin, ich merk das auch, wenn ich mit die Leute angucke, keiner hat mehr Interesse an irgendwas, ich hab ja Interesse an meine eigenen vier Wände, mein eigenen Fernsehen, meine eigene Couch, net so en Scheiß da. Ich kanns net mehr länger auf so nem Scheißstuhl und dann wundern sie sich, dass man durchdreht. Das is es Problem, ne. Das ist halt net die beste Lösung und immer rumlaufen, das geht auch nicht.“ (Achim)

So fühlt er sich teilweise bereits „unterste Schublade“, vor allem nach dem Verlust des Festbezugs. Mit Verachtung schaut er auf die älteren Wohnungslosen, die Alkohol trinken und sich „gehen lassen“, das ist für ihn „schon erbärmlich“. Geld hat einen hohen Stellenwert für Achim. So inszeniert er sich als Macher, als einer, der ständig Ideen hat, wie man an Geld kommen könne: Doppelbezug, Spielwetten, Schwarzarbeit, Leute abzocken, Handys verkaufen:

„Dann musste das erste Gehalt schon nehmen, Alter, da darfst du dann gar nix sagen, da musste dann gleich leise sein und dann direkt, wenn das Geld kommt, Alter, direkt Hotel, einfach weg, bin weg.“ (Achim)

Gleichzeitig distanziert er sich stark von den übrigen Wohnungslosen, mit denen er täglich „konfrontiert“ ist. Er versucht sich abzugrenzen vom Milieu der Wohnungslosen, bezeichnet die anderen Nutzer der Wohnungslosenhilfe als „Kollegen“; im Gegensatz zu seinen früheren Freunden in anderen Einrichtungen:

„Das sind, das sind Kollegen, Alter, das sind Kollegen, weil, ja, kann man schon teilweise sagen, weil man kennt die Leute nicht richtig, weißt du, und wenn ich jetzt en, einen guten Freund hab, weißt du was ich meine, also ich hab en besten Freund, ne, jetzt auch vor kurzem, der ist noch im Ostpark, aber ich hab mir dem jetzt nicht mehr Kontakt seitdem, halt, ne. Und dem hab ich alles, meine letztes Hemd geteilt, ich, wir sind, er bisschen breiter, ich bisschen dünner, aber der Typ ne Maschine, durch dick und dünn sind wir ge-

gangen, ohne Scheiß, wir hatten uns draußen geschlagen, keiner hat uns den anderen angemacht und so, wenn es Probleme gab, wir haben alles geklärt, Alter, das war, gabs nix, weißt du, unser letzte Salami, Alter, haben wir so gemacht, weißt du, das sind Freunde. Quasi, aber so wie hier, weißte, ja, komm hier, drehst den Rücken um, hast en Messer drin, weißt du, das ist nicht das Richtige, man merkt das, wenn man richtige Freunde hat und das hast du vielleicht im Leben... nicht so viel, weißte, aber das sind die richtigen. Und die kommen und gehen, weil manche machen ja auch Scheiße, das ist ja das Problem.“ (Achim)

Achim erzählt mir, dass das Leben mit den übrigen Wohnungslosen auf ihn „abfärbt“ und er auch schon lethargisch sei:

„...alles dreht sich nur um im selben Kreis: Anzeigen. Wohnungslos. Festmachen. Knast. Rausgehen. Festmachen. Wieder selbe Scheiße und dann? Super... Bis man da erstmal Fuß fasst, ne?“ (Achim)

Auch wenn im Gespräch mit ihm immer wieder solche Aussagen durchschimmern, sind es doch vor allem die Differenzierungen zum Wohnungslosenmilieu, die verfangen, ebenso wie die Frage, wie man schnell an Geld gelangen könne. Trotz aller Zweifel, die er immer wieder ins Gespräch streut, ist es vor allem die Bewunderung für andere, die es „gepackt haben“, wie sein Vater, sein Ex-Chef oder andere Menschen. Seine Bedürfnisse und Wünsche, denen er nachjagt, haben alle damit zu tun, wie man möglichst ohne großen Aufwand zu Geld kommen kann. Da Achim nach eigener Aussage keine Drogen konsumiert und auch nur wenig Alkohol trinkt, ist es m. E. auch keine Beschaffungsproblematik, sondern der Wunsch, einen gewissen Status erreicht zu haben und sich so von den übrigen Wohnungslosen abzuheben:

„Platte? Nee, will ich auch nicht, niemals, mhm. Dann gebe ich mir die Kugel. Und dann, ähm, dann wird ich schon was reißen, auf jeden Fall. Weil, wenn ich schon, ähm, wenn ich so tief sinken würde, dann würde ich mir auch mehr Gedanken machen, wie kommst du aus der Scheiße schnellstmöglich wieder raus, also. Das würd ich net mache, ich würd mich ned so beschämend, da, ich meine, traurig das, aber nee. Nee, nee, nee. Dann würd ich vor den Zug springen, sag ich dir ehrlich. Ich mein, ich hab Angst davor, aber lieber so als Platte. Da gehste ja kaputt. War nie mein Weg, war nie mein Ziel.“ (Achim)

Vielleicht steckt hinter seinem Verhalten aber auch der Wunsch, seinen Eltern zeigen zu können, dass er etwas erreicht hat in seinem Leben:

„Ich hatte guten Kontakt zu meinen Eltern, meine Mutter sagt auch, komm zu mir, ich hab gesagt, nee Mama, lass mich mal machen, ich krieg das schon gebacken, kaum war ich hier, Alter, kack ich jetzt ab. Ich hab seitdem kein Kontakt mehr, seitdem ich da aus raus bin, hab ich null Kontakt mehr. Ich schäme mich auch, zu den zu gehen. Die soll mal sehen, dass es bei mir vorwärts geht, aber wie denn? [...] Ich will ja auch irgendwann mal was bieten können. Meinem Bruder, meinen Eltern, Hier ich chill noch? Ja, Achim, was machst Du, großer Bruder, was machst du? Chillen, chillen, Bruder, chillen. Nee, Alter, peinlich, ganz ehrlich. Nix. Keine Option.“ (Achim)

5.4. „...ich bin so ein Mensch, wenn ich ausrast, hab ich den Tunnelblick und ich weiß nicht mehr, was ich mach...“ – Mark

Mark treffe ich ebenfalls in einer Einrichtung der Wohnungslosenhilfe. Als ich ihm die Hand gebe und zu fest zudrücke, erzählt er mir gleich, dass er Schmerzen in der Hand habe, da er aufgrund seiner Aggressionsprobleme „immer gegen die Wand“ boxe, was aber „besser wie woandersder“ sei. Mark ist neunzehn Jahre alt und seit einem halben Jahr wohnungslos. Aus „Langeweile“ und „Überforderung“, aus der heraus er nicht wisse, was er „mit sich anfangen“ solle, und den „ganzen Stress“ nehme er Drogen und gehe mit Freunden feiern. Mark wird in Rüsselsheim groß. Das Verhältnis zur Mutter ist von Beginn an angespannt, seinen Vater kennt er nicht. Mark berichtet davon, dass sein ganzes Leben eine einzige Enttäuschung sei:

„Die Enttäuschung ist eigentlich... seit ich auf der Welt bin, da. Ich kenn mein Vater nicht. Mein Onkel ist mit 24 an Drogen gestorben. Ich hab Herzprobleme auch. Seit kurzem bekommen. Irgendwie ganz komisch Herzstechen.“ (Mark)

Mark erzählt mir, dass er nie regulär eingeschult worden sei. Schon in der Vorklasse sei er aus der Schule geflogen:

„Ich war nie in der Grundschule. Ich war in der Vorklasse und dann bin ich da auch rausgeflogen. Weil ich Lese-Schreib-Probleme, ich bin Analphabet. Ich bin halt nicht wie andere Leute, ich komme halt nicht mehr mit. Das ist das Problem Und ich versuch halt, aber... dann mit dem falschen Umgang immer wieder. Dann gibt man en Fick und so. Und im Endeffekt bereut man das. Aber immer erst zu spät. Nachdem das dann schon alles passiert ist.“ (Mark)

Auch zuhause mit der Mutter und den Großeltern gibt es Probleme; seine Mutter hat häufig wechselnde Partnerschaften. Zwischen Mark und diesen kommt es immer wieder zu Spannungen, Konflikten und Eskalationen. Schließlich wird er in einer stationären Einrichtung im Ausland untergebracht:

„Die wollen auch keinen Kontakt mehr, weil ich zu viel Scheiße mach. Ich war eigentlich nie wirklich bei meiner Mutter. Paar Jahre. Ich bin nach Rumänien gekommen, ins Heim.“

(Mark)

So habe ihn der Landeswohlfahrtsverband als „schwer erziehbar“ abgeschoben:

„Weil das Jugendamt war mit mir überfordert, die haben nichts gefunden, die haben mich dann weitergegeben und dann bin ich mit dem Landeswohlfahrtsverband nach Rumänien gekommen.“ (Mark)

Mehrfach habe ich vom Verschiebebahnhof geschrieben; in den Erzählungen von Mark scheint es sich widerzuspiegeln. Er durfte in den ersten Monaten dort das Haus nicht verlassen. Dies empfindet er als Schmerzen, die er anschließend im Alkohol ertränkt:

„Das Rumänien, fremdes Land. Ich durfte die ersten paar Monate nicht raus, aber danach durfte ich raus und diese Schmerzen habe ich mir in Rumänien mit Alkohol. Ich habe mich morgens in die Bar gesetzt bis abends und hab mich dann da besoffen und bin dann so besoffen zurückgekommen, dass ich meistens nächsten Morgen die Sonne nicht sehen konnte.“ (Mark)

Doch er findet sich nicht mit der Situation ab und setzt alles daran, aus der Maßnahme ausgeschlossen zu werden – mit Erfolg:

„Weil ich ein Mensch bin, ich bleibe nicht gerne in Heimen. Ich lasse mich aus jedem Heim rausfliegen. Ich mach so viel Scheiße, bis ich auch gehe. Gut, in Rumänien hat man gesagt, geht nicht. Kann man nicht rausfliegen. Und wer fliegt da raus? Mein Betreuer hat mein Kopf durch die Wand gehauen und dann hab ich ihn durch die Wand gehauen. Und ja. Styropor ist halt nicht dick. Aber ja, passiert.“ (Mark)

Mark kommt zurück zu seiner Mutter und den Großeltern. Danach folgen mehrere Aufenthalte in der Psychiatrie:

„Kinderstation. Für die ganz Kleinen. Bis hoch. Die einzige, wo ich nicht war, war die 4 und die 5 und die 6. Die 6 erstmal, das sind so die Stationen, wo ich nicht war, aber auf den andern war ich überall. Mehrmals. Und nie wieder. Ich war immer in der Geschlosse-

nen und das ist so... geht nicht. Ich fühle mich eingesperrt, und das Eingesperrte macht mir Aggressionen. Okay, wenn ich im Knast bin, scheiß ich drauf auf dieses Eingesperrte. Das hat einen Grund, warum ich da rein muss und das versteh ich, aber diese Psychiatrie. Und das geht nicht, da kriege ich immer diese. Ich muss mich jetzt bewegen, ich muss alleine sein, sonst explodier.“ (Mark)

Im Abschluss wird er von Wohngruppe zu Wohngruppe verschoben, aber „jedes Mal werde ich rausgeworfen.“ Der Grund für die Rauswürfe sind die ständigen Regelverstöße, da er sich nicht an „Regeln halte“ und „keine Lust [...] auf diese Heimscheiße“ habe: „Heimfetzerien, Beweisen gegeneinander, untereinander“ sind an der Tagesordnung. Er berichtet von seelischen Schmerzen:

„Seelische Schmerzen. Verarscht gefühlt. Hintergangen. Beleidigung von Familie. Ich werf dich vor's Auto. Ich überfahr dich. Ich fahr dreimal über dich. Ich, warum hab ich dich überhaupt geboren, nicht direkt abgetrieben? Ich glaub, damals in der Zeitung war ja dieses mit dem Kind und dem Blumentopf. Verstümmelt. Im Blumentopf präpariert. Meine Mutter hat das damals gelesen und: Das muss ich glaub auch mal mit dir machen. Die hat mir damals mein Messer abgenommen, ja wie weiter jetzt? Wenn du dich nicht benimmst und so, stech ich mir das in den Arm. Dann erzähl ich den Bullen, dass ich das war. Und das ist so ne Respektlosigkeit vom Allerfeinsten. Ja, besonders als eigene Mutter. Und das sind diese Schmerzen, die ich in mir hab, ich arbeite selbst an denen. Und deswegen nehme ich das auch. Und ich bin so ein Mensch, ich will nicht irgendwie nochmal weggeschlossen werden, wenn ich Angst davor hab.“ (Mark)

Immer öfter wird er in Schlägereien verwickelt, beginnt oder „zettelt“ welche an. Hier kann er sich spüren und seine Aggressionen rauslassen. Er erzählt mir ausführlich von Schlägereien und Waffen, von „Einhandmessern“, „9mm“, „Schreckschuss“, „Basi“ und „Knarren“, die auf ihn gerichtet wurden, von verabredeten Massenschlägereien und davon, dass er „neun Monate Bewährung“ habe, da er seinem Stiefvater ein „Loch in den Kopf geschlagen“ habe „mit ner Zange“:

„Weil ich meinem Stiefvater, sozusagen, ein Loch in den Kopf geschlagen hab mit ner Zange. Ich hab dem sein Handgelenk kaputt gemacht, ohne Scheiß, war aufm Gericht, hab neun Monate Bewährung bekommen. Zwei Wochenenden Jugendknast. Bin nicht grad stolz drauf, aber besser so, als neun Monate direkt rein. Mir wurd vorgelesen, weil ich Lese-Schreib-Probleme hab, wurd mir auch vorgelesen, dass ich, ähm, normalerweise bis zehn Jahre bekomme, auch wegen versuchten, äh, Treburer Open Air, versuchten

Mord, was aber irgendwie auch nicht die, der Wahrheit entsprechend ist. Ich hatte ein Messer, auf zu, auf zu, früherer Kollege hat das als Bedrohung empfunden und so kamen die Bullen. Da wurd mir vom Bullen fast ins Gesicht getreten und so ein Scheiß, nur weil ich geredet hab. Muss nicht sein. Freund und Helfer, nein. Können sich direkt wieder verpissen.“ (Mark)

Neben dem Austeilen sind ihm aber auch die Nehmerqualitäten wichtig; so erzählt er mir, dass er sich auch oft einfach nur zusammenschlagen lasse:

„Ich bin ein Mensch, ich lass mich die ganze Zeit nur noch zusammenschlagen. Ich stress mich, ich geb zwei, drei Dinger, danach ist fertig, wenn ich zwei, drei Dinger gegeben hab, reicht mir schon. Die andern übertreiben es dann wieder. Es ist, dass sie dich am Kopf nehmen, auf den Boden klatschen mit dem Kopf. Auf dich eintreten, den Solarplexus treten und alles. Wo ich mir auch denk, mein Kollege, der mich zusammengeklatscht hat, der war dabei und, äh, die haben auf mich eingetreten. Ich bin jedes Mal wieder aufgestanden, mehr könnt ihr nicht? Komm, zeig doch was du kannst. [...] immer wieder aufstehen und nicht denen Pussy zeigen.“ (Mark)

Für Mark ist es ein Spüren der Schmerzen, die er in sich hat. Daher nehme er auch Drogen wie „Pep“ oder „Koks“. Daneben ritzt er sich und schlägt seine Faust oder seinen Kopf gegen die Wand. Seine Verletzungen zeigt er mir wie Trophäen. In seinem Handeln im Sinne des Aktorsinns versucht er seine seelischen Schmerzen physisch zu begreifen und „will die Schmerzen spüren“:

*„Ich will die Schmerzen spüren, ich will meine Schmerzen, die ich in mir hab, spüren.“
(Mark)*

Er „fresse Sachen gerne in“ sich. Mark legt in seinen Erzählungen großen Wert auf Werte wie Respekt und Ehre. So habe man sich früher noch „Eins gegen Eins“ getroffen, „aber heutzutage gibt’s sowas nicht mehr“. So habe er sich auch häufig geprügelt, um die Ehre seiner Tante zu verteidigen:

„...ich weiß nicht, meine Tante, das ist so... eigentlich der wichtigste Mensch gewesen. Gewesen. Bin ich halt den Stress angefangen und hab... ich hatte wegen der der genug Schlägereien. Im heim und so. Wegen, Krüppel und so, weil sie hatte ne neunzigprozentige Behinderung, hat ne Metallplatte im Rücken. Da bi nich extrem ausgerastet und jetzt kommt die zu mur und sagt, verpiss dich!“ (Mark)

Mark inszeniert sich als *harter Hund*, der austeilen, aber auch einstecken kann, als einen Mann, der Respekt vor Frauen hat und auch Freundinnen verteidigt, wenn es notwendig ist. Zum Zeitpunkt unseres Gesprächs versucht er seine Aggressionen in den Griff zu bekommen:

„Weil ich bin so ein Mensch, wenn ich ausrast, hab ich den Tunnelblick und ich weiß nicht mehr, was ich mach und ich bin grad dabei, mir selbst anzutrainieren, dann lieber an die Wand, wie mit dem Tunnelblick jemanden zu klatschen, eh. Dann, ich krieg selbst nix mehr mit. [...] Früher ja, also ich bin jetzt dabei, mich runter zu kriegen. Ich hatte die letzte Schlägerei, da wo ich zusammengewichst, weil mir die Hände festgehalten worden sind, weil ich mich nicht mehr wehren konnte, hab mir meinen Fuß wieder kaputt gemacht, bin auch nicht ganz stolz da drauf, aber was soll ich machen? Das Leben besteht nun mal aus Stress und... guten Sachen.“ (Mark)

Ein Festmachen im Haus kann er sich vorstellen, aber hierfür erhalte er keine Unterstützung der Sozialarbeiter*innen in der Einrichtung. So habe er einmal vorgeschlagen und um Unterstützung gebeten, das müsse langem, da er nicht einsieht, „das noch fünf Mal anzusprechen“. In seinen weiteren Darstellungen klingt jedoch immer wieder durch, dass er keine Unterstützung brauche, so etwa auch bei einem Entzug. Alles sei Kopfsache und man könne auch „von alleine anfangen“. Daher hält er sich auch nicht in der Einrichtung auf; sobald er seinen Tagessatz abgeholt habe, verlässt er die Einrichtung und ist mit Freunden unterwegs. Um sich etwas hinzuzuverdienen, gründet er mit Freunden eine „Verkaufsgruppe“ und verkauft Drogen:

„Also meine Jungs und ich, wir haben jetzt ne Verkaufsgruppe aufgemacht, deswegen. Wir haben alle ein Halstuch [...] wir verkaufen alle. Das geht demnächst um fünfzig Teile, vierzig Gramm Teile. Und wir wollen die alle verkaufen. Und wir wollen da jetzt in den Großhandel einsteigen, also, einfach wir wollen uns auch ein bisschen Geld nebenbei machen. Mit Teile, pep und so. Ja, die Chemikergruppe.“ (Mark)

Mark inszeniert sich als *harter Hund*, der niemanden braucht und der sein Leben im Griff hat. Auf die Sozialarbeiter*innen hat er „keinen Bock“ und lebt sein Leben am Limit. Selbstverletzendes Verhalten ist für ihn eine Art, seine seelischen Schmerzen zu kompensieren, zu spüren. Mir gegenüber tritt er auf wie ein Mitglied einer Straßengang, wie den „Bloods“ oder den „Crips“.

6. Gelingende Aneignung – auch im Gegensatz zu konventionellen Ansichten

6.1. „... heute zieh ich aus. Ich gehe in so ein Garten... quasi ne Gartenhütte“ – Maria

Maria erzählt mir zu Beginn unseres Gesprächs, dass sie sich mehr auf die Hilfe hätte einlassen müssen. Die Suche nach einer geeigneten Wohnung erschien ihr anfangs als eine einfache und lösbare Aufgabe, die sich dann jedoch nicht realisieren ließ:

„Es hätte mir geholfen, hätte ich mich, glaube ich, mehr drauf eingelassen, also mehr die Hilfe gesucht. Das war mein Fehler quasi [...] ich war zwar aktiv, aber ich hab halt alleine immer, also, ich hab alleine nach einer Wohnung gesucht und da hab ich gedacht, brauche ich nicht wirklich Hilfe. Weil, ich muss ja nur Wohnungen anschreiben und ja. Aber war vielleicht doch nicht so gut, dieses Alleine.“ (Maria)

Marias Eltern trennen sich, als sie noch ein Kind ist. Sie lebt mal bei der Mutter, mal beim Vater. Für sie ist das eine sehr unangenehme Erinnerung, da sie immer „hin und her geschubst“ worden sei zwischen den Eltern. Bei ihrer Mutter wird sie „früher immer eingesperrt“ und bekommt viel „Druck“. In der Familie gibt es einen Erziehungsbeistand nach § 30 SGB VIII mit dem Ziel, die emotionalen und sozialen Fähigkeiten zu fördern. I. d. R. knüpft die Erziehungsbeistandschaft an spezifische Probleme von Kindern und Jugendlichen an und bietet Hilfe bei der Bewältigung von Krisen, akuten Konfliktsituationen oder der Überwindung von Entwicklungsrückständen. Hierbei soll der Bezug zur Herkunftsfamilie gefördert und erhalten bleiben, so dass der Erziehungsberechtigte in die Hilfe mit einbezogen wird. Maria hält dieses Herumschubsen aber aus, bis sie vierzehn ist, dann geht sie in die Wohnungslosigkeit:

„...also meine Mutter hatte damals ein Mann, der hat mich nicht gewollt, weil ich nicht seine Tochter war. Dann wurde ich immer hin und her geschubst. Dann von meinem Vater die Freundin wollte mich nicht, weil ich auch nicht ihre Tochter bin und sie ihren Sohn dahaben wollte. Also hat sie mich rausgeworfen. Und probiert, ja, irgendwie, keine Ahnung... mich schlecht dastehen zu lassen, damit ihr Sohn hierherziehen kann, was ja auch gelungen ist [...] das waren so Kleinigkeiten. Aber... es waren eigentlich sehr viele Sachen aufeinander. So der Druck meiner Mama, dann... dass ich früher immer eingesperrt, das war so ganz viele Sachen, die, ja, aufeinander kamen, ja.“ (Maria)

Maria fühlt sich nirgendwo zuhause und wird nirgendwo akzeptiert. Sie steht ihren Eltern und deren neuen Partnern im Weg. Auf die Frage, wie sie damit umgegangen sei, antwortet sie:

„Äh, ja, gar nicht eigentlich... ich... ich hab's ausgeblendet? Ich habe immer so getan, als wäre mir alles egal.“ (Maria)

Danach lebt sie bei Freunden und Bekannten, zieht aber immer mal wieder bei ihrer Mutter und den beiden Stiefgeschwistern ein. Maria versucht sich mit der Situation zu arrangieren, geht jedoch regelmäßig wieder auf die Straße zurück, wenn das Zusammenleben für sie nicht mehr tragbar scheint. Das Verhältnis zur Mutter ist nach wie vor schwierig aufgrund der Erfahrungen und Misshandlungen in der Vergangenheit; mit ihren beiden Stiefgeschwistern versteht sie sich jedoch sehr gut. Daher kommt sie auch immer wieder zurück. Mehrere Jahre wechselt sie so zwischen ihrer Herkunftsfamilie und der Straße, bis sie schließlich im Projekt Dock#30 unterkommt. Zuletzt war sie drei Monate auf der Straße:

„...das ging so drei Monate, also dann bin ich von Freunden zu Freunden hin und her und dann kam ich hierher.“ (Maria)

Die ständige Angst vor der erneuten Wohnungslosigkeit und der Stress und Druck zuhause durch die Mutter, die Ablehnung der beiden Eltern und deren Partner führen dazu, dass sich Marias Gesundheitszustand zunehmend verschlechtert. Im Laufe der Jahre entwickelt sie eine Essstörung, die aber kaum behandelt wird. Ihr Wunsch nach Geborgenheit, nach einem Zuhause ist in diesen Jahren sehr groß:

„Das war schon nicht einfach, nee. Weil, ich wollte eigentlich nur endlich mal mich zuhause wieder fühlen und dadurch wurden auch meine Gesundheit, meine Gesundheit hat darunter mehr gelitten. Ja, das war nicht einfach.“ (Maria)

Als sie dann in das Projekt Dock#30 einzieht, scheint sich dies zu verbessern. Nach kurzem Aufenthalt bekommt sie die Zusage für eine Therapie, doch diese ist weit weg von ihren Freunden und ihren Schwestern, die noch beim Vater leben. Maria tritt die Therapie an, bricht jedoch nach kurzer Zeit wieder ab und kehrt in das Projekt zurück:

„...mein Ziel war eigentlich, eine Therapie zu machen und von da aus eine eigene Wohnung. Ja, die Therapie, da war ich zwar, die habe ich nach zweieinhalb Wochen, glaube ich, abgebrochen. Da es mir da nicht so gut ging. Ja, damit hat sich das alles ein bisschen, naja, geändert [...] mir ging es nicht so gut, da das auch so weit entfernt war und dadurch konnt ich mich nicht wirklich drauf einlassen. Dann habe ich mit den Ärzten ausgemacht, dass es keinen Sinn macht. Ich will auch noch mal eine Therapie bei mir in der Nähe suchen und so...“ (Maria)

Die Erkrankung ist auch der Grund dafür, dass sie eine Ausbildung abbrechen muss. Aufgrund der Einschränkungen ist sie nicht in der Lage, den Anforderungen nachzukommen. Gemeinsam einigt man sich auf einen Aufhebungsvertrag:

„Eine Ausbildung habe ich... dann musste ich einen Aufhebungsvertrag unterschreiben, da es mir nicht gut ging. Tja. Ich hätte noch ein Jahr vor mir gehabt, dann wäre ich fertig gewesen. [...] Also, ich hatte da schon Spaß dran, aber jetzt hab ich einfach, glaube ich... ich glaub, das ist nichts mehr für mich. Ich will auf jeden Fall dieses eine Jahr noch zu Ende machen, dann habe ich nämlich meine Ausbildung. Das wäre sonst schade, also zwei Jahre weggeworfen. Umsonst. Aber danach würde ich, glaube ich, da nochmal in eine andere Richtung gehen.“ (Maria)

Auf die Frage, ob ihr eine eigene Wohnung oder Bleibe helfen würde bei der Lösung ihrer Probleme, antwortet Maria mit „die meisten, ja“. Maria verlässt das Projekt Dock#30 kurz nach unserem Gespräch und zieht zunächst in eine Gartenhütte ihrer Tante. Teilweise hat Maria auch Angst vor der Zukunft, ist dennoch froh, dass sie einen Ort hat, wo sie sich „auch mal zurückziehen“ und ihre „Sachen [...] unterbringen kann“. Auch wenn es keine dauerhafte Lösung darstellt, so ist es doch zunächst eine Möglichkeit, unterzukommen und vieles von dem „aus[z]ublenden“, was sie in der Vergangenheit belastete. Dennoch scheint dieser Schritt zunächst weit von ihren formulierten Zielen „Therapie abschließen, eine eigene Wohnung zu haben, dann wieder arbeiten zu gehen“ entfernt zu sein, bietet aber eine Möglichkeit, Raum anzueignen, und stellt m. E. eine *gelingende Aneignung* dar. Maria erzählt mir zwar auch, dass sie nach wie vor eine Therapie machen möchte, um an ihren Problemen zu arbeiten, aber

„ich suche immer noch, also [Name der Fachkraft; d.Verf.] und ich haben ganz viele Psychologen rausgesucht, aber da ist halt so eine lange Liste, also ich wär jetzt auf ganz vielen Listen, nur, das kann dauern...“ (Maria)

Vieles von dem, was Maria in den letzten Monaten getan hat, scheint nur bedingt nachvollziehbar zu sein: die wiederholte Rückkehr zu ihrer Mutter und den Stiefgeschwistern, der Abbruch der Therapie, die Nichtinanspruchnahme der Hilfen im Dock#30, der Auszug in die Gartenhütte der Tante. Ihre Handlungen legen die Vermutung nahe, dass ihr der Kontakt und die Nähe zu den Geschwistern und den Stiefgeschwistern, zur Mutter und dem sozialen Umfeld so wichtig sind, dass sie dafür auch Entscheidungen trifft, die für Außenstehende nicht nachvollziehbar scheinen. Der Aktorsinn ist aber m. E. deutlich erkennbar und deutet auf eine subjektiv *gelingende Aneignung*, auch wenn dadurch die Probleme nicht gelöst werden können, die Maria begleiten.

6.2. „...und, äh, sie akzeptiert es halt so. Sie ist auch nicht begeistert, ihr wär's lieber, wenn ich auch arbeiten gehen würde und sowas...“ – Tobi

Als ich Tobi treffe, ist er einundzwanzig Jahre alt und wohnungslos. Überwiegend verbringt er seine Tage und Nächte bei seiner Freundin. In der Einrichtung der Wohnungslosenhilfe, in der wir uns treffen, ist er eigentlich nur, um seine Tagessätze zu ziehen. Er wächst zunächst bei seiner Mutter auf, sein Vater ist ebenfalls seit mehreren Jahren wohnungslos. Die Schule verlässt er ohne Abschluss und beginnt schließlich eine Tätigkeit bei einem Logistikunternehmen als Lagerist:

„...das war dann auch, weil ich keinen Abschluss in der Schule hatte, weil ich vorher von der Schule geflogen bin, ähm, war das in der Zeitarbeitsfirma als Lagerist.“ (Tobi)

Ein weiterer Schulbesuch ist für ihn damals keine Option, da er sich das nicht „zutraut“, und auch eine Ausbildung findet er nicht:

„Das war halt zu der Zeit, dann weil ich dann erstmal so Ausbildungsmäßig gar nix gefunden hab und die ganze Zeit auf der Suche war und Schule wollte ich einfach nicht weiter machen, weil ich selber von mir eigentlich weiß, dass das nicht wirklich klappt bei Schule, dann setze ich mich dann die ersten paar Wochen, wenn's anfängt noch total begeistert und so, aber bei Schule verlier ich sehr schnell die Motivation.“ (Tobi)

Zunächst läuft das mit der Arbeit ganz gut. Er arbeitet im Schichtsystem: Frühschicht, Spätschicht, Nachtschicht, und auch an den Wochenenden muss er teilweise arbeiten. Aber dann hat er immer öfter Probleme, zur Arbeit zu gehen, macht häufiger „blau“ und geht stattdessen mit seinen Freunden feiern:

„Mhm, weil ich die Arbeitsstelle vom, äh, verloren hab, weil, weil ich, mhm, Probleme mit hatte, auf die Arbeit zu gehen, wenn ich dann immer Spätschicht so hatte, weil mir das dann damals doch wichtiger war mit meinen Freunden eher wegzugehen und so.“ (Tobi)

Aus diesem Grund gibt es immer öfter Ärger und Streit zwischen seiner Mutter und ihm. Er erhält eine erste, zweite und auch eine dritte Abmahnung seines Arbeitgebers, die er „nie wirklich ernstgenommen“ hat, und schließlich die Kündigung. Zu dieser Zeit hat Tobi auch einen „Betreuer vom Jugendamt“, der ihn „dreimal die Woche für zwei Stunden immer besucht hat“. Wahrscheinlich handelt es sich auch hierbei um einen Erziehungsbeistand nach § 30 SGB VIII. Tobi hat noch einen kleinen Bruder, der zu dieser Zeit ein knappes Jahr alt ist. Schließlich wirft ihn seine Mutter aus der Wohnung, als er seine Arbeitsstelle verliert:

„dann Arbeitsstelle verloren und meine Mutter nicht so begeistert von gewesen und mich dann direkt rausgeschmissen [...] Also abends bin ich dann, morgens beziehungsweise heimgekommen und hab dann noch en paar Stunden geschlafen und dann morgens oder mittags eher, so um Zwölfe hat se mich dann rausgeschmissen, als se dann erfahren hat.“ (Tobi)

Zunächst schlägt er sich durch, indem er bei Freunden übernachtet, bis er schließlich wieder Kontakt zu seinem Vater aufbaut, der ebenfalls wohnungslos ist. Trotzdem hat er Glück und ist immer „irgendwo untergekommen“, ohne, dass er auf der Straße schlafen muss. Sein Vater zeigt ihm verschiedene Einrichtungen und unterstützt ihn in der ersten Zeit seiner Wohnungslosigkeit. Die beiden sind häufig zusammen unterwegs:

„...mein Vater ist halt selber obdachlos und der war hier im Haus und so hab ich halt das Haus auch kennengelernt. Als ich dann mal auf die Straße gekommen bin, erstmal zu meinem Vater und der hat mir dann hier so in der Umgebung die ganzen Häuser gezeigt und bisschen was einfach erzählt.“ (Tobi)

Eine eigene Wohnung wäre schon etwas, was er sich wünschen würde; doch die Aussichten auf eine eigene Bleibe sind sehr gering, davon ist Tobi überzeugt. Er kennt einige ehemalige Wohnungslose, die in der Nähe eine Wohnung gefunden haben. Hierbei handelt es sich meist um die „einschlägigen Adressen“ in der näheren Umgebung. Doch bevor er dort einziehen würde, bleibt er lieber auf der Straße:

„...wenn ich mal bei Freunden oder so bin, die Wohnungen anguck und dann wirklich Kakerlaken die Wände lang krabbeln, so, also [...] nee, überhaupt net... eigentlich so im Haus will ich mich gar nicht großartig aufhalten, wenn ich mir die Wohnungen da so anguck, dann, nee...“ (Tobi)

So übernachtet er auch weitestgehend bei seiner Freundin, die er über gemeinsame Freunde aus dem Wohnungslosenmilieu kennengelernt hat. Auch wenn sie es lieber sehen würde, dass er „auch arbeiten gehen würde“, akzeptiert sie seinen Lebensstil. Die Mutter seiner Freundin „duldet“ ihn zwar, ist jedoch „net so begeistert“ von der Beziehung. Da sie aber „eigentlich großteils nur arbeiten“ geht, gibt es wenig Berührungspunkte zwischen ihm und der Mutter seiner Freundin:

„Vorteil ist halt, sie sieht mich auch nicht oft. Sie ist eigentlich nur Arbeiten. Sie kommt dann abends so um zehn dann irgendwann heim und geht dann meistens direkt ins Bett und so.“ (Tobi)

Die Zeiten der Tagessatzauszahlung strukturieren seinen Alltag weitestgehend. So muss er morgens vor zehn Uhr seinen Personalausweis einwerfen, damit er dann ab elf Uhr seinen Tagessatz ziehen kann. Meist dauert dieses Procedere fast zwei Stunden bis ca. halb zwölf:

„...wenn ich überleg, wenn ich bei meiner Freundin schlaf oder so, bin ich meistens um halb zehn da, werf mein Ausweis ein, muss immer nochmal eineinhalb Stunden unten dumm dasitzen, warten, bis es erstmal anfängt, die Auszahlungen.“ (Tobi)

Danach trifft er sich mit Freunden und verbringt seinen Tag mit diesen in Darmstadt und fährt am späten Abend wieder zu seiner Freundin. Fast jeden Tag fährt er mit der Bahn, um seine Freunde von früher zu treffen:

„...also so jetzt bei meiner Freundin, wenn ich da jetzt nicht bin, fahr ich meistens nach Darmstadt und treffe mich mit Freunden einfach von früher noch und so [...] eher so, wo ich täglich bin [...] fast täglich, also jetzt nicht jeden Tag, aber so sechs Mal die Woche eigentlich bestimmt.“ (Tobi)

Dass er nur von seinem Tagessatz lebt, schränkt ihn in seiner Wahrnehmung stark ein; mit fast vierzehn Euro am Tag ist es schwierig, „über den Tag“ zu kommen. Daher ist Tobi froh, dass er keinen Alkohol trinkt, seit er zuhause rausgeflogen ist. Aber auch das Rauchen ist teuer und gelegentlich ist er mit Freunden unterwegs, „mal ein Joint rauchen“. Daher fährt er auch immer „schwarz“ mit der Bahn nach Darmstadt. Somit hat er häufig das Gefühl, dass er nicht an der Gesellschaft teilhaben und sich Dinge, die er sich wünscht, nicht leisten kann:

„Ist halt immer Scheiße, wenn man dann kein Geld mehr einstecken hat oder so. Überall sind halt die ganzen Geschäfte und man sieht es so [...] Also ab und zu, wo ich mir wirklich denk, ‚des ist doch Scheiße!‘, das hätt ich jetzt wirklich mal gern und ich renn mit zehn Euro in der Tasche rum und so.“ (Tobi)

Es ist vor allem der öffentliche Raum, den er mit seinen Freunden aneignet. Damit er nicht auffällt oder negativ wahrgenommen wird, legt Tobi großen Wert auf sein Äußeres. Auch der Entschluss, keinen Alkohol mehr zu konsumieren, hängt mit seinen Erfahrungen in Bezug auf die älteren Wohnungslosen zusammen, die „sich halt gehen lassen“ und nicht mehr wissen, „was sie den ganzen Tag über machen sollen“:

„Wir treffen uns meistens, laufen einfach ein bisschen durch die Stadt und so, reden die ganze Zeit [...] es kommt halt meistens dann auch drauf an, wie man sich geben tut oder so. Ich mein, wenn Leute auf dem Boden rumsitzen und betteln oder so, das ist halt meistens unerwünschter als... wir laufen ja wirklich einfach nur dauerhaft eigentlich in Bewe-

gung, laufen rum und sprechen nur miteinander. Sprechen auch keine Leute großartig an oder sowas.“ (Tobi)

Gelegentlich besucht er seine Mutter und seinen kleinen Bruder, der inzwischen vier Jahre alt ist. Das Verhältnis zu seinem Bruder ist für ihn wichtig und er freut sich, wenn er „alle zwei, drei Monate mal“ hinfährt. So versucht er auch das Leben, welches er heute führt, mit dem Leben, welches er früher geführt hat, zu verbinden. Neben dem Kontakt zu seiner Mutter und seinem Bruder sind es vor allem seine Freunde von früher, mit denen er sich täglich trifft. Hier hat er auch mit Vorurteilen zu kämpfen, die manche gegenüber Wohnungslosen haben:

„...ein paar meiner Freunde, für die ist das dann doch komisch auch, wenn ich jetzt mal andere Leute von hier, also wo ich in solchen Einrichtungen kennengelernt hab, wenn ich mit denen zum Beispiel nach Darmstadt gefahren bin. Da fanden sie es dann doch schon manchmal so ein bisschen komisch. Aber mittlerweile kennen die sich eigentlich auch alle [...] also manchmal sind es halt die Vorurteile dann.“ (Tobi)

6.3. „Wer weiß bei mir? Bei mir ist wie bei ner offenen Tür. Tag der offenen Tür“ – Jamie

Ähnlich ist auch Jamies Tag strukturiert; auch er ist wohnungslos, als ich ihn treffe. Und auch er meidet die Übernachtungsmöglichkeiten der Wohnungslosenhilfe, im Gegensatz zu Tobi schläft er allerdings draußen und macht „Platte“. Er formuliert auch sehr viel klarer als Tobi, was er tagsüber macht: „Mhm... eigentlich gar nix!“. Jamie wird in Deutschland geboren. Seine Mutter ist Deutsche und sein Vater ein amerikanischer Soldat, der in Deutschland stationiert ist. Seine Kindheit ist alles andere als „normal“. Durch den Beruf seines Vaters muss die Familie, Jamie hat noch einen jüngeren Bruder, alle zwei Jahre umziehen. So ist es für ihn auch schwierig, Freunde zu finden oder tragfähige Beziehungen aufzubauen:

„Wie soll ich sagen, äh, Freunde von früher? Ich bin alle zwei Jahre umgezogen. Was für Freunde? Für mich sind das keine Freunde. Wenn man alle zwei Jahre umzieht? Für mich sind das einfach nur Bekanntschaften. Manche kenne ich seit zehn Jahren, aber ist ja nicht deine Freunde, wenn man sich dann einmal oder zweimal im Jahr sieht und deswegen sind sie für mich keine Freunde, sind nur Bekanntschaft.“ (Jamie)

Aber nicht nur die ständigen Umzüge haben sich negativ in seinem Kopf „eingebrannt“. Als er fünf Jahre alt ist, versucht sein Vater ihn „abzuhärten“:

„Kindheit war ja auch der Fall. War ja noch schlimmer. Die Kindheit. Mein Vater hat mich ja mit fünf in den Wald geworfen. Überlebenstraining. Eine Woche lang [...] der war ja bei der Army und der wollte mich ja quasi ausbilden, dass ich auch zu der Army gehe, aber ich hatte darauf keine Lust gehabt, wo ich älter geworden bin. Und darum hat mich halt ausgebildet [...] der gar quasi ein Kilometer entfernt und hat auf mich aufgepasst. Und ich hab das ja quasi als Fünfjähriger net gewusst. Ja, mein Vater hat mir damals beigebracht mit vier, was ich alles im Wald essen darf und was nicht. Ja, dann hat er mich halt mit fünf reingeworfen. Und hat geguckt, wie ich da eine Woche überlebe.“ (Jamie)

Nach diesen ganzen Vorkommnissen fühlt er sich manchmal ziemlich „durchgeknallt“. Als er älter ist, trennen sich seine Eltern und sein Vater geht zurück in die USA. Es folgen mehrere Aufenthalte in der Kinder- und Jugendpsychiatrie. Seine Mutter hat wechselnde Partner, mit denen er sich mal besser, mal schlechter versteht. Als er dann zwölf, dreizehn Jahre alt ist, fängt er an, die Schule zu schwänzen:

„Daheim hat's komplett nicht geklappt, weil, ich hab ja angefangen, mit dreizehn Schule zu schwänzen, schwänzen [...] weil ich ja quasi gar kein Bock mehr auf die Schule hatte. Da bin ich raus aus dem Elternhaus und bin vom Kellerfenster wieder rein und hab mich wieder ins Bett gelegt.“ (Jamie)

Seine Mutter merkt zunächst nichts von seinem Verhalten, wird aber dann durch einen Brief der Schule aufmerksam. Zwischen Jamie und dem damaligen Freund der Mutter kommt es immer wieder zu Auseinandersetzungen und größeren Konflikten, die sich nicht auflösen lassen. Das Jugendamt wird involviert. Schließlich wird er mit vierzehn Jahren in einer stationären Einrichtung untergebracht:

„Ja und dann bin ich ja ach irgendwann ins Heim gekommen, weil ich dann mit meiner Mutter ihr Ex-Freund Stress gemacht habe. Bisschen geht immer. Und dann war ich drei Jahre im christlichen Jugenddorf.“ (Jamie)

Während des Heimaufenthaltes macht er seinen Hauptschulabschluss und beginnt eine Ausbildung zum Schreiner, die er auch abschließt. Dann kommt es kurz vor seinem achtzehnten Lebensjahr zu einem Vorfall, der sein Leben weiter verändert. Es kommt zu einem Streit mit einem anderen Mann, der Streit eskaliert und Jamie wird wegen schwerer Körperverletzung angeklagt. Vor der Gerichtsverhandlung besucht er eine „Anti-

Aggressionsgeschichte“, die knapp sechs Monate dauert. Dies soll sich positiv auf die Gerichtsverhandlung auswirken, doch wird „nicht anerkannt vom Gericht“:

„Er hat mir eine gegeben und ich hab dann halt beendet, genau [...] nach der Ausbildung habe ich ihn halt umgehauen und dann bin ich reingegangen [...] Ich bin dann achtzehn geworden, wo ich reingekommen bin. So und zuerst war ich Jugendbau und dann bin ich nach Zeit dann in Erwachsenenvollzug gegangen, weil die im Jugendbau keine Lust mehr auch mich hatte. Ja, da hab ich auch Scheiße gebaut. Da wurd ich dann verlegt nach Frankenthal und dann habe ich da meine Restzeit abgesessen. [...] Da hab ich meine drei Jahre und elf Monate komplett abgehockt.“ (Jamie)

In dieser Zeit versucht er „komplett alles aus[zu]blenden“, so dass die Zeit in seiner Wahrnehmung „sauschnell“ rumgeht. Nach der Entlassung hat er weitere Auflagen. Er bezieht eine Wohnung bei seiner Mutter im Haus, für die er Miete zahlt. Über die Unterstützung der „Führungsaufsicht“ kann er eine Umschulung zum Baumpfleger machen und findet auch schnell Arbeit als Landschaftsbauer. Doch es kommt schnell wieder zu Konflikten mit der Mutter:

„So und ich habe ja denen monatliche Miete gegeben. War alles kein Problem. Ich hatte ja Arbeit gehabt und irgendwann haben sie monatlich die Miete aufgestockt, dass ich dann irgendwann bei achthundert Euro war für Zwei-Zimmer-Küche-Bad. Hab ich gedacht: ‚Hier oben, Ihr habt sie doch nicht mehr alle.‘ Und darum haben wir dann jeden Tag gestritten, weil ich es einfach nicht mehr eingesehen hab. Weil die dann, äh, gemeint haben, sie müssten unten den Waschraum zuschließen. Musste denen dann immer Bescheid sagen, wann ich waschen will. Da hab ich mir auch gedacht: ‚Wo bin ich denn hier? Dann kann ich auch gleich wieder in den Knast gehen!‘“ (Jamie)

Er lernt eine Frau kennen, die in der Nähe von Bonn wohnt. Nach kurzer Zeit zieht er zu dieser und macht sich als Garten- und Landschaftsbauer selbständig. Es läuft alles „ziemlich gut“ und die beiden kaufen eine Eigentumswohnung, doch es kommt zum Bruch der Beziehung. Jamie schildert das alles sehr sachlich im Nachhinein:

„Und nach ner Zeit haben wir uns getrennt und ich hab zu ihr gesagt, sie kann die Wohnung und alles behalten. Ich geh lieber auf die Straße, anstatt eine Frau auf die Straße zu schicken. Das ist ja meine Eigentumswohnung, ja, die hab ich damals, wo ich mit meiner Ex-Freundin zusammen war, hab ich das, war ich ja selbständig als Garten- und Landschaftsbauer. So und dann haben wir uns getrennt und da hab ich gesagt, behalt die Wohnung. Das ist ja Eigentumswohnung, hab dann meiner Oma die Wohnung über-

schrieben. Weil, wenn ich auf der Straße bin und ich hab ja dann ein Einkommen quasi. So habe dann meiner Oma die Wohnung überschrieben. Dass ich dann überhaupt Tagessatz bekomme.“ (Jamie)

Durch die Beziehung zu seiner damaligen Freundin geht das Verhältnis zu seiner Mutter „komplett in die Hose“. Schon der Wegzug nach Bonn sei ein Problem für sie gewesen. Da er in Bonn aber nicht ständig seiner „Ex entgegen laufen“ will, zieht er wieder in das Rhein-Main-Gebiet. Er kommt zunächst bei seinem Bruder unter, aber das funktioniert nur eine kurze Zeit:

„Schau, ich hab mich ja von meiner Ex getrennt, ja, dann bin ich dann, mein Bruder zur Zeit untergekommen dann. Aber das ist dann quasi auch es...eskaliert, wegen seiner Freundin, weil ich hab die gehasst, die hat mich gehasst und des war net gut [...] und dann habe ich gesagt, nee, dann geh ich lieber auf die Straße, da hab ich wenigstens meine Freiheiten. Da kann mir niemand was verbieten.“ (Jamie)

Nach dem Auszug gibt es gar keinen Kontakt mehr zu seiner Familie. Dafür sei er einfach „zu stolz“. Jamie landet auf der Straße und holt sich seine Tagessätze. Er schläft draußen, macht Platte. Auch wenn er sich ordentlich kleidet, damit er nicht auffällt und nicht „als Obdachloser auftauchen“ will, legt er sich „ständig mit anderen“ an, provoziert, nimmt Drogen und hat Spaß daran:

„... Koka, Hero, Pep gezogen und dann hab ich noch Gras geraucht. Hauptsache Spaß gehabt. Nämlich als Obdachloser, was willst Du auf die Straße machen? Einfach nur dumm rumhocken und dein Bierchen trinke? Nee, da hab ich lieber meinen Spaß und ziehe mir irgendwas rein, dann hab ich quasi den Späßeffect [...] Ich bin dann öfters alleine unterwegs gegangen und meinen Spaß gehabt, quasi. Und hab die Leute einfach nur ausgelacht, ja, wenn ich irgendwas genommen hab, dann schikanier ich die Leute.“ (Jamie)

Dadurch kommt es auch häufig zu Problemen in den Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe, in vielen Häusern hat er Hausverbot. Die Regeln in den Häusern kann er nur schwer akzeptieren, vielmehr macht er gern seine „eigenen Regeln“. Jamie bezeichnet sich selbst als „Einzelgänger“, der ungern mit anderen Menschen unterwegs ist und auch niemandem traut:

„Ich bin eher Einzelgänger, quasi. Wenn ich mit Leuten unterwegs bin, einer macht dumm und darauf hab ich kein, gar keine Lust, Stress zu machen oder so. Da, da bin ich lieber alleine. Ich schieb auch alleine Platte, weil ich einfach auf die Leute gar keine Lust hab. Dann, dann kann ich ja quasi bei meinen Elternbleiben, weil es da dann auch wieder

Stress gibt. Es gibt immer Stress, egal mit welchen Leuten man unterwegs ist. Ich vertraue [...] quasi net so viele Menschen. Ich vertraue eigentlich gar keiner. Nämlich mein Sprichwort war immer so: „Für was soll ich andere vertrauen, wenn ich mir selber nicht vertrauen kann?“ (Jamie)

Unterstützung erwartet er von den Fachkräften der Einrichtungen nicht, da die Voraussetzungen nicht vorhanden sind: fehlende Meldeadresse, angespannter Wohnungsmarkt, lückenhafter Lebenslauf. Teilweise wäre es seiner Meinung nach ohne Fachkräfte auch einfacher, da „gar keiner Stress machen“ würde in den Einrichtungen. Jamie scheint sich mit seiner Situation abgefunden zu haben und ist „eigentlich immer gut gelaunt“. Er lebt sein Leben weitestgehend autark; außer dem Bezug von Tagessätzen und den sanitären Anlagen nutzt er keine weiteren Angebote der Wohnungslosenhilfe. Vieles von dem, was angeboten wird, sieht er kritisch: Teilweise sei es „Abzocke“, teilweise helfe es ihm nicht wirklich:

„...es kommt mir manchmal so vor, dass das Essen Spende ist. Ja und die verkaufen die Spende für zwei Euro. Das denk ich. Und warum soll ich für Spendenessen bezahlen? Für was? [...] Waschmaschine? [...] ich bezahl hier keine drei Euro zum Waschen, da bin ich viel zu geizig!“ (Jamie)

Jamie hat, noch ausgeprägter als Tobi, keine Pläne oder Ziele. Für ihn wäre es okay, wenn er auch weiterhin auf der Straße leben würde. Auf die Frage, wo er sich in fünf Jahren sieht, antwortet er sehr emotionslos:

„Ähm, wenn ich alles auf die Reihe bekomme, vielleicht in ner Wohnung oder wieder auf der Straße, komm immer drauf an [...] alles okay bei mir. Bei mir ist es relativ egal. Vielleicht bin ich auch fünf Jahre im Knast. Wer weiß bei mir? Bei mir ist wie bei ner offenen Tür. Tag der offenen Tür.“ (Jamie)

Eidesstattliche Versicherung

Hiermit versichere ich an Eides statt durch meine Unterschrift, dass ich die vorliegende Dissertation mit dem Titel „Wunsch(t)räume – Sozialpädagogisches Ortshandeln in der Arbeit mit jungen erwachsenen Wohnungslosen – auf der Suche nach Räumen der Repräsentationen“

1. selbständig und ohne unerlaubte fremde Hilfe verfasst,
2. dass alle wörtlich oder sinngemäß aus veröffentlichten Schriften entnommene Textstellen und alle Angaben, die auf mündlichen Auskünften beruhen, als solche kenntlich gemacht sind,
3. dass ich die vorliegende Dissertation noch nicht veröffentlicht habe,
4. dass ich die Dissertation noch nicht als Prüfungsarbeit für eine staatliche oder andere wissenschaftliche Prüfung eingereicht habe,
5. dass ich noch kein Promotionsgesuch gestellt habe,
6. dass ich die gleiche, eine in wesentlichen Teilen ähnliche oder eine andere Abhandlung nicht bei einer anderen Hochschule als Dissertation eingereicht habe,
7. dass mir die geltende Promotionsordnung des hochschulübergreifenden Promotionszentrums Soziale Arbeit der hessischen Hochschulen für Angewandte Wissenschaften Hochschule Darmstadt, Hochschule Fulda, Frankfurt University of Applied Sciences und Hochschule RheinMain bekannt ist und
8. dass ich die Grundsätze zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis eingehalten und beachtet habe.

Ich versichere an Eides statt, dass ich die vorgenannten Angaben nach bestem Wissen und Gewissen gemacht habe und dass die Angaben der Wahrheit entsprechen und ich nichts verschwiegen habe. Ich bin mir dessen bewusst, dass eine falsche Erklärung rechtliche Konsequenzen haben wird.

Oppenheim,

Unterschrift